

*Der Salon für Literatur, Kunst  
und Gesellschaft*

1804-65



FOUNDED  
Hackley Public Library.  
MUSKEGON, MICHIGAN  
MAY 25<sup>TH</sup> 1888.

# Der Salon

für Literatur, Kunst und Gesellschaft.

---

Herausgegeben

von

**A. G. Payne.**

Band I. 1889.

---

Leipzig-Neuditz,  
Verlag von A. G. Payne.  
1889.

N. Campus

AP

30

.S17

1839

v.1

Hackley Public Library

15426

## Inhalt des ersten Bandes.

	Seite
Das schöne Wälderkind. Ein Lebensbild von Benno Rüttenauer . . . . .	1
Eine unbekannte Volksliteratur. Von Gustav Karpeles . . . . .	18
Bilder aus West-Sibirien. Von Dr. Hermann Kosloschny . . . . .	32
Quierhänden. Novelle von T. Tschürnan . . . . .	48
Theodor Storm. Von F. Admussen . . . . .	69
Unwiderstehlich. Gedicht von A. von Reichenau . . . . .	76
Die Berliner Kunstausstellung. Von Robert Niede . . . . .	77
Lied. Von Rudolf Knusfert . . . . .	89
Aus Oesterreich. Reise Skizze von * * * . . . . .	90
Jagdglück. Eine Sportgeschichte. Von Waldemar Stropp . . . . .	121
Nachklänge an Bayreuth. Von Ferdinand Fohl-Keipzig . . . . .	134
Das moderne nordische Drama. Von Joh. Petersen . . . . .	155
Ein Vogel. Gedicht von Benno Rüttenauer . . . . .	167
Eine vornehme Heirat. Von Fubwig Halseby . . . . .	168
Fagertleben in den Prärien. Von A. S. P—n . . . . .	188
Im Walde. Gedicht von D. Saul . . . . .	205
Ein Literaturhistoriker. Von Max Vogler . . . . .	206
Meertraum. Gedicht von Hermann Hirschfeld . . . . .	211
Die Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung in Wien. Von Max v. Weisenthurn . . . . .	212
Der Thau. Gedicht von Rudolf Knusfert . . . . .	218
Das Kaiserengelpeus. Humoreske von Karl Georges . . . . .	241
Die Bergquelle. Gedicht von Frida Schwab . . . . .	269
Ernst von Wildenbruch als dramatischer Dichter. Kritische Studie von Ernst Drausewetter . . . . .	270
Die letzten Tage Voltaire's. Von Richard George . . . . .	292
Menschenbum. Gedicht von Alfred Friedmann . . . . .	299
Taube Blüten. Von Clara Müller-Golberg . . . . .	300
Messalina. Gedicht von Hermann Hirschfeld . . . . .	324
Ueber Fremdwörter. Von Dr. Karl Pauli . . . . .	325
Photographien aus dem Offiziersleben. Von A. von Gersdorff . . . . .	361
Frida von Schly. Von Anna Föhn-Siegel . . . . .	369
München im Jahre 1888. Von Adolf Fleischmann . . . . .	392
Eine Weiberlaune. Von Natalie Gluth . . . . .	404
Karl Guglow und das Guglow-Denkmal. Von Dr. Adolph Rohut . . . . .	422
Zu dienen der Kunst. Gedicht von Wilhelm Arent . . . . .	428
Admont. Von A. C. H. Röttinger . . . . .	429
Eine Mutter. Nach dem Dänischen von A. Steenbuch . . . . .	435
Zauber der Weidenacht. Gedicht von Wilhelm Arent . . . . .	452
Auf Capri. Plaudereien von Anton Andrea . . . . .	481
Friedrich Hölderlin. Ein Lebensbild von Dr. Emil Traut . . . . .	491
Charon. Gedicht von Tautippus . . . . .	507
Reisebilder aus dem Südosten Europas. Von Irma von Toll-Dorostjani . . . . .	509
Eine Frauenhand. Von Baronin Gildern . . . . .	525
Leftung in Berlin. Eine Studie von C. Frog . . . . .	553
Der Schreiber. Novelle von Hermance Folier . . . . .	559
Wien — 1888. Von J. . . . .	567
Alt und Jung. Von W. Kalmar . . . . .	572
Vor der Scheidung. Novelle von Eduard Müller . . . . .	601
Die drei Verbrecher. Gedicht von Benno Rüttenauer . . . . .	612
Reisebilder aus dem Südosten Europas. Von Irma von Troll-Dorostjani (Schluß). . . . .	613

	Seite
Ein Genosse und Maler der Genies. Von Dr. Adolph Rebut . . . . .	630
Mumenschanz. Gedicht von Richard George . . . . .	641
Der Vater des modernen Klavierspiels. Von A. von Winterfeld . . . . .	642
Marianela. Novelle von Perez Galdós. Dem Spanischen nachgezählt von Emil Jonas . . . . .	649
Henriette Herz. Von Richard George . . . . .	668
Aus alter Zeit der Fischerei . . . . .	678
Es war ein Traum! Von A. Engel . . . . .	684
An Adalbert Matkowsky. Von W. Arnt . . . . .	693
Die Soffioni. Von P. Petersen . . . . .	694
Am Kamin . . . . .	96. 219. 333. 453. 586. 699
Neueste Moden . . . . .	113. 233. 353. 473. 593. 709

## Kunstblätter.

Stillbergnügt. Nach einem Originalgemälde von Mathias Schmid.	In der Christnacht. Nach einer Originalzeichnung von Wilhelm Grögler.
Auf Recognoscirung. Nach einem Originalgemälde von Theodor Weidmayer.	Karl Gupfrows Porträtbüste vom Gupfrow-Denkmal in Dresden.
Wie Du mir, so ich Dir! Nach einem Originalgemälde von C. Reichert.	Gespensergeschichten. Nach einem Originalgemälde von Alfred Seifert.
Ansicht von Salzburg.	Murillos „Unbefleckte Empfängniß“.
Dirndl und Dachserl. Nach einem Originalgemälde von Adolf Eberle.	Vor der Soirée. Nach einem Originalgemälde von Fr. Sonderland.
Allein zu Haus. Nach einem Originalgemälde von Th. Kleehaas.	So zielt ich! Nach einem Originalgemälde von Adolf Eberle.
Unentschieden.	Die Verblüfften. Nach einem Originalgemälde von Max Liebling.
Die Vestalin.	Einen Gruß an deinen Herrn. Nach einem Originalgemälde von Carl Kahler.
Sonnenuntergang. Nach einem Originalgemälde von R. Reinecke.	Männertreu. Nach einem Originalgemälde von Jac. Leisten.
Eine Novität. Nach einem Originalgemälde von S. Kotschenreiter.	Neuigkeiten. Nach einem Originalgemälde von Heinr. Lossow.
Ein Frieschen. Nach einem Originalgemälde von S. Kotschenreiter.	Gemsen auf der Flucht vor dem Adler. Nach einem Originalgemälde von Moritz Müller.
Mutter und Kind. Nach einem Originalgemälde von S. Laeberenz.	
Neujahrs-Bilder. Nach einer Originalzeichnung von Wilhelm Grögler.	





Stillvergnügt.

Nach einem Originalgemälde von Matthias Schmid.

50  
1/2



## Das schöne Wälderkind.

Ein Lebensbild von Benno Rüttenauer.

### I.

**M**an schrieb in der Christenheit 1789. In der Riesenweltstadt an der Seine, im Herzen der europäischen Civilisation, wie sie sich selber nennt, kündigten immer unruhigere Pulse, immer aufgeregtere, stürmischere Herzschläge bereits die Krisis einer gewaltigen Krankheit an. In dem heiter grünen Winkel des Schwarzwaldes, in der reinlichen, ländlich idyllischen Stadt des Breisgaus spürte man noch nichts davon.

Der blaue Himmel, eine goldene Frühlingssonne und der Schloßberg mit seinen Blütenhecken lachten so freundlich als je über Freiburg und seinem Münster und schienen so wenig als die harmlosen Leute unten in den Gassen, Werkstätten, Schreibstuben und Weinhäusern eine Ahnung von den welterschütternden Ereignissen zu haben, welche dieser Menschenwelt so nahe bevorstanden.

Die reinliche Salzgasse hinunter war so heimlich, so still. Der klare Rinnenbach, welcher von der Dreisam her hindurch fließt, machte zeitweilig das einzige Geräusch hier. Die Straße hatte ein vornehmes Aussehen, nicht weniger die Häuser darin, der Palast der österreichischen Regierung, die Stadthöfe derer von Kageneck und Landenberg und besonders der schwere, rothsandsteinerne Renaissancebau des Sickingischen Palais mit seinem antiken Giebel und seiner verschwommenen, zwergartigen Koloskulptur auf der Höhe des Firstes. Vornehm sahen auch die beiden Männer aus, die in der Nähe des Palais in einem bescheidenen Bürgerhause am offenen Fenster saßen.

Es war ein kindlich offenes, sonnigheiteres Gesicht, das des einen Mannes. Der schöne Frühlingsmorgen war nicht freundlicher als die Züge in diesem Gesicht, als diese kindlichen Augen, aus denen eine frohselige, sanfte Begeisterung ihre Reflexe spielen ließ, wie das Wetterleuchten eines eben durch die Seele gezogenen Gedankens. Die ganze Haltung des schwächlich scheinenden Körpers, der in einen

graulich grünen, weichen Schlafrock mit rosarothem Umschlägen gewickelt und in einen altväterischen Armstuhl hingegossen war, machte den Eindruck fast weiblicher Weichheit und einer gewissen pedantischen Bedächtigkeit. Vollendet wurde dieses Bild häuslicher Behaglichkeit durch die grüne, wollene Mütze, die behäbig nach hinten gedrückt war und in ihrer Form nicht unbedeutlich an die Kopfbedeckung erinnerte, womit man den Dichter Petrarca abgebildet sieht — und vielleicht auch daran erinnern sollte; denn der Mann, der sie trug, war auch ein Dichter, der die Liebe besungen und der mit seinem Titel eines deutschen Anakreon sich wohl neben einen Petrarca stellen mochte. — Im gemeinen Leben war er der Hofrath und Professor Johann Georg Jakobi.

Sein Gegenüber bildete einen durchgreifenden, sehr interessanten Gegensatz zu der zierlich weichlichen Erscheinung dieses deutschen Anakreon. Festigkeit, Bestimmtheit, und ein energischer Wille sprachen aus den etwas derben, aber ungemein wohlwollenden männlichen Zügen, und die ganze Gestalt und Haltung, die durch den kühnen Schnitt des altdeutschen, schweren Ueberrocks nur gewinnen konnten, kündigten einen auf sich selbst ruhenden, fertigen Charakter an. Dieser Mann war der Geheimrath Schlosser, markgräfllich badischer Oberamtmann in Emmendingen.

„Nun, mein lieber Schlosser“, sagte Jakobi, erwartungsvoll zu dem Freunde aufblickend, „Sie haben sie gesehen? Und ich genieße jeden Tag dieses Glückes. Vereiden Sie mich nicht darum, bester Freund? Sie kennen mein Herz, Sie wissen, daß ich nie unempfindlich war gegen das Schöne, nie und doch — Sie werden vielleicht sagen, daß es ein Frevel gegen mein poetisches Schaffen, gegen meinen eigenen Genius ist — seit ich dieses Mädchen täglich sehe, kommt es mir manchmal vor, als ob seither alles nur ein Spielen mit den Empfindungen gewesen wäre, ein leeres, lächerliches Spiel, und als ob „sie“ mich erst gelehrt hätte, was es heißt, das Schöne empfinden, es in seiner ganzen Wahrheit und Unmittelbarkeit, in seiner vollen lebendigen Wirklichkeit im warmen Herzen lebendig und leidenschaftlich empfinden . . . Nein, seien Sie unbesorgt, ich bin schon wieder ruhiger. Das Mädchen da drüben geht mich ja eigentlich nichts an. Aber ist es meine Schuld, daß sie mir wie eine Frühlingssonne ist, und es mir selig zu Muthe wird, wenn ich ihr himmlisches Angesicht sehe? Das ist der Zauber des Göttlichen, er wirkt ohne unser Zutun, und steht nicht in der Macht unseres Willens. — Doch sehen Sie, die Süße erscheint oben am Fenster — und jetzt, Gott, sie steigt auf das Gesimse, welch ein Füßchen! Geben Sie acht, sie streckt sich auf den Zehen in ihren grünen Pantöffelchen, schauen Sie nur, die zierlichen Knöchel, und darüber, welche liebliche Rundung! Was sagen Sie, verehrtester Freund?“

„Sie ist schön“, antwortete Schlosser lächelnd, „doch . . .“

„Schön?“ rief Jakobi, „eine Chloë, eine Daphne, eine Narde ist sie. Haben Sie gesehen, wie leicht, wie sylphenhaft sie die Gasse

herauf kam? Sie schwebte nur, und keine Spur von Kunst in allem, nur Natur, eine keusche, göttliche Natur. Wie grazios sie ihren schönen, schlanken Körper trägt! Ihr Gang ist Musik. Und dieses liebliche, kleine Köpfchen, diese tiefen, blauen, himmlischen Augen, über die sie immer die großen Wimpern heruntergefenkt hat, wie heilige Vorhänge vor dem Allerheiligsten eines süßen Gottesgeheimnisses."

Schlosser klopfte dem Professor leicht auf die Schulter. "Sie schwärmen, bester Freund", sagte er scherzend, "aber dafür sind Sie Poet und sehen die Dinge anders als wir andern Sterblichen."

"Nie", entgegnete der deutsche Anakreon nicht ohne Anflug von Empfindlichkeit, "nie ist es mir in den Sinn gekommen, zu meinen, daß solche Wesen, wie sie in unsern Poesien leben, je in der wirklichen Welt vorkamen. Da hätten wir sie ja nicht erfunden, nicht erdichtet; denn darin besteht gerade das Wesen der Poesie, daß die Welt, die sie uns vorführt mit allen ihren Gestalten und Bildungen rein nur aus dem Gehirn des Dichters hervorgegangen ist und nur im Gedanken, nur in der Phantasie existirt, so hatte ich wenigstens gemeint. Diese süße Schäferin aber ist Wirklichkeit, ist lebendig und wahr, aber ist sie deswegen nicht ebenso poetisch schön wie nur je unsere erdichteten Scheingestalten? Aber vielleicht vermag nur ein poetisches Auge dies zu sehen."

"Gewiß haben Sie recht, mein Lieber", versetzte Schlosser; "was wir überzeugungsvoll empfinden, ist für uns Wirklichkeit und Wahrheit."

Hier lenkte das Gespräch der beiden Freunde von seinem bisherigen konkreten Gegenstand ab und ging in abstrakte Erörterungen über. Aber bald benutzte Jakobi eine eingetretene Pause, um auf seine geheimen Lieblingsgedanken zurückzukommen.

"Meinen Sie nicht, bester Freund", sagte er plötzlich, indem er ohne Vermittlung auf das verlassene Thema zurückkam, "meinen Sie nicht, daß in einem so herrlichen Körper auch ein süßer Geist schlummere, den zum Bewußtsein zu erwecken eine göttliche Mission sein müßte? Sie verstehen mich nicht, liebster Schlosser, setzte er hinzu, so will ich Ihnen sagen, daß ich an unsere Hirtin drüben denke, denn es widersteht mir, sie anders zu nennen; ich habe einen geheimen Plan mit ihr, schon der Gedanke daran entzückt mich, es giebt ein Mittel, sie in meinen Umgang zu ziehen."

"Freund, Freund", droht Schlosser mit erheucheltem Ernst. "Sie werden doch nichts leichtfertiges im Schild führen . . ."

"Liebster Schlosser, bei meinem Alter!" wehrte Jakobi ab, nicht ohne leise Verlegenheit.

"Na, na", meinte jener lachend.

"Ach, ich habe Sie mißverstanden", rief der Dichter mit Befriedigung, "Sie scherzen, nun ja, Sie kennen mich zu gut, verehrtester Freund, Sie wissen, daß ich selbst in jüngeren Jahren von der Unschuld gesungen habe:

Dich soll ein Dichter nicht entweihen,  
 Der gerne mit dem Amor spielt  
 Und doch den Werth der Weisheit fñhlt."

In diesem Augenblick ertönte die Tischglocke im ausstoßenden Zimmer, und die Freunde erhoben sich von ihren Sñhen.

## II.

Nun war es spät in der Nacht, die Salzgasse hinunter war eine Lampe nach der andern an ihrer schweren Kette heruntergerasselt, um vom Lampenwärtler ausgelöscht zu werden. Tiefe Stille lag in der Straße, nur hier und da hörte man durch das dichte Dunkel der mondlosen Nacht die unsichern Tritte eines späten Nachtwandlers, und der Rinnenbach, den die Dreisam durch die Salzgasse sñhickt, machte jetzt mit seinem leisen, kaum hörbaren Flüstern erst recht das einige Geräusch in der nachstillen Straße.

Auch in dem Sickingischen Palais waren die Lichter nach und nach erloschen, mit Ausnahme in einer Dachkammer gegen den Hof hinaus. Das einzige kleine Fenster, welches das einsame Lichtlein an die äußere Welt verrieth, stand offen. Man scheute sich drinnen nicht vor dem kühlen Odem der finstern Schwarzwalddnacht, die mit ihrem tiefschwarzblauen Mantel über der Stadt und dem Schloßberg schwebte und mit ihrem hellen, weitstrahlenden Jupiterauge lechlich durch die enge Luke schaute. Auch die Fledermäuse, die, angezogen von dem milden Lichtbündel, der wie mit einem warmen Athemhauch aus der Fensterpalte drang, gespenstisch vorüber huschten, brauchten keine Umstände zu machen und konnten sich alles ansehen, was drinnen in der stillen Kammer vorging. Die Fledermäuse, eine Frühlingnacht und eine „Hirtin“ sind alte Bekannte.

Drinnen auf schmalen niederm Bettlein saß, halb entkleidet, ein gerade zur Jungfrau entwickeltes Mädchen, eine liebliche Erscheinung, die freilich in ihrem augenblicklichen Kostüm und der gegenwärtigen Beleuchtung, leicht um ein Beträchtliches weicher und zarter erscheinen mochte als in Licht und Luft des nüchternen Tages. Ihre auffallend kleinen Händchen, sonst vielleicht roth und rauh von Arbeit, schienen bleich und weiß in dem matten, fahlen Schein ihres Lämpchens, und die Haut an Schultern und Brust war von delikater Feinheit, gegen das grobe hänsene Hemd und den plumpen wollenen Unterrock. Wenn man nicht allzugenu hinjah, konnte man die Gestalt für eine schöne Komtesse aus der Bel-Etage des Palais drunten halten, die sich den Scherz machen wollte, in der stillen Nacht in verlassener Dachkammer Märchen zu spielen, und die sich zu dem Zwecke in grobe Leinen und ein altfränkisches häuerliches Nieder gesteckt hatte. Das ganze Bild war von unleugbarem Liebreiz, und so geschaut, ließ es die schwärmerische Begeisterung des Professors Johann Georg Jacobi auch für einen Nicht-Poeten begreiflich erscheinen. — Das Mädchen der Dachkammer war nämlich die Naide des deutschen Anakreon, der

Gegenstand des vormittägigen Gesprächs zwischen dem Professor und dem Amtmann.

Marie nähte, sie bejjerte an ihrem Rock. Dabei dachte sie an den, der am Morgen in der Küche Nienholz feilbot und ihr nichts gesagt hat, kein Wort, obgleich er, wie sie sicher vermuthete, nur ihretwegen gekommen war. Sie hatte sich so gefreut den Peter einmal wieder zu sehen, und es ihm auch gesagt. Er war aber scheu und trotzig geblieben, der hohe lange Mensch mit der schiefen linken Schulter, kaum, daß er sie recht angesehen.

Umsonst zerbrach sich Marie den Kopf, sie wurde nicht klug aus dem Betragen des krummen Peter. Aber es war auch sehr spät in der Nacht, und nach und nach verirrtten sich ihr die Gedanken, das kleine Köpfchen wurde immer schwerer und nickte immer tiefer auf die Brust, die herabgesunkenen Händchen ließen die Arbeit fallen.

Ueber die großen stillen Augen hatten sich lange schwarze Wimpern herunter gesenkt, die Stille der engen Kammer war noch stiller geworden, nichts bewegte sich mehr als leise sanfte Athemzüge, welche ein halb aufgekнопftes Nieder in regelmäßigen Absätzen hoben und senkten. Immer kühler drang durch die offene Dachlufe der Hauch der Mitternacht, das tief heruntergesunkene Gesichtchen und der entblößte Hals und Nacken des schlafenden Mädchens waren noch bleicher und blasser geworden in der kühlen Nachtluft, fast marmorweiß, die Erscheinung hatte jetzt in dem Lichte des rußiggelben, ängstlich flackernden Flämmchens im blechernen Kesselchen wirklich etwas märchenhaftes.

\* \* \*

Es war wie in einem verwunschenen Schlosse, wo droben unter dem höchsten Thurmdach ein böser Kraum die schöne Königstochter in seinem umstrickenden Zauber hält. Schlaf hieß er diesmal, der mächtige Zauber, er war aber ganz und gar gutartiger Natur und nicht einmal allmächtig. Nicht Marie, das Waldmädchen lag in seinem Bann, nur ihre arbeitmüden Glieder fühlten seine Gewalt. Schlaf lag ineinander gesunken, wie ohne inneren lebenswirkenden Zusammenhang hingen sie da, als ob sie nie wieder aus dem lähmenden Zauber erwachen sollten. Die schöne Marie aber war unterdessen der schlafumzauberten Kammer gleichsam wie durch ein noch mächtigeres Wunder entrückt und befand sich weit fort in ihrer alten Wälberheimat. Da war sie wieder ein kleines Mädchen, eine arme Tagelöhnerwaise hinten auf dem Saalgut an den südlichen Abhängen des Kandelbergs.

Und nicht Mai war's, grüner blühender Mai, sondern ein Novembertag, kalt und neblicht. Unsichtbarer, feiner Regen rieselte durch den grauen Nebel und machte den lehmigen Boden naß und schlüpfrig, traurig und verdrossen standen die halbkahlen Bäume, und es fröstelte einen, wenn man sie ansah. Die Kinder schnoberten am nassen Gras herum, doch dasselbe schmeckte ihnen nicht, es war als wenn ein giftiger Thau darauf liege, und eins ums andere blökte unwillig den

nassen Nebel an oder gab durch ein leiseres weicherer Ruhe dem Sehnsuchtsgefühl seines Stallheimwechs einen rührenden Ausdruck. Die Schafe und Ziegen aber nahmen die Situation humoristisch, suchten sich unter Hecken und Steingeröll trockene Gräschen und Blättchen, und wenn es ihnen zu langweilig werden wollte, trieben sie allerlei Spiele, z. B. Engländer's! Aufgepaßt! Kopf vor! los! bumms stießen die Hirnschalen aneinander; das war gut gebozt.

So machten sie sich warm, und das Mariele hätte besser gethan, auch mit zu spielen, statt unter den nassen Haselbusch gefauert, still da zu sitzen und mit den Augen so grad in die Welt hineinzusehen, als ob es träume und die weißfleckige Gizzel, die braune Hattel und seine Freundin Schönbärtle ganz vergessen habe.

Mariele schien heute nicht aufgelegt, das begreift aber ein Thier nicht, und Schönbärtle, die kohlschwarze Ziege mit der weißen Stirne und dem weißen Bart, der Liebling des Mädchens, das drolligste Thier der Heerde, kam immer und immer wieder vor den Haselbusch und guckte seine stille Kameradin fragend an, aufmunternd mit dem Kopfe nickend. Es half aber nichts, alles was sie mit ihren Herausforderungs- und Aufmunterungsversuchen erreichte bestand darin, daß das zusammengefauerte Menschenkind leise über seinen Liebling lächelte. Aber auch nur leise, kaum sichtbar. Nur ein feiner Beobachter hätte es verstanden, dieses innere Lächeln der Seele, nicht um den Mund, sondern nur aus den Augen heraus.

Ein solcher wäre vielleicht überrascht stehen geblieben und hätte das barfüßige, barhäuptige Mädchen mit den nassen, frostrothen Füßen und halb nackten Beinen, mit dem zotteligen zerfchleizten, nach unten nassen Röckchen und dem löcherigen Schürschen drüber, worunter das Kind die Händchen, so gut es gehen wollte, versteckt hielt, verwundert angesehen und sich gesagt, daß es ein schönes Kind sei, trotz dem nicht ganz saubern, verwetterten Gesichtchen, und den noch unsauberern braunen Haaren. Auf dem Schwarzwald wäscht man sich nicht jeden Morgen, wenn man ein armes Waisenkind ist und frühe hinaus muß in Thau und Regen; da kann man draußen vom Regen genug gewaschen werden, wenn man auch nicht besonders sauber dabei wird. Und wenn es dann da sitzt unter dem Haselbusch, das braune Haar aus den Zöpfchen losgelöst und in zusammengeklebten nassen Strähnen über Augen, Stirne und Gesicht hängend, — das ist nicht schön wie die achtjährige Komtesse drunten in der Stadt im Palais und der fünfjährige blonde Junge des Kaufherrn daneben, es ist ein anderes Genre, man muß sich darauf verstehen. Und wenn der schwärmerische Professor Johann Georg Sakobi von Freiburg jetzt die schmierige Berghalbe dahergekommen wäre und hätte das arme Kind gesehen, er möchte in seiner guten menschenfreundlichen Seele vor dieser Armuth erschrocken sein. Und, ohnmächtig zu helfen, hätte er sich wohl rasch davon gewandt und wäre, weil es ihm auf die Nerven geschlagen, fiebernd und krank heimgekommen, um ein paar Tage das Bett zu hüten.

„Huh!“ machte es plötzlich hinter dem Haselbusch, Marie und die weißbärtige, weiß gestirnte Ziege sahen erschrocken auf. Noch war das Thier ganz verwirrt, die junge Hirtin aber lachte schon. — „Das ist Dir gelungen, Peter“, rief sie, „ich bin auch leicht zu erschrecken, doch komm jetzt nur. Hast Zunder?“

„Ja“, sagte der frumme Peter hinter dem Strauch hervortretend. Seine linke Schulter war höher als die rechte, drum hieß er so. Er langte in seine Tasche.

„Siehst! der Großvatti hat mir's geben, der Bauer war auf der Tenne. Und da hab' ich dürres Holz, einen halben Sack voll.“ So sprechend entleerte er den Sack.

„Und Du sollst die Kutte haben“, fügte er hinzu; „gelt es friert Dich?“

Das Mädchen lächelte wieder mit den Augen. Der Bub' aber stülpte die eine untere Sackdecke nach innen. Das giebt warm, meinte er, und drückte ihn dem Mädchen auf den Kopf, es war eine rechte Kapuze.

„Nun nichts als Feuer“, plauderte der Knabe, „das muß lustig werden. — Erzählst mir dann auch die Geschichte vom Kandelgeiß und dem versunkenen Schloß, willst? Oder nein, eine neue, Du hast mir's versprochen, die von der Frau Teufelinne und dem Ritter von Ushausen. Nun blas!“ Peter hatte unterdessen Feuer angezündet und den Zunder in einen Strohwisch gewickelt. Nun bliesen sie zusammen. „Es brennt“, rief Peter; „sei froh Mariele, siehst; ich weiß, es geht Dir nichts über gebratene Erdäpfel, die da hab' ich in der Küche erwischt. Was hast Du denn? Schüttelt's Dich, gelt Du frierst? Willst's immer nicht sagen.“

\* \* \*

Und sonderbar — auch drinnen in Freiburg in der dunkeln Dachkammer, wo das Dellämpchen unterdessen erloschen war, auch hier schüttelte es die weißen halbentblößten Glieder. Und dann bewegten sich die nackten Arme, wie wenn sie etwas suchten, etwas an sich ziehen wollten; der zusammengekauerte Körper auf der Bettschwinge richtete sich auf, auch das Köpfchen hob sich ein wenig, doch es wollte nicht recht gehen, noch weniger wollten die schweren Lider sich öffnen. — — — — —

In derselben Stunde saß der Hofrath und Professor Johann Georg Jacobi drüben an seinem Schreibtisch und dichtete sein Gedicht „An die Hirtin“, worin es unter anderm heißt:

Und eure Mädchen liegen  
Auf zartem Rasen weich  
Am Blütenbaum und schmiegen  
Vertrauter sich an euch.

Und fern von euern Chören  
Erkallt der Flöte Klang,  
Und Chloe kommt zu hören  
Den lockenden Gesang.

Unter Chloe verstand er Marie, seine eingebilbete Geliebte — in zitternder Erregung, stehend, mit halblauter Stimme las er das gefertigte Gedicht, er fand, daß es gut sei. Dann suchte er befriedigt sein einsames Lager.

### III.

Drei Jahre waren unterdessen hingegangen — die drei inhaltsvollsten Jahre der Weltgeschichte.

Das Herz der europäischen Civilisation, wie es sich selber nennt, schlug nicht mehr in bloß krankhaft fieberheißen Schlägen, wie ein Herz, das zerspringen will. Der Riß war schon geschehen, das Herz der Kulturwelt war zum Vulkan geworden. In unheildrohenden Feuerargen züngelten vor den Augen der erschrockenen Welt die entzündeten Leidenschaften zum Himmel empor. Immer höher stiegen die flammenden Raketen, die weitleuchtenden Feuerkugeln einer trunkenen Freiheitsbegeisterung. Viele zerplatzten als hohle Blasen. Andere blieben stehen am höchsten Horizonte der Menschheit als leuchtende Sterne einer neuen Zeit, als flammende Sonnen der aufgehenden Freiheit. Die Nacht vom 4. August war hingezogen und hatte den großen Völkerfreiertag aufdämmern lassen, die Menschenrechte waren verkündet worden.

Doch wirkungsvoller als konstituierende Versammlungen und alle gesetzgebenden Mächte der Welt hatten zu allen Zeiten — in geistig verfinsterten, wie in aufgeklärt fortschrittlichen, in rohen, barbarischen, wie in verfeinert civilisirten und übercivilisirten — hatten andere, heiligere, göttlichere Gewalten diese einfachen Rechte der Menschen verkündet, vielmehr diktiert und werden sie ewig diktieren.

Die wunderbarste, die gewaltigste dieser Gewalten ist die Schönheit im Weibe, die geheimnißvolle Zauberkrast der Liebe.

Und deutlicher, eindringlicher, herzenniger als in der Geschichte der Staatenrevolutionen, und ohne den Schwall eines öffentlichen offiziellen Rednerspathos sprechen die Rechte des Menschenthums oft aus Akten, die gar nicht im Archiv der Weltgeschichte aufbewahrt werden, aus der stillen unbeachteten Geschichte eines armen Menschenkinds, fern in einem unpolitischen, stillen Winkel der Welt.

Ein solcher idyllischer Winkel war das Haus des Dichters Sakobi in Freiburg. Ruhe, stille Sammlung, behaglich häusliche Abgeschlossenheit, lauter fromme deutsche Penaten saßen mit dem Dichter und Gelehrten an der freundlich flackernden Flamme seines Herdes, und die Muse, die sich dazu gesellte, war nicht weniger still bescheiden, fromm häuslich, ja philisterlich deutsch, wenn sie gleich in fremdartig-griechischem, anacreontisch lüsteruem Kostüm erschien, das war nur Mummerei. Aber eine andere — Muse, Göttin, oder wie man sie mit Namen nennen soll, kam dazu und war nicht poetisch drapirt, sondern hatte ein schlichtes bürgerliches Hauskleid an, wie die allgemeine Sitte es mit sich brachte. Sie saß wohl von Zeit einmal über einem Buch, aber die meiste Zeit war sie mit Kochen,

Hemdennähen und Strumpfsticken beschäftigt. Während der beiden letzten Hantirungen saß, wenn anders sein Beruf ihn nicht abhielt, derjenige bei ihr, welchen die deutsche Nation ihren Anakreon nannte, und hielt ihr seine Privatissima aus den Kunst- und Wissenschaftsgebieten aller neun Mufen, wobei sie ihm mit großen, klugen, manchmal aber auch ungewissen Augen zuhörte.

Diese leibhaftige schlicht-einfache Poesie, einem lebendigen Symbol des Volksliedes vergleichbar, hieß Marie, und die Leute nannten sie das schöne Wälderkind.

Jakobi hatte seinen Plan, den er seinem Freund Schlosser einst angedeutet, ausgeführt. Ueber drei Jahre schon war Marie im Hause des Professors und war seine Haushälterin und Gesellschafterin, an deren Geistesbildung zu arbeiten seitdem seine liebste Sorge war.

Die Leute mochten darüber allerlei denken und reden; sie mochten, wenn der Herr Professor und seine „Haushälterin“ scherzend und plaudernd mit einander am offenen Fenster saßen, oft deutlich die Köpfe schütteln.

Marie war dem Herrn Hofrath und Professor allerdings mehr als bloß Haushälterin, auch mehr als Gesellschafterin, sie war ihm eine Freundin. Und es war ihm sehr ernst mit dieser Freundschaft. Er wußte zwar auch, daß Gleich- und Ebenbürtigkeit die erste und nothwendigste Bedingung jenes heiligen Bundes ist. Doch äußere Standesunterschiede galten ihm in einem solchen heiligen Verhältniß, als welches er die Freundschaft auffaßte, nichts. Für ihn war Marie eine heilige Blüte der Menschheit, ein Gedicht Gottes, welches ihn mit allen Schauern der Ehrfurcht erfüllte. Er hätte einer Gemalin oder Braut keine andere Behandlung angeheißen lassen, als sie die Haushälterin von ihm erfuhr.

Vielleicht liegt alles in dem einen Wort: er liebte. Schwärmerisch liebte er, so schwärmerisch wie nur ein sentimentalere Fünziger, der zugleich ein Poet ist, lieben kann. Ein Fünziger? Nein, ein Zwanziger. In diesem Stück war er jung geblieben, ein echter deutscher Jüngling. So überglücklich, so selbstvergessen, so sentimental konnte er schwärmen, wie in der Zeit der Lorenzodosen.

Und er glaubte sich geliebt. Warum sollte er es nicht glauben? Marie war so freundlich, so hingebend, so selbstlos. Sie zeigte ein so feinfühliges Verständniß für sein Wesen und seine Art. Sie errieth immer seine geheimsten Wünsche, war nur freundlich und heiter in seiner Nähe und hatte immer ein bezauberndes Lächeln, wenn er den Schulstaub abschüttelnd ins Haus zurückkam. Es hatte ihr ja niemand Lektion darin gegeben, wenn nicht die Liebe.

Nicht nur die Nachbarn und Nachbarinnen munkelten allerlei über das Verhältniß oder blinzelten bei dessen Erwähnung verständnißvoll mit den Augen; auch die nächsten Freunde Jakobi schüttelten bedenklich die Köpfe. Nur der eine, Schlosser lächelte darüber. Er schmeichelte sich, seinen Jakobi besser zu kennen und gewiß zu sein, daß derselbe kein Zeus, weder ein Olympischer noch — ein

Weimarer sei, sondern ein Anakreon und zwar der deutsche. Er glaubte dem Freund, wenn dieser in seinem Lied: „An Belindens Bett“ einst sang:

Dich soll ein Dichter nicht entweihen,  
Der gerne mit dem Amor spielt  
Und doch den Werth der Weisheit süßt.

Rein, ungefühme Wünsche nicht  
Soll dieser kleine Tempel hören,  
Nur Seufzer darf ich mir gewähren.

Wie unterschiedlich auch die Ausdrücke waren, in denen die verschiedenen Klatschbasen weiblichen und männlichen Geschlechts, über Jakobi und das schöne Waldmädchen sich aussprachen, die Gevatterinnen, die Metzgers-, Schneiders-, Krämerfrauen einerseits und die vornehmen Freunde und Freundinnen Jakobis andererseits, darin stimmten sie alle überein, daß sie Marie strenger tadelten und bitterer verurtheilten als den Hofrath. Doch auch in dieser Beziehung machte einer eine Ausnahme; und das war der krumme Peter vom Saalhof. Er kam ab und zu einmal in das Jakobische Haus, welches indeß nicht mehr das in der Salzgasse, dem Palais gegenüber war, sondern in der Pfaffengasse lag und zwar an deren Ausgang, da wo sie am Oberlindenplatz mit der ersten zusammen stößt. Der Peter mußte bei seinen Besuchen entweder vom Zufall außerordentlich begünstigt werden oder aber aufslauernd zu Werke gehen; er kam immer, wenn der Hofrath ausgegangen war. Marie sah den Kindheitsgenossen nicht ungerne, so sehr auch sein ganz und gar verändertes, wortkarges und scheues Wesen sie befremdete. Sie suchte ihn oft zu überreden, die Rückkunft des Professors abzuwarten, dem sie von ihm erzählt habe und der ihn gern kennen lernen möchte. Aber da war der Peter sonderbar und hatte ein Art sie anzublicken, daß sie vor ihm erschraf. Und seltsame Worte ließ er fallen. „Habe kein Verlangen, ihn zu sehen“, stieß er hervor, „wäre wohl besser, wenn d' ihn auch nie g'sehn hättest. Ich glaube nichts, aber ich krieg einen Bohn, daß die Leut' so . . . Ich will nicht drüber reden — am meisten ärgert mich der Pfarr' daheim, ich möcht' ihm sein Maul breit dreschen.“

„Mein Gott, laß die Leute doch“, sagte dann Marie begütigend, „sie meinen vielleicht, weil der Herr Professor ein Lutherischer ist, er sei ein Heidenmensch, bei dem man sein Christenthum einbüßt, und der Herr ist doch so fromm, und kann so christlich reden, besser wie manch ein Pfarrer auf der Kanzel.“

Darauf entgegnete der Peter nichts, sondern sah sie mit großen Augen stumm an, und ein kaum bemerkbarer Glanz in seinem Blick schien kund zu thun, das ihm ihre Rede gefiel.

„Willst immer bei ihm bleiben“, warf er dann gelegentlich einmal hin. „Es gefällt mir“, gab sie zur Antwort, kein Mensch auf der Welt war je so gut gegen mich wie der Herr Professor.“

Gar finster blickte der Peter drein, wenn er sich verabschiedete, alle Liebe und Freundlichkeit Mariens schienen nichts über ihn zu vermögen, auch kam er seit einiger Zeit immer seltener.

## IV.

Da war's der erste Mai und ein Sonntag. Lustig und lärmend ging es in der Stadt Freiburg her, besonders in der sonst so ruhigen, vornehmen Salzgasse. Hier waren die Häuser bekränzt und drapirt, Blumen und wehende Maieu winkten von den Fenstern und standen vor den Thüren. Buntes Volk wogte durch die Straße, städtisches und ländliches, letzteres in mannigfaltig, auffallenden Trachten: Glotter- und Wildthalerinnen mit ihren hohen, cylindrischen Strohhüten, Markgräflerinnen, hohe dralle Gestalten mit vollen runden Gesichtern und dem wehenden „heiligen Geist“ darüber, wie sie die schwarze schmetterlingsartige Flügelkapuze mit den bis zur Erde wallenden breiten Bändern heißen, junge Bauern mit weißen Mittel und Fuchspelzmütze, Volk vom „Wald“, von St. Peter, St. Märgen und Eschbach, mit flachen, abgebogenen Hütchen die Frauen, mit mächtigen Dreimastern die Männer, Elzthalerinnen mit den apfelgroßen roth-, blau- und grünfarbigen Wollenballen auf kreisrunden Strohhüten — alles bunt durcheinander, einzeln, paarweise und in Haufen.

In der Ferne lustige Musik. Die tönt von Oberlinden, von dem freien Platz, in den die Salzgasse und die Pfaffengasse zusammenlaufen und wo an der Ecke eine Linde ihre Nester über einem hohen, rothsandsteinernen Brunnen, den ein Muttergottesbild krönt, schützend ausbreitet. Der ganze Platz bis weit in die Pfaffen- und Salzgasse hinein, und hinaus bis zum Schwabenthor, das mit seinem vierstörigen Thurm über die bescheidenen Dächer der Bürgerhäuser hinweg, kühn in den Platz herein schaut, ist von Menschen erfüllt. Um die Linde buntes, jauchzendes Leben. Ueber dem sandsteinernen Brunnen auf einem hohen, hölzernen Gerüst thront eine Musikbande. Unter der Linde, rund um den Stamm herum, nur wenige Fuß über dem Pflaster, ist von blanken Brettern ein Tanzboden gezimmert.

Mit rothem Band an den Stamm gebunden, steht in der Mitte der Bühne und recht wie ein Opferlamm dreinguckend in all die Lust und den Lärm, ein sauber gewaschener weißer Hammel. Auch geschmückt ist er wie ein Opferlamm mit farbigen Seidenbändern und einem Kranz von rothen, blauen und gelben Wiesenblumen. Neben ihm auf einem Tischchen brennt eine Kerze, in deren Mitte ungefähr eine dünne Silbermünze horizontal eingedrückt ist.

Lustig walzt es um den Baum und den Hammel. Eines der geschmückten Paare schwenkt immer ein rothes Fähnlein mit herum, dreimal, dann nimmt das folgende Paar es ihm ab und so weiter.

Ein wildes Gewoge geht durch die zuschauende Menge, noch ist

keine große Spannung, es kann noch lange dauern, bis das Licht auf die Münze herunter gebrannt ist!

Einer in der Masse schien sich um das ganze Treiben um ihn herum nicht zu kümmern. An eine Hausecke der Pfaffengasse gegenüber stand er gelehnt, eine hohe kräftige Gestalt mit verschränkten Armen.

Er sah nach dem offenen Fenster des zweistodigen Hauses ihm gegenüber. Ein altlicher Herr mit zarten, feinen Zügen stand dort am Fenster und neben ihm eine hochgewachsene weibliche Gestalt. Der Herr drüben hatte seinen Hut genommen, „adieu, Marie!“ jagte er mit herzlichem Handdruck, dann war er weggegangen. Zugleich sich aufrassend arbeitete der an der Straenecke, wie eben der Professor Jacobi drüben aus der Thüre schritt, sich mit beiden Ellenbogen kräftig durch die Menge. Das war kein kleines, aber es ging. Wer um einen Kopf oder zwei über die Menge emporragt, der läst sich, wie sehr sie auch dränge, nicht von ihr schieben und bahnt sich frei und selbstbestimmend eigene Wege, trotz der Menge.

Marie stand nun allein drüben am Fenster. Sie schaute nicht mehr so frohselig drein wie vorhin im heiteren Gespräch mit Jacobi. Durch ihre Seele schien ein Gedanke zu ziehen und einen Anflug von duferem Schatten über ihre vorher sonnenhellen Augen zu werfen. Sie hatte sich auf den Stuhl am Fenster niedergelassen, ihre Hände lagen gefaltet im Schoß.

Auf einmal fuhr sie leis zusammen, die Thüre ging auf und die Gestalt von der Hausecke drüben erschien im Zimmer.

„Peter, Du . . .“ dann hielt sie erschrocken inne. Die Beiden sahen sich stumm an.

„Setz' Dich, Peter“, sagte Marie dann, „ich war erschrocken, Deine Augen waren so — ich habe gemeint, Du hättest wieder — Setz' Dich doch . . .“

„Was hattest gemeint?“

„Setz' Dich erst! Du habest einen Rausch, hatt' ich gemeint. Ist es denn wirklich wahr, sie sagen, daß Du das Trinken anfangst. Hast nun ein Gutchen geerbt, willst's vertrinken und verspielen?“

„Wird drauß ankommen.“

„Wird drauß ankommen? Peter, Du machst mir Angst, bist deswegen kommen? Ich meinte, Du würdest „nein“ sagen und „es ist nicht wahr, die Leute lügen“, Peter, ich verstehe Dich nicht mehr, schon neulich, als ich Dir draußen vor dem Thor begegnet bin, und Dich gebeten habe, daß Du wieder einmal zu mir kommen mogst, schon dort kamst Du mir so verwirrt vor. Du wirst doch kein böser Mensch werden wollen. Denk an den Heidenhofsmarten, der auch mit Trinken angefangen hat und Spielen und Schulden machen, Du weißt, wohin's mit ihm kam. Du warst ja immer brav gewesen, Peter, denkst nicht mehr daran, da wir noch auf dem Saalhof beisammen waren. Hast mir ja oft genug die schauerliche Geschichte vom Karfunkel erzählt, daß uns beiden gegruelt hat, denk an den Karfunkel!“

„Ich denk' schon daran, ich hab' ihn selber dadrin, den Karfunkel.“

„Gott, wie Du wieder red'st!“

„Vom Teufel wird er nicht sein, wenn er schon brennt wie die Hölle.“

Marie sah auf. Sie erschrak, der Peter knitterte an seinem Hut, seine starke Faust schien leis zu zittern, sein Mund nach Worten zu ringen.

„Marie, sag', möchtest nicht — ich will sagen, willst nicht wieder heim kommen nach St. Peter?“

„Ach Gott, ich habe ja niemand“, stieß sie hervor. Peter sah sie eine lange Weile an.

„Sag, ist's wahr, wirst bald Frau Professorin werden?“

„Sagen sie das auch in St. Peter?“ entgegnete Marie mit schmerzlichem Lächeln, „dann wissen die mehr wie ich. Meinst, der Herr Jakobi dent' noch einmal ans Heiraten? Und meinst, ein solcher Herr würde mich als Frau nehmen?“

„Und würdest Du ihn nehmen?“

„Immer Deine sonderbaren Geschichten, es ist ja zum Lachen, wer denkt denn daran?“

„Würdest Du?“

„Ich glaub', ich thät's“, antwortete sie nachdenklich, „ich könnt' ihm nichts abschlagen, er ist zu gut gegen mich, verlassen bin ich doch und habe niemand, und ob ich als Frau oder als Haushälterin ihm diene. Wenn er mich nicht weg schickt, werde ich ja doch nie von ihm gehen.“

„Nuch nicht, wenn D' heiraten könnt'st? Aber eine Bauernfrau möchtest ja nicht mehr werden.“

„Ich möcht's auch nicht, doch dafür ist gesorgt. Was für ein Bauer sollt' mich denn heiraten, ein armes Ding, das dazu noch das Schaffen verlernt hat, ein Bauer muß eine Bäuerin heiraten.“

„Hast am Ende recht.“

Peter kehrte sich um, als ob er gehen wolle. An der Thüre blieb er stehen, den Kopf auf die Brust gesenkt, sah er stumm auf den Boden. Ein paar Augenblicke stand er da, dann hob er langsam den Kopf in die Höhe.

„Weißt, Marie, wie mein Marfunkel heißt?“ begann er mit unsicherer Stimme, Du weißt's nicht, Du würdest's auch nicht verstehen, wenn ich Dir's sagen wollte. Peter griff nach der Thüre. Ein unheimliches Stöhnen rang sich aus seiner breiten Brust. Dann kehrte er sich noch einmal um.

„Weißt was, Marie; ich . . .“ da hielt er an, „ich bin ein Bauer, Du hast gehört, daß ich den Hinterdorfsjörg beerbt hab', meines Vaters Bruder, und ich will — ich will Dich nehmen, Marie? — Du erschrickst! Ich wußte wohl, Du heiratest keinen Bauern, ich hab's schon lang' gesehen, daß Du mich nicht magst, Du hast Angst vor mir. Ich bin der krumme Peter, meine Hände sind auch immer rauher und schwieliger worden und mein Rücken immer krummer, und Du — Ich bin der krumme Peter, aber wenn ich daran dachte, wie wir gut miteinander gewesen sind als Kinder und später, da

meint ich, Du müßtest auch daran denken, und 's könnt' vielleicht wieder einmal so werden. Wenn ich Dir dann aber unter die Augen kam und Dich so vor mir sah, da hatt' ich kein Herz, aber bin doch immer wieder gekommen; das war mein Karfunkel. Die andern haben mir ihn herausreißen gewollt, sie haben mir schlimmes von Dir gesagt. Ich hatt's auch geglaubt, aber den Karfunkel wurde ich nicht los, und bin wieder kommen und hab' Dir frei ins Aug' geguckt. Was schlimmes hab' ich da nicht sehen können und ist mir wohler dabei worden.

„Wie ich nachher in der Stadt gehört hab', der Professor wollt' Dich heiraten, da hatt's dann wieder von neuem angefangen, dadrin- nen zu hämmern, so arg wie noch nie. Und dann bin ich lang' herumgelaufen, und schaffen konnt' ich nichts mehr, dann hab' ich auch getrunken, um Dich zu vergessen, hab' auch wieder Hoffnung geschöpft, meinend, wenn Du den alten Zipperleinsmann heiraten wollt'st, so wäre am Ende auch der krumme Peter nicht zu schlecht und sei vielleicht noch besser; Du habest ihn doch früher leiden mö- gen, es würd's auch unser Herrgott lieber sehen, als mit dem Alten, was doch auch eine traurige Sache wär und ganz und gar, wie ich meine, gegen Gottes Gebot. So, nun ist's raus, einmal hat's sein müssen. Ich hab' gleich gesehen, Du warst nicht froh drüber, Du hast mich lang' nicht verstanden. . . Hab' keine Angst, ich geh', Du siehst mich nimmer.“

Dann hatte Peter ihre Hand ergriffen und in seiner ungechlachten Leidenschastlichkeit so gedrückt, daß Marie unwillkürlich laut auf- geschrien.

Und da gerade unten in fieberhafter Spannung und lautlosester Stille alles nach dem Lichte sah, an welchem jeden Augenblick die Münze zur Erde fallen mußte, um den Gewinn des Hammels für denjenigen zu entscheiden, welcher in diesem Moment tanzend das rothe Fähnlein schwenkte, hatte man den Schrei Mariens von dem niedern Fenster herunter gehört und der Hilferuf eines Uebereifrigen schnelle Wirkung gethan, um so mehr als erfahrungsgemäß bei der- artigen Volksfesten die allgemeine Freude und Aufregung und die daraus hervorgehende Sorglosigkeit und Unachtsamkeit von Strolchen seit jeher benutzt zu werden pflegt. Ein Dieb, ein Mörder, Hilfe, schrie es von allen Seiten, und ehe Peter und Marie sich recht be- wußt werden konnten, was vorgegangen war, wurde auch schon die Thüre aufgerissen, Polizeimänner und Bürger stürzten herein, und von der Stiege drang ein großer Tumult herauf.

Marie suchte Einsprache gegen Peters Verhaftung zu erheben. Umsonst, der Lärm und die Aufregung waren zu groß, man hörte sie nicht. Und fort ging's mit dem Peter, über den Platz, durch die Salzgasse, das Gefängniß lag nicht fern. Die Menge war in furcht- barer Aufregung. Der böse Peter, er hatte ihnen das Spiel ver- dorben, man war wüthend auf ihn. Alles schrie: „Mörder, Dieb, lyncht ihn, nieder mit ihm, am Galgen mit dem Dieb.“

In verzweiflungsvoller Rathlosigkeit war Marie zurückgeblieben, zum Glück kam Sakobi bald nach Haus, der, nachdem Marie ihm das Vorgefallene mitgetheilt, sofort Schritte zu Peters Befreiung that.

\* \* \*

Seit den Vorfällen beim Hammeltanz waren zwei Wochen hingegangen. Marie hatte die frühere Heiterkeit nicht mehr erlangt, sie saß meist allein in ihrer Kammer und hing ihren Gedanken nach. Die gewaltige Macht einer leidenschaftlichen Liebe hatte, wenn auch nur von außen her, ihr Herz berührt, und diese Berührung hatte genügt, dasselbe tief zu erschüttern.

Peter kam ihr nicht mehr aus dem Sinn. Sie wurde immer unruhiger und aufgeregter, immer geängstigter, von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, bis sie sich endlich sagte, daß es so nicht fortgehen könne, daß sie von Peter etwas erfahren, daß sie ihn vielleicht sehen, mit ihm reden müsse und — ja, was weiter, das wußte sie nicht.

Da sah sie nach langer Zeit die Halben wieder, wo sie einst mit Peter gehütet hatte, und unter der Macht der Erinnerungen wich die beängstigende Gegenwart nach und nach in ihren Gedanken zurück, sonnige Bilder schoben sich vor sie hin. Dann war sie wieder ein Kind, saß bei der Heerde und jätete im Kartoffelacker und der Peter war immer um sie.

Immer deutlicher und farbenreicher, immer lebensvoller stand die Vergangenheit in ihr auf, und alles war sonnig und heiter darin. Das Schlimme und Schmerzhche, die Armuth und das Elend standen nicht mit auf, die waren begraben und vergessen, und wo einst heiße Thränen hingefallen blühten leuchtende Blumen hervor.

Immer deutlicher — und es war ihr, als ob sie gar nicht weg gewesen wäre von den Bergen und Halben.

Es war mitten im Nachmittag, als Marie nach St. Peter kam. Was wollte sie hier? Sie wußte es kaum. Den Peter besuchen? Und was bei ihm thun? Nur hören wollte sie von ihm. Darauf brauchte sie nicht lange zu warten. Der Peter sei ganz aus dem Häusle, er komme aus dem Trinken und Spielen nicht mehr heraus, und wenn er keinen Raufsch habe, schweift er trübhelig umher, und nach seinen Sachen sehe er gar nicht und kümmere sich um nichts, auch heut' sei er wieder weg, niemand wisse wohin.

Marie hatte noch eine entfernte Base in St. Peter, die suchte sie auf. Sie fand keinen freundlichen Empfang, es wurde ihr gleich vorgehalten, daß man nichts gutes von ihr sage. In einem andern Fall hätte es Marie weh gethan, heute hörte sie es nicht.

Ueberzeugt, daß sie etwas thun müsse, wollte sie bei der Base über Nacht bleiben und am andern Morgen, die Leute mochten sagen, was sie wollten, den Peter aufsuchen. Sie durfte ihn doch nicht verderben lassen.

Am andern Morgen war der Peter nicht da, er war die Nacht

nicht heim gekommen. Marie wollte das Herz brechen. Sollte sie auf ihn warten? Sie würde ihn gerne suchen, wüßte sie nur wo.

Dann war auf einmal drüben bei der Klosterkirche ein Zusammenlaufen von Menschen, und Frauen streckten die Köpfe zusammen mit einem Ausdruck ihrer Gesichter, als ob sie sich entsetzliches berichteten.

Man hatte die Leiche Peters gebracht. In der Wolfschlucht draußen, wo der Fußpfad von Wagensteig herüber führte, hart an dem Felsen vorbei, hatte man sie gefunden.

\* \* \*

Ziemlich gefaßt war Marie nach einigen Tagen in Jakobis Haus zurückgekommen, sie war sehr bleich, sehr still. Ueber die Ereignisse in St. Peter kam nie eine Silbe über Mariens Lippen, und mit der Zeit wurde sie auch wieder heiterer. Jakobi hatte bald eine größere Freude an Marie als je. Ihr Charakter schien noch weicher geworden zu sein, ihr Gemüth tiefer, sie fand jetzt noch mehr als früher Genuß an ernster Lektüre, besonders an der Bibel. Nur zog sie jetzt das neue Testament vor. Gegen Jakobi war sie von einer zartfühlenden Aufmerksamkeit, daß er ganz gerührt wurde und sich immer glücklicher schätzen mußte, diesem herrlichen Mädchen begegnet zu sein.

Da glaubte Jakobi mit der Ausführung eines längstgehegten Planes nicht mehr länger zögern zu dürfen. Er hatte alle Hindernisse, deren Größe er zuerst weit entfernt gewesen war, auch nur zu ahnen, und die ihn auf eine Zeit lang eingeschüchtert hatten, zuletzt muthig überwunden; Schlosser hatte ihn stets aufgemuntert. Er hatte ihm auch beigestanden, seine Familie mit dem Vorhaben auszuföhnen. Die Reden der Welt glaubte er verachten zu können, er bat Marie um ihre Hand.

Im November war die Hochzeit, ein stilles, inniges Fest.

„Freiburg machte sie viel Redens.“

„Der Herr Professor Jakobi ist doch ein Ehrenmann“, sagte der Nachbar Schreiner.

„Sieh, sieh, die stolze Bügtin vom Tobel“, sagte drüben die Schustersfrau; „wer hätt' das gedacht, wird die doch noch Frau Professorin. Ja, wem das Glück will!“

„Die hat das auch nicht verdient“, sagte manche Betschwester, „da mag wohl der Teufel mit im Spiel sein.“

„Ob sie dieses Opfer werth ist, das unser allzugroßmüthiger Jakobi dabei bringt!“ hüstelte der Hofrath Dingstirch.

„Was so ein Dichter Grillen hat“, meinte der Herr Regierungsrath Ppfelon, „nun, der Dirne kann man gratuliren, die braucht die vorausgegangenen Jahre nicht zu bereuen.“

Man hatte in Freiburg lange über nichts mehr so diskurirt wie über diese Hochzeit, und das ging lange fort, zuletzt aber hörte es auf, und niemand sprach mehr darüber.

Es gab andere Ereignisse: Krieg, Belagerung, Ueberfälle, Rückzug des Moreau, Schlachten, Friede, Kongresse, Wechsel des Landesherrn, und wieder Krieg und wieder Friede und neue Revolutionen. — Die Frau Hofrath Jakobi hatte einen Sohn geboren, hatte ihn groß wachsen sehen, und dann ins Grab gelegt.

Sie hat ihren Mann ins Grab gelegt, und dann noch lange gelebt — einsam, still, in einer schönen, reichen Welt — in der Welt ihrer Erinnerungen, und dies so ausschließlich, daß sie mit der andern, die sich doch allein für die wahre und wirkliche Welt hält, allen Zusammenhang verloren, seitdem sie nichts mehr darin hatte, worauf sie ihre Empfindungen und Gedanken hätte beziehen können.

Sie that deßhalb, als ob diese Welt gar nicht für sie da wäre, überhaupt gar nicht existirte, oder wenigstens gar keinen Werth, gar keine Bedeutung hätte, neben „ihrer“ Welt, neben der Welt ihrer Erinnerungen. Das ärgerte die andere Welt, und aus Aerger sagte sie, die gute Frau sei verrückt und mied sie. Für die vornehme Gesellschaft, welche sie einmal dulden gemußt, war sie nicht mehr vorhanden.

Noch manche Jahre sah man die alte, grau gewordene Frau wie ein Gespenst die Pfaffengasse hinunter tasten. Es war, als ob sie niemand kenne, niemand redete sie an, niemand grüßte sie. Nur hier und da sahen ihr die Menschen verwundert nach, und dann gingen sie wieder weiter und schüttelten die Köpfe. Die alte Frau ging dann auf den Kirchhof, hier konnte sie tagelang verweilen und selbst wenn es dunkel wurde und andere Menschen sich zwischen den Grabsteinen unbehaglich fühlten, blieb sie.

Um sie herum war es Nacht, aber sie war doch mitten im Sonnenschein ihrer Welt, der schönen Welt ihrer Erinnerungen.

„Der guten Frau ist's im Kopf nicht recht“, sagten die Leute. „Ihr Geist ist leider getrübt“, sagten die Bekannten und hatten Mitleid mit ihr. Aber in den Bildern ihrer Vergangenheit war nichts getrübt, wenn auch die Gestalten ihres verstorbenen Sohnes, Jakobis und des krummen Peters in eine zusammenfloßen, und aus einem einzigen Antlitz ihr entgegen zu blicken schienen.

Eine ganz neue Zeit war gekommen, die alte Frau ging noch immer auf den Kirchhof. Eines Tages aber ging sie nicht mehr hinaus, sie wurde hinausgetragen, ruhig ausgestreckt zwischen sechs schwarzen Brettern, und fast so einsam und allein, wie sie vorgestern noch hinaus gegangen war.

Einst hatte die Welt sie wohl einmal gekannt, aber das war lange her, und die Geschichte des schönen Wälder Mädchens, welche der Welt einmal so interessant vorgekommen, war längst vergessen wie ein altes Märchen.





## Eine unbekannte Volksliteratur.

Von Gustav Karpfles.



In der Literatur eines jeden Volkes begegnen wir neben den großen, mächtigen und für die Stellung dieses Volkes in der Weltliteratur Ausschlag gebenden Strömungen gewöhnlich auch einer kleinen, geringfügig scheinenden Unterströmung, welche von den Literaturhistorikern gar nicht beachtet, von der Nachwelt gemeinhin vergessen wird, aber doch in ihrem ganzen Verlauf wichtig und bedeutend genug ist, um die Aufmerksamkeit späterer Generationen zu fesseln. Gerade in dieser unbeachteten Unterströmung erkennen wir den Charakter eines Volkes besser und deutlicher, als aus seiner Kunstliteratur, den Charakter jenes Volkes, aus dessen Bewußtsein sie entsprungen ist, dessen Wille sie trägt und in dessen Leben sie einmündet. Eine solche geistige Unterströmung ist auch im Judenthum von altersher vorhanden. In den Tagen, da die Propheten ihre Ermunterungen, ihre strafenden, mahnenden Reden in Israel hielten, da ging neben dem Propheten der Psalmist einher und wenn der Prophet in seinen feierlichen Gesichten zum Volke gesprochen hatte, da kam der Psalmist mit seinen tröstenden und aufmunternden Liedern; und als kein Prophet mehr auftrat in Israel, als die letzten Psalmenjäger ihre Harfen an die Weiden Babels gehängt hatten, weil sie das Lied von Zion nicht singen mochten auf fremder Erde, da machten sich zwei neue Strömungen in der Literatur des jüdischen Volkes geltend: Die eine Strömung, die das Gesetz nach allen seinen Verzweigungen und Umwandlungen normirende Halacha, und die freundlich wie ein Garten dieselbe umgebende Hagada, Erzählungen, Fabeln, Räthelspiele, kleine Gedichte und derartige enthaltend. Einer ähnlichen, ja vielleicht sogar verwandten Strömung begegnen wir auch am Ausgang des Mittelalters. Denn um es von vornherein festzustellen: das jüdische Mittelalter dauert länger, wie das Mittelalter der andern Menschheit, es dauert

fast bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts, und um die Zeit, in welcher sich die Strömung, von der ich hier sprechen will, breit macht, um diese Zeit ist das jüdische Mittelalter noch in dickster Finsterniß, während allenthalben die Sonne der neuen Zeit bereits strahlte.

Diese Unterströmung, die sogenannte jüdisch-deutsche Literatur, entspricht demselben Bedürfniß, wie die Volksliteratur anderer Völker. Auch sie entspringt aus den Regionen der Phantasie gegenüber den einseitig geltend gemachten Regungen des Verstandes, auch sie wendet sich zunächst an die „Armen im Geiste“, an die Frauen und Ungelehrten und Kinder, auch sie wird nicht von großen Gelehrten geführt, sondern zum Theil von anonymen Schriftstellern, zum Theil auch von recht unbedeutenden Geistern und auch sie verschwindet wieder, wie sie gekommen ist, spurlos. Um aber das Bild des Stromes festzuhalten: Wie gar oft ein Fluß, der in seinem Anfang blühendes Wachsthum und Gedeihen über Feld und Flur ausbreitet, weiter hinauf Tod und Verderben bringt, wenn er über seine Ufer tritt, um schließlich an einer anderen Stelle ganz zu verlanden, so hat auch diese geistige Strömung, welche im Anfang so fruchtbar zu sein schien, in ihrem späteren Verlauf trübe Fluten gewälzt und ihre letzten Spuren tragen nur noch Sand und Gerölle in die Länder des slavischen Ostens. Diese jüdisch-deutsche Literatur, über welche ich hier etwas näheres mittheilen will, ist vielleicht nicht mit Unrecht der gänzlichen Verachtung anheimgefallen. Sie erinnert an die schlimmsten Zeiten der Ghettos, des Drucks. Wen von uns hätte nicht dieser Dialekt, dieser jüdisch-deutsche Dialekt, auf der Straße und im Coupe, vielleicht sogar manches Mal im Kaffeehause, aufs empfindlichste gestört? Es ist eben etwas todtcs und abgestorbenes für uns, während es zu jener Zeit kräftig und lebendig war und eine Literatur hervorbrachte, die sich immerhin sehen lassen konnte unter den Volksbildungen der Weltliteratur.

In deutscher Sprache haben die Juden schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert gedacht und geschrieben. In dem Rechtsgutachten des Elieser ben Jehuda finden wir verschiedene deutsche Ausdrücke neben den hebräischen Worten. In dem Bibelfragmentar, den einer der größten Schriftgelehrten des jüdischen Volkes geschrieben hat und der noch heute in jüdischen Schulen zur Bibleleserlese benutzt wird, in dem Kommentar Raschi's, finden wir neben vielen französischen auch deutsche Worte. Soweit es bis jetzt bekannt ist, ist das älteste deutsche Wort etwa im zwölften Jahrhundert bei Elieser ben Jehuda zu finden, es heißt: „Spürhant“. Aus dem dreizehnten Jahrhundert soll eine Bearbeitung der Sage von König Artus existiren, in der vatikanischen Bibliothek zu Rom. Wenige Decennien später lebte in einem fränkischen Städtchen an der Saale Süßkind von Trimberg, ein Minnesänger, ein Jude, dessen Deutsch so gut ist, wie das Deutsch Wolfram von Eschenbachs und Walthers von der Vogelweide; und anderthalb Jahrhunderte später

wirkt ein Jude, Samson Pnie in Straßburg, neben dem Minnesänger Gottfried von Straßburg und seinen Genossen. Eine Jüdin, Litte aus Regensburg, schreibt eine Geschichte Davids in der Nibelungenstrophe gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts, und von einer andern Jüdin, Rahel Ackermann, erzählen die Quellen, daß sie am Hof zu Wien sehr angesehen war, und dort einen Roman oder ein Gedicht geschrieben habe: „Das Geheimniß des Hofes“. Man sieht also, daß die deutsche Sprache, und zwar der rein deutsche Schriftausdruck, den Juden kein fremder war. Da, etwa um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts, erblicken wir plötzlich eine geistige Strömung, welche in einem besonders an die deutsche Schriftsprache sich anlehenden Dialekt die tiefsten Bedürfnisse der Juden befriedigt zu haben scheint, wir sehen diese jüdisch-deutsche Literatur aufkommen, ohne daß wir zu sagen wüßten, welchem besondern Bedürfnis sie entsprungen ist. Immerhin aber dürfen wir annehmen, daß es ein lebendiges, ein dringendes, ein tiefgefühltes war, welches sie hervorrief. Und in jedem Fall ist sie ein Zeugniß von der Assimilationsfähigkeit des jüdischen Stammes, welcher selbst zu einer Zeit, da man ihn in enge Ghettomauern drängte, ihn mit einem gelben Schutzflecken versah und das Sonnenlicht kaum gönnte, in derselben Sprache, die seine Dränger und Peiniger sprachen, dachte, schrieb, las und dichtete.

Treten wir nun dieser Literatur näher und hören wir, was ein hervorragender Kenner derselben von ihr zu berichten weiß. Das Eigenthümliche des Jüdisch-Deutschen besteht nach den genauen Forschungen von Leopold Zunz darin, daß hebräische und aramäische Wörter oder Wortwurzeln mit deutschen Wörtern oder Flexionsformen dadurch verbunden werden, daß das hebräische Wort eine deutsche Endung erhält und in dieser Weise deutsch flektirt wird. Die Konstruktion, Verbindung, Betonung und Anwendung, wohl auch die Aenderung und Abkürzung deutscher Wörter hat dieses eigenthümliche Sprachgefüge geschaffen, auf dessen Untergrunde aber — nach neueren Ermittlungen — sehr werthvolles althochdeutsches und mittelhochdeutsches Sprachgut ruht, das aus dem deutschen Sprachgebrauch verschwunden, hier aber sich merkwürdig erhalten hat. So ist das Judentum schließlich gar noch zu Ehren gekommen, und wird von den Germanisten zur Erklärung der deutschen Sprache, wie von den Kulturhistorikern zur Kenntniß der Sittengeschichte des Mittelalters herangezogen und eifrig studirt. Mit den Zügen und Wanderungen der deutschen Juden ist natürlich der jüdisch-deutsche Dialekt auch durch alle Länder gezogen. Von Spanien zogen sie nach Deutschland, dann in Schaaren nach Polen, nachdem der schwarze Tod dort ausgebrochen war. In Polen vermengt sich dieses Jüdisch-Deutsche mit vielen polnischen Sprachwurzeln. Andere Juden zogen nach Holland und vermengten es dort mit holländischen Sprachbestandtheilen; wieder andere nach dem Elsaß und Frankreich und brachten dort französische Wortformen hinein, ja sogar noch jetzt wird dieses

Jüdisch-Deutsche in der neuen Welt, mit englischen Wörtern vermischt gesprochen und hat auch dort heute schon eine ziemlich ansehnliche Literatur und eine reiche periodische Presse hervorgerufen. Charakteristisch ist aber, daß, obwohl diese Sprache in jedem Lande eine eigenthümliche Färbung erhalten hat, der Grundton doch immer deutsch bleibt — auch in der Mischsprache, wie sie einerseits in der neuen Welt und andererseits in Polen und Rußland gesprochen wird. Das Juden-Deutsch besteht nun nach den Forschungen jenes Gelehrten, den ich schon oben citirt habe, aus folgenden Hauptelementen: nämlich zuerst aus dem Hebräischen, das für alle dem Kreise des religiösen Lebens entnommenen Begriffe und Ausdrücke angewendet wurde, sodann aus den wunderlichen Verbindungen des Hebräischen mit dem Deutschen durch Zufügung des Hilfswortes „sein“ zu dem hebräischen Participium, durch deutsche Flexion hebräischer Wörter, durch willkürliche Zusammensetzungen oder Abbrüviaturen, die dann als Wörter gelten, ferner aus der Anwendung von ungebräuchlichem und fehlerhaftem Deutsch und schließlich aus der Zufügung fremdsprachlicher Worte oder einer derartigen Aussprache.

Ein bestimmtes grammatisches Gesetz in dies Sprachchaos hineinzu bringen, ist bis jetzt nicht gelungen, obwohl sich namhafte Forscher darum bemüht. Auch die Prävalenz eines besondern deutschen Dialekts ist bis jetzt nicht herausgefunden worden; man nimmt gegenwärtig allgemein als Hauptbestandtheile des Juden-Deutsch die jüdischen und fränkischen Dialekte an. So bietet diese seltsame Sprachmischung, besonders in ihrem Vokalismus und Diphthongismus, der das volle Gepräge des Althochdeutschen trägt, ein eigenthümliches und interessantes Gebilde, dessen Bedeutung durch die auf demselben ruhende Volksliteratur womöglich noch verstärkt wird. Ein hervorragender deutscher Polizeibeamter, B. Avé-Lallemand in Lübeck, hat bekanntlich eingehende Studien über das deutsche Gaunerthum gemacht und ausführlich darüber berichtet, daß es im Anfang des vorigen Jahrhunderts weit verzweigte und große jüdische Diebesbanden in Deutschland gegeben hat. Sie haben den jüdischen Dialekt in die Gaunersprache eingeführt, und es ist aus einigen Prozessen, die vor einigen Jahren in Berlin stattgefunden haben, ja bekannt, in wie weit noch heute die Sprache der Gauner vom jüdisch-deutschen Dialekt beeinflusst wird. Die Studien, die jener treffliche Forscher auf diesem Gebiete gemacht, haben ihn aber sehr tief in die jüdische Literatur hineingeführt, so daß er einen ansehnlichen Theil seines großen Werkes über diesen Gegenstand zu widmen beschloß. Sein Buch über deutsches Gaunerthum ist eine grundlegende Arbeit, welche aus vier Theilen besteht. In ihrem dritten Bande enthält sie eine ziemlich vollständige Geschichte der jüdisch-deutschen Literatur, in die sich der Verfasser mit einem Eifer und mit einer Sachkenntniß hineingelesen hat, um die ihn mancher germanistische Forscher beneiden möchte. Hören wir nun, welches Resultat dieser bedeutende Forscher aus der Kenntniß des Jüdisch-Deutschen zieht. Es bietet nach ihm den sichersten Beweis, wie tief das Judenthum sogleich bei

seinem ersten Erscheinen auf deutschem Boden in Wesen und Sprache des deutschen Volkes eingedrungen ist, und wie die wunderbare innere Fähigkeit und wiederum die ebenso wunderbare Gefügigkeit des Judenthums das auf deutschem Boden Erworbene beständig treu und zäh festgehalten hat, so daß man das in der Verkehrssprache des deutschen Volkes längst aufgegebenen Althochdeutsch und Altniederdeutsch mit überraschender Kundgebung im Jüdisch-Deutschen aufbewahrt findet. Auf der andern Seite aber ist die jüdisch-deutsche Sprache wieder mit äußerster Gefügigkeit der deutschen historischen Sprachwandlung gefolgt, so daß man ebensoviel Mittelhochdeutsches wie Neuhochdeutsches in Judenteutsch deponirt findet und somit das Judenteutsch eine große Zuverlässigkeit in Bewahrung der deutschen Sprachwandlungen aller Phasen besitzt, welche sehr überrascht und für die deutsche Sprachforschung von Wichtigkeit ist.

Durch solche Vorarbeiten und Mittheilungen sind denn die deutschen Philologen auf das Jüdisch-Deutsche aufmerksam geworden und dieser verdorbene Dialekt der polnischen Juden ist in den letzten Jahren bei den deutschen Professoren hoch zu Ehren gekommen. In der That, wenn in diesem Jüdisch-Deutschen versprengte Reste des Althochdeutsch und Mittelhochdeutsch vorhanden sind, dann ist es ja von besonderer Wichtigkeit, daß dasselbe erforscht werde. Ich möchte da nur bemerken, daß für den vorurtheilslosen Beurtheiler, der in der Wissenschaft auch die Erkenntniß und die Wahrheit sucht, die Thatsache, daß die Juden in Deutschland im Mittelalter und in ihrer Vereinsamung Jahrhunderte lang diesen Dialekt gepflegt haben, doch wohl ein Zeichen ist, daß sie dem Geistesleben der sie umgebenden Welt doch nicht so fern standen, als dies den Anschein haben möchte. Von Spanien ist dies ja zur Genüge bekannt, aber auch vom deutschen Geistesleben werde ich Gelegenheit haben, das nachweisen zu können. Es ist natürlich, daß diese Literatur keine originale sein konnte; original nicht, aber originell ist sie und zwar im höchsten Grade originell — und man wird das leicht begreifen. Originell und traurig, wie auch jener Franzose in einem Roman von Dickens meinte: die französische Sprache sei doch eigentlich eine sehr traurige Sprache; der Mann hatte das Französische nur im Gefängniß gehört. Man kann dasselbe vom jüdisch-deutschen Dialekte sagen. Er ist ein Ben oni, ein Kind des Elends, der elegische Charakter, der der hebräischen Literatur überhaupt aufgedrückt ist in allen Phasen ihrer Wandlung, ist auch ihm zu eigen. Aber er zeigt doch ein doppeltes Gesicht; die Mutter nannte das Kind ben oni, Sohn des Elends, der Vater ben jemini, Sohn meiner Rechten, Sohn des Glücks. Wie die jüdisch-deutsche Poesie auf der einen Seite das Unglück, die Noth und die Verzweiflung des Volkes wieder spiegelt, spricht sie auf der andern Seite wieder den Trost und die Hoffnung aus, welche Israel niemals gefehlt haben, auch nicht in den trübsten Tagen des Mittelalters.

Den Stoffen nach umfaßt nun diese jüdisch-deutsche Literatur, von der wir heute etwa 5—6000 Bände kennen, zunächst natürlich

Versionen der Bibel, um die sich ja alles gruppirt, was im Mittelalter jüdische Literatur heißt, Versionen des Gebetbuchs, exegetische Paraphrasen der Bibel, aber auch ethische Werke, Erörterungen über Ritualgesetze, Bücher über jüdische und allgemeine Geschichte, Romane, Geschichten, Possen, Schwänke, Räthsel, Schulbücher und andere Werke für die Jugend, im allgemeinen also alles, was das Leben des Menschen und des Volkes zu jeder Zeit ansfüllen könnte. Entspräche einem so reichen Inhalt auch nur halbwegs der Geist dieses Schriftthums, so hätten wir es allerdings mit einer sehr bedeutungsvollen und originalen Literatur zu thun. Aber das ist eben nicht der Fall, es ist eine armelige und dürftige Literatur. Sie ist interessant und bedeutend nur durch die Zeit, in welcher sie entstanden, durch das Bedürfniß, welches sie befriedigt, und durch das Publikum, an welches sie sich wendet. Zunächst sind es natürlich deutsche Versionen des alt-heiligen Bibelbuchs, welche uns entgegenreten. Es ist bekannt, daß Luther, der Mann mit dem muskeltarken, liebefräftigen Herzen zuerst die Bibel verdeutschte hat und dadurch die deutsche Schriftsprache in so wunderbarer Weise ausgearbeitet und bereichert hat. Im Jahre 1534 erschien die gesammte Bibel von Luther — und die erste jüdisch-deutsche Pentateuchübersetzung kam im Jahre 1540 heraus, gewiß also ein Zeichen von Theilnahme des jüdischen Volkes und von Verständniß für das, was den Geist der Zeit bewegte. Allerdings wurde dieselbe nicht in Deutschland, sondern in Kremona gedruckt. Ein Jahr später gab der bekannte Paulus Nemilius eine jüdisch-deutsche Version des Pentateuchs heraus, um den Beweis zu liefern, „daß die Juden keineswegs, wie viele Christen meinen, auch jetzt noch Hebräisch sprechen“. Zu gleicher Zeit etwa erschien auch in Konstanz eine jüdisch-deutsche Uebersetzung des Pentateuchs, die ein getaufter Jude, Michael Adam — Leo Juda — ein Freund und Schüler Zwinglis, bei Paul Fagius herausgab. Diese Uebersetzung hat man später fälschlich dem berühmten hebräischen Grammatiker Elia Levita zugeschrieben, von dem im darauffolgenden Jahre eine jüdisch-deutsche Version des Psalmbuches erschien.

Während aber das Werk Luthers in der protestantischen und katholischen Kirche später vielfach vernachlässigt wurde, sehen wir mit Erstaunen innerhalb des eng umschriebenen Schriftkreises des Jüdisch-Deutschen eine Bibelübersetzung nach der andern erscheinen. Im siebzehnten Jahrhundert treffen wir sogar zwei an, die eine von einem gewissen Jesuthiel Blitz, die andere von einem jüdischen Setzer in Berlin, eine Konkurrenzarbeit; sein Name ist Josel Wizenhausen. Freilich, der Geschmack war damals bereits verwildert, die Sprache verknöchert und es lebte kein Geist in diesen Uebersetzungen. Um nur ein Beispiel davon zu geben, in welcher Weise die älteste bekannte, also die Kremoneser Uebersetzung, zu einer Zeit, da der jüdisch-deutsche, man kann nicht sagen, Dialekt, aber da das Jüdisch-Deutsch noch ziemlich schriftgemäß beschaffen war, führe ich hier an, wie ein Vers der Bibel von ihr übersetzt wird, und zwar der

Verß Gen. 25. 34: „Und Esau verachtete die Erstgeburt“. Die Kremoneser Uebersetzung verdeutschte diesen Vers folgendermaßen: „Es verschmehet Esau seine erstigheit“.

Ein Jahrhundert später übersezt Bliß: „Also veracht Esau sein erstgeburt“. — Und Wiggenhausen verdolmetscht: „An Esau verschmehet die Beehora“ — Beehora heißt nämlich hebräisch „Erstgeburt“.

Als dann später jene Uebersetzungsweise, welche in den jüdischen Schulen gemeinhin zur Anwendung kam, die aber trotzdem in dieser erstorbenen und verknöcherten Weise noch etwas ungemein gemüthliches hatte, verspottet wurde, da charakterisirte man diese polnisch-jüdische Lehrmethode dadurch, daß man den Satz gemäß der üblichen Aussprache in folgender Weise übersezte: „Un es hot mebasse gewesen Esau die Beehoire.“ Alle diese Uebersetzungen, in denen die deutsche Sprache nur noch ein Lallen war, ja in denen oft auch nicht einmal ein einziges deutsches Wort vorkam, sind natürlich für die höhere Erkenntniß jenes Schriftthums ohne Bedeutung. Einen ungleich höheren Werth haben die Versionen und poetischen Umschreibungen der Bibel, durch den ungemein charakteristischen Umstand, daß jene Bibelübersetzungen meist nicht in Deutschland entstanden sind. Es waren aber doch deutsche Juden, welche aus Deutschland aus irgend einem Grunde fortgezogen oder, wollen wir sagen, vertrieben wurden, und welche auch in der Ferne der Heimat gedachten, die sich ihnen gegenüber so schnöde erwies, die sie aber so liebten, daß sie in der Sprache derselben schrieben und dichteten. Da begegnet uns denn zunächst ein sehr merkwürdiges Buch, ein Buch, welches wohl das populärste in seiner Weise gewesen ist und in hundert Jahren 26 Auflagen erlebte; die erste, wie es heißt 1695 zu Wezel; so viel ich weiß, ist diese nicht mehr vorhanden. Der Verfasser dieses Buches hieß Jakob b. Isak aus Janow in Polen. Noch in den ersten fünfzig Jahren unseres Jahrhunderts hat es in keinem jüdischen Hause gefehlt. Der Titel lautet: „Zeena u-reena“, was so viel heißt als: „Kommt und schaut“, ihr Töchter Judas. Es wandte sich zunächst an die Frauen und Jungfrauen des jüdischen Volkes, wie denn diese ganze Literatur und Sprache nicht mit Unrecht „Weiberdeutsch“ genannt wurde, insofern nämlich diese verschiedenen Bibelübersetzungen sich in erster Reihe an Frauen wandten. Dieses Werk ist von einer merkwürdigen Naivetät; da treten römische Imperatoren auf, die die alte Halacha interpretiren, die Propheten und Psalmlisten des alten Bundes sprechen so ungenirt, als wenn sie im sechzehnten Jahrhundert in einer versteckten Judengasse von Frankfurt oder Nürnberg gelebt hätten. Ueber alledem liegt aber ein solcher Reiz von Anmuth, eine so ungekünstelte Liebenswürdigkeit ausgebreitet, daß sich schon daraus die Verbreitung dieses Buchs leicht erklärt. Dieses Buch hat Jahrhunderte lang die Mütter Demuth, Bescheidenheit, Resignation, Zmigkeit und Innerlichkeit gelehrt. Nicht umsonst ist das deutsche Sprichwort: „Unter die Haube kommen“, von hervorragenden deutschen Schriftkundigen auf jüdischen Ursprung zurückgeführt worden; insofern es als der Jungfrau höchster

Preis galt, unter diese Haube zu kommen, denn die Haube war damals ein Symbol der Züchtigkeit und Bescheidenheit. Das von der Haube eingerahmte Gesicht bot einen Anblick des Friedens, der ruhigen Gemüthlichkeit und Züchtigkeit dar, im Gegensatz zu den modernen Haarfrisuren, welche in ihrer phantastischen Wunderlichkeit den Kopf wohl von außen schmücken, zugleich aber auch ein Symbol sind von all den verschiedenartigen Wünschen, Lannnen und Capricen, welche in dem fein frisirten Kopfe hausen. Die Jungfrau von damals trug auch keine Locken, sie sollte eben nichts verlockendes und anlockendes haben, es sei denn für ihren Mann. Dafür aber waltete später in ihrem Hause ein Friede mit versöhnender Macht; mochten da draußen noch so starke Stürme toben, eifiger Hauch der Feindschaft wehen, so verbreitete sie innerhalb ihres Hauses, innerhalb der eng umfriedeten Mauern ihres Ghetto, eine so wunderbare und idyllische Ruhe, einen solchen Gottesfrieden über alle, ihren Mann und ihre Kinder — und in diesem Haus las, wenn der Sabbath kam, die liebe alte Großmutter mit der großen Hornbrille auf der Nase und den lieben leise bebenden Lippen, ihren Enkeln, ihren Töchtern und Nichten, aus jenem alten, vergilbten Buche und aus dem denselben ergänzenden deutschen Chumesch (Bibel), jene wundersamen Geschichten, jene Sagen und Legenden vor, die sich um das Leben der Patriarchen, der Propheten und Gesetzeslehrer gelagert haben, jene traurige Geschichte von dem Exilsgang des Judenthums durch bange und schwere Jahrhunderte — und das alles war von einem so innigen Gottvertrauen diktiert, daß ein Zweifel daran weder in der guten alten Großmutter noch in den schönen Enkelinnen je aufkommen konnte.

Daneben entfaltete sich eine reiche ethische Literatur, die alle Bedürfnisse befriedigt, eine Literatur, die vielleicht das, was in der deutschen Literatur in jenem Jahrhundert auf diesem Gebiete geleistet wurde, wenn auch nicht in der Form, so doch hinsichtlich seines Inhalts wesentlich übertrifft. Da ist zunächst ein „Frauenspiegel“ aus dem Jahre 1602, von dem der Autor sagt, daß sich die Leute ihn kaufen sollen, sich zu spiegeln darin, und der in anmuthiger Versform die feinsten Sittenlehren und Moralsprüche enthält. Ein solches Werk mußte natürlich in den Kreisen, für die es bestimmt war, mächtig zünden. Es ist begreiflich, daß die Begeisterung, die in diesem Literaturkreis sich geltend macht, denselben nach allen Richtungen mehr zu erweitern sucht. Das populärste Buch dieser Richtung war aber das Buch: „Die Seelenfreude“, welches alle andern verdrängte und einer ungeheuren Popularität sich zu erfreuen hatte. Aus diesem Buche möchte ich nun doch einmal, um diesen Kreis der Literatur zu charakterisiren, eine kleine Probe geben. Es ist eine moralische Nutzenanwendung zu der Lehre des Talmud: „Die Leiden anderer sind ein halber Trost“:

„Wenn ein Mensch allein ist in seinem Leid, hat er noch mehr Kummer, als wenn Leute zu ihm kommen und ihn trösten und erzählen von Leiden, die andere Menschen haben ausgestanden und

haben sich doch getröstet. Es ist kein Mensch in der Welt, der nicht Kummer erlebt hätte. Also hat Alexander von Macedonien seine Mutter getröstet. Als er sterben sollte, hat er ihr diesen Brief geschrieben: Meine Mutter, denk' alles, was auf der Welt ist, ist ver-gänglich und Dein Sohn ist nicht gewesen ein kleiner König, sondern ein großer König. Darum sollst Du Dich benehmen wie die Mutter eines großen Königs. Und nach meinem Tode sollst Du lassen bauen einen großen Platz und sollst gebieten, es sollen zu Dir kommen alle Könige der Erde, Grafen und Fürsten, an einem festgesetzten Tag und sollen sich lustig und fröhlich machen. Auch laß ausrufen: Es soll aber keiner kommen, dem ein Leid ist widerfahren! . . . Nun, wie die Zeit ist gekommen, daß ihr Sohn Alexander der Große gestorben ist, hat sie seinen letzten Willen erfüllt und hat eine gewaltig große Mahlzeit zubereiten lassen und einen Tag festgesetzt, wenn alle zu dem Gastmahl kommen sollen. Nun, der Tag ist gekommen da die Mahlzeit stattfinden sollte, und sie hatte gemeint, es würden gar viele Leute kommen, ist aber nicht einer gekommen; sie sind alle ausgeblieben. Hat sie gefragt ihre Diener: Warum kommen die Leute nicht zum Gastmahl? Was bedeutet das? Haben die Diener gesagt: Liebe Königin, ihr habt lassen einen Befehl ausgehen, es soll keiner kommen, der nicht ein Leid erlebt hat — und es ist keiner vorhanden, der nicht sollte ein Leid erlebt haben, darum kommt keiner nicht“ . .

Man sieht, es ist kein leichtes Moralisieren, kein trockener Predigtton, alles ist Exempel, Historie; kräftig und naiv-geistvoll wurde eine Geschichte erdonnen oder erdacht oder erzählt und daran eine moralische Nutzenanwendung geknüpft. Einen merkwürdigen Beitrag zu den Wanderungen und Wandelungen, welche das Schriftthum durch die Weltgeschichte erfahren hat, bildet es aber, daß diese Geschichte keineswegs aus dem Kopfe der guten Frau, die dieses Buch geschrieben hat, entsprungen ist. Man findet sie schon ziemlich wörtlich bei einem berühmten klassischen arabischen Schriftsteller, Masjudi, dessen hervorragendstes Buch, „Die Goldwiegen“, sie enthält.

Es giebt Leute, welche sich wundern, daß die jüdische Literatur des Mittelalters keine Geschichtsbücher aufzuweisen hat. Solche Menschen kennen den Gang dieser Geschichte nicht. Noch ehe die Juden Zeit hatten, ihre Leiden aufzuschreiben, brachen neue Leiden über sie herein, welche alles Voraufgegangene verdunkelten. Der Weg der Juden durch achtzehn Jahrhunderte hindurch geht über Blut und Thränen hinweg — und an der Quelle dieser Blutströme und Thränenbäche sitzt der Genius der jüdischen Geschichte. In solchen Tagen verschwindet die Lust am Fabuliren, da schweigt die Geschichte, und dennoch ist es thöricht zu sagen, sie hätten keine Geschichtsbücher gehabt. In dem literarischen Schatz des jüdisch-deutschen Schriftthums finden wir auch eine große Anzahl von Chroniken und Erzählungen, von Büchern und Legenden, welche sich mit diesem Geschichtsstoff beschäftigen. Da ist zunächst wieder ein altes Buch, dessen Ursprung sich in dunkle Zeiten verliert, in jene Anfänge und Zusammenhänge der

italienisch-spanischen Kulturen, der sogenannte Jofippon, welcher von den alten Juden mit großem Fleiß gelesen wurde und aus dem sie alle ihre historische Wissenschaft geschöpft haben. Wichtiger und bedeutungsvoller aber als dieses ist das sogenannte Maasebuch (Geschichtenbuch), ein Werk, welches so populär wurde, wie nur je eines und welches seine Popularität auch verdient hat, denn der Charakter dieses Buches ist ein äußerst merkwürdiger. Es ist für uns ein Stück von der Geschichte der Weltliteratur, in dem sich die Wanderungen und Wandlungen der Stoffe am deutlichsten versinnlichen. Es ist bekannt, daß man in der neueren Zeit darauf gekommen ist, die Quellen unseres Erzählungsstoffs, in dem Lande der Lotosblume zu suchen, in Indien. Weniger bekannt wird es aber sein, daß in den Tagen zwischen dem elften und dreizehnten Jahrhundert, da der gesammte Erzählungsstoff aus Indien über Arabien nach dem Occident kam, es vornehmlich Juden gewesen sind, welche diese Stoffe nach dem Occident gebracht haben, so daß wir in ihren Werken fast alle Erzählungen, welche sich im Dekameron und in den Gesta Romanorum und ähnlichen Werken finden, ja man kann wohl sagen, den ganzen Grundstock der modernen Erzählungsliteratur dort finden, der von Juden aus Arabien gebracht worden und in Indien seinen Ursprung hat. Und wie wunderbar! Im sechzehnten Jahrhundert tritt ein jüdischer Mann auf, kein gebildeter Schriftsteller, der weder Arabien noch Indien kennt, und schreibt ein Buch, in dem diese Erzählungen gar oft wieder aus den christlichen Quellen recipirt werden. Und auch hier finden wir wieder fast den gesammten Erzählungsstoff, ja man kann sagen, die Quellen der Fabeln aller modernen Romane und Erzählungen, die durch die ganze Weltliteratur gehen und deren Wanderungen zu verfolgen, eines der interessantesten Kapitel der Literaturgeschichte ist. Es sei mir gestattet, eine Probe dieser Wandlungen aus diesem Maase-Buch zu geben, eine alte indische Geschichte, deren Ursprung wir eigentlich gar nicht mehr wissen, die wir nur aus der chinesischen Uebersetzung kennen. Es ist die Geschichte von der treulosen Wittwe, — eine Moral für viele moderne Frauen, die Leserinnen sind natürlich ausgenommen! — Diese Geschichte ist von dem römischen Schriftsteller Petronius zu jener wunderbaren Novelle, welche wir unter dem Titel: „Die Matrone von Ephesus“ kennen, verarbeitet worden. In Uebersetzungen treffen wir diese Novelle in allen Literaturen der Welt an. Hören wir nun, wie dieser älteste Ehebruchsroman sich in jüdisch-deutscher Bearbeitung spiegelt:

„Man sagt, die Weiber haben leichten Sinn, sie seien bald zu überreden. Denn es geschah, daß einer Frau ihr Mann war gestorben. Und sie treibt großen Jammer und Klagen und wollt' ihren lieben Mann gar nicht vergessen und lag Tag und Nacht auf dem Friedhof und weinte und schrie gar jämmerlich um ihren lieben Mann. Da war ein Soldat, der war Wächter bei einem Galgen, der hütet, daß man niemand soll herunter nehmen von dem Galgen

bei Leibstrafe des Königs. Und derselbe Galgen, der hat nicht weit gestanden von dem Friedhof, und derselbe Wächter, der ging bei Nacht zu derselben Frau und redet so lange mit ihr, bis er sie überredet, daß sie mit ihm hält. In der Zeit, da sie bei ihm gewesen, ist einer herunter gestohlen worden von dem Galgen, und wie der Soldat zu dem Galgen kam, sah er nichts. Da kränkte er sich sehr und fürchtete sich, der König werde ihn hängen lassen, weil er nicht gehütet hat. Da ging er zu der Frau und erzählte ihr sein Unglück. Da sagte die Frau zu ihm: „Fürchte Dich nicht so sehr, nimm meinen Mann aus dem Grab und häng ihn an dessen statt.“ Da ging er hin und zog mit ihr selbst den Mann aus dem Grab und sie hängen ihn an den Galgen. Da seht nun, wie die Frau gar sehr gejammert und geweint hat um ihren Mann, und gleichwohl hat sie den bösen Trieb bei sich gehabt, daß sie sich überreden ließ von dem Soldaten. Deswegen spricht man: Die Weiber haben leichten Sinn und sind zu überreden, daß sie einem seinen Willen thun, wenn sie auch traurig sind.“

Zum Trost seiner frommen Leserinnen bemerkt der Autor in einer Schlußnote: „Aber doch findet man frume Weiber auch, die gottesfürchtig jennen un solche Sachen nit thun!“ So ist der ungekünstelte einfache Gemüthston, in dem diese Erzählungen in der Volkssprache gehalten sind, das für diesen Inhalt passendste schlichte Gewand; denn so widerwärtig und abstoßend sich in einer modernen Dichtung dieser Stoff ausnehmen würde, in jener alten Volkssprache hat er für den, der mit ihr vertraut ist, etwas trauliches und innerlich anmuthendes, ja sogar etwas unsagbar rührendes. Das Maasebuch enthält aber nicht bloß Anklänge an indische, arabische und griechische Erzählungen, an Märchen, wie wir sie in dem Märchenbuch der Gebrüder Grimm lesen, sondern es ist ein Sammelwerk, welches dennoch einen ganz merkwürdig einheitlichen Charakter trägt, und von dem großen Einfluß, den die deutsche Literatur jener Zeit auf die jüdische hat, beredtes Zeugniß ablegt. Und dieser Einfluß erstreckt sich weiter, als wir ahnen. Er umfaßt nicht bloß die Formen dieser Literatur, sondern auch ihren Gehalt. Genau in gleicher Richtung entwickelten sich diese beide geistigen Strömungen. Diese wie jene ist nicht original, diese wie jene ist armselig in der Erfindung, wird meistens von Frauen geschrieben. Beide verachten jedes Kunstgesetz und jeder höhere Kunststil ist ihnen fremd; aber während die deutsche Literatur wenigstens ein Volksbuch wie den Eulenspiegel aufzuweisen hat, ist die jüdisch-deutsche so arm, daß sie auch nicht einmal mit einem solchen prunken kann und sich mit den Nachbildungen desselben begnügen muß. So finden wir gegen Ende des sechzehnten Jahrhunderts in der jüdisch-deutschen Literatur den ganzen Kreis der deutschen Sagen und Volksbücher in neuen Bearbeitungen vor: die sieben weisen Meister, König Artus Hof, die Geschichte des Fortunatus mit seinem Sackel und Wunschhütlein, des Kaisers Octavianus, des Bauern Gril, der einen gestohlenen Diamant entdeckt hat, der spanischen Zigeuner, die ein Kind gestohlen (Preciosa), der Schild-

bürger oder Lalleburger, kurz, der gesammte Stoffkreis der deutschen Literatur findet sich in den jüdisch-deutschen Volksbüchern wieder. Natürlich hatte sich von diesen der Eulenspiegel der größten Popularität auch in den Kreisen des jüdischen Publikums zu erfreuen. Die älteste Bearbeitung (1600) wurde von Benjamin aus Tannhausen zum Druck gebracht; der Titel lautet: „Wunderparlich un seltsame Historie Til Eulenspiegels, eines Bauern, pürtig aus dem land zu Braunschweig, neilich aus sechsiſcher sprach auf gut hoch teutsch vertolmetſcht, ſer kurzweilig zu lesen. Itzund wieder frisch geſotten und neigebaden“. Auch später wurde das Buch wiederholt neubearbeitet. Eine zu Breslau in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts erschienene Ausgabe trägt den Titel: „Eine wunderbahre Geſchichte von Eilenspiegel, gedruckt in dieſem jahr, wo das Bier teier war.“

Ein besonderes Interesse nimmt im jüdisch-deutschen Literaturkreise die Artusſage in Anspruch. Sie scheint aber hier durchaus nach nichtdeutschen Mustern bearbeitet worden zu sein. Josef Wizenhausen war es, der diese Sage in das Gebiet der jüdisch-deutschen Poesie einführte. Ein allzu strenger Beurtheiler, ein deutscher Professor vor hundert Jahren, der noch nicht wußte, welches kostbare Sprachgut sich im Jüdisch-Deutschen verborgen findet, meinte, daß alle Frechheit eines jüdischen Bäufelsängers dazu gehöre, diese herrliche Sage so zu verhunzen. Aber diese poetische Umschreibung des alten französischen Volksromans rührt schon aus der Zeit des Verfalls jener Literatur her. Doch auch die Poesie an sich war in der ersten Literaturperiode dem jüdisch-deutschen Dialekt nicht fremd geblieben. Ja, es ist merkwürdig, daß nicht bloß der fröhliche Wandersmann, nicht bloß der Pilger und der Landsknecht, nicht bloß der Bursch, der sein Mädchen überraschen wollte, nicht bloß Mönch und Nonne, sondern auch der Jude in den engen Mauern seines Ghetto sein Volkslied sang. Daß aber der Ton dieses Volksliedes ein elegischer und wehmüthiger gewesen, war weniger die Schuld derer, die diese Klagelieder gesungen, als vielmehr derer, die sie erpreßt haben. Eines der ältesten dieser Volkslieder ist auf die Belagerung Magdeburgs 1535 gerichtet. Es wendet sich gegen Karl V. Der patriotische Grundton dieses Volksliedes darf uns selbst in jener Zeit nicht Wunder nehmen. Dieser Patriotismus ist den Juden von jeher zu eigen gewesen und hat auch alle Gelegenheiten benutzt, um in jüdischen Liedern sich auszusprechen, in Liedern, die freilich besser gemeint als gedichtet sind und so dem Grundgesetz des Gelegenheitsgedichts, den Goethe aufgestellt hat, keineswegs entsprechen möchten. Die meisten dieser Lieder sind Klagelieder, man findet aber doch auch wohl kurzweilige Lieder, bei denen die Verfasser nicht gekannt sind, die ein Jahrhundert dem andern zugetragen und die in Flugblättern, man weiß nicht, von wem und wie so, in alle Länder verstreut wurden. Es sind echte Volkslieder nach bestimmten populären Melodien gesungen, die weltlichen nach der Melodie des Babobuchs, die geistlichen

nach der des Samuelbuchs, diese wie jene der Ausdruck tiefen Empfindens und unüberwindlichen Gottvertrauens, das sich in diesen Liedern immer manifestirt hat. Die Dichter waren meist auch die Sänger, die sogenannten Spielleute, die vor den Festtagen und zu Hochzeiten durch alle Lande zogen, iberallhin, wo sie offene Ohren und offene Hände fanden. Natürlich fehlt es diesen Liedern nie an rechter Veranlassung aus der so reichen Geschichte des Judenthums; jedes Unglück, das den Stamm oder eine Gemeinde traf, bot reichlichen Stoff, nicht minder große Kalamitäten wie Feuersbrünste, Judenverfolgungen und dergleichen; willkommeneren Stoff lieferten Hochzeiten und andere Familienfeste, historische Freudentage, und am meisten jene Lieder, welche bei Hochzeitsfeierlichkeiten vorzugsweise von einem sogenannten Marschall (Schalksnarr) gesungen wurden und die dem jungen Ehepaar des Lebens Lust und Leid im bunten Spiegel der Poesie vorzuführen hatten.

Aber auch im Spiel der Scene blieb ihnen die lustige Person des Narren nicht fremd. Denn, wie ich schon im Eingang gesagt habe, auch Possen und Schwank haben wir in dieser Literatur aufzusuchen. Die älteste derselben behandelt die „Verkaufung Josephs“, den vielbeliebten biblischen Stoff, mit einem solchen Realismus, daß er selbst der modernen französischen Dramatik nicht nachzustehen brauchte. Die entscheidende Scene zwischen Joseph und der Frau von Potiphar ist aber gleichwohl von einer unerwarteten Diskretion.

Es fehlt auch in den jüdischen Schwanken nicht an Frivolität. Ich muß aber doch sagen, daß die Diskretion, welche der Dichter dieses Schwanks gegen seine verehrten Zuhörerinnen übt, nicht von allen Genossen beliebt wurde. Es gab noch ein anderes Karnevalsstuck, das „Ahasveruspiel“, das gleichfalls in Gegenwart eines weiblichen großen Publikums zu Frankfurt a. M. mit Pauken und Trompeten aufgeführt wurde, und das von einer Frivolität gewesen sein soll, vor der selbst der moderne französische Realist zurückschrecken würde.

Hat nun aber diese Literatur nicht auch wissenschaftlichen Zwecken gedient? Allerdings, aber dieser wissenschaftliche Zweck war eben auch nur für populäre Bedürfnisse angewendet. Wir finden Lehrbücher der Geometrie und Arithmetik, der Astronomie und anderer Disciplinen nach dem damaligen Stand der Wissenschaft in dieser Literatur iberreich vertreten. Wir finden auch verschiedenartige Auslegungen des Gesetzes, aber dieser Kreis tritt zurück hinter demjenigen, den ich eben zu schildern unternommen habe, nämlich hinter der Ausgestaltung einer populären Volksliteratur, die den Bedürfnissen der Allgemeinheit entgegenkam.

Es sei mir schließlich aber noch gestattet, einen Beweis zu geben, was die alten Juden gelesen und wieviel Bücher sie gekauft haben. Im Jahre 1787, also vor mehr als hundert Jahren, haben die Juden in Oesterreich für 300,000 Gulden Bücher gekauft, aus dem Kreise ihrer Literatur und in jüdisch-deutscher Sprache. Diese Ziffer bedarf keines Kommentars. Möge sich jeder

von uns im stillen prüfen, ob wir modernen Menschen in dieser neuen Zeit in gleicher Weise, wie die Altvordern dafür Sorge tragen, daß das Schriftthum unterhalten und gefördert werde. Die jüdisch-deutsche Literatur selbst schließt mit dieser Periode noch nicht ab. Ich habe bereits gesagt, daß ihre Ausläufer sich noch weithin in unser Jahrhundert erstrecken, daß sie heute noch ein reiches Schriftthum im slavischen Osten hervorbringt. Für uns ist ihre Geltung und Berechtigung abgeschlossen. Vor dem Pojaunenschall der neuen Zeit, den ein Lessing und Mendelssohn zuerst ertönen ließen, sind die Mauern des Ghetto zusammengestürzt und sie werden nie wieder aufleben. So bietet dieser ganze Kreis nur noch ein historisches Interesse, indem wir erkennen, daß diese armselige und dürftige Literatur trotz aller Beschränkungen und Hindernisse doch alle Richtungen, die mit der Literatur der Menschheit zusammenhängen, verfolgt hat. Auch aus ihren Werken kann man das Wehen des nach der Erkenntniß des Höchsten ringenden Geistes verspüren.





## Bilder aus West-Sibirien.

Von Dr. Hermann Roskoschny.

### I. Der Irtysh.



er Dampfer, der uns von Westen her in das Innere Sibiriens führt, gelangt zwar in immer größere Flüsse — aus der Tura in den Toból, aus dem Toból in den Irtysh und aus diesem in den „Vater der Flüsse“, den Ob — aber er bringt uns auch in immer trostlosere Einöden. Tobólsk war eine freundliche Oase in der Wüste, aber kaum sind die weißen Mauern seines Kreml im Morgennebel verschwunden, so befinden wir uns auch schon wieder zwischen öden, einförmigen Uferstrecken. Je mehr wir uns von Tobólsk entfernen, desto seltener werden die Menschenwohnungen, meist Tatarendörfer, Gruppen düsterer, altergrauer Holzhäuser — nur selten ein russisches Dorf, das durch die große Kirche mit den Kuppeln und blendend weißen Mauern als solches kenntlich ist. Meist sind beide Ufer des Irtysh bewaldet, das flache linke Ufer ist mit Birken, Talnik und Weiden versehen, das schroff abfallende, hohe rechte Ufer dagegen mit Tannenwald bedeckt.

Überall sind auf dem rechten Ufer die Spuren der zerstörenden Thätigkeit des Wassers bemerkbar. Als echter russischer Fluß unterwühlt auch der Irtysh unermüde sein rechtes Ufer, reißt weite Strecken Uferland in seine Fluten hinab und rückt immer weiter nach Osten vor. Erdstürze, bei denen 10,000 und mehr Kubiklasten Uferland ins Wasser stürzen, gehören durchaus nicht zu den Seltenheiten. Welch' gewaltige Revolution das im Wasser hervorbringt, kann man sich leicht vorstellen. Wo die Erdmassen niedergestürzt sind, dort weicht für einen Augenblick das Wasser so zurück, daß das Flußbett zu Tage tritt, und während das gegenüber liegende Ufer weithin überflutet wird, stürzen gewaltige Flutwellen flußaufwärts und flußabwärts. Wehe den armen Fischern, die vielleicht in diesem Augenblick ahnungslos in ihrer Hütte schlafen! Fünfzehn bis zwanzig Kilometer weit macht sich bisweilen ein solcher Erdsturz bemerk-



**Auf Reconoscirung.**

Nach einem Originalgemälde von Theodor Weidwiser.

11

bar und bringt den Uferbewohnern Tod und Verderben. Wehe auch jedem Schiffe, das sich in der Nähe befindet! Wenn es dem Steuer-  
mann nicht gelingt, rasch das Vordertheil des Bootes der anstürmen-  
den Woge entgegen zu fahren, wird dasselbe umgestürzt oder zer-  
schmettert und die Mannschaft ist in den meisten Fällen rettungslos  
verloren. Kleine Fahrzeuge enttrinnen in der Regel der Gefahr eher  
als große, welche viel schwerer lenkbar sind und die zu ihrer Ret-  
tung unumgänglich nöthige Wendung nicht so rasch ausführen kön-  
nen. Wenige Minuten nach dem Erdsturz fließt aber der Irtysh  
wieder ruhig wie zuvor und nur die Ummassen tochter Fische, welche  
seine Oberfläche und die Ufer bedecken, verrathen dem Kundigen, daß  
wieder einmal ein Erdsturz stattgefunden hat.

Wenn der Strom in langer Minirarbeit das Ufer genügend  
unterwühlt hat und die Katastrophe endlich eintritt, dann reißt er  
alles, was sich auf der unterwühlten Strecke befindet, Gebüsch,  
Bäume und Hütten mit ihren Bewohnern in das nasse Grab hinab.  
Auf weiten Strecken bilden gestürzte oder angegeschwemmte Baum-  
stämme einen dichten Zaun längs des rechten Ufers. Hier schwebt  
ein Baum, nur noch lose in dem lockern Erdreich hängend, fast wag-  
recht über dem Wasser, ein dem Untergang Geweihter, den schon das  
nächste Hochwasser mit fortreißen wird — dort ist eine ganze Erd-  
schicht zum Ufer hinabgerutscht und die auf ihr stehenden Bäume  
haben, obwohl wir durcheinander geworfen, doch noch einmal Wur-  
zel gefaßt zu einem kurzen, aussichtslosen Widerstand.

Nichts vermag die verderbliche Minirarbeit des Irtysh so deut-  
lich zu veranschaulichen, als die Geschichte der Ortschaft Demjansk.  
Seit ihrer Gründung im Jahre 1637 mußte dieselbe bereits zweimal  
weiter landeinwärts verlegt werden und ist heute etwa  $1\frac{1}{2}$  Kilo-  
meter von der Stelle entfernt, auf der sie ursprünglich stand. Die  
Stelle, welche die älteste Kirche von Demjansk einnahm, befindet sich  
heute bereits auf dem andern Ufer, und über jene, auf welcher die  
Kirche der zweiten, bereits landeinwärts verlegten Niederlassung stand,  
fließt heute der Irtysh. So weit ist derselbe in 250 Jahren nach  
Osten vorgerückt! Und namentlich bei Demjansk dringt er in ra-  
schem, unaufhaltsamem Siegeslauf vorwärts, Uferstrecken von 150  
bis 200 Meter Länge und bis 40 Meter Breite zum Sturze bringend.  
An Widerstand, an Abwehr ist gar nicht zu denken. Der Mensch ist  
hier im steten Rückzug begriffen und er räumt seiner Ohnmacht sich  
bewußt, vor dem entfesselten Element ohne Kampf eine Position  
nach der andern.

Mit dem Wasser wetteifert das Feuer im Zerstörungswerk.  
Dann und wann verkünden große kahle Strecken auf dem hohen  
rechten Ufer, daß hier einer der verheerenden Waldbrände, wie sie  
jedes Jahr in Rußland zu hunderten bringt, am Wasser sein Ende  
gefunden hat. Nur wenige halbverkohlte Baumstämme ragen noch  
als traurige Denkmäler der Verwüstung über spärliches, niedriges  
Gebüsch empor. Die Unsitte, die Felder abzubrennen, außerdem der

Leichtsin, mit welchem beim Feueranmachen im Walde vorgegangen wird, sind die Hauptursachen der Waldbrände. Das Feuer ergreift das niedere Gebüsch, pflanzt sich von diesem zu den Nestern der Bäume fort und hunderte von Morgen herrlichen Waldes werden ein Raub der Flammen.

Im Vergleich mit den mittleren Gouvernements des europäischen Rußlands, in denen der Walddreichtum im letzten Vierteljahrhundert um etwa 39 Prozent abgenommen hat, ist allerdings West-Sibirien immer noch gut gestellt, aber je näher der Grenze Europas und Asiens, desto größer ist die Waldverwüstung. Die Wälder am Irtysh und die sibirischen Wälder überhaupt zeichnen sich nicht durch große Mannigfaltigkeit der Holzarten aus. Die Birke und die Fichte stellen das Hauptkontingent. Die Birke kann man als einen speziell sibirischen Baum bezeichnen, denn man trifft sie überall, bis hinauf zu den öden Gegenden am Obischen Meerbusen und am Kasischen Meer, und durch ihre mannigfaltige Verwendbarkeit erweist sie sich als einer der nützlichsten Bäume. Sie liefert dem Sibirier das Holz zum Bau seiner Hütte, aus ihr verfertigt er Tische und Bänke, verwendet vorzugsweise sie als Brennmaterial und ihre Rinde weiß er kunstvoll zu allerlei Gefäßen zu verarbeiten. Der Buraq, ein cylinderförmiges Gefäß, das in verschiedenen Größen von etwa 20 Centimeter Höhe bis zum faßartigen von etwa 150 Centimeter Höhe und 50 bis 60 Centimeter Durchmesser verfertigt wird und in keiner Haushaltung Sibiriens fehlt, hat zwar einen hölzernen Boden und wird durch einen hölzernen Deckel geschlossen, aber die länglichen Seitenwände bestehen aus Birkenrinde, und die Fugen sind so gut geschlossen, daß derartige Gefäße als Wassereimer, zum Aufbewahren von Milch u. s. w. benutzt werden.

Der Walddreichtum, der trotz der Verwüstungen durch Wasser und Feuer immer noch vorhanden ist, zeichnet jedoch nur den untern Irtysh aus. Wer von Tobolsk den Strom aufwärts fährt, der kommt bald in Gegenden, welche völlig verschieden sind von jenen, die er auf einer Fahrt von Tobolsk bis zur Vereinigungsstelle des Ob und Irtysh kennen lernt. Der Irtysh ändert überhaupt auf seinem langen Lauf mehrmals seinen Charakter. Als wilder Bergfluß braust er durch den Altai dahin, an dessen südwestlichen Abhängen er unter 90 Grad östl. Länge und 46 Grad nördl. Breite entspringt, mündet als Schwarzer Irtysh in den Saison Nor und durchfließt, bereits als breiter Fluß aus diesem ausgetreten, die romantischen Gebirgslandschaften zwischen Nst-Kamenogorsk und Buchtarminsk, die an Schönheit mit den Ufern des Rheins wetteifern können. Nachdem er an Semipalätinsk und Pawlodar vorbeigeflossen, breiten sich seine Wassermassen immer weiter aus, aber die Gegend, durch die er nun fließt, nimmt immer mehr den Steppencharakter an, und meist bedecken Schilf und Weidengebüsch die sumpfigen Ufer. Unterhalb Tobolsk vollzieht sich dann die letzte Wandlung, und zwischen einem mit Laubwald bedeckten flachen Ufer zur Linken

und einem meist steilen, mit Nadelholz bestandenen rechten Ufer eilt der Irtych seiner Mündung in den Ob zu.

Gleich dem letztern ist der Irtych überreich an köstlichen Fischarten, doch sein Fischreichtum wird nur im obern und im untern Theil seines Laufes in größerem Maße ausgebeutet. Im untern Theil sind zwar die Ostjaken noch im Besiz des Fischereirechtes, aber sie nutzen dasselbe nicht selbst im großen aus. Viel schwächlicher als die Russen und keine Freunde schwerer Arbeit, ziehen die Ostjaken einen kleinen, mühelos erworbenen Gewinn einem durch Arbeit erlangten großen Gewinn vor und verpachten das Fischereirecht an russische Unternehmer. Diese erscheinen dann mit Schaaren von Arbeitern und lassen zunächst an einer günstigen Stelle die nöthigen Gebäude errichten: ein Wohnhaus für die Arbeiter, eine Küche und Backstube, ein Badhäuschen für die dem Russen unentbehrlichen Dampfbäder, eine große Hütte, in welcher die Fische eingesalzen werden und mehrere Lagerräume. Das Leben, das die Arbeiter auf solchen Stationen, oft fern von jeder Niederlassung, mitten im Sumpf führen, ist nicht beneidenswerth: schwere Arbeit bei schlechter, einförmiger Kost (Brod und Fischsuppe, nur an Festtagen auch Thee) und schließlich ein Lohn, der nur in Sibirien möglich ist, wo das Geld hohen Werth hat und die Nachfrage nach Arbeit größer ist als das Angebot. Wenn die Zahl der Arbeiter groß ist, theilen sie sich gewöhnlich in zwei Parteien, welche abwechselnd einen Tag arbeiten und einen Tag rasten, oder auch einander nach einer bestimmten Anzahl von Rezzügen ablösen. In letzterem Falle ist die Arbeit eine besonders mühevolle. Bei günstiger Witterung braucht man zu einem Rezzug 4 bis 4 $\frac{1}{2}$  Stunden, bei ungünstiger vergehen zuweilen anderthalb Tag und während dieser ganzen Zeit muß der Arbeiter fast ununterbrochen angestrengt thätig sein. Zum Ausruhen und zum Trocknen seiner Kleider bleiben ihm kaum 8 bis 10 Stunden. So verdient der Mann während des ganzen Sommers etwa 40 Rubel und doch fehlt es nicht an Arbeitern, welche jahraus jahrein sich wieder einfinden. Der geringe Lohn wird den mit russischen Verhältnissen nicht Vertrauten umsomehr überraschen, wenn er hört, wie riesig die Fischausbeute ist. Nach den Angaben der Fischereizüchter sollen allein im untern Irtych jährlich etwa 100,000 Pud (etwa 1,800,000 Kilogramm) Fische gefangen werden und noch viel größer ist die Ausbeute im Ob. Dort liefert allein der Kreis Narym jährlich 100,000 Pud im Werthe von etwa 400,000 Rubel. Trotzdem haben auch die Pächter mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, denn gerade ein fischreiches Jahr kann für sie ein verlustbringendes werden. Zuweilen treten nämlich die Fische in solchen ungeheuren Massen auf, daß ihr Preis tief herabjinkt und sie fast allen Werth verlieren.

Für den Versand werden die Fische auf viererlei Weise hergerichtet. Die große Mehrzahl wird eingesalzen. Sobald sie ans Land gebracht sind, werden die Fische ausgenommen, gereinigt und gewa-

schen und dann in eine Tonne gelegt, auf deren Boden sich eine Schicht Salz befindet. Wenn die erste Lage Fische untergebracht ist, wird sie mit Salz bestreut, auf dieses eine zweite Lage ausgebreitet, diese wiederum mit Salz bestreut, und so fährt man fort, bis die Tonne gefüllt ist, worauf man sie lose mit einem Deckel schließt, auf welchen ein Gewicht gelegt wird, um den zur Erzeugung der Salzlake nöthigen Druck auszuüben. Je nach der Witterung bleiben die Fische 5 bis 7 Tage in der Tonne, worauf man sie heraus nimmt, sie in der Lake wäscht und dann in das Vorrathshaus bringt, wo sie bis zur Versendung liegen bleiben. Bei diesem Verfahren gewinnt man gut und gleichmäßig gesalzene Fische und verbraucht zum Einsalzen von 1 Pud (16,38 Kilogramm) Stör etwa 15 Pfund Salz, während für andere Fische, welche kleiner sind und weniger hartes Fleisch haben, 9 bis 10 Pfund genügen. Auf vielen Fischereistationen — man kann wohl sagen, auf den meisten — wo die Unternehmer die Arbeit nicht selbst beaufsichtigen, wird dieselbe weniger sorgfältig ausgeführt und es ist manche Unsauberkeit zu rügen. Die Fische werden in aller Eile ausgenommen, oberflächlich gereinigt und ihr Inneres mit schlechtem Salz gefüllt. So schichtet man sie in die Tonne und läßt sie sieben Tage in ihr liegen. Dann werden sie herausgenommen, rasch gewaschen und der Größe nach wie Holzscheite im Lagerhaus aufgehäuft, wo sie bis zur Beendigung des Fischfanges liegen bleiben. Die so zubereiteten Fische sind der großen Mehrzahl nach von so geringer Qualität, daß sie nur bei Leuten Absatz finden, welche auch mit der schlechtesten Kost vorlieb nehmen, wenn nur ihr Preis ein geringer ist. Die einen sind völlig versalzen, andere enthalten wieder so wenig Salz, daß man sie nicht zu konserviren vermag und sie in Fäulniß übergehen, noch ehe sie ihren Bestimmungsort erreicht haben.

Bei der zweiten üblichen Konservierungsmethode, dem Einfrieren, erhalten sich die Fische viel besser. Die im Sommer gefangenen werden in besonderen Seichteichen oder sonstigen Wasserbehältern mit stehendem Wasser bis Ende Oktober, zuweilen bis Mitte November, aufbewahrt, dann herausgenommen und in gefrorenem Zustande versandt. Auch hier ist jedoch die Rücksichtslosigkeit zu rügen, mit welcher die Fischereipächter zu Werke gehen: Die vielleicht infolge Ueberfüllung des Teiches oder wegen schlechten Wassers abgestandenen Fische werden anstandslos mit den anderen versandt — welcher Käufer vermag es einem Fisch anzusehen, ob er vor dem Einfrieren frisch oder abgestanden war? Nur bei den im Winter gefangenen ist derartige nicht zu befürchten, da solche Fische sofort gefrieren, wie sie aus dem Wasser herankommen.

Außer den gesalzenen und gefrorenen Fischen werden noch große Massen getrockneter versandt. Man schlitzt die Fische auf, nimmt die Eingeweide heraus, hackt Kopf und Schwanz ab und macht an den dickeren Stellen Einschnitte, die leicht mit Salz eingerieben werden, worauf man die Fische auf Stäbe steckt und an der Luft trocknen

läßt. Die vierte Art der Konservirung besteht darin, daß man die auf die vorbeschriebene Art hergerichteten Fische räuchert oder leicht bratet.

Das ganze Verfahren ist ein sehr primitives und große Werthe gehen am Irtysh alljährlich ungenutzt verloren, theils aus Unkenntniß, theils wegen der Indolenz der Bevölkerung, welche gar kein Verlangen nach Verbesserung der bisherigen Methoden der Fischfangverwerthung zeigt. Kaviar, Thran, Fischleim, Haulenblase könnten bedeutende Exportartikel sein, aber sie kommen heute kaum in Betracht. Der aus den sibirischen Stören, der Nelma (sibirischen Lachs) und anderen Fischen gewonnene Kaviar könnte ganz gut mit dem astrachanschen wetteifern, da die größere Entfernung von Nischnij Nowgorod und die mit dem zweimaligen Umladen verbundenen Schwierigkeiten größtentheils durch die billigeren Arbeitslöhne aufgewogen werden, aber infolge des unrationellen Verfahrens ist die Menge des sibirischen Kaviars so gering, daß er gegenüber den Massen des astrachanschen auf dem Markte völlig verschwindet, ganz abgesehen davon, daß er infolge der nachlässigen Reinigung an Qualität weit hinter jenem zurückbleibt.

Jedenfalls ist es den Russen bis heute noch nicht gelungen, aus dem Irtysh (und ebenso aus dem Ob) den vollen Nutzen zu ziehen, den derselbe zu bieten vermag; sie haben das Pfund, das in ihre Hand gelegt wurde, nicht entsprechend verwerthet.

## II. Ein Verbanntentransport.

Schon in Moskau und auf der Fahrt von dort zum Ural hat der Reisende im Sommer häufig Gelegenheit, Gefangenentransporten zu begegnen, deren Endziel Sibirien ist. Die zur Zwangsarbeit (Katorichnaja rabóta) oder auch nur zur Ansiedelung in Sibirien Verurtheilten werden von Moskau, dem Hauptsammelplatz, in vergitterten Eisenbahnwagen nach Nischnij Nowgorod gebracht, von wo sie in eigens für ihren Transport hergerichteten großen Schlepptarren bis Perm fahren. In Perm besteigen sie wieder vergitterte Waggons der Uralbahn und fahren nach Katharinenburg und dann mit der sibirischen Eisenbahn bis Tjumen. Dort liegen Dampfer mit Schlepptarren bereit, auf welchen letzteren sie auf der Tura, dem Toból und Irtysh in den Ob gelangen und nach acht- bis neuntägiger ununterbrochener Fahrt Tomsk erreichen. In Tomsk endet der trotz aller Strapazen und Unannehmlichkeiten immer noch verhältnißmäßig erträgliche Theil der Fahrt, welche von Moskau bis Tomsk etwa neunzehn Tage gedauert hat. Diejenigen, welche nach Ost-Sibirien bestimmt sind, müssen nun den Weitermarsch auf der Landstraße antreten, bis wieder ein Fluß erreicht ist, der Jenissei oder der Amur, der ihren Transport zu Wasser ermöglicht. Da jährlich Tausende nach Sibirien „verschickt“ werden, für ihren Transport aber nur eine kurze Sommerszeit zur Verfügung steht, hat jeder

von Tjumen nach Osten fahrende Dampfer eine Gefangenenbarke im Schlepptau und der Reisende kann das Leben und Treiben auf einer solchen mit Muße betrachten.

Da macht man schon in den ersten Stunden die Wahrnehmung, daß der Transport der Gefangenen viel von den Schrecken verloren hat, mit denen er noch vor wenigen Jahrzehnten umgeben war. Die Zeit ist vorüber, in welcher die Knete roher Kosaken die ermatteten Gefangenen vorwärts trieb und viele unterwegs den Strapazen und der Kälte erlagen. Eine humanere Behandlung hat Platz gegriffen, aber trotzdem bietet solch' ein Verbanntentransport immer noch ein ungemein abstoßendes, mit unseren Anschauungen von Civilisation unvereinbares Bild. Der weitaus größere Theil der Gefangenen besteht zwar aus Individuen mit echten Galgenphysiognomien, in deren Zügen die moralische Verworfenheit und die Verwilderung scharf ausgeprägt ist, aber wenn auch für diese kein Mitleid in unserer Brust rege wird, so macht sich dasselbe doch um so lauter für die Unglücklichen geltend, welche nur eine übereilte That in diese Gesellschaft gebracht hat. Namentlich in bewegten Zeiten, wie während der Polenauflände und später zur Blütezeit des Nihilismus, genügte sehr oft schon ein nach unseren Anschauungen geringfügiges Vergehen zur Verbannung nach Sibirien und mancher junge Mann hat damals schon wegen des bloßen Besizes verbotener Schriften seine besten Lebensjahre in unwirthlicher Gegend vertrauern müssen. Zu solchen Leuten gesellt sich jahraus jahrein ein nicht geringes Contingent von Verbannten, welche mit der treuherzigsten Miene von der Welt versichern, daß sie nicht wissen, weshalb sie verbannt sind und die es auch in der That nicht wissen. Da sind Bauern, die sich bei maßgebenden Persönlichkeiten in ihrem Heimatdorfe mißliebig gemacht haben, und die Gemeinde hat sie durch einstimmigen Beschluß ausgestoßen und an die Regierung den Antrag gestellt, sie in Sibirien anzusiedeln, wobei vielleicht aus Furcht vor gleichem Schicksal der eingeschüchterte Vater gegen den eigenen Sohn gestimmt hat; da sind aber auch Vertreter all' der verschiedenen nicht slavischen Völkerschaften des Niesenreiches, der Tscheremissen, Tschuwassen, Baschkiren, Botjaken, Permjakten u. a., welche, noch auf einer sehr niedern Kulturstufe stehend, kein Verständniß für die Anforderungen haben, die ein moderner Staat an seine Bürger stellt, und die deshalb in ihrer Unwissenheit bald gegen diesen, bald gegen jenen Gesetzesparagraphen verstößen — Opfer ihrer Dummheit, möchte man sagen, wenn nicht zuweilen auch ein gut Theil Beamtenwillkür oder zum mindesten unverständige Strenge der Beamten an ihrem Unglück schuld wäre.

So ist die Gesellschaft, die sich auf der Gefangenenbarke befindet, aus den verschiedenartigsten Elementen zusammengesetzt, aber ihre Behandlung bleibt stets die gleiche, mag nun die Ursache der Verbannung ein Mord, ein politisches Vergehen, ein betrügerischer Bankrott oder was immer sein. Bis vor etwa drei Jahren erfreuten

sich nur diejenigen, welche über reiche Geldmittel verfügten, einer kleinen Bevorzugung. Man gestattete ihnen, wenn sie die Kosten einer besondern Eskorte bezahlten, die Fahrt nach dem Verbannungs-orte, sowohl auf der Eisenbahn, als auf den Dampfern abgefordert von den übrigen Verbannten in einer beliebigen Klasse zurückzulegen und sich auch weiterhin entweder der Post oder eines eigenen Wagens zu bedienen. Das hat aufgehört, seitdem eine Ministerialverordnung verfügte, daß ein solcher Transport auf Kosten des Verbannten nur noch dort erlaubt sein soll, wo weder Eisenbahnen noch Dampferverkehr vorhanden ist, daß aber auf den übrigen Strecken jeder Verbannte ohne Unterschied den allgemeinen Transporten zu folgen habe.

Die Barken, in welchen sie die wochenlange Reise auf den europäischen und sibirischen Flüssen zurückzulegen haben, sind nicht Eigenthum der Regierung. Die Regierung hat mit zwei Rhedersfirmen Kontrakte geschlossen, durch welche diese sich zur Stellung der nöthigen Anzahl Barken besonderer Konstruktion verpflichteten. Dieselben sind ebenso groß wie der Dampfer, der sie im Schlepptau hat und scheinen sich auf den ersten Blick von einem solchen nur dadurch zu unterscheiden, daß ihnen die Maschine fehlt. Erst wenn man näher kommt, erkennt man, daß ihre ganze Anlage eine andere ist. Das Verdeck des hell-rothbraun angestrichenen Fahrzeuges ist fast in der ganzen Länge überdacht, und in dem überdachten Raum befinden sich am Vorder- und Hintertheil des Schiffes durch einen schmalen dunkeln Gang getrennte Kajüten, in denen die Offiziere mit der Wachmannschaft und die Matrosen einquartiert sind. Der weite Raum zwischen den beiden Kajütengruppen dient zur Aufnahme der Gefangenen und zerfällt in eine Abtheilung für Männer und in eine Abtheilung für Frauen, welche beide an den Längsseiten durch ein starkes Gitter eingeschlossen sind. Ein schmaler Gang führt zwischen diesem Gitter und dem Bordrand dahin, gerade breit genug, daß dort ein Wachposten patrouilliren kann. Droben auf dem Dache halten sich der Steuermann und das übrige Schiffspersonal auf, welches zur Lenkung der Barke erforderlich ist. Hinter dem Gitter aber lagern, dicht zusammengepfercht, 500 bis 600 Menschen, Männer, Frauen und Kinder.

Es ist ein Bild des Jammers und tiefsten Elends, das man da vor sich sieht. Nothdürftig mit einigen Lumpen bekleidete Knaben und Mädchen, bleich und abgehärmt aussehende Frauen, darunter viele mit Säuglingen an der Brust, die ihren Männern freiwillig nach dem Verbannungsort folgen — und das alles hockt und liegt zwischen den aufeinander gethürmten Ballen und Bündeln, in denen sie ihre ärmliche Habe mitführen, und wenn die Barke irgendwo anlegt, drängt sich alles zu dem Gitter vor, um neugierig die am Ufer Stehenden zu betrachten oder, falls noch Geld vorhanden ist, einige Lebensmittel zu kaufen. Nebenan in der Männerabtheilung gewahren wir wieder ein anderes Bild. Welch' entsetzliches Durcheinander

der verworfensten Physiognomien! Wie verschieden die Blicke der auf uns gerichteten Augen! Theilnahmslos fixirt der eine vor sich hin, die Augen des andern verfolgen uns hinter dem Gitter unheimlich finstern gleich Raubthieraugen; sein Kopf ist glatt rasirt und nur in der Mitte desselben ein Streifen Haare stehen geblieben, welcher lebhaft an den nun glücklich zu Grabe getragenen bayerischen Kappenhelm erinnert. Außer diesem Brandmal des Zuchthauses, das man bei vielen bemerkt, tragen alle leichte Ketten an den Füßen. Den Unbilden der Witterung sind Männer, Frauen und Kinder ziemlich schutzlos preisgegeben. In den drückend heißen Sommermonaten gewährt ein Segeltuch, das hinter dem Gitter herabgelassen werden kann, einigen Schutz gegen die Sonnenglut, wenn aber die Nächte kühl zu werden beginnen und ein kalter Wind den Regen durch die Gitterstäbe peitscht, wird die Lage der Eingeschlossenen eine sehr traurige. Bei sehr kalter Temperatur, unter welcher namentlich die ersten Transporte im Frühjahr, unmittelbar nach dem Eisgang, zu leiden haben, werden die Gefangenen im untern Schiffsraum eingeschlossen, wo alsdann durch die Ausdünstung so vieler Menschen bald eine entsetzliche Stidluft erzeugt wird. In dem vergitterten Raum befindet sich auch eine kleine Küche, d. h. ein Herd, auf welchem die Frauen Fische oder Kartoffeln kochen können, und eiserne Röhren, an denen sich mehrere Hähne befinden, leiten heißes Wasser zur Theebereitung in den Gefangenenraum. Daß in letzterem von Keintlichkeit keine Rede sein kann, ist selbstverständlich, und wenn solch' eine Barke an ihrem Bestimmungsorte angekommen ist und ihre traurige Fracht abgeladen hat, erwartet die Matrosen die Reinigung eines Angiasstalles, aber die Gefangenen scheint die Unsauberkeit ihres Aufenthaltortes nicht sonderlich zu berühren. Wenigstens habe ich nie eine Klage über die an Bord herrschende Unsauberkeit gehört, während jeden Augenblick Klagen darüber laut wurden, daß der Raum für sechs- bis siebenhundert Menschen zu eng sei.

Dies zeigt eben wieder nur, daß man russische Verhältnisse mit einem ganz andern Maßstab messen muß als die unsrigen. Uns erscheint das Loos dieser Leute während des Transportes viel schrecklicher als die langen Jahre der Verbannung, welche sie an ihrem Bestimmungsorte werden zubringen müssen. Der Russe aber fügt sich in eine solche Lage viel leichter, als wir es für möglich halten. Bei Tage der Sonnenglut, bei Nacht der Kälte und dem Wind ausgefetzt, auf hartem Boden schlafend, auf schlechte, wenig appetitliche Kost angewiesen, inmitten der ihn umgebenden Unsauberkeit, des Ungeziefers, der Ausdünstungen, bleibt er ruhig und kalt und läßt geduldig und resignirt über sich ergehen, was zu ändern nicht in seiner Macht liegt.

Auch bei dem Publikum bringen die Gefangenentransporte bei weitem nicht jenen Eindruck hervor, welchen der gefühlvollere Westeuropäer für unausbleiblich hält. Von Jugend auf an das traurige Schauspiel gewöhnt, sieht der Russe in den Gefangenentransporten

durchaus nichts schreckliches. Und nun gar in Sibirien, wo die Mehrzahl der Bevölkerung aus Verbannten und deren Nachkommen oder solchen besteht, die nach Ablauf ihrer Strafzeit freiwillig am Verbannungsorte blieben, wo sie sich indeß eine gesicherte Existenz geschaffen hatten! Dort ist man gegen das Schauspiel, das uns gräßlich scheint, völlig abgestumpft. Im europäischen Rußland kann man in allen Orten, durch welche Gefangenentransporte kommen, wahrnehmen, wie das Volk sich an sie herandrängt und ihnen milde Gaben zusteckt — Geld, Lebensmittel, Kleidungsstücke — wie es einem jeden einzelnen seine Mittel erlauben. Das Volk im europäischen Rußland sieht eben in jedem Gefangenen nur einen Unglücklichen, dessen trauriges Loos zu lindern Christenpflicht ist. Dies ändert sich jedoch rasch, sobald die Gefangenen den Ural überschritten haben. Das Mitleid ist vielleicht noch vorhanden, aber es giebt sich nur selten zu erkennen. Das Publikum, an dem diese traurigen Bilder vorüberziehen, betrachtet sie ziemlich theilnahmslos und namentlich enthält es sich mit scheuer Vorsicht jeder Aeußerung über die Gefangenentransporte. Einige Gestalten in dem vergitterten Raum, deren Aeußeres auffallend von jenem der anderen Gefangenen absticht, veranlassen uns vielleicht zu der Frage, ob dies politische Verbrecher seien — eine befriedigende Antwort erhalten wir aber auf solche Frage höchst selten. Nachselzend wendet sich der Gefragte von uns ab und brummt vor sich hin: „Arrestanten sind's!“

Arrestanten! Dies Wort muß uns genügen. Der sibirische Russe spricht mit Leuten, die er nicht kennt, nicht gern über dieses Thema und in seinen Augen sind all' die Leute hinter dem Gitter nur kurzweg „Arrestanten“. Was sie dazu gemacht, kümmert ihn nicht; das zu untersuchen ist nicht seine Sache. Und warum sollte er sich dieser Leute wegen aufregen, die selbst ihr Schicksal ruhig ertragen! Eine dumpfe Resignation hat sich aller bemächtigt. Sie wissen, daß es für sie keine Gnade giebt und sie haben sich in ihr Schicksal ergeben, mit der Welt, die sie verlassen, abgeschlossen. Augenblicklich ist all' ihr Sinnen und Trachten nur darauf gerichtet, soweit es das in ihren Händen gebliebene baare Geld gestattet, durch Einkauf von Lebensmitteln auf den Landungsplätzen in ihre tägliche Kost — Brod und Fischsuppe — einige Abwechslung zu bringen. Niemand hindert sie, über ihr Geld zu solchem Zwecke zu verfügen. Die Bauernfrauen, welche auf den Landungsplätzen Lebensmittel aller Art — Brod, Fische, Eier, Milch, Himbeeren, Nüsse, zuweilen auch gebratenes Geflügel u. s. w. — den Passagieren des Dampfers feilbieten, werden auch auf der Barke im Schlepptau zugelassen und können durch das Gitter mit den Gefangenen verhandeln. Ist der gekaufte Gegenstand zu groß, um durch das Gitter gesteckt zu werden, übernimmt einer der draußen stehenden Soldaten bereitwillig seine Beförderung in den Gefangenenraum. Der gutmüthige Soldat ist auch der Ueberbringer manchen Bündels mit Lebensmitteln, welches irgend ein mildherziger Dampferpassagier vielleicht einem Bekannten,

den er hinter dem Gitter entdeckt hat, sendet. Die angeborene Gemüthigkeit der Russen verleugnet sich überhaupt auch unter den Soldaten nicht, welche die Gefangenen zu bewachen haben, und ich bin Zeuge einer rohen Behandlung der letzteren geworden, obwohl in anbetracht der vielen wilden Elemente unter ihnen ein strenges Regiment nicht bloß gerechtfertigt, sondern unvermeidlich ist.

Die Tage, an denen die Barke anlegt, weil der Dampfer Brennholz einnehmen muß, werden durch das Erscheinen der Verkäuserinnen von Lebensmitteln zu Festtagen für die Gefangenen. Endlich sehen sie statt der einförmigen, öden Waldufer zu beiden Seiten des Flusses wieder eine Stadt oder ein Dorf und Menschen! Doch dieser Verkehr mit der Außenwelt ist von kurzer Dauer. Auf dem Dampfer ertönt die Signalpfeife zum dritten Mal und die Soldaten drängen die fremden Besucher zum schleunigen Verlassen des schmalen Ganges vor dem Gefangenenraum. Schreiend flüchten die Banernfrauen vor den handgreiflichen Scherzen der Soldaten über das schwankende Brett, das die Barke mit dem Ufer verbindet, das Brett wird eingezogen und schon eine Minute später spannt sich das Schlepptau, das Vorbertheil der Barke wendet sich vom Ufer ab und diese folgt langsam dem vorankiehenden Dampfer. Die Barke bildet nun wieder eine Welt für sich, welche die Wellen des Ob und die starken Eisengitter von der Welt der freien Menschen scheiden, aus welcher diese Unglücklichen vielleicht für immer ausgestoßen sind. Immer weiter geht die Fahrt. Die Sonne verschwindet hinter den Wipfeln der Birken und Fichten, kurze Zeit färbt noch ein mattes Roth den westlichen Himmel, dann senken sich die Schatten der Nacht herab auf den Wald, auf den Fluß. Kein Laut ist vom Ufer zu hören und auch auf der Barke ist es still geworden. Dicht zusammengedrängt, um sich gegenseitig warm zu halten, haben sich die Gefangenen auf dem harten Boden zum Schlafe niedergelegt, die einen ihr Bündel als Kopfkissen benutzend, die anderen in Ermangelung eines solchen das Haupt an die Brust des Nebenmannes lehrend. Der Schlaf hat seine milde Hand auf sie gesenkt und bringt ihnen für einige Stunden Vergessen ihres Glends. Nur dann und wann verrathet noch leises Kettengeklirr, daß Leben auf der Barke ist, die gleich einem unheimlichen Geisterschiff langsam über die dunkle Flut dahingleitet . . .

### III. Sechs Tage auf dem Ob.

Nach zweitägiger Fahrt von Tobolsk auf dem Irtysh abwärts nähern wir uns gegen Abend der Vereinigungsstelle des Irtysh und Ob. Das Dorf Samarowskoje, der nächste Halteplatz des Dampfers, wird in der Ferne sichtbar, aber eine Viertelstunde nach der andern verrinnt und das Dorf scheint immer noch gleich weit von uns entfernt zu sein. Soeben sahen wir es gerade vor uns, jetzt liegt es zu unserer Rechten und im nächsten Augenblick wendet sich der Dampfer noch weiter nach links, als wollte er sich völlig von Samarows-

koje abwenden. Diese auffallende Erscheinung findet eine sehr einfache Erklärung. Wir fahren im Flußbett des Irtysch, das sich in weitem Bogen nach Samarowskoje hinwindet, die Wasserfläche zwischen uns und dem Dorfe dagegen, die uns einzuladen scheint, geradenwegs auf dasselbe loszusteuern, ist überschwemmtes Land mit nicht genügend tiefem Fahrwasser, das der Dampfer vermeidet. Nun bemerken wir auch die gewaltige Veränderung, die sich rings um uns vollzogen hat. Die Breite des Irtysch hatte schon in den letzten Stunden ständig zugenommen; jetzt schwillt er mit einem Mal so gewaltig an, daß wie mit einem Schlage zur Rechten und zur Linken die Ufer verschwinden. So weit das Auge zu blicken vermag, ist das Flachland überflutet. Vor uns liegt ein See, ein Meer, aus dessen Wogen nur hier und da, kleinen Inseln gleich, die Wipfel der Bäume emporragen, welche das überschwemmte Land bedecken. Nur nach einer Seite gewahren wir noch Land, einen niedrigen Hügelrücken, der wie ein Kap in das Meer hinausragt und an dessen Fuße das Dorf Samarowskoje liegt. Nachdem wir um das Kap herumgefahren sind, sehen wir nur Himmel und Wasser vor uns und steuern quer durch das überschwemmte Land an der Vereinigungsstelle des Irtysch und Ob auf das Flußbett des letztern zu. Es ist, als führe man in einen weiten, mit unzähligen Inselchen bedeckten Golf hinaus. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne zittern über die Wasserfläche und übergießen mit rosigem Licht die Baumwipfel, zwischen denen der Dampfer sich hindurchwindet; aber allmählich verblaßt das Licht immermehr, die Schatten der Nacht senken sich hernieder auf die Flut, nur in dunklen Umrissen sind noch die Baumwipfel erkennbar, über welche aus dem Ramin des Dampfers ein Funkenregen dahinjprüht, und hinter uns kommt wie ein Geisterschiff die große Barke im Schlepptau daher, auf welcher unser Dampfer Hunderte von Verbannten einer düstern Zukunft entgegenführt.

Die aufgehende Sonne beleuchtet wieder ein ganz eigenartiges Bild. Um die Fahrt abzukürzen und nicht den vielen Windungen des Ob folgen zu müssen, fährt der Dampfer meist auf überschwemmtem Land dahin, so dicht an den Wipfeln der unter Wasser stehenden Bäume vorbei, daß man die Zweige fast mit der Hand erreichen kann. Die Wasserfläche, die man überblickt, ist nicht mehr so groß wie bei Samarowskoje, da die Bäume die Ansicht verzerren, aber deshalb steht doch immer noch weit und breit alles Land unter Wasser. Auf erhöhten Stellen im Sumpf gelegene Fischerhütten sind die einzigen Menschenwohnungen, die man erblickt, aber Stunden vergehen, bevor wieder eine solche Hütte sichtbar wird. Dann breitet sich zur Linken der „Njamin Sor“ aus, der zur Zeit des Hochwassers einem weiten See oder einem Meerbusen gleicht, aber sobald die Wasser zu fallen beginnen, sich in ein von verderblichen Ausdünstungen erfülltes Sumpfsgebiet verwandelt. Im Innern dieses Riesensumpfes, der noch wenig erforscht ist, sollen hier und da große, von Ostjaken bewohnte Inseln liegen; längs der Ufer des Ob be-

grenzen den Ujain Sor nur Bäume und Gebüſche, Menſchenwohnungen erblickt man nirgends.

Unter ſolchen Umſtänden kann es nicht Wunder nehmen, wenn ſchon nach wenigen Stunden alles Intereſſe an den Uferlandschaften erſchöpft iſt. An Bord erwartet alles ſehnjüchtig den nächſten Halteplatz, wo man doch wieder Menſchen ſehen, wo wieder Abwechſelung in das traurige Einerlei kommen wird. Die Halteplätze ſind jedoch am Ob dünn geſäet — auf der langen Strecke von Tobolſk bis Tomſk liegen nur vier — und mit einer einzigen Ausnahme ſind auch dieſe Ortschaften, bei denen der Dampfer anlegt, ſo weit vom Landungsplatze entfernt, daß man trotz des oft zwei Stunden und länger dauernden Aufenthalts nicht daran denken kann, eine Wanderung nach der Ortschaft zu wagen. Außer an dieſen fahrplanmäßigen Halteſtellen legt aber der Dampfer noch täglich an irgend einer Uferſtelle an, wo große Stöße Brennholz zur Verſorgung ſeiner Dampfmaſchine aufgehäuft ſind. Dort finden ſich alſbald aus irgend einem nahen, vom Schiffe nicht ſichtbaren Dorfe Bauern und Bäuerinnen ein, die allerlei Lebensmittel zum Verkauf bringen, und am Ufer entwickelt ſich raſch ein reges, buntes Marktreiben. Für die Verdeckpaſſagiere, die ſich ſelbſt beköſtigen, aber keine großen Vorſätze mit ſich führen, ſind ſolche improviſirte Märkte von der größten Wichtigkeit, da ſie ihnen Gelegenheit bieten, ſich wieder für einen Tag mit allem Nöthigen zu verſehen. Sobald man die Holzvorräthe an Bord zuſammenschmelzen ſieht, blickt daher alles ſehnjüchtig ſtromaufwärts und ſpäht, ob nicht bald ein Holzplatz ſichtbar wird, und namentlich die Verdeckpaſſagiere können den Augenblick der Landung kaum erwarten. Der Abend kommt heran, die Sonne verſchwindet hinter den Baumwipfeln und noch immer iſt die erſehnte Stelle nicht in Sicht. Endlich, nach laugen Stunden vergeblichen Harrens verkündet von ferne ein Lichtſchimmer, daß wir uns einem Holzplatz nähern. Das Licht vergrößert ſich immer mehr und bald unterſcheiden wir, daß auf dem hohen Ufer ein mächtiges Feuer angezündet iſt, von welchem dichte Rauchwolken zum dunkeln Himmel emporſteigen, gemiſcht mit einem Funkenregen, den der Wind weithin über die Tannengewäſſer trägt. Nun unterſcheiden wir auch bereits die Geſtalten, die rings um das Feuer thätig ſind, die Männer in den grellrothen Hemden, die weißen Gewänder der Frauen, dazwiſchen hier und da Oſtjaken mit dem verwilderten üppigen Haarwuchs. Der Dampfer nähert ſich dem Ufer. Commandorufe ſchallen vom Bord hinüber, dunkle Geſtalten klettern das ſteile Ufer hinab und haſchen nach den vom Schiffe ihnen zugeworfenen Seilen. Wenige Minuten ſpäter liegt der Dampfer feſtgebunden am Ufer, zwei lange Bretter werden über den Bordrand geſchoben und ſo eine ſchwanfende ſchmale Brücke hergeſtellt.

Das Treiben, das ſich nun entwickelt, muß man geſehen haben; die lebhafteste Schilderung vermag kein völlig zutreffendes Bild des Getümmels zu liefern, deſſen Schauplatz nun das Ufer und das

Verdeck wird. Von allen Seiten stürmen die Reisenden auf die unter ihrer Last sich biegende und schwankende Brücke, denn jeder will der erste drüben sein, um beim Einkauf nicht leer auszugehen. Vom Ufer her kommen aber schon raschen Laufes die Holzträger, welche je zwei auf langen Stangen die aufgeschichteten Holzscheite tragen, und der gellende Warnungsruf: Beregts! (Nimm dich in acht!) verkündet ihr Nahen. Und da bemerken vielleicht auch noch die Matrosen, daß das eine der Bretter zu dicht am Bordrand ausliegt und infolge der schwankenden Bewegung abzurutschen droht; rasch entschlossen ergreifen sie den an dem Brett befestigten Strick und reißen es zu sich heran, unbekümmert um die darauf Befindlichen, die durcheinander taumeln und nur mit Mühe und Noth dem Sturz ins Wasser entgehen. Mancher sucht sich in dieser Verwirrung durch einen kühnen Sprung ans Land zu retten, springt zu kurz und fährt unter allgemeinem Halloh tief in den sumpfigen Boden hinein. Nun haben die Holzträger die Brücke erreicht, denken aber nicht daran, Halt zu machen, trotzdem es auf der Brücke von Männern und Frauen wimmelt, von denen die einen rasch vorwärts drängen, während die anderen ängstlich Kehrt machen und wieder das Schiff zu erreichen suchen. Rücksichtslos bahnen die Träger sich einen Weg; da geräth der hoch aufgeschichtete Holzstoß ins Wanken und mit Donnergepolter stürzen die Scheite auf die Brücke nieder, die allgemeine Verwirrung noch vermehrend. Eine Bauernfrau, die von der Menge an den Rand der Brücke gedrängt wurde, tritt fehl und stürzt ins Wasser. Ein gellender Hilferuf ertönt — dann wird es still. Alles steht starr und blickt auf die dunkle Wassermasse und sucht mit den Augen die Finsterniß zu durchdringen, aber keine Hand rührt sich, um Hilfe zu bringen. Der Kapitän, an den ich mich mit der Frage wende, warum man kein Boot bemanne, zuckt die Achseln und wendet sich ab. Der Strom ist reißend, das Wasser tief, kein Hilferuf mehr zu hören; wo soll man im Dunkel der Nacht die Verunglückte suchen? Eine Minute später wogt es wieder auf der Brücke hinüber und herüber, alle sind völlig durch die Einkäufe in Anspruch genommen und erst auf der Weiterfahrt gedenkt vielleicht der eine oder der andere, bei der Theekanne sitzend, der Verunglückten. Wie ein Heuschreckenschwarm fällt indessen die Menge über die zum Verkauf ausgestellten Lebensmittel her.

Es sind überall dieselben: Fische, theils frisch gefangene, theils in Brod gebakene oder getrocknete, Milch, Kwas, rohe und gekochte Eier, Weiß- und Schwarzbrod, beide von sehr geringer Güte, als große Seltenheit ein oder zwei gebratene Hühner, weiterhin auch Erdbeeren und Himbeeren. Selten ist so viel vorhanden, daß das Angebot die Nachfrage übersteigt; binnen kurzem ist alles aufgekauft und es beginnt der Rückmarsch an Bord, wo es augenblicklich auf dem Verdeck recht ungemüthlich ist. Dort donnern die mächtigen Holzklöße, die erst in den Maschinenraum und wenn dieser gefüllt ist, auf Verdeck niedergeworfen werden. Ein ganzer Wald kommt

an Bord und jedes irgendwie verfügbare Plätzchen bedeckt sich mit riesigen Holzstößen. Zwei Stunden lang sind die Soldaten, welche die Bedeckung der Gefangenen-Barke bilden, beschäftigt, die am Ufer aufgeschichteten Holzvorräthe auf das Schiff zu bringen, und zuweilen müssen auch noch die Matrosen aushelfen, so daß mehr als ein Duzend Menschen in Thätigkeit ist. Dann ertönt in kurzen Zwischenräumen die Signalpfeife dreimal, die noch am Ufer befindlichen Reisenden eilen schleunigst an Bord, die Bretter werden eingezogen, die Seile gelöst, die Räder beginnen zu schaufeln und langsam wendet sich der Dampfer vom Ufer ab, um seine Fahrt fortzusetzen. Bald ist das Feuer, das am Landungsplatz brannte, verschwunden, dichtes Dunkel lagert wieder über dem Fluß und den Ufern, und nur undeutlich unterscheidet man noch die Umrisse der Birken am Ufer und hinter uns die unheimliche Barke im Schlepptau . . .

Auf dem Verdeck aber herrscht trotz der späten Nachtstunde noch reges Leben. Jene, welche Einkäufe gemacht haben, sind in voller Thätigkeit; Koffer, Taschen und Säcke werden beiseite gerückt, um unter der Bank ein Plätzchen frei zu bekommen, das als Vorrathskammer dienen kann, aber nachdem die gekauften Sachen dort untergebracht sind, werden sie noch zehnmal hervorgeholt, bald um sie zu betrachten und mit dem Nachbar von ihrer Güte und Billigkeit zu sprechen, bald um sie zu kosten. Die Käufer von Fischen füllen die kleine Küche, welche den Verdecksreisenden zur Verfügung steht. Der Herd ist mit Töpfen bedeckt, in denen Fische ans Feuer gestellt sind, und jung und alt freut sich schon auf die Fischsuppe; andere sitzen beim Pribór (Theegeßir) und geben sich bereits dem Genuß ihrer Einkäufe hin: der Flasche mit den frischen Skwki (Milch) und einem Berg frischer Bulki und Pljuski, dem landesüblichen Gebäck. Mitternacht ist längst vorüber, wenn endlich der Lärm auf dem Verdeck verstummt und die letzten Reisenden ihr Lager aufsuchen.

So schwand ein Tag der Obfahrt dahin und wie dieser eine Tag, so sind auch alle anderen. Die Uferlandschaften vermögen uns nicht zu fesseln, an Bord kennt einer den andern, alle üblichen Fragen nach dem wer und woher und wohin sind erschöpft, die Langeweile schwingt unbarmerzig ihr Scepter. Anfangs hat man in der Schiffsbibliothek Zerstreuung gesucht, aber man wird des Lesens überdrüssig; manche haben beim Damenbrett oder im Lotto- und Kartenspiel Schutz gegen die Langeweile gefunden, aber am zweiten Tage haben sich auch die Reihen der Spieler gelichtet. Je länger die Fahrt dauert, desto lebhafter geht es beim Buffet (der Russe spricht „Bouffett“) zu. Jeden Augenblick wendet sich einer unserer neuen Bekannten an uns mit der Aufforderung: „Pashalujte rü-motschku!“ (Trinken Sie gefälligst ein Gläschen!) und die Einladung darf nicht abgelehnt werden. Bei dem einen Gläschen bleibt es aber nicht; auf einem Bein kann man ja nicht stehen, wie der Russe sagt, auch fühlen wir uns verpflichtet, nun unsererseits zu bewirthen. Dem ersten Gläschen folgt ein zweites und dann in der

Regel — zu Ehren der heiligen Dreieinigkeit — noch ein drittes. Allmählich finden es aber die Reisenden zu unbequem, jeden Augenblick zum Buffet zu wandern. Hier und da bilden sich Gruppen, welche eine mehr oder minder große Branntweinflasche erworben und sich mit derselben an irgend einem Tische niedergelassen haben. Auch Frauen sieht man der Flasche wacker zusprechen. In Rußland, wo das Laster der Trunksucht so sehr um sich gegriffen hat, fällt dies niemandem auf. Als wir das Schiff betraten, fielen uns sofort die an den Schiffswänden angeschlagenen Verordnungen ins Auge, welche den Reisenden strengstens das Mitbringen von Branntwein verbieten, aber diese Verordnungen bezwecken durchaus nicht, der Trunksucht Schranken zu setzen, sondern sie entspringen nur der löblichen Absicht, die Reisenden zu zwingen, den theuern Branntwein des Buffetiers zu trinken. Die minder Bemittelten hält dies allerdings vom vielen Branntweintrinken ab, jedoch der Buffetier macht doch immer noch ein gutes Geschäft. Während der langen Fahrt ergreift bald diesen, bald jenen die Lust, wieder einmal gründlich auszutoben, er läßt eine Flasche nach der andern kommen, bewirthe alle Welt und seine Branntweinrechnung beläuft sich schließlich auf mehrere Rubel. Wenn der Abend kommt, kann man dann gar manchen, der tagesüber ausgelassen lustig war, auf seinem Lager den nicht immer leichten Rausch ausschlafen sehen.

So vergeht ein Tag nach dem andern, alle gleich einförmig, bis am Morgen des fünften Tages der Obfahrt (des siebenten seit der Abfahrt von Tobolsk) die aufgehende Sonne endlich ein völlig verschiedenes Bild beleuchtet. Am linken Ufer ziehen sich bewaldete Hügel hin, Dörfer werden sichtbar, dann und wann sieht man Menschen oder Viehherden am Ufer. Nun beginnt aber auch der Strom seicht zu werden; obwohl er immer noch eine stattliche Breite hat, sind doch die gewaltigen Wassermassen, die er uns eine Woche lang entgegenwälzte, erschöpft und der Dampfer muß darauf achten, im Fahrwasser zu bleiben und nicht auf Sandbänke zu gerathen. Wir fahren nur noch mit halber Kraft, und unablässig ist die Meßstange in Bewegung, von der ein Matrose die Grade abliest und laut dem Steuermann zuruft. In der Nacht nehmen wir Abschied vom Ob und fahren in den Tom ein, an dem das Ziel unserer Dampferfahrt, die Gouvernementsstadt Tomsk liegt.





## Auferstanden.

Novellette. Von C. Schürnan.



ie gesagt, meine Gnädigste — Baden-Baden, später, im Hochsommer dann Trouville oder Ostende. Sie brauchen vor allem Zerstreuung, Abwechslung, andere Scenerie, andere Menschen, nächstdem allerdings auch gute Luft und Bäder. Die Nerven sind ein wenig abgESPANNT, wie das nach einer so anstrengenden Saison nur natürlich ist. — Daher dieses Gefühl des Ueberdrusses, der Langweile, der Weltmüdigkeit. Alles nur die Nerven. Uebrigens möchte ich zu schleuniger Abreise rathen. Die Luft der großen Stadt ist Gift für solche Zustände, und wenn es nöthig sein sollte, daß ich dem Herrn Baron das ganz besonders ans Herz lege —“

Die Dame schüttelte lächelnd den Kopf. „Nein, danke, lieber Geheimrath“, sagte sie leichtthin, „es ist nicht nöthig, daß Sie sich bemühen. Mein Gatte wird nichts gegen meine Sommerpläne einzuzuwenden haben; meine Dispositionen stoßen bei ihm nie auf Widerstand.“

„Das läßt sich denken“, sagte der alte Herr galant, „woher sollte er die Kraft nehmen, diesen schönsten Augen eine Bitte zu versagen.“

Er erhob sich dabei, küßte die rosigten Fingerspitzen der reizenden Frau, sagte ihr schnell noch einige Schmeicheleien über ihre unvergleichliche Toilette beim letzten Hofballe, über das Aussehen, das sie bei der Korsifahrt im Prater erregt hatte — alle Zeitungen waren voll davon — und dann zog er sich zurück, immer lächelnd, immer plaudernd, sich verneigend, bis er mit einer letzten tiefen Verbeugung unter der Portiére verschwand.

Die junge Frau war wieder in den Sessel an der weitgeöffneten Glasthür des Balkons zurückgesunken. Draußen lachte die hellste Frühlingssonne und der Duft der Fliederbüsche der Vorgartens stieg in schweren, berauschenden Bogen zu ihr herauf.

Es war einer jener köstlichen Maitage, an denen man sich nicht vorstellen kann, daß es irgend wo in der Welt verdrießliche Gesichter giebt.

Die Baronin Bensberg lieferte den Gegenbeweis.

Sie besaß alles, was der großen Menge beneidenswerth scheint; sie war umgeben von Reichthum und Luxus, sie war jung, schön, vornehm und eine der gefeiertsten Damen Wiens; sie hatte gestern bei dem Rout des Ministers ihre Rivalinnen durch ihre neueste Pariser Toilette vollkommen in den Hintergrund gedrängt, sie war von einem der Erzherzöge auf das Auffallendste ausgezeichnet worden und dennoch sah sie heut so verdrießlich aus, wie ein Mensch nur überhaupt aussehen kann.

Wie langweilig das alles war — dieser galante Medizinalrath, seine saden Schmeicheleien und seine überflüssige Dienstfertigkeit; sie empfand einen gründlichen Widerwillen gegen dieses ewige, leere Süßholzgeraspel. Die vorgeschlagene Kur war ihr nicht minder widerwärtig als der Arzt, der sie verschrieb.

Was sollte ihr dieses Reisen von einem Orte zum andern, da sie doch überall dieselben Menschen und dieselben Phrasen vorfand!

Freilich hierzubleiben wäre noch viel langweiliger gewesen!

Uebrigens stand das ja auch ganz außer Frage; die Badesaison war da, folglich mußte man reisen. Aber es war unerträglich.

Die junge Frau verschlang die erhobenen Hände hinter dem reichen blonden Haar und sah zornig grübelnd in die lichtgrünen Baumwipfel der Anlagen, die ein lauer Abendwind leise bewegte. Sie fuhr erst auf aus ihrer unerquicklichen Träumerei, als sie im Vorzimmer eine tiefe Männerstimme hörte, die mit dem Diener sprach.

Sie ließ die erhobenen Hände sinken, ohne ihre bequeme Stellung zu verändern, und ihr eben noch so erregtes Gesicht nahm den Ausdruck einer stolzen Gleichgiltigkeit an.

Ein scharfer Beobachter würde vielleicht gefunden haben, daß der Uebergang zu rasch kam, um ganz natürlich zu sein. Der Eintretende war brünett, elegant und stattlich; er hatte scharfgeschnittene Züge und ein Paar kühne, blitzende Augen, denen man die Gewohnheit des Befehls ansah.

So wie er war, konnte man wohl begreifen, daß die Damen der Kaiserstadt für den schönen Gardeoffizier schwärmten wie die Herren für seine bezaubernde Frau. Er begrüßte seine Gattin mit ritterlicher Höflichkeit, aber ohne jede Wärme, und sie erwiderte seinen Gruß nur durch ein kaum merkliches Neigen des reizenden Hauptes.

„Hast Du den Geheimrath getroffen“, fragte sie, ein leichtes Gähnen hinter der vorgehaltenen Hand verbergend.

„Ich bin ihm auf der Treppe begegnet.“

Sie wies nachlässig auf einen Stuhl ihr gegenüber.

„Willst Du nicht Platz nehmen?“

„Verzeih“, Marietta, ich habe gerade jetzt wenig Zeit. Einige Geschäftssachen, die durchaus erledigt werden müssen —“

„Ah — dann laß Dich nicht abhalten.“ Sie griff dabei nach einem Buche, das neben ihr auf einem kleinen Tischchen lag.

„Ich kam nur, um mich zu erkundigen, ob Du irgend welche Dispositionen für den heutigen Abend getroffen hast.“

„Ich fahre nach der Oper und dann zu den Erdöllyps.“

„Dort treffe ich Dich jedenfalls gegen elf Uhr und wenn es mir möglich sein sollte, mich früher frei zu machen —“

Sie ließ ihn nicht ausreden.

„Bewahre“, sagte sie mit kühler Abwehr, „lege Dir meinerwegen keinen Zwang auf. Ich hole Wally ab. Ihr Bruder wird uns begleiten.“

„Und diese günstige Gelegenheit benützen, Dir aufs eifrigste den Hof zu machen. Du hast diesen armen Prinzen Niti total um den Verstand gebracht, Marietta. Er ist aus einem ganz passablen Menschen zum schwachtenden Seladon geworden; ich habe ihn im Verdacht, daß er heimlich Verse macht auf Deine goldenen Haare und Deine Nigenaugen.“

Dabei lachte er sehr unbekümmert, aber seine Heiterkeit wirkte nicht ansteckend auf die schöne Frau. Sie zog vielmehr die feinen dunklen Brauen leicht zusammen und ihre vollen Lippen preßten sich fest auf einander. Aber er sah diese Regung des Zornes nicht, denn sie hatte sich gebückt und einen kleinen Seidenpiuschel aufgenommen, der zu einem formlosen Knäuel zusammengeballt, auf dem Teppich zu ihren Füßen seinen Nachmittagschlaf hielt.

Im Spiele mit dem Hunde schien sie die Anwesenheit ihres Gatten völlig zu vergessen.

„Es freut mich, daß der Geheimrath Dir Baden-Baden verordnet hat“, sagte dieser nach einer kleinen Pause. „Ich denke, wir werden uns amüsiren. Die Anwesenheit des Prinzen von Wales wird der Saison einen besonderen Glanz verleihen und die Rennen — Apropos, Wittgenstein hat seine Blackbird zurückgezogen und Neugeld gezahlt.“

„Wirklich?“

Sie gab sich auch nicht die leiseste Mühe, Antheil zu heucheln an einer Sache, die ihren Gatten offenbar lebhaft interessirte; sie sah überhaupt aus, als ob das Gespräch sie ganz außerordentlich langweile; ja sie warf sogar einen ungeduldigen Blick nach der Uhr, der dem Baron nicht entging, und ihm auch nicht entgehen sollte.

Er folgte dem Wink sofort, aber er wunderte sich im geheimen ein wenig über die täglich wachsende Unart seiner hübschen Frau.

Einem stummen Einverständnisse gemäß, hatten sie bisher alle äußeren Rücksichten gegen einander beobachtet; seit einigen Tagen brach sie ihren Vertrag in einer herausfordernden, auffallenden Weise, die zu ihrer sonstigen vornehmen Ruhe durchaus nicht passen wollte. Ingrunde war es ihm freilich recht lieb, daß sie ihn so schnell entließ. Er hatte wirklich einige Geschäftsbriefe zu schreiben und außerdem

hatte er der Fifi versprochen, sie in der neuen Operette zu bewundern, die heute zum ersten Male gegeben wurde.

Er ging also und die Baronin fand kaum Zeit, seinen Abschiedsgruß zu erwidern, so ganz war sie durch das Spiel mit dem Hunde in Anspruch genommen.

Dann, als er fort war, schob sie in plötzlich erwachter Ungebuld das Thierchen auf den Boden herab.

Welch' ein endloser Nachmittag?

Halb sechs Uhr!

Da blieben ihr noch mehr als zwei Stunden bis zum Theater. Sollte sie ausfahren!

Nein, dazu war's zu spät. Bei der heutigen Galavorstellung waren die Majestäten anwesend; sie mußte also ihrer Toilette besondere Sorgfalt widmen. So schellte sie denn, und befahl der Zofe, die nöthigen Vorbereitungen zu treffen.

Dazu gehörte unter anderem, daß man die Jalousien des Ankleidezimmers fest schloß und den Raum hell erleuchtete, obgleich draußen die Sonne noch hoch am Himmel stand.

Eine Toilette, die für den Abend berechnet war, konnte nur bei Kerzenlicht richtig beurtheilt werden und die Baronin gestattete sich in diesen wichtigsten Angelegenheiten ihres täglichen Lebens keine Abweichung von dem, was sie für recht und angemessen hielt.

Während die Zofe das prachtvolle Haar ihrer Gebieterin zu einer modernen Ballfrisur aufsteckte und einen Tuff zarter Reihersfedern in der hochaufgebauten goldenen Fülle befestigte, saß die Baronin tief in Gedanken, ganz versunken, wie es schien, in die Betrachtung ihres reizenden Spiegelbildes.

„Merkwürdig!“ hörte das Mädchen sie plötzlich halblaut vor sich hin sagen.

Lisette war zu wohlgeschult, um irgend welches Staunen merken zu lassen über eine Eigenschaft ihrer Herrin, die ihr neu war.

Selbstgespräche hatte die Gnädige bisher noch nie gehalten.

Was war merkwürdig?

Vielleicht die Zustände im Hause? Die hatte Lisette vom ersten Tage ab merkwürdig gefunden.

Warum liebte der Herr Baron seine wunderschöne Frau nicht, um die alle ihn beneideten, und warum war ihre angebetete Gebieterin, die auch für den Ärmsten ein freundliches Wort hatte, so fremd und kühl gegen den eigenen Gatten?

Ja, wahrhaftig, es war merkwürdig und zwar um so mehr, als die Beiden zueinander paßten, als habe der liebe Gott sie ganz expreß für einander geschaffen.

Es hatte eine Zeit gegeben, in der Marietta Wensberg genau dasselbe gedacht hatte, aber das war lange her, unendlich lange; der jungen Frau schien es, als läge eine ganze Ewigkeit voll Leid und Enttäuschung zwischen dem Einst und Jetzt.

Damals war sie ein glückliches, übermüthiges, phantasievolles

Kind gewesen, voll glühender Begeisterung für alles Schöne und Gute; die Welt hatte vor ihr gelegen wie ein köstliches Geheimniß, in dessen Tiefe unergründliche Schätze von Liebe und Glück und Herrlichkeit schlummerten.

Dann war er in ihr Leben getreten und die Welt war ihr schöner geworden mit jedem Tag.

Wie ein Sturmwind war die heiße, zärtliche Liebe über sie gekommen und, wie sie damals meinte, auch über ihn.

Jetzt freilich lachte sie darüber, und ihr Herz schwoll in unsäglichlicher Bitterkeit.

Aber damals — damals!

Sie hatte an ihn geglaubt, wie an Gott selbst, und wenn er zu ihr gesagt hätte: Folge mir an das andere Ende der Erde in ein wüstes Land, laß die Heimat, die Deinen, allen Schmuck und Reichtum des Lebens, so würde sie mit ihm gegangen sein, ohne zu zögern; er war ihre Heimat, ihre Welt, ihr Alles. „Mein Sonnenstrahl“ hatte er sie oft genannt.

Und gewiß! Damals war sie ein Sonnenstrahl gewesen, hell, licht, freudespendend, alles durchleuchtend mit der eigenen Glückseligkeit, bis jene Stunde kam, jene furchtbare Stunde, die allem Glück und aller Liebe ein jähes Ende machte.

Noch jetzt nach Jahren ging ihr in der Erinnerung daran ein eisiger Schauer durch alle Glieder.

Ein herrlicher Maitag war's gewesen, gerade solch ein Tag wie der heutige, als Marietta allein durch eine der einsamsten Alleen des Prater fuhr.

Raum eine Woche fehlte noch zu ihrem Hochzeitstage und daran dachte sie, während sie träumend in den seidenen Kissen des Wagens lag und mit leuchtenden, glücklichen Augen hinausblickte in die grüne Wildniß, die sie umgab.

Bald würde sie sein Weib sein.

Wie seltsam das klang — sein Weib; sie, das kindische, ungestüme Mädchen, das kaum der Schulstube entlaufen war.

Sie gab sich Mühe, würdevoll und gefest auszusehen, und gleich darauf fühlte sie sich wieder versucht hell aufzulachen vor lauter Herzensfreude.

Aber es kam nicht dazu; eine wunderbar feierliche Stimmung überwog. Es war so köstlich still und schattig hier unter den mächtigen Bäumen, deren dichtes Blätterwerk sich über ihr zu einem grünen Netze verschlang. Wie neckische Geister hüpfen die Sonnenfunken vor dem Wagen her; sie schienen zu locken und zu winken und so lockten auch die Vögel, die droben in den lichtgrünen Zweigen ihre Liebeslieder sangen.

„Komm, komm.“

Marietta fand es ganz unmöglich im Wagen zu bleiben, hinter diesem steifen Bedienten, der mit über der Brust gekreuzten Armen auf dem

Voße saß und ausfah, als ob er Waldegrün, singende Vögel und hüpfende Sonnenfunken für sehr alltägliche Dinge halte.

Sie stieg aus und wies den Diener zurück, der ihr folgen wollte. Allein ging sie einen der Fußwege entlang.

Ihr war, als habe sie Flügel an den Sohlen; sie hätte mit den Vögeln um die Wette singen und jubeln mögen.

Ein schmaler, von Gebüsch umhegter Fußpfad öffnete sich seitwärts. Marietta bog in ihn ein.

Sie sah durch das Blattwerk der Haselstauden ihren Wagen, der drüben in einer Entfernung von kaum hundert Schritten auf der breiten Hauptallee auf und nieder fuhr.

Wenige Schritte war sie erst gegangen, als sie Stimmen hörte — eine hochliegende, helle Frauenstimme und dann —

Heiliger Gott, war es denn möglich? Träumte sie?

War sie wahnsinnig?

Da kam ihr Verlobter ihr entgegen — nicht allein; eine junge Dame in auffallender Toilette ging an seinem Arme. Das pikante Gesicht war ihr nicht fremd; sie hatte die hübsche, mehr berühmte als berühmte Sängerin schon zuweilen von ihrer Loge aus gesehen. Einen Moment lang wollte die Kraft sie verlassen; sie griff krampfhaft in die Haselstauden neben sich. Dann war die Schwäche vorüber; sie zog mit einer schnellen Bewegung den dichten Gaceschleier vor ihr Gesicht und schritt weiter, stolz aufgerichtet, als sei der Mann da drüben ihr ein Fremder.

Sie sah, wie er erblaßte, aber sie sah auch, daß er ihren Blick verstand. „Kein Laut, keine Bewegung“, befahl dieser Blick, „wir kennen uns nicht. Der Weg war sehr schmal; Marietta mußte dicht an den Beiden vorüber; sie hielt den geöffneten Sonnenschirm zwischen sich und die Sängerin, obwohl kein Sonnenstrahl in die grüne Dämmerung des Waldpfades drang.“

Hinter sich hörte sie die Begleiterin ihres Verlobten sagen:

„Mir scheint, die geht auch zu einem Stelldichein. Warum läufst Du so, Stephan? Nein, es ist zu toll. Ich . . .“ Das übrige verklang in der Ferne.

Marietta stand eine kurze Weile regungslos, beide Hände vor das wildpochende Herz gepreßt, dann bog sie die Haselstauden auseinander und ging blaß aber vollkommen ruhig zu dem Wagen zurück.

„Nach Hause“, befahl sie dem Diener. Sie fand viel Besuch daheim vor, Verwandte, Freundinnen, Kameraden ihres Verlobten.

Man stand und saß im Gartensaale und auf der Rampe hinter der Villa umher. Marietta mußte am Gespräch theilnehmen, Neckereien beantworten, von ihrem Hochzeitsfeste reden hören und von „diesem armen Stephan“, den heute der Dienst so lange von seiner angebeteten Braut fernhielt.

Ihr Vater trat zu ihr heran, ein alter, heldenhast aussehender Mann in Generalsuniform, dessen Abgott sie war, weil sie in jedem

Zuge seiner frühgestorbenen Gattin glich. Seine hellen Falkenaugen blickten noch scharf unter den buschigen weißen Brauen hervor; ihm entging so leicht nichts.

„Was giebt's Mia?“ fragte er, „Du siehst verstimmt aus.“

„D nichts, Papa!“

Sie begriff, daß sie auf ihrer Hut sein müsse!

Er durfte nichts erfahren — er um keinen Preis.

Sie sagte sich gewaltsam, denn da kam eben ihr Verlobter, straff, stattlich wie immer.

Kein unbefangener Beobachter hätte eine Veränderung an ihm wahrgenommen.

Sie begrüßten sich zurückhaltend wie immer, wenn andere zugegen waren.

Er küßte ihre Hand und sie lächelte ihn an, aber es war ein starres, unnatürliches Lächeln und ihre Hand lag in der seinen, schwer und kalt, wie die einer Todten.

Dann nach einer Weile schlug er ihr einen Spaziergang durch den Park vor, das werde ihren Kopfschmerz bessern. Sie nickte gewährend und ging an seinem Arme die Stufen hinab, die von der Rampe zum Garten führten. Droben lachte man über die Kriegsklist des Brautpaares, und Fred, der Jüngste des Hauses, deklamirte hinter ihnen drein: „Sir, dieser Kopfschmerz kam Euch sehr gelegen.“

Sie hörten nichts, weder das Lachen noch Freds Spöttelei.

Stumm schritten sie neben einander her zwischen den Bosketts und Blumenanlagen hindurch bis nach der Terrasse im Hintergrunde des Parkes, auf der sie so oft auf und nieder gegangen waren, engverschlungen, in süßem Liebesgeschwätz oder stumm im Uebermaße des Glückes.

Hier zog Marietta ihren Arm aus dem des Barons.

„Höre mich, ehe Du mich verurtheilst“, bat er flehend.

Sie unterbrach ihn mit einer herrischen Bewegung, nichts an ihr erinnerte mehr an das liebliche, schüchtern zärtliche Kind, das sie noch vor wenigen Stunden gewesen war.

Wie eine beleidigte Königin stand sie ihm gegenüber, stolz, kalt, unbewegt, als sei das, was sie ihm zu sagen habe, nur noch eine leere Form, die keine Faser in ihrem Innern mehr bewegte.

Sie war fertig mit ihm.

Das sprach sie ihm auch in kurzen, herben Worten aus.

„Du begreiffst“, sagte sie, „daß zwischen uns alles zu Ende sein muß. Nein, nichts, bitte, kein Wort der Vertheidigung, es wäre umsonst. Was ich gesehen habe, genügt mir vollkommen, um meinen Entschluß zu einem unerschütterlichen zu machen.“

„Marietta, Gnade, verzeih' mir.“

Um ihre Lippen ging ein verächtliches Zucken.

„D bitte, keine Scene“, sagte sie in einem Tone, der beleidigender noch war als die Worte selbst, „wozu auch die Komödie, sie wäre zwecklos. Genug, daß wir genöthigt sein werden, sie vor andern

weiter zu spielen. Denn ich will nicht, daß unsere Verlobung gelöst wird. Mein Zurüdtreten jetzt, wenige Tage vor der Hochzeit, wäre gleichbedeutend mit einem öffentlichen Skandale, ein Duell zwischen meinem Vater und Dir die unausbleibliche Folge.

Das darf nicht sein. Deshalb werde ich in Deinem Hause leben und Deinen Namen tragen. Daß in Wirklichkeit jedes Band zwischen uns gelöst ist, braucht niemand zu ahnen. Ich denke, wir sind beide zu stolz, um der Welt das Schauspiel einer unglücklichen Ehe zu geben. Das ist's, was ich Dir sagen wollte. Bist Du einverstanden?"

Er athmete schwer; vor der Eiskälte dieses schönen Weibes erstarrten ihm die Worte der Vertheidigung auf den Lippen.

Ihre heftigsten Vorwürfe, ihr maßloster Zorn würden ihn bei weitem nicht so niedergeschmettert haben als diese stumme Verachtung.

„Bist Du einverstanden?“ fragte sie nochmals — scharf, ungeduldig wie jemand, der ein lästiges Geschäft möglichst schnell erledigen will.

Er bejahte hastig.

Wenn sie nur sein Weib wurde, wenn er sie nur nicht auf immer verlor.

Nie hatte er sie glühender geliebt als in dieser Stunde; sein Leben war ihm keinen Heller werth ohne sie. Und er hoffte fest auf eine Veröhnung; er hatte sich darauf gefaßt gemacht, daß sie im ersten heftigsten Zorne ihr Verlöbniß werde lösen wollen und alle die Vernunftgründe, die sie so kühl vorbrachte, hatte er gegen ihren gejürchteten Entschluß ins Feld führen wollen, jetzt, da sie trotz allem einwilligte, sein Weib zu werden, fürchtete er nichts mehr.

Sie konnte ja nicht immer unerbittlich bleiben, wenn er ihr Gatte war; es mußte ihm gelingen, ihre Liebe wieder zu gewinnen, um die er werben wollte als um das höchste, kostbarste Kleinod seines Lebens.

Er war verwöhnt von den Frauen und, ohne eitel zu sein, doch sich seiner Vorzüge bewußt.

Sollte er hier vergeblich werben, wo er zum ersten Male im Leben von ganzer Seele liebte, vergeblich werben um ein Herz, das ihm so ausschließlich gehört hatte. Es war undenkbar.

Diese Starrheit Mariettas war zu unnatürlich, um andauern zu können, früher oder später mußte wieder ihr eigentliches Selbst zum Durchbruch kommen; er vertraute auf ihr weiches Herz, auf ihren Kindersinn, der noch so biegsam war.

Hatte sie sich nicht bisher ganz von ihm leiten lassen, war nicht bisher ihr eigener Wille ganz aufgegangen in dem seinen?

Wie sollte sie ihm widerstehen können, wenn erst ihr Leben unauflöslich an das seine gefesselt war. Er mußte ihr nur Zeit lassen, sich zu beruhigen, sich wiederzufinden, ehe er den Sturm auf ihr Herz wagte. Er sah sich enttäuscht.

In diesem zarten, kindlichen Weibe wogte eine eiserne Energie und ein Stolz, der durch nichts zu beugen war.

Sie vergab ihm nicht, daß sie ihn mit einer Dirne am Arme getroffen hatte, als er auf dem Punkte stand, sie in sein Haus zu führen als sein Weib. Wenn sie ihm wenigstens gestattet hätte, sich zu vertheidigen.

Er war schuldig, aber doch nicht so sehr, wie sie glaubte.

Aber sie wollte keine Erklärung; sie wies jeden Versuch einer solchen, wie seine Bitten und Liebesbetheuerungen mit herbster Verachtung zurück.

Er kämpfte sich müde an ihrer Starrheit, ohne auch nur das Geringste zu erreichen. Wenige Monate nach ihrer Hochzeit starb ihr Vater plötzlich am Schlage.

Sie hatte ihn zärtlich geliebt, aber sie verbarg ihren heißen Schmerz, um dem Mitleide ihres Gatten zu entgehen. Damals fing der Baron an zu glauben, daß diese starre Kälte die eigentliche Natur seiner Frau sei, empört über die rücksichtslos beleidigende Art, in der sie seine Liebe zurückwies, meinte er sich früher, von Leidenschaft verblendet, in ihr getäuscht zu haben und jetzt erst ihren wahren Charakter zu erkennen. Sein Stolz erwachte an dem ihren; sie wurden sich fremd.

Dann, eines Tages erzählte man sich lächelnd, daß Rinaldo wieder in den alten Ketten liege. Natürlich blieb das auch für Marietta kein Geheimniß; es gab gute Freunde in Menge, die es für ihre Pflicht hielten, die arme, schöne Frau von der Untreue ihres Gatten in Kenntniß zu setzen.

Aber die Baronin überhörte die verblühten Andeutungen, warf die zahlreichen anonymen Briefe ins Feuer und war so sorglos und unbekümmert, daß niemand sich mehr die Mühe nahm, sie von einer Thatfache zu benachrichtigen, die ihr offenbar so gleichgiltig war.

Marietta Bensberg gehörte zu den gefeiertesten Schönheiten Wiens, sie brauchte nur den Schleier ihrer dunklen Wimpern zu heben, um alt und jung, vornehm und gering zu ihren Füßen zu sehen. Ihre kühle, anmuthige Vornehmheit übte auf alle den gleichen Zauber und hielt alle in den gleichen Schranken.

Sie erregte heftige Leidenschaften, ohne kokett zu sein und eroberte die Herzen im Sturme, ohne sich je auch nur die geringste Mühe deßhalb zu geben.

Nicht der kleinste Makel trübte ihren Ruf und ihre zahlreichen Neiderinnen mußten sich damit begnügen, ihr nachzusagen, daß sie keine Spur von Herz und Gemüth habe.

Daß es nicht so war, wußten nur wenige, ihre nächsten Verwandten, ihre Dienstkleute, vor allem die Armen.

Am Schmerzenslager eines kranken Kindes, eines alten Mütterchens, eines armen, hilfsbedürftigen Weibes war sie wieder ganz das herzige, liebevolle Geschöpf von ehemals.

Aber was wußte die Gesellschaft von solchen Samariterdiensten.

Die Baronin Bensberg gehörte nicht zu denen, die ihre Wohlthaten an die große Glocke hängen.

Ihr Gatte theilte das Urtheil der Welt. Er hielt sie für hochmüthig und herzlos und sie gab ihm keine Ursache, anders zu denken. In seiner Gegenwart war sie stets die kühle oberflächliche Weltkame; er wußte nichts von ihrem Geistes- und Seelenleben und hatte längst aufgehört, danach zu forschen. In dem Gassen und Treiben des Gesellschaftslebens blieb kein Raum für die Erinnerung.

Das Einst mit seiner Fülle von Glück, mit jener tiefen, reinen Seligkeit, die nur die echte Liebe giebt, war versunken, als hätte es nie existirt. Sie lebten neben einander her, ohne sich zu hassen, ohne sich zu lieben, ohne sich mehr um einander zu kümmern, als eben nöthig war, um die Welt zu täuschen.

Nun war es aber der schönen Baronin seltsam ergangen.

Vor einigen Tagen bei einer Spazierfahrt im Prater war ihr Wagen in jene einsame Allee eingebogen, in deren Nähe sich damals vor zwei Jahren die Tragödie ihres jungen Lebens abgespielt hatte.

Sie hatte den Ort seitdem schon mehrmals wiedergeesehen, aber nicht allein, nicht in dieser Beleuchtung, nicht gerade zu dieser Tages- und Jahreszeit.

Heute war alles wie damals — die lichtgrünen Bäume, das Vogelgezwitscher, die goldenen Streiflichter, die an den Stämmen niederglitten und vor dem Wagen herhüpften, sogar das gelangweilte Bedientengesicht auf dem Boock fehlte nicht. — Seitdem ließen sich die Geister nicht bannen.

Was sie siegreich niedergekämpft zu haben meinte in diesen zwei langen Jahren, das wachte wieder auf, die Erinnerung an ihr einstiges Glück, der Zorn über ihre verrathene Liebe, die Trauer um ihr verfehltes Leben. Sie hatte sich in diesen letzten Jahren eingeredet, daß sie vollkommen zufrieden sei, daß dieses glänzende Schmetterlingsdasein ihr genüge, daß sie nichts mehr wünsche, nichts ersehne. Jetzt auf einmal war die Täuschung zerstoßen.

„Was ist mein Leben?“ fragte sie sich. „Ein Nichts, eine stete Geschäftigkeit ohne Zweck und Inhalt. Lohnt es sich so zu leben? Wer würde mich vermessen, wenn ich stürbe? Schade, würde es in der Gesellschaft heißen, sie machte so gute Figur in den Salons und im Ballsaale. Mein Vater ist todt, meine Brüder zu jung und lebensfroh, um lange zu trauern. Nach acht Tagen dächte kein Mensch mehr an mich, mein Gatte am wenigsten. Vielleicht wäre er froh, wenn der Tod das ihm unbequeme Band vollends löste.“ Der letzte Gedanke verfolgte sie hartnäckig.

Wenn sie des Nachts schlaflos in ihren Kissen lag, grübelte sie darüber und wenn eine lachende, plaudernde Menschenmenge sie umgab, dachte sie unwillkürlich: „So würde auch er weiter lachen und plaudern; das Andenken an sein todttes Weib würde ihm nicht ein einziges Mal die Freude stören.“

Sie hatte Mühe, sich ihrem Gatten gegenüber zu beherrschen.

Kalt und zurückhaltend war sie immer gewesen, aber nie unfreundlich und gereizt wie jetzt. Wenn er sie verwundert ansah, wurde sie roth und zürnte sich selbst.

Was ging mit ihr vor?

Wohin war ihre schwer erkämpfte Ruhe. Sie war krank, gewiß, nur körperliches Unwohlsein konnte diesen Zustand seelischer Aufregung erklären. Wie wäre sie sonst dazu gekommen, sich den Kopf zu zerbrechen um Dinge, die ihr doch sehr gleichgiltig waren.

Ja, sehr gleichgiltig; sie wiederholte sich das, als könne sie dadurch die Thatsache noch ungunstlicher machen.

Schließlich ließ sie den Geheimrath holen.

Er bestätigte ihre eigene Ansicht, es waren die Nerven. Nur die Nerven! So recht einleuchten wollte ihr das aber doch nicht, so gern sie auch an diese ganz natürliche Erklärung ihres seltsamen Zustandes geglaubt hätte. Sie war vollkommen gesund gewesen, bis zu jener Spazierfahrt, das stand fest.

Noch am Abende vorher hatte Wally Brandenfels zu ihr gesagt: „Wer doch Deine Nerven von Stahl hätte. Nichts schadet Dir. Nach zwei durchtanzten Nächten bist Du noch frisch wie eine Rose!“

Und nun sollten diese stählernen Nerven so urplötzlich schwach und krank geworden sein!

Jenes „merkwürdig“, das Lisette so in Staunen gesetzt hatte, war das Endresultat ihres Gedankenganges gewesen.

Als die Baronin in den Wagen stieg, der am Treppenaufgange ihrer wartete, entglitt die Schleppe des Kleides Lisettes Händen und blieb an einem der eisernen Haken hängen, mittels deren der Teppichläufer unter der letzten Stufe befestigt war.

Ehe das Mädchen sich bücken konnte, war das Unglück schon geschehen. Ein Ruck, ein Knirschen des Seidenstoffes — in der kostbaren Schleppe klappte ein breiter Riß.

Die Baronin war sehr verdrießlich. Das hatte noch eben gefehlt, ihre schlechte Laune zu vervollständigen. Jetzt nochmals andere Toilette machen! Auf keinen Fall.

Es wäre auch kaum Zeit dazu gewesen. Sie sandte eine Absage an Wally Brandenfels und ging, von der erschrockenen Lisette gefolgt, nach ihrem Ankleidezimmer zurück.

Dort kam trotz alles Mergers ihre Herzensgüte doch wieder zum Durchbruch.

Sie nannte die Sache einen unglücklichen Zufall und sprach das weinende Mädchen von aller Schuld frei.

Lisette küßte dankbar ihre Hand. Ob es wohl auf der ganzen Erde noch eine zweite, so gütige Herrin gab, als die ihre!

Es schien ihr beinahe unmöglich.

Als Marietta dann in einem Schlafrock von weichem, lichtblauem Cachmir mit gelöstem Haar in ihrem traulichen Boudoir auf und nieder ging, war ihr so behaglich zu Muth, daß sie ihren Mergen darüber vergaß.

Solch einen stillen, traulichen Abend daheim hatte sie lange nicht gehabt. Wenn nur die unbequemen Gedanken nicht gewesen wären!

Aber es muß doch Mittel geben, sie zu verschrecken!

Sie öffnete ihren Schreibtisch und schloß ihn wieder.

Briefschulden hatte sie in Menge, aber durchaus keine Lust, sie zu tilgen.

Sollte sie musizieren? Nein — sie war nicht in der Stimmung.

Oder lesen — es war das letzte Hilfsmittel und zugleich das, welches ihr am meisten zusagte.

Sie ging nach dem Bibliothekszimmer, um sich Lektüre zu holen.

Aber an der Schwelle desselben blieb sie zögernd stehen, am liebsten wäre sie schleunigst wieder verschwunden. Dazu war es leider schon zu spät. Ihr Gatte hatte sie bereits gesehen und kam ihr entgegen.

„Ah — Du“, sagte er überrascht. „Ich meinte, Du wärst ins Theater gefahren? Kann ich Dir mit irgend etwas dienen?“

„Nein, nein, ich danke. Ich wollte mir ein Buch holen und hatte keine Ahnung von Deinem Hiersein, sonst —“

„Sonst wärst Du nicht gekommen“, vollendete er, „das bedarf keiner besonderen Versicherung.“

Seine Augen hafteten dabei auf ihr mit einem Ausdruck, der ihre Verlegenheit nur erhöhte.

„Ich habe Unglück gehabt“, sagte sie erröthend, „ich zerriß mir das Kleid beim Einsteigen, mußte umkehren, und da ich glaubte, ganz allein zu Hause zu sein, und mein Kopf —“

Er war wieder so ungalant, sie zu unterbrechen.

„Wozu alle diese Entschuldigungen“ jagte er in einem Tone, der scherzend sein sollte, aus dem aber doch eine leise Bitterkeit herausklang. Man sollte meinen, ich sei der erste, beste Fremde und nicht Dein Gatte, der doch wohl das Recht hat, seine eigene Frau einmal im Morgenkleide bewundern zu dürfen. Oder gestehst Du mir auch dieses Recht nicht zu?“

„O gewiß — warum nicht?“

Dabei strich sie mit reizender Verschämtheit die schweren Wogen ihres goldenen Haares aus der Stirn zurück und hatte keine Ahnung davon, daß sie in dieser Stellung, mit den emporgehobenen Armen, von denen die weiten Ärmel beinahe bis zur Schulter zurückfielen, bezaubernder als je aussah.

Ihre holde Verwirrung gab ihr in seinen Augen einen neuen, ungeahnten Reiz.

In diesen letzten Jahren hatte er sie immer nur so kühl und selbstsicher gekannt, sie war immer so ganz die vornehme blasirte Dame gewesen, die nichts aus ihrer formvollen Ruhe heraus bringt; heute zum ersten Male sah er in ihr wieder jenes süße, holdselige Geschöpf, das einst sein flatterhaftes Herz gefangen genommen hatte mit dem ersten Blick. Sie war jetzt noch schöner als einst, weit schöner.

Er wußte das längst, aber es war ihm gleichgiltig gewesen; das

Stumpfnäschen der hübschen Fifi und ihre schwarzen Schelmenaugen schienen ihm weit anziehender als die stolze, seelenlose, statuenhafte Schönheit seiner vielbewunderten Frau. Heut sah er die Statue belebt; die Göttin war von ihrem Piedestale herabgestiegen und hatte sich in ein wunderholdes Weib verwandelt.

Marietta ging zu einem der Bücherschränke. Er folgte ihr und sah den Bewegungen ihrer schlanken Hände zu, die bald den einen, bald den andern Band aufnahmen, offenbar, ohne finden zu können, was sie suchten.

Ihr Gesicht war ihm halb abgewandt; er sah nur ein rosiges Ohr und die reizende Profillinie der Wange und des Kinnes.

Wie jung sie ausah mit dem gelösten Haar, das ihr wie ein Goldmantel weit über die Hüften herabhing, genau so jung und kindlich wie in jener glücklichen Zeit, an die er so lange nicht mehr gedacht hatte, und die nun auf einmal wieder vor ihm aufstieg mit ihrem ganzen bestrickenden Zauber. Er verschränkte die Arme fest über der Brust, um nicht der Versuchung zu erliegen, seine Hand über diese duftende Haarfülle gleiten zu lassen.

Kannte er doch sehr genau den eiskalten Blick der Zurückweisung, mit dem sie ihn für solche Kühnheit gestraft haben würde.

Nein, er wollte den Kampf nicht erneuern; er wollte sich nicht aufs neue jenen Beleidigungen aussetzen, die ihn in der ersten Zeit seiner Ehe oft dem Entschlusse nahe gebracht hatten, seinem elenden Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende zu machen.

Sein Gesicht verfinsterte sich und seine Lippen preßten sich fest auf einander, aber er konnte nicht hindern, daß sein Herz stürmisch klopfte und daß seine Augen wie gebannt an der lieblichen Gestalt hingen.

Marietta hatte das Suchen aufgegeben und aus der Menge der Bücher das erste, beste herausgegriffen, um nur fortzukommen. Der Boden brannte ihr unter den Füßen.

Mit einem flüchtigen „Entschuldige die Störung“ wollte sie an ihrem Gatten vorüber.

Er hielt sie nicht zurück, aber er sagte spöttisch: „Warum diese große Eile? Ist meine Gegenwart Dir gar so furchtbar? Du hattest doch wohl, ehe Du mich sahst, die Absicht hier zu bleiben?“

„Nein, nein!“

Er zuckte die Achseln.

„Verzeih', wenn ich dennoch auf meiner Meinung beharre. Ich kann mich nun einmal des unangenehmen Gefühls nicht enthalten, daß ich es bin, der Dich vertreibt.“

„Aber, wenn ich Dir versichere!“

Er lächelte.

„Versichere mir lieber nichts, sondern bleibe, das wird das beste Mittel sein, mich vom Gegentheil zu überzeugen.“

Er wies auf einen Sessel.

„Warum solltest Du Dich nicht hier ganz bequem Deiner Lektüre überlassen können, während ich dort drüben meinen Brief vollende?“

„Es wird doch stören!“

„Nicht im mindesten!“

Was blieb ihr übrig, als nachzugeben. Resignirt ließ sie sich in den Sessel sinken und schlug ihr Buch auf, in dem sie während der nächsten zehn Minuten eifrig zu lesen schien.

In Wirklichkeit verstand sie kein Wort von dem, was sie las, ja sie sah überhaupt kaum, was die Blätter, die sie hastig umwandte, enthielten. Die Buchstaben hüpfen und tanzten vor ihr, als seien sie lebendig geworden.

Dem Baron ging es nicht besser. Er hatte den Brief an seinen Güterdirektor schon zweimal neu begonnen, als auch der dritte Versuch sich als unbrauchbar erwies, schob er die Mappe von sich.

„Es geht nicht“, erklärte er, „ich habe heute schon — da — fünf Briefe geschrieben, dieser sechste übersteigt meine Kräfte. Ingrunde ist er auch zwecklos. Es wird das Beste sein, daß ich morgen für ein paar Tage nach Dietmannsdorf fahre, um den Schaden selbst in Augenschein zu nehmen.“

„Was für Schaden? Ist irgend ein Unglück geschehen?“

„Ah so — ich habe Dir noch nicht davon erzählt!“

Nebenbei gesagt, das war nichts Außergewöhnliches. Er sprach ihr nie von seinen eigenen Angelegenheiten, da er zu wissen glaubte, daß sie auch nicht den leisesten Antheil daran nahm.

„Das Wasser hat viel Unheil angerichtet“, fuhr er fort; „die jungen Schonungen im Dietmannsdorfer Forste sind total vernichtet.“

Marietta richtete sich lebhaft auf.

„Das bedeutet für Dich einen großen pekuniären Verlust?“ fragte sie.

Ah, da war wieder die egoistische Welt dame, die eine Störung ihres eigenen Behagens fürchtete.

Er war vollkommen ernüchtert.

„Sei ganz unbesorgt“, sagte er mit herbem Spott, „ruinirt bin ich nicht, und Einschränkungen werden auch nicht nöthig sein. Nichts wird Dich hindern, in Deinem gewohnten Stile weiterzuleben.“

Marietta erröthete.

Wie niedrig er von ihr dachte!

„Nicht deshalb fragte ich“, sagte sie, „ich wünschte nur zu wissen, ob Du Geld brauchst?“

„Allerdings! Ich habe bereits deshalb an meinen Bankier geschrieben.“

„Vielleicht“ — Marietta stockte verlegen und fuhr dann hastig fort — „vielleicht gestattest Du mir, Dir die gewünschte Summe anzubieten. Der Justizrath schreibt mir heute, daß er einen Theil meines Vermögens — 60,000 Gulden — anderweitig zu placiren wünscht. Du würdest mir einen großen Gefallen thun, wenn Du das Geld benützen wolltest!“

Er lehnte sehr liebenswürdig aber auch sehr entschieden ab, obgleich sie sich sogar herbeiließ, ihn zu bitten.

„Ich weiß ja, daß mein Vermögen nicht für Dich existirt“ sagte sie zaghaft, „aber ich sollte doch meinen, daß Du in diesem besondern Falle eine Ausnahme machen könntest.“

„Es giebt keinen besondern Fall, der mich veranlassen könnte, Dein Vermögen anzutasten.“

Seine Schroffheit weckte ihren Trotz.

„Dann wirst Du wenigstens gestatten müssen, daß ich meinem Stolz dem Deinen entgegensetze“, sagte sie und ihre Augen blitzten ihn zornig an.

„Du hast nie zugeben wollen, daß ich zu unserem kostspieligen Haushalte das meine beitrage. Von jetzt an werde ich es dennoch thun.“

„Das wirst Du nicht. Als mein Weib lebst Du in meinem Hause, nicht ich in dem Deinen.“

Er hatte das sehr höflich gesagt, aber doch so ernst und energisch, daß sie nicht auf ihren Willen zu beharren wagte. Das rebellische Blut stieg ihr wieder ins Gesicht und um ihre Mundwinkel zuckte die verhaltene Aufregung.

Und da, ihr gegenüber saß er, und beobachtete sie scharf; sie wußte das sehr genau, obwohl sie die Augen beharrlich auf ihr Buch gesenkt hielt.

Nein — das war zu viel.

Sie wollte ihm wenigstens nicht länger die Genugthuung lassen, sich an ihrem Aerger zu freuen.

Entschlossen stand sie auf.

„Du willst schon fort?“ fragte er, gleichfalls aufstehend.

„Ich habe Lisette befohlen, den Thee in meinem Boudoir zu serviren.“

„Und wenn ich Dich bäte, mich zu Gaste zu laden?“

Sie verbeugte sich leicht und zustimmend, aber sie war innerlich empört. Warum ging er nicht?

Was fiel ihm eigentlich ein?

„Es ist beinahe halb neun“, sagte sie, während er seine Briefe zusammenräumte. „Wenn ich mich nicht irre, sagtest Du mir heute Nachmittag, daß Du eine Verabredung hättest für diese Stunde?“

Diesmal lachte er hell auf.

„Ich sehe schon, daß Du mich los werden willst“, sagte er belustigt, „aber heute sollen Dir alle Deine Kriegslisten nichts nützen. Ich bin fest entschlossen zu bleiben und mich in Deiner liebenswürdigen Nähe von den Unannehmlichkeiten des heutigen Tages zu erholen.“

Damit bot er ihr den Arm und setzte durch seine Anwesenheit im Boudoir der gnädigen Frau Lisette so in Staunen, daß sie beinahe die zweite Ungeschicklichkeit des heutigen Abends begangen hätte, indem sie das Theeservice, das sie auf das Klingelgel ihrer Gebieterin hereinbrachte, zu Boden warf.

Etwas derartiges war während ihrer zweijährigen Dienstzeit hier im Hause noch nicht dagewesen.

Die Gnädige mit einem Spizenhäubchen auf dem lose aufgesteckten Haar, und da neben ihr der Herr Baron, behaglich in seinen Sessel zurückgelehnt, sehr gesprächig, sehr liebenswürdig und so ungezwungen, als sei es die allersebstverständlichste Sache von der Welt, daß er hier seinen Thee nahm und sich von seiner schönen Frau bedienen ließ.

Marietta ging auf den leichten Plauderton ein, ohne doch ihre Befangenheit ganz überwinden zu können.

Sie wünschte auf das lebhafteste, daß er gehen möge, obwohl sie zugestehen mußte, daß er ein vorzüglicher Unterhalter war, und daß er ihr auch nicht die leiseste Ursache gab, ihr Zugeständniß zu bereuen.

Aber ihre innere Unruhe stieg, je mehr der Abend vorrückte; sie fühlte sich aus der Bahn herausgedrängt, die sie während dieser letzten Jahre streng innegehalten hatte und je länger sie das duldete, je schwerer war dann das Einlenken.

Wie sollten sie den kalt-fremden Ton ihres gewöhnlichen Verkehrs wiederfinden, nachdem sie während eines ganzen Abends mit einander geplaudert hatten wie zwei gute Freunde?

Wozu diese neue Komödie?

Freundschaft war unmöglich zwischen ihnen; sie wußten das beide. — Ein heißer Groll stieg in ihr auf, gegen den Mann, der ihr Leben vernichtet hatte und der jetzt dort, ihr gegenüber saß und sich die Miene gab, als habe nie irgend etwas ihr gutes Einvernehmen gestört. Warum blieb er noch immer?

Lizette hatte den Theetisch längst abgeräumt, der Vorwand seiner Anwesenheit war ihm damit genommen. Sie wurde schweigsam und sah nicht mehr auf von der Arbeit, die sie in den Händen hielt.

Das war nun freilich deutlich genug. Er erhob sich.

„Verzeih' meine Unbecheidenheit“, sagte er, „es war so traulich bei Dir hier. Ich danke Dir für den reizenden Abend.“

Er war schon im Gehen, als sein Blick auf den Flügel fiel, der in einer Ecke des Gemaches stand.

„Wie lange habe ich Dich schon nicht mehr singen hören“ sagte er. „Mache Deine Güte vollständig. Singe mir ein Lied.“

„Nicht heute.“

„Ja heute. Thue es, Marietta! Ich verspreche Dir feierlichst, nicht so bald wieder Deine Geduld zu mißbrauchen. Gewähre mir diese letzte Günst. Willst Du?“

Er hatte sie schon zum Flügel geführt.

Sie widerstrebte nicht länger.

Ihre Hände glitten präladirend über die Tasten und dann sang sie den Wanderer von Schumann.

Sie hatte einen weichen, wundervollen Alt von herzergreifendem Klange, aber selbst ihr Talent hatte in diesen letzten Jahren unter dem Zwange gestanden, unter dem sie ihr ganzes Selbst hielt. Nur selten, auf dringende Bitten ihrer Gäste oder Gastgeber hatte sie

gesungen und dann erfuhr die Welt eben nur, daß sie eine schöne, wohlgeschulte Stimme besaß, nicht mehr. Sie gab auch hier nur die äußere Form und gönnte niemandem einen Einblick in ihre tiefverschleierte Seele. Heute nun lag es auf ihr wie ein Zauber.

Sie war unfähig, sich zu beherrschen wie sonst.

Mit der Kraft der Naturgewalt brach ihre leidenschaftliche Seele sich Bahn; es war die Klage um ihr eigenes verlorenes Leben, die in lebenden, rührenden, hircrößenden Lauten von ihren Lippen floß. Was sie so lange verborgen hatte vor der Welt, vor ihm, vor sich selbst, das verrieth sie nur unbewußt, einer Gewalt erliegend, gegen die sie keine Waffen mehr hatte.

Das Lied war zu Ende; mit bebenden Händen strich sie sich über Stirn und Augen, umsonst nach Fassung ringend.

Sie stand auf; tastete aber unsicher nach einem Halt; vor ihren Augen lag es wie ein Nebel und der Boden schwankte unter ihr wie ein wogendes Meer.

Ihr Gatte wollte ihr zu Hilfe kommen; sie wies ihn rauh zurück.

„Nein — laß mich — gehe jetzt — ich will allein sein!“

Er gehorchte nicht.

„Seude mich nicht fort, Marietta“, bat er in jenem bebenden Tone höchster Leidenschaft, mit dem er einst ihre Liebe gestohlen hatte, um sie dann zu verrathen.

Bitterster Haß sprühte ihm aus ihren schönen Augen entgegen.

„Was willst Du noch“, stieß sie, kaum ihrer Stimme mächtig, hervor, „Dich über Dein Wert freuen! Das sieht Dir ähnlich! Das ist Deiner würdig!“

Er achtete nicht auf ihre Beleidigungen.

„So unglücklich bist Du gewesen alle diese Zeit“, sagte er erschütterter, „und ich hielt Dich für kalt und unempfindlich.“

„Ja, unglücklich“, wiederholte sie, „elend, o über alle Maßen elend! Wie wäre es auch anders möglich?! Kann der Bagnogefangene glücklich sein, der mit dem verhaßten Genossen an die gleiche entsetzliche Kette geschmiedet ist? Gib mich frei! Ich halte dieses Leben nicht länger aus! Ich will es nicht länger ertragen!“

„Weil Du mich so sehr verabscheust?“

„Ja, weil ich Dich verabscheue!“

„Und weil Du einen andern liebst — den Prinzen?“

Er athmete schwer; um seine Lippen zuckte es wie ein innerer Krampf.

„Wen? Was meinst Du?“

Sie sah ihn verständnißlos an.

„Ah Niki“, sagte sie dann. „Niki Wendenstein? Nein, ich liebe ihn nicht — nicht ihn — keinen — sie sind mir gleichgiltig! Alles ist mir gleichgiltig, die ganze Welt und mein eigenes Leben! Ich wollte, es wäre todt!“

Sie sprach dumpf und tonlos; in ihrer ganzen Haltung lag



Wie Du mir, so ich Dir!

Nach einem Originalgemälde von E. Reichert.

Digitized by Google

500

eine tiefe Verzweiflung, die ihm das Herz zerriß und ihn haltlos zu ihren Füßen niederwarf.

„Marietta“ stammelte er, „gibst es kein Mittel, Dich mir zurückzugewinnen? Ich verdiene Deine Gnade nicht, aber, ich flehe Dich dennoch an, geh' nicht von mir, ich kann Dich nicht entbehren, Du bist mir nöthig, wie die Luft, die ich athme!“

Mit einem kalten, unnatürlichen Lächeln auf den Lippen trat sie von ihm zurück.

„Zeit wann weißt Du das?“ fragte sie herb.

Er war aufgesprungen und stand dicht neben ihr.

„Zeit heute“, sagte er, sich mühsam beherrschend, „seit dieser Stunde! Ich verdiene Deine Gnade nicht, Marietta, ich bin ein Unwürdiger, aber wenn die tiefste, bitterste Kene Anspruch auf Gnade giebt, so darf ich auf die Deine hoffen. Höre mich wenigstens an! Man gestattet ja dem zum Tode verdamnten Verbrecher sich zu vertheidigen. Und ich — bei meiner Ehre, Marietta — ich war leichtsinnig damals, aber doch nicht der Verbrecher, den Du in mir sahest.“

Früher — im Beginn ihrer trostlosen Ehe — hatte sie jeden Versuch einer Vertheidigung im Keime zu ersticken gewußt, heute fand sie den kalt verächtlichen Ton nicht, dem es immer gelungen war, ihn in die Flucht zu treiben; ihr ganzes Wesen war aus seinen Fugen und die hellausloodernde Empörung riß sie fort gegen ihren Willen.

„Kein Verbrechen?“ rief sie ganz außer sich. „Wie? Ist es kein Verbrechen, wenn man einem Menschen das Vertrauen auf die heilige Stimme der Natur aus der Seele reißt, wenn man ihn vor sich selbst entwürdigt, wenn man ihm den Glauben nimmt an alles Hohe, Schöne und Gute? Du hast mich zu dem gemacht, was ich bin, Du hast mir alles genommen, meine Liebe, mein Glück, meine Jugend, und jetzt kommst Du und sagst: Vergiß, sei wieder mein! Durch ein paar Liebesworte glaubst Du mich beschwichtigen zu können! — Natürlich, ich bin ja ein schwaches Weib, das einst thöricht genug war, Dich zu lieben! Aber das ist vorüber für alle Ewigkeit. Wie ich Dich einst geliebt habe, so hasse ich Dich jetzt! Spare Deine heuchlerischen Betheuerungen! Ich konnte mich nicht tänschen lassen, jetzt ist mir die Binde von den Augen gerissen, ich sehe Dich, wie Du bist. Weiß ich etwa nicht, daß Du solche Worte und Blicke auf ein gegebenes Stichwort immer bei der Hand hast, daß Du sie heute dieser, morgen jener sagst — Phrase, Ton, Blick, alles dasselbe, nur die Adresse eine andere! — Versuche an anderen Deine Eroberungskünste, bei mir verfangen sie nicht mehr. Ich habe nur den einen Wunsch, mein Leben zu lösen von Dem Deinen und wenn noch ein Funke von Ehre in Dir lebt, so wirst Du mir diesen Wunsch erfüllen!“

Sie wollte hinauslaufen; er vertrat ihr den Weg.

„Du bleibst“, herrschte er ihr zu, und es war mehr noch in seinem Blicke als in seinen Worten eine zwingende Gewalt, der sie

wider Willen gehorchte. „Du sollst und mußt mich hören“, fuhr er fort, „ich fordere es als Dein Gatte und Du wirst mir gehorchen, ob Du nun willst oder nicht!“

Er betrachtete sie mit einem Ausdruck in seinen Zügen, der seltsam aus Groll und Liebe gemischt war.

„Wie zart und zerbrechlich Du da vor mir stehst“, sagte er finster, „mit einem Drucke meiner Hand könnte ich Dich tödten und dennoch habe ich nicht die leiseste Gewalt über die Seele, die in dieser kindlichen Gestalt wohnt. Hast Du uns noch nicht elend genug gemacht mit Deinem unverföhnlichen Stolze? Was hätte unser Leben sein können in diesen letzten zwei Jahren und was war es?“

„Für Dich doch wohl amüsant genug“, sagte sie mit herbem Spott.

„So — meinst Du das? Ich dachte es selbst manchmal. Jetzt weiß ich es besser! — Was soll ich thun“, rief er in ausbrechender Verzweiflung, „wie soll ich Dich überzeugen, daß ich nie ein anderes Weib geliebt habe als Dich allein, daß Dir immer mein Herz gehörte, damals — als — Doch das ist's, wovon ich mit Dir sprechen muß, wennschon ich kaum hoffen darf, daß es mir gelingen wird, durch das wenige, was ich zu meiner Vertheidigung zu sagen weiß, Deinen unbändigen Stolz zu besiegen?! Ich war einer der flottesten Gardeoffiziere, als ich Dich kennen lernte, ein mauvais sujet der schlimmsten Sorte. Meine Liebesaffairen zählten nach Duzenden — Strohhfeuer, die eben so schnell aufflackerten, als sie dann in nichts zusammensanken. Jene war zufällig die letzte in der Reihe. Ich brach mit ihr und dachte kaum noch an ihre Existenz, als ein Zufall mich im Prater mit ihr zusammenführte. Sie spottete über den soliden Bräutigam, den keuschen Joseph — doch nichts von dem bodenlosen Leichtsinne, der mich mein Lebensglück gekostet hat, ich will nicht einmal versuchen ihn zu entschuldigen — Du weißt das Uebrige!“

„Ja selbst den Umstand, daß diese Passion sich nicht als ein Strohhfeuer erwiesen hat. Damals kamst Du von ihr zu mir und dann — mit meinen Küssen auf den Lippen kehrtest Du zu der Dirne zurück! — Werde ich je das Brandmal der Schande vergessen können, mit dem Deine Liebeskosen mich besleckt haben? Pfui über Dich, daß Du es thun konntest, pfui über Dich, daß Du es wagst, von Deiner Geliebten zu mir, der tiefbeleidigten Gattin zu kommen und um meine Liebe zu werben!! Gieb es auf und achte einen Stolz, der es nicht über sich gewinnt, mit einer Dirne rivalisiren zu wollen.“

Er war sehr blaß geworden und sah finster vor sich nieder.

„Du hast recht“, sagte er. „Ich bin Deiner unwürdig; nur ein Weib mit einer großen, allgewaltigen Liebe im Herzen könnte ihrem Gatten das verzeihen, was ich Dir angethan habe. Und Du liebst mich nicht, Du verabscheust mich, Du sehnst den Tag herbei, der Dich von mir befreit! Ich habe nichts anderes verdient und dennoch, dennoch . . .“

Er riß mit leidenschaftlicher Gewalt ihre Hände an sich; er preßte sie an seine Lippen, an sein Herz, und sie ließ es willenlos, wie betäubt, geschehen; ihre körperliche Kraft war gebrochen, nicht aber die ihrer stolzen Seele.

Alles Leben schien sich aus dem entfärbten Antlitz in die Augen geflüchtet zu haben, und was er in diesen Augen las, das veranlaßte ihn mit einem tiefen Seufzer der Entmuthigung ihre Hände aus den seinen zu lassen.

„Es ist umsonst“, sagte er, indem er mit einer verzweifeltten Geberde die geballte Hand vor die Stirn preßte. „Ohne Vertrauen keine Liebe! Und Du glaubst mir nicht, Du hältst mich für einen Lügner, einen Komödianten! Man sagt, daß die Wahrheit ihre untrügliche Stimme hat, aber Dein Ohr ist verschlossen, Du willst sie nicht hören. Warum hast Du mich geweckt, warum überließeest Du mich nicht dem Leben, in das Du mich hineingestoßen hast? Ja Du, — Du Marietta! Täusche Dich nicht darüber, Du bist meine Mitschuldige! Erwinnere Dich, wie Du mich von Dir wiesest mit eisiger Verachtung, wie Du den künstlichen Wall zwischen uns immer höher aufthürmtest, bis ich Deine vergötterte Gestalt nicht mehr sah! Ja, ich leugne nichts, ich bin zu jener anderen zurückgegangen, deren lustiges inhaltloses Geplauder wie Champagnerrausch auf mich wirkte und die mir nie etwas anderes gewesen ist als ein amüsanter Spielzeug. Es war eine That der Verzweiflung und des bittersten Trostes! Du solltest nicht ahnen, was ich litt, Du solltest nichts wissen von der trostlosen Leere, die Dein Verlust in meinem Leben zurückgelassen hatte. Und wie Dich, so wollte ich auch mich selbst belügen, darum betäubte ich mich im Strudel eines wilden Lebens, darum gab ich mir keine Zeit, zur Besinnung zu kommen. Ich meinte, daß es mir gelungen sei, die Leidenschaft für Dich mit allen ihren Wurzeln aus meinem Herzen zu reißen und ich frohlockte darüber. Ich redete mir ein, daß Du der Reue nicht werth seiest, die ich um Dich gelitten hatte, ich nannte Dich ein herzloses, oberflächliches Geschöpf, ich begrub meine Liebe unter einem Wust von Täuschungen, Groll und Verbitterung, tief, so tief, daß ich meinte, sie sei erstorben. Jetzt ist das Blendwerk vernichtet, und jetzt soll ich Dich aufs neue verlieren? — Nein, nein, es ist unmöglich! — Marietta, mein Kleinod, mein heißgeliebtes Weib, komm zu mir, verlaß mich nicht, ich kann nicht leben ohne Dich!“

Sie wehrte seine Arme ab, die sie umschlingen wollten.

„Es ist zu spät“, sagte sie tonlos. „Ich würde Dich elend machen und selbst elend sein! Wie ein Gespenst würde mein Mißtrauen zwischen mir und Dir stehen. Laß mich, laß mich, ich kann nicht mehr, meine Kraft ist erschöpft!“

Sie ging, aber an der Thür blieb sie stehen — lauschend, an allen Gliedern bebend, und dann war sie im Nu wieder neben ihrem Gatten, der wie gebrochen in einem Sessel lag. Sein Kopf war vorgebeugt, das Gesicht in den Händen verborgen.

„Stephan“, sagte sie leise und mit unsicherer Stimme.

Er sah zu ihr auf; in seinen stolzen Augen standen Thränen, die ersten, die er seit seiner Kindheit geweint hatte.

„Was willst Du noch?“ fragte er zornig. „Hast Du mich nun genug erniedrigt? Bist Du nun zufrieden? Geh, ich will Dein Mitleid nicht!“

Sie fand keine Worte; nur ihre Augen sprachen, diese schönen, beredten Augen, die ihn so oft stolz und verächtlich fortgewiesen hatten und in denen jetzt eine Welt von Liebe lag.

Noch wagte er nicht ans ein Glück zu glauben. Fragend, athemlos sah er in ihr holdes, erglühendes Gesicht, dann plötzlich sprang er mit einem halberstickten Jubellaute auf und zog sie stürmisch an seine Brust.

„Mein Weib, mein Weib!“

In den nächsten Tagen sprach man in Wien viel von den Verlusten des Grafen Bensberg, die ihn gezwungen hätten, alle kostspieligen Sommerpläne aufzugeben und sich mit seiner schönen Frau auf seine Güter zurückzuziehen.

„Wie werden die Beiden sich langweilen“, sagte Wally Brandenfels bedauernd, „hier haben sie sich nicht geliebt, dort werden sie es binnen kürzester Zeit dahin bringen, sich zu hassen. Ich prophezeie, daß sie es nicht zwei Wochen aushalten.“

Es verging aber Woche auf Woche, Monat auf Monat, ohne daß die Bensbergs in Wien oder in einem der großen Weltbäder auftauchten, dagegen erfuhr man, daß der Baron seinen Abschied genommen habe, um fortan seine Güter selbst zu bewirthschaften.

„Ich muß dieser armen Marietta einen Besuch machen“, sagte Wally Brandenfels im September, als sie aus Trouville heimkehrte, „sie wird meinen Trost brauchen.“

Nach drei Tagen war sie wieder da.

„Es ist unglaublich“, sagte sie ihrem Bruder.

„Was?“

„Sie sind glücklich, ganz lächerlich glücklich!“

„Nicht möglich!“

„Es ist aber so. — Am ersten Tage hat es mich gerührt, denn die Beiden sind wirklich ideale Menschen, am zweiten habe ich gegähnt und am dritten bin ich davongelaufen. Da hast Du das Resultat meiner Reise!“





## Theodor Storm.

Von P. Asmussen.

**E**ine neue Trauerkunde durchfliegt Deutschlands Gaue: Theodor Storm, der gelesehten, der beliebtesten, der besten Dichter der Neuzeit einer ist am 4. Juli nachmittags 5 Uhr zu Hademarschen verschieden. Wie er vor noch nicht 10 Monaten seinen 70. Geburtstag feierte, ein Tag, der da zeigte, wie sehr von nah und fern aller Herzen ihm entgegenschlugen in Liebe und Verehrung; wie er damals, freilich ein gealterter Mann, sich großer körperlicher und geistiger Rüstigkeit erfreute: wer hätte es da ahnen können, daß sein Ende ihm so nahe bevorstand? Und dennoch ist ihm der Tod ein Bote des Friedens gewesen, denn er rief ihn ab aus einem Leben, das fortan nur eine Kette endloser Leiden ohne Hoffnung auf Genejung gewesen wäre, war er doch an einem unheilbaren Leiden, dem Magenkrebs, erkrankt. So müssen denn seine Angehörigen, seine Freunde und Verehrer sich dessen getrösten, daß ein gütiges Geschick ihn abrief, bevor er den Kelch des Leidens bis auf den Grund geleert hatte.

Hans Theodor Woldsen Storm ist am 14. September 1817 im schleswigschen Landstädtchen Husum als Sohn eines Advokaten geboren. Husum ist eine kleine Stadt in der Marsch, dem Meere nahe und in reizloser Gegend belegen. Aber dem Dichter war sie ans Herz gewachsen, wie dem Schweizer seine Berge. Seine Novellen verherrlichen Stadt und Umgebung und schildern zum Theil Menschen, wie er sie dort getroffen. Stets war das Herz des Heimatfernen voll Sehnsucht nach „der grauen Stadt am Meer“, und sein größtes Glück war immer, dorthin zurückzukehren. So ließ er sich denn schließlich an dem Beamtenposten in seiner Heimat genügen und verschmähte es, seine Hand nach lohnenderen und einträglicheren Posten auszustrecken, die sicher ihm so gut als manchem anderen zur Verfügung standen. Auf der gelehrten Schule seines Heimatstädtchens erwarb Theodor seine ersten Kenntnisse. Von da kam er auf das Gymnasium zu Lübeck. Dem Wunsche seiner Eltern und seiner

eigenen Neigung gemäß, beschloß er, die Rechte zu studiren und bezog zu dem Zwecke die Universität zu Kiel. Hier traf er mit einem gleichalterigen Kommilitonen Theodor Mommsen, dem Sohn eines Pastors aus dem Hujum benachbarten Garding zusammen, dem jetzigen berühmten Geschichtschreiber und Verfasser der „Römischen Geschichte“. Mit ihm und seinem zwei Jahre jüngeren Bruder Tycho Mommsen schloß Theodor Storm bald das Band innigster Freundschaft. Neben ihren Fachstudien suchten die Freunde den Umgang der Musen und gaben gemeinjam das „Liederbuch dreier Freunde“ heraus. Nach Beendigung seiner Studien ließ sich Storm als Advokat in seiner Vaterstadt nieder, wohin ihm einige Jahre darauf sein Freund Tycho Mommsen als Gymnasiallehrer folgte.

Nun kam das Jahr der Stürme, 1848, und mit ihm die Erhebung Schleswig-Holsteins gegen Dänemark. Einem klarblickenden Rechtskundigen, wie Theodor Storm, dem dazu noch die Begeisterung eines jungen Poeten den Busen schwellte, konnte es nicht unbekannt sein, auf welcher Seite das Recht war und auf welcher Seite er im Kampfe zu stehen habe. So focht er in Wort und Schrift für die nationale Sache der Schleswig-Holsteiner, fest überzeugt, daß das erwachte Deutschland seine Nordmark zu schützen wissen werde. Um so schmerzlicher traf der Schlag, daß Preußen sich von der schleswig-holsteinschen Sache zurückzog, sein jugendlich warmes Herz. Daß sein und seiner Freunde Schicksal die Verbannung sein werde, das wußte er. Aber er war nicht der Mann, der vorzeitig die Flinte ins Korn warf. Seine Natur war nicht darnach angethan, durch freiwilliges Meiden der Heimat jeglicher Gefahr aus dem Wege zu gehen. Dazu war auch wohl sein Heimatsgefühl zu stark, und er hatte schon damals für seine Familie zu sorgen. Aber selbst in dieser schweren Zeit, der „Blütezeit der Schufte“, der „Zeit von Salz und Brod“, wie er sie nennt, im Herbst 1850, da die Sache Schleswig-Holsteins endgiltig als eine verlorene betrachtet werden konnte, da allenthalben die Reaktion die Errungenschaften des Jahres 1848 in Frage zu stellen oder wenigstens auf ein Minimum herabzudrücken suchte, verzagte Theodor Storm nicht.

Ach zage nicht, es muß sich wenden,  
 Und heiter wird die Welt entsteh'n,  
 Es kann der echte Keim des Lebens  
 Nicht ohne Frucht verloren geh'n.  
 Der Klang von Frühlingsungewittern,  
 Von dem wir schauernd sind erwacht,  
 Von dem noch alle Wipfel rauschen,  
 Er kommt noch einmal über Nacht!  
 Und durch den ganzen Himmel rollen  
 Wird dieser letzte Donner Schlag;  
 Dann wird es wirklich Frühling werden  
 Und hoher, heller, goldner Tag.

So sang er in diesen Tagen, und wie er an der Zukunft nicht verzweifelte, so hoffte er auch für sein engeres Vaterland, für

Schleswig-Holstein. Im Geiste sah er den Tag, da dasselbe dennoch vom dänischen Joch befreit werden und in Deutschland eingehen und mit Deutschland vereinigt werden mußte:

kommen wird das frische Werde,  
Das auch bei uns die Nacht besiegt,  
Der Tag, wo diese deutsche Erde  
Im Ring des großen Reiches liegt.

Die Hoffnung auf das Wiedererstehen des alten deutschen Reiches hat ihn getröstet in den schweren Tagen, die nun für ihn und seine Freunde hereinbrachen, und sein Blick war klar genug, zu erkennen, daß ein neues deutsches Reich nur mit Preußen an der Spitze entstehen könne, und daß die schleswig-holsteinische Frage mit der deutschen innig zusammenhänge.

Seit 1852 benutzten die Dänen ihre Macht in Schleswig einzig und allein zur Unterdrückung des Deutschthums und säeten dadurch neue Erbitterung, anstatt die Gegensätze zu versöhnen. Wer sich in den vorhergegangenen Jahren als deutscher Patriot hervorgethan hatte, mochte sich nun vor ihrer Rache hüten. Auch Theodor Storm stand auf ihrer schwarzen Liste. Im Jahre 1852 ward er seines Postens enthoben. Er hatte es voraussehen können und vorausgesehen, aber der Schlag traf ihn hart, denn er zwang den Dichter, sein geliebtes Hujum zu verlassen. Im Jahre 1853 siedelte er nach Potsdam über, wo er eine Anstellung als Professor bekam. Was sein Herz bewegte, als er von der theuren Heimat schied, spricht er in einem Gedicht aus, das wir im Auszuge wiederzugeben uns nicht versagen können. Es lautet folgendermaßen:

Ich aber kann des Landes nicht, des eignen,  
In Schmerz verstummte Klage mißversteh'n;  
Ich kann die stillen Gräber nicht verleugnen,  
Wie tief sie jetzt in Unkraut auch vergeh'n.  
Es strömt die Luft; die Knaben steh'n und lauschen;  
Vom Strand herüber bringt ein Möwenschrei:  
Das ist die Flut, das ist des Meeres Rauschen,  
Ihr kennt es wohl, wir waren oft dabei!  
Von meinem Arm in dieser letzten Stunde  
Blickt noch einmal ins weite Land hinaus  
Und merkt es wohl: Es steht auf diesem Grunde,  
Wo wir auch weilen, unser Vaterhaus.  
Wir scheiden jetzt, bis dieser Zeit Beschwärde  
Ein andrer Tag, ein besserer, gesühnt,  
Denn Raum ist auf der heimatischen Erde  
Für Fremde nur und was den Fremden dient.  
Doch ist's das Stehendste von den Gebeten,  
Ihr mögt bereinst, wenn mir es nicht vergönnt,  
Mit festem Fuß auf diese Scholle treten,  
Von der sich jetzt mein heißes Auge trennt.  
Und du mein Kind, mein jüngstes, dessen Wiege  
Auch noch auf diesem theuren Boden fand,  
Hör' mich, denn alles andere ist Lüge:  
Kein Mann geheiht ohne Vaterland!

So riß er sich los mit blutendem Herzen, doch aber sich dessen getröstend, daß er, oder wenn nicht er, so doch seine Kinder dereinst zurückkehren würden in das befreite Vaterland. Aber wie sehr auch die Trennungswunde schmerzte, ihn hat der Schmerz nicht niedergebeugt. Er glich der Eiche seiner heimischen Wälder, der Sturm mag ihre Krone umtoben, ihrer Aeste da und dort einen Knicken, der Stamm wurzelt fest im Boden und trotz dem wüthenden Orkan. In Potsdam gestatteten ihm seine Berufsgeschäfte die Fortsetzung seiner in Kiel begonnenen, in Husum fortgesetzten dichterischen Thätigkeit.

Mehr als das „Liederbuch dreier Freunde“ fanden seine Gedichte und die Erstlinge seiner Novellen Anklang, sowohl bei Kennern der Kunst als auch beim Publikum. Von Potsdam aus unterhielt er einen regen persönlichen Verkehr mit Berliner Dichterkreisen, denen er seiner offenen Geradheit und seiner biederen Gesinnung halber bald ein lieber Genosse wurde. Aus diesem Kreise riß ihn sehr bald, schon 1856, seine Versetzung nach Heiligenstadt, wo er den Posten eines Kreisrichters bekleidete. Mit seinen alten und neuen Freunden blieb er im regsten Briefwechsel. Seine Zeit gehörte seinen Berufsgeschäften und der Dichtkunst. Allmählich wurde die Muse für ihn auch neben der „hohen himmlischen Göttin“ „die nährende Kuh, die ihn mit Butter versorgte“. Nicht daß er sie so behandelte, daß er die literarische Produktion handwerksmäßig betrieb. Er wäre sicher der letzte gewesen, der sich dazu hergegeben hätte. Aber er sah von seiner dichterischen Thätigkeit aus den pekuniären Nutzen sich allgemach einstellen, sah sich in weiteren und immer weiteren Kreisen berühmt werden und hörte, wie sein Name einen immer besseren Klang bekam in der Lesewelt. Aber wie ihn das nicht bewegen konnte, seiner beruflichen Stellung zu entsagen, um den Musen zu leben; wie das wohl sein Selbstvertrauen und Selbstbewußtsein hob und den Glauben an seine dichterische Mission stärkte, ihn aber nie auf seinen Ruhm eitel zu machen vermochte: so vergaß er auch in der Fremde, wo es ihm wohl ging, seiner geliebten Heimat nicht. Wo er in seinen Novellen und Gedichten auf die Stadt mit den alterstaugen Häusern am Nordseestrande zu reden kommt, schlägt er allemal Töne an, die seine tiefinnere Herzenssehnsucht wiederpiegeln. Manchmal mochte es durch seine Seele ziehen, was er ausgesprochen hat in dem Liede:

Am grauen Strand, am grauen Meer  
Und seitab liegt die Stadt.  
Der Nebel drückt die Dächer schwer,  
Und durch die Stille braust das Meer  
Eintönig durch die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai  
Kein Vogel ohn' Unterlaß;  
Die Wandergans mit hartem Schrei  
Nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,  
Am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,  
 Du graue Stadt am Meer.  
 Der Jugend Zauber für und für,  
 Der ruhet lächelnd doch auf dir,  
 Du graue Stadt am Meer.

Nicht minder ging ihm seines Volkes, der Schleswig-Holsteiner Noth zu Herzen. Die Dänenherrschaft wurde im Lande zwischen Eider und Königsau je länger, desto drückender. Das Deutchthum wurde ganz offen vergewaltigt und mundtot gemacht. Nur aus der Feder heimatsflüchtiger Männer ersuhr das deutsche Volk die Noth des verlorenen Bruderstammes. Da kam das Jahr 1864 und mit ihm die Erlösung vom dänischen Joch. Die dänischen Beamten, deren Wirthschaft eine allem Recht und aller Gerechtigkeit hohnsprechende gewesen war, wurden von der erbitterten Bevölkerung fortgejagt und die in den Jahren des Drucks fortgejagten deutschen Beamten kehrten heim, manchenorts ihren alten Posten einnehmend. Auch für Storm schlug die Stunde der Heimkehr, die Stunde, nach der er sich fort und fort gesehnt, die er aber kaum zu erleben gehofft hatte. 1865 kehrte er nach Husum zurück, wo er vorläufig den Posten eines Amtmannes bekleidete.

Sein ferneres Leben floß ruhig dahin. Bei der Neuordnung der Verhältnisse Schleswig-Holsteins infolge der Einverleibung der Provinz in Preußen erhielt er den Posten eines Amtsrichters in seiner Vaterstadt, den er bis zum Jahre 1880 bekleidet hat. Im Besitze eines ihm zusagenden Postens, im Kreise lieber Freunde und seiner Familie ist sein Leben still und ruhig dahingeflossen. Bis vor wenigen Jahren ist er noch unausgesetzt poetisch thätig gewesen; zuletzt floß sein dichterischer Born etwas spärlicher. Nachdem er im Jahre 1879 den Titel eines Amtsgerichtsraths erhalten, nöthigte ihn seine wankende Gesundheit, im folgenden Jahre seine Entlassung zu erbitten, die er auch erhielt. Den Abend seines Lebens gedachte er im holsteinischen Dorfe Hademarschen zu verleben. Das Dorf mit seiner lieblichen Umgebung konnte einem Naturfreunde, wie Storm immer einer gewesen ist, wohl gefallen. Doch erwachte mit der Zeit wieder die Sehnsucht nach seiner Vaterstadt. Noch diesen Frühling trug er sich mit dem Gedanken, dorthin überzusiedeln, aber der Tod hat ihn an der Ausführung gehindert. Des Dichters 70. Geburtstag gestaltete sich im vorigen Jahre zu einem Fest für das ganze literarische und literaturkundige Deutschland. Hätte er es früher nicht gewußt, so hätte er es an dem Tage erfahren können, wie sehr man ihn in der Nähe und Ferne liebte und verehrte. Und sicher hat es seinem Herzen wohlgethan, so viele Zeichen von Liebe, Theilnahme und Verehrung zu empfangen. Damals erfreute er sich noch großer körperlicher und geistiger Frische, wenn auch die 70 Jahre nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren und seine Gesundheit zu Zeiten keine gute war. Seine letzte Krankheit, der Magentrebs, hat seinem Leben und Leiden bald ein Ende gemacht. Sein Ende war sanft und ruhig.

Ueber Theodor Storm als Dichter ist es eigentlich überflüssig, etwas zu sagen. Seine Werke sind durch ganz Deutschland und über Deutschland hinaus gelesen und beliebt. Er war kein Bahnbrecher, der den Dichtern künftiger Tage neue Bahnen wies. Er hat keine Werke von epochemachender Bedeutung hinterlassen. Es war kein weiter Horizont, den sein Blick umfaßte, seine Schöpfungen sind kein Spiegelbild der großen Welt mit ihrem Kämpfen und Ringen. Nur die Novelle und die Lyrik hat er angebaut. Er war eben ein Mann, der die ihm gesetzten Grenzen sah und keinen Versuch machte, sie zu übersteigen, Versuche, die so mancher andere machen zu müssen glaubt und dabei zu Falle kommt. Es sind die alten und doch ewig neuen Geschichten vom Scheiden und Meiden, vom Suchen und Finden und Verlieren auf ewig, vom Menschenherzen, dem trotzigen und verzagten Ding, das niemand zu ergründen vermag. Dazu lebt des Dichters eigenste Empfindung, die Sehnsucht nach dem Gewesenen, nach Heimatzglück und Heimatzfrieden in ihnen. In Lied und Novelle darf Storm sich kühnlich neben den Besten unserer Dichter stellen. Der von ihm beherrschte, eng umhegte Kreis wurde von seiner Hand mit zarten Gebilden bevölkert. Ein Zug auf das Kleine, Verborgene zu achten, in die verborgensten Falten des Herzens zu schauen, geht durch seine Dichtungen. Die unscheinbaren Blüten, deren der Vorübergehende nicht achtet, die des Wanderers Fuß zertritt, sammelt er zum reizenden, duftigen Strauß. Er sieht die erwachende Liebe und achtet auf ihr Heranwachsen, ehe noch die Helden der Dichtung an etwas denken. Er sieht den Schmerz nicht nur in den Linien des Antlitzes, er sieht es der zarten Frauenhand an, daß sie in schlummerloser Nacht auf einem kranken Herzen ruht, auch wenn das Auge nicht sprechen will oder darf. Und dieses Achten auf das Kleine und Feine, auf das Geheime und Verborgene ist die Größe unseres Dichters. Da allerdings können noch Generationen von ihm lernen. Und wer mit wenigen zarten Strichen ein stimmungsvolles Naturbild will zeichnen lernen, wer wissen will, wie Naturgemälde und Menschen schicksal zusammenklingen müssen, um einen in der Seele nachzitternden Klang zu erzeugen, kann auch von Theodor Storm lernen und wird's nicht bereuen, bei ihm in die Schule gegangen zu sein. Und noch eins predigt sein Vorbild dem jüngeren Dichter. Manah einer meint, um berühmt zu werden müsse man große Thaten thun, auch auf literarischem Gebiet, etwas darstellen, was zuvor noch keiner dargestellt hat, wenigstens im Drama und historischen Roman etwas leisten, sonst könne vom Berühmtwerden keine Rede sein oder man würde, ein traurigeres Loos, seinen Ruhm überleben. Theodor Storm hat niemals große Thaten auf dem Gebiete der Literatur gethan, seine Werke sind alle in dünnen Bänden erschienen. Er hat keine neuen Wege eingeschlagen; was er besang, ist von hunderten früher besungen worden; was er darstellte, ist von anderen schon längst darzustellen versucht worden; selbst seine Eigenthümlichkeiten haben in

mehr oder minder großem Maße andere vor ihm bejessen — und dennoch ist er berühmt geworden, dennoch hat er seinen Ruhm nicht überlebt, sondern hat ihn Jahr für Jahr wachsen sehen. Das macht, er hat mit dem ihm anvertrauten Pfunde zu wuchern, das, was ihm gegeben war, auszunutzen verstanden, und das macht den Mann zu dem, was er ist und bahnt ihm den Weg zum Tempel des Ruhmes.

Menschlich betrachtet ist Theodor Storms Leben ein glückliches gewesen. Was seiner Jugend Wunsch war, sein Vaterland in den deutschen Reichsverband eingegliedert zu sehen; was der aus der Heimat Verbannte ersehnte, dereinst in seine Heimat zurückkehren zu dürfen; was der angehende Dichter erstrebte, daß sein Name genannt werden würde unter den Namen der Besten seines Volkes; was der sorgende und liebende Familienvater sich wünschte, seine Lieben in gesicherten Lebensverhältnissen zu sehen: ein gütiges Geschick hat es ihm gewährt; man darf wohl sagen, es hat ihm mehr gewährt, als er in seiner Bescheidenheit zu hoffen wagte. Sein Name wird fortleben, so lange der Funke edler Poesie nicht von den Wellen des Materialismus ausgelöscht wird, wird fortleben in seinen Werken.





## Unwiderstehlich.

**W**ie jener Fels, der trotzend sich  
Quer durch des Waldstroms Bett gezogen,  
So wirfst du kühn entgegen Dich  
Des Lebens wildgeschwellten Wogen.

Du willst nicht, daß sie Tag und Nacht  
Im Wechselspiel vorübergleiten,  
Und jedes Gut, das sie gebracht,  
Entführen in verborg'ne Weiten!

Doch ob auch felsenfest Dein Muth,  
Ob Deine Kraft sich trotzig bäumet,  
Unwiderstehlich ist die Flut,  
Die Deinen Nacken überschäumet.

Und kannst Du nicht vom Uferrand  
Gelassen in die Wellen blicken,  
Läßt oder nimmt nicht Deine Hand,  
Was sie Dir nehmen, was sie schicken,

Sie werden um Dein Zürnen sich  
Um Deinen Widerstand nicht kümmern,  
Sie werden unaufhaltfam Dich  
Im nächsten Wettersturm zertrümmern!

A. v. Reichenau.





## Die Berliner Kunstausstellung.

Von Robert Mielke.

**W**enn ein späterer Kulturhistoriker es unternehmen wollte die Jahrzehnte unseres Jahrhunderts nach ihren charakteristischen Erscheinungen zu bezeichnen, dann müßte er das gegenwärtige, das Jahrzehnt der Ausstellungen nennen; nicht bloß folgt eine der andern mit einer Ueberhäufung, die nur schädigt, sondern wir finden auch andere zu derselben Zeit, mit denselben Zielen, denselben Erfolgen, was wiederum eine Zersplitterung der Kräfte herbeiführt, und die idealen Ziele immer mehr aus den Augen verliert. Es wird dadurch die Mittelmäßigkeit in einer Weise begünstigt, die sich bitter rächen wird, besonders auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Wer noch daran zweifelt, der gehe nach Berlin, dort kann er sich durch den Augenschein von dem Gesagten überzeugen.

Waren schon vorher Stimmen laut geworden, die einen geringen Erfolg sich von der diesjährigen Ausstellung versprochen, so hat die Eröffnung am 15. Juli diesen nur allzusehr Recht gegeben. Kein einziges Werk ragt besonders hervor, wie im vorigen Jahre z. B. die Thumannschen Parzen, die Charitas von Knauts oder die Porträts von Herkomer und Gussow auf der Jubiläumsausstellung. Selbst Meister, die wir stets als Zierden der Berliner Ausstellung begrüßen, sind ausgeblieben oder sehr schwach vertreten; unter anderen vermissen wir Lenbach, Kaulbach, Angely, Gabriel Max, selbst Anton von Werner u. s. w., was bei den gleichzeitigen Ausstellungen in München und Wien leider nur zu erklärlich ist. — Unbedingt ist die Plastik hier mit weit mehr Glück vertreten als wie ihre Schwesterkunst.

Eine Betrachtung der erwähnenswertheften Werke wird das eben ausgesprochene Urtheil bestätigen. Das höchste Ziel der bildenden Kunst war und ist stets der Mensch mit seiner Größe und Schwachheit. Die Thaten der Vergangenheit, das Wirken der Gegenwart, bestimmte Ideen und Vorstellungen werden in den meisten Fällen

nur durch Darstellung der menschlichen Figur wiederzugeben sein, und in der Pflege, welche diese in der Kunst findet, wird sich dann auch der Höhepunkt einer Kunst wieder spiegeln. Auf der diesjährigen Ausstellung ist sie, wenn man von der Menge mehr oder minder guter Porträts abieht, sehr vernachlässigt. Eigentliche Historienbilder sind nur wenig ausgestellt. Im Vordergrund des Interesses steht Arthur Schöpfers „Nacht vom 13. zum 14. März im Dom zu Berlin“. Wir sehen den greisen todtten Kaiser auf dem Paradebett, im Hintergrund die schwarz verhüllten Säulen des Domes. Das Ganze ist höchst virtuos in einem stumpfen, schweren Farbenton gehalten, der das wachsbleiche Antlitz des Todten, vom Scheine der Kerzen bestrahlt, nur um so wirkungsvoller zur Darstellung bringt. Volle Anerkennung verdient die davorstehende Gruppe der Beschauer. Alle Stände sind hier vertreten, um den ehrwürdigen Todten zum letzten Male zu betrachten. Stille Einfalt, Verehrung, Bewunderung und Neugierde sind mit einer packenden Realität dargestellt, die von dem ernsten Studium ihres Schöpfers ein rühmendes Zeugniß ablegen. Ernst Hildebrandt ist mit seinen beiden Bildern aus Luthers Leben gut vertreten, wenigstens können wir das eine, Luther als Chorknabe als gelungen bezeichnen. Schon das Motiv für sich ist ansprechend und für uns Deutsche verständnißvoller, als jene widerliche Tullia, die derselbe Künstler uns vor einem Jahre vorsetzte. Von einer Schaar gleichaltriger Genossen umgeben, ist der junge Luther dargestellt, wie er in den Straßen als Kurrendeschüler singt. Vor dieser Gruppe steht eine junge Mutter mit ihrem kleinen Töchterchen, während der Sohn sich gleichsam bittend an die Mutter schmiegt und sie so veranlaßt, der Schaar ein Almosen zu reichen. Glückliche ist diese Gruppe erfunden und mit Meisterschaft dargestellt. Jedenfalls für ein Gymnasium bestimmt, hat der Künstler darauf verzichtet durch ein raffiniertes Können zu glänzen, und hat in breitem Vortrag den Bildern eine energische Wirkung verliehen, die von dem diskreten Farbenton auf das Glückliche unterstützt wird. Von demselben Meister wollen wir gleich noch einen Entwurf zu einem Theatervorhang erwähnen und das Bildniß einer Dame, welches zu den besten der Ausstellung gerechnet werden muß. Für durchaus verfehlt müssen wir ein Bild, „Frau Hadwig“ von Ernst Hausmann bezeichnen. Dasselbe stellt die Herzogin bei der Tafel vor, ihr zur Seite sitzt der junge Eckhard, und das Gefolge vervollständigt die Runde. Die Fülle des archäologischen Details kann uns nicht über die Hohlheit des dargestellten Gegenstandes hinwegtäuschen. Auch ist der Künstler in Vertheilung der Farben und Massen nicht sehr glücklich gewesen, wodurch das Bild etwas Unruhiges enthält. Entschiedene Begabung verräth Alberto Genuer mit seiner Herodias, die leider an sehr ungünstiger Stelle hängt. So muß das furienhafte Weib ausgesehen haben, als sie Befehl zur Enthauptung des Johannis gab. Die Grausamkeit und Rachsucht ist durch das unheimlich funkelnnde Auge gut wiedergegeben. Nur eins fehlt dieser Herodias

und das ist das Königliche, das wir auf alle Fälle bei ihr voraussetzen müssen. Karl Becker steht mit seiner Thise und „Sei verschwiegen“ auch nicht auf der Höhe seines Könnens. Das junge Mädchen, welches er mit einer Kanne an einer Quelle lauschend darstellt, kann ebenso gut eine beliebige Griechin sein, die auf ihren Schatz wartet. Hier ist keine Hindeutung auf das tragische Geschick, das die Unglückliche und ihren Pyramus ereilen soll. — Das eigentliche Gebiet des Meisters ist das vergangene Venedig, welchem er auch den Stoff zu seinem andern Bilde „Sei verschwiegen“ verdankt. Ein Edelfräulein flüstert einem Bagen, der die Portièrre zurückschlägt und ihr so den Weg zu einem jedenfalls verbotenen Stellbischein frei macht, diese Warnung zu. Becker hat uns daran gewöhnt, an ihn die höchsten Forderungen zu stellen; umsomehr überrascht das Bedeutungslose des Vorgangs. In der Klarheit der Farbe und der Frische der Komposition ist der Meister sich treu geblieben. Als ganz bizarre Kompositionen sind die von dem in Paris lebenden Spanier Atalayo ausgestellten Illustrationen zum achten Kapitel des Don Quichote zu erwähnen. Was den Maler veranlaßt hat, die Mühlen im Thale sich zu denken, ist uns unerfindlich.

Von dem jüngst verstorbenen Adam befindet sich auf der Ausstellung ein „Angriff bei Mars la Tour“. Wenn auch unvollendet, so bezeugt es doch, daß sein Schöpfer bis ins hohe Alter derselbe Meister geblieben ist. Ungetheilte Bewunderung erregen in dem militärischen Berlin die „Versprengten Kürassiere bei Sedan“ von Georg Koch und des Düsseldorfer Kocholl „Angriff der 7. Kürassiere bei Bionville“. Ersteres zeigt neben voller Frische der Farbe ein hochdramatisches Leben. Koch ist Realist, doch wirkt sein Realismus durchaus nicht abstoßend, da er durch seines künstlerisches Empfinden gezügelt wird. Noch mehr ist dies bei Kocholl der Fall, der noch durch die Einheit der Komposition die Bedeutung des Moments auf das Höchste steigert. Louis Kolitz malt mit Vorliebe Nachtszenen aus dem großen Kriege. Sein „Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Börth“ reiht sich seinen letzten Werken würdig an.

Von den Heiligenbildern kann nur das von Anton Dietrich Anspruch auf Bedeutung machen. „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken“ spricht sein Christus, der leider nicht dieses schöne Wort repräsentirt. Bei allen Vorzügen ist derselbe zu einseitig aufgefaßt; die welthistorische Bedeutung tritt hier ganz zurück, und so wird er zum passiven, energielosen Träger einer Idee. Dieser Christus ist weder der geschichtliche noch der traditionelle, daher wirkt er fremd auf uns. Gelungen sind die Personen, die Trost und Erquickung suchen; einzelne, ein junges Weib zu seinen Füßen und ein alter Mann im Hintergrund, ragen sogar durch überraschende Charakteristik hervor, wie wir sie bei Uhde zu sehen gewohnt sind. Anzuerkennen ist das Bestreben das Traditionelle zu vermeiden und wirkliche Menschen darzustellen. Trotz dieser Schwächen dürfen wir nach dem Geleisteten zu größeren Erwartun-

gen berechtigt sein. Paul Händler mit seinem „Eccē homo“ bewegt sich vollständig in Pfannschmidt'scher Richtung. Das „Fischgeber“ von Karl Jakob erinnert an Uhdes „Kommt Herr Jesu, sei unser Gast“. Rudolf Possin hat ein „Märtyrer“ betiteltes Bild ausgestellt, das mit einem solchen nur den Namen gemein hat. Abgesehen von der unwahrscheinlichen Haltung wirkt die Figur fast humoristisch. Wohin die impressionistische Richtung unter Umständen führen kann, zeigt uns Hermann Prells „Ruhe auf der Flucht“. Das Bild stellt das Ehepaar Maria und Joseph dar, wie es unter einem Baume Rast hält. Vollständig wie aus dem Leben gegriffen, auch in der Nachahmung des schmutzigen Kleides, könnte man die Figuren für sich allein gelten lassen. Was mag sich aber der Maler dabei gedacht haben, als er davor einen musizierenden Engel malte, der vollständig den Eindruck des virtuos kopirten Modells macht. Soll es originell sein? Nicht allein, daß die Farbe abstoßend wirkt und der Körper des halbnaekten Engels in seiner plumpen Natürlichkeit auch nicht den geringsten Anspruch auf Schönheit machen kann, sondern der Realismus wird durch die angebrachten häßlichen Flügel wieder gestört. Dieser Engel ist ein Zwitterding zwischen Naturleben und Idealwesen und wirkt auf diese Weise geradezu abstoßend. Mit mehr Glück hat William Shade dasselbe Motiv dargestellt, nur ist sein Joseph nicht besonders gelungen.

Hermann Clemenz hat ein „Illusion“ betiteltes Bild ausgestellt, dem man Originalität nicht absprechen kann. Er denkt sich dieselbe als ein nacktes Weib, das auf einer Seifenblase sitzt. Seltsam und fremdartig wirkt das Kolorit, das theilweise hart ist. „Der Tod und das Mädchen“ nennt Max Ebersberger sein vorzüglich gemaltes Bild. Wir sehen ein blühendes junges Mädchen, dem noch des Lebens ungetrübte Sonne lacht und dem jetzt plötzlich der Tod in der Gestalt einer alten Frau naht. Hilfslos sieht sie sich derselben verfallen, hier giebt es kein Entrinnen. Die furchtbare Erkenntniß, so früh in voller Jugendschöne das Leben verlassen zu müssen, das hoffnungslose Entsetzen spiegelt sich in dem lieblichen Gesicht, in dem gebrochenen Auge wieder, was der Künstler mit einer erschütternden Wahrheit auf die Leinwand gezaubert hat. Das Trostlose dieser Scene wird durch nichts gemildert, die herbe Miene der alten Frau deutet weder Erlösung noch Hoffnung an, sie ist nur das unerbittliche Naturgesetz und darin liegt auch der Fehler des Bildes. Es fehlt der Komposition das Berühmte. Der Beschauer verläßt das Bild mit dem Gefühle des Bedauerns für das junge Mädchen, das er hoffnungslos verloren sieht. Neu und eigenartig ist die Auffassung des Todes als alte Frau, die unseres Wissens zuerst bei Thumanns Atropos in den „Parzen“ auftritt. Dieses Bild scheint den Maler überhaupt beeinflusst zu haben, denn auch im Kolorit zeigt sich eine gewisse Uebereinstimmung. Trotzdem bleibt das Bild eine bedeutende Leistung. Joseph Lieck hat seine Leistung mit dem „Roselblümchen“ auf der Jubiläumsausstellung nicht wieder erreicht, weder im letzten

Jahre mit seinem „Vor dem Tanz“ noch heute mit dem „Träume“ genannten Bild auf der diesjährigen Ausstellung. In einem violett-grauen Atlaskissen ruht das Haupt eines jungen Mädchens, dessen dunkler Teint durchaus nicht mit der Rissenfarbe harmoniren will. Eigenthümlich und störend sind die hellen Lichter, die das Tageslicht auf dem Atlas hervorbringt. Das ganze wirkt unruhig und zerrissen. — Warum Cäsar Philipp den „Pommer“ nur als nacktes, mäßig gemaltes Weib, das in ein Bad steigt, sich vorstellen kann, ist nicht zu ersehen. Max Ziegler's, „Frühling, Sommer, Herbst und Winter“ ist ein Anachronismus. Ueberaus steif in der Komposition, befriedigt er auch in keiner Weise mit dem Kolorit.

Die Genremaler und Landschaftler stellen auf der diesjährigen Ausstellung das größte Kontingent. Bei den ersteren fragt man sich oft vergeblich, warum der Maler den dargestellten Gegenstand gemalt hat. Gerade die *plein-air*-Maler haben eine Virtuosität darin, das Abstoßendste und Unwesentlichste zu malen. Hatte früher die deutsche Genremalerei eine bedeutende Höhe erreicht, so ist das jetzt Dank dem unheilvollen Einfluß der Realisten anders. Wirkliches Empfinden und poetisches Verklären eines einfachen Vorganges findet sich nur ausnahmsweise, dafür aber Platitude und Rohheit um so häufiger.

Ein Künstler, der sich selbst treu geblieben, ist Amberg. Unter seinen diesjährigen Werken ist besonders das, „Die kleinen Gratulanten“ genannte, bemerkenswerth. Ausprechend ist auch Martha Kronson-Danzig mit „Die letzten Blumen“. Ein kleines Mädchen bringt einem jüngst Verstorbenen ein paar Blumen nach dem Grabe. Professor Biermann, der beliebte Porträtist, bringt ein „Songe d'amour“ getauftes Bild zur Ausstellung. Die Schöne, die wir auf demselben sehen, träumt jedenfalls etwas Pikantes, während ein Amor ihr die Decke fortnimmt und so ihren prachtvollen Körper entblößt. Viel Bertheidiger wird das Motiv nicht finden.

Blunds „Café Bauer“ erregt nur durch das Porträt Menzels, der an einem Tische sitzt, Aufsehen. Gut in Charakteristik und Farbe ist der „Raucher“ von dem Bologneser Bortignone. Der „Arzt“ von Hans Bachmann läßt auf bedeutendes Können schließen. Es stellt einen Landarzt vor, der im Begriff ist, seinen Wagen zu besteigen und eben dem armen Weibe, dem er eine entsetzliche Wahrheit gesagt hat, das hohle Bedauern eines Menschen ausdrückt, den die Sache eigentlich nichts angeht. Besonders ist die Frau gelungen. Schmerz und Verzweiflung lagert auf ihrem Gesicht, während ein zweites Wesen, vermuthlich die Tochter, an der Thüre lehnt und die thränenden Augen in der Schürze verbirgt. Mit seinem Gefühl hat der Maler den Schmerz der Jugend und des Alters angedeutet. Ein grauer Wintertag lagert über dem Ganzen und harmonirt glücklich mit dem dargestellten Motiv. — Aus der guten alten Zeit hat Bruck-Lajos aus London seinen Gegenstand hergeholt. „Der Herr Postmeister“, ein Zeitgenosse Ludwigs XIV., sitzt hinter seinem Fenster

und schneidet sich in größter Gemüthsruhe seine Gänsefeder, während eine Schaar Landleute auf Erledigung ihrer Angelegenheit wartet, dabei alle Stadien des Grolls, der Ungebuld, der Entrüstung über den im Bewußtsein seiner Autorität dasitzenden Postmeister auf ihren Gesichtern zeigend. In der Schärfe der Charakteristik und dem gesunden Humor erinnert Bruck-Lajos bisweilen an den verstorbenen Hafenclever.

Zan von Chelminski wirkt in seinem Vortrage trocken. Seinem „Nachmittag im Hyde-Park“ ist alles Leben fern; die Figuren sehen aus, wie für ein Modejournal gearbeitet. Am besten ist noch „Berlorene Fahrt“. Anziehend und tüchtig ist wie gewöhnlich Hans Dahl. „Vor der Wahl“ steht eine dralle Bauerndirne, die zu entscheiden hat, ob der alte Bauer sie über den See fahren soll oder jener kraftstrotzende Jüngling. Wir wissen im voraus, für wen sie sich entscheiden wird, wissen aber auch, daß der Alte sich lachend diese Zurückstellung gefallen lassen wird. Ebenso muthet „Im norwegischen Hochgebirge“ an, eine landschaftliche Scenerie, die durch eine hübsche Bäuerin mit Harke belebt wird. Ehrentraut, der Maler fideler Landsknechte, zeigt in „Der letzte Wurf“, daß er noch immer der alte ist. Dargestellt ist eine Schaar Landsknechte, die dem Würfelspiel ergeben ist. Sonderbar ist Louis Eysens „Narr mit dem Totenkopf“. Man wird nicht klar, warum der Mann ein Narr sein soll. Das verzerrte Gesicht, welches ohne jede Beziehung zu dem Schädel steht, berechtigt diese Bezeichnung auch nicht. Max Fleischer stellt sich mit der „Inhalation in Reichenhall“ selbst ein Armuthszeugniß aus. Wer so etwas abgeschmacktes und häßliches malen kann, kann nicht besondere Erwartungen wachrufen. Nach dem Orient ruft uns Wilhelm Genz mit seinem „Prediger in der Wüste“ und zeigt damit zugleich, daß das hohe Alter seiner Schaffenskraft noch nicht vermindert hat. Erwähnung verdient noch Berthold Genzmer mit dem Bild „Aus der guten alten Zeit“ und Friedrich Hiddemann mit „Großvaters Porträt“. Hirth du Frènes stellt in dem „Ländlichen Feste“ eine Kokosjocene dar, ohne uns jedoch irgend wie dafür zu erwärmen. Das Akademisch-Steife seiner Modelle hat er aus dem Bilde nicht bannen können. Seine Menschen sind nicht echt, der Tanz ohne Bewegung. In Zeichnung, Farbengebung und Motiv gefällt „Waschtag“ von Karl Hochhaus. In dieser maßvollen Verwendung kann man mit der plein-air-Malerei sich einverstanden erklären, in keiner Weise aber mit Holzbechers „Ach erhöre mich“, das man nur als Farbkonglomerat bezeichnen kann. Otto Kirberg jeßelt besonders durch das Bild „Sorgenvoll“. Wie immer entnimmt er sein Motiv dem nordischen Fischerleben. Im Innern des Hauses sitzt eine junge Fischerfrau, die die bange Sorge um einen auf hoher See befindlichen Lieben nicht bannen kann. In dem Vorflur, noch vollkommen sichtbar, eine Gruppe Fischer, die durch ihr lärmendes Gebahren im vollsten Gegensatz zu der unglücklichen Frau steht. In der Komposition muß man Kirberg uneingeschränktes Lob zollen, aber

in der Schärfe der Charakteristik reicht er nicht an Rudolf Jordan. Das liegt vielleicht an seiner Malweise, die in ihrer Eleganz und Glätte mit dem dargestellten urwüchsigem Volke nicht harmoniren will. Friedrich Kraus hat eine „Gesangsprobe“ dargestellt. Die junge Sängerin singt vor der Matinée noch einmal zur Selbstprobe. Ueber das Ungraziöse in der Figur läßt sich noch hinwegsehen, nicht aber über den auffallend großen und weit geöffneten Mund. Ein geöffnete Mund wird meistens etwas unästhetisches an sich haben, wenn dasselbe aber übertrieben wird, dann wird der Eindruck des Häßlichen hervorgerufen. Alle klassischen Beispiele bestätigen dieses. Weder bei Rafaels Cäcilia zeigen die singenden Engel den weitgeöffneten Mund, noch sehen wir ihn auf Michel-Angelos Karton der badenden Soldaten. Wie schön ist die Mundstellung bei Laokoon! Bei Kraus wirkt der Mund geradezu parodistisch. Vinc. St. Verche behauptet mit seinem „Zwerg des Königs“ seinen Platz als tüchtiger Genre-maler. Eine charakteristische Erscheinung der heutigen Kunst ist die Leinwandverschwendung. Bei aller Bravour, die Heinrich Leising in dem Bilde „Am Krankenbett“ entwickelt, kann er uns nicht überzeugen, daß der Vorgang in solcher Größe dargestellt hat werden müssen. In Max Liebermanns „Konservenmacherinnen“ glauben wir einen bedeutenden Fortschritt konstatiren zu können, indem er der Ausführung mehr Sorgfalt hat angedeihen lassen, als bei seinen früheren Werken. Was an dieser Reihe alter Frauen eigentlich malerisch und interessant ist, um Vorwurf für ein Gemälde zu geben, ist uns nicht klar. Es ist erfrischend nach einem solchen Bild eine solche fröhliche Kinderschaar zu betrachten, wie sie uns Adolf Lins in seinen „Liedern ohne Worte“ bietet. Der Naturalismus, dem Hans Vooschen anhängt, kann uns nicht mit der Rohheit seines Gegenstandes in dem Bilde „Erwischt“ verjöhnen. Eine alte Frau, wahrscheinlich die Mutter, sieht sich veranlaßt, ihren ungerathenen Sprößling zu züchtigen, was diesen zu schleuniger Flucht veranlaßt. Eine verhängnißvolle Schwelle bringt den Jungen zu Fall, wobei ihn die Frau „erwischt“ und nun zu einem kräftigen Schläge ausholt. Wenn sie jedoch mit der Faust, die sie macht, zuschlägt, so trägt der Junge mindestens eine schwere Verwundung als Zeichen mütterlicher Liebe davon. Der „Fastnachtsgaudi“ von Ferdinand Meyer läßt das fröhliche Leben, das das Fest mit sich bringt, vollständig vermiffen. Meyerheim ist durch sechs Sachen vertreten, von denen uns nur „Die Zigeuner“ und „Schloß Tarasp“ gefallen wollen. „Frühlings-Sinfonie“ erscheint in der Komposition zu wenig geschlossen, überrascht aber durch das weißkalte Kolorit. Armjelig ist Max Michael mit seinem „Stalien“ getauften Bild. Warum der nackte Fischerjunge, der aus schwarzbraunem Hintergrund emportaucht, Stalien repräsentiren soll, ist unverständlich. Desto mehr erfreut Otto Piltz mit seinem „Altweibersommer“ und dem „Faulpelz“. Theodor Kaneders „Eremitenfreundschaft“ erwirbt sich viel Freunde, ebenso Rießstahls „Bauerndeputation“. „Das Picknick aus der Kokokozeit“ von Felig

Schurig erwärmt keinen. Ebenso reizend wie klein ist Shades „Mut-terglück“. Franz Skarbina wird in seinem Realismus immer krasser und abstoßender, „Boulevard de Clichy“ ist noch erträglich, weniger die „Wäscherinnen in Pont Neuf“. Henri Sypkens „Doppelte An-ziehung“ ist absolut unverständlich. „Die Zecher“ von Valentini und „Ein Gruß“ von Hermann Vogler erfrischen durch die Frische der Empfindung und der Sorgfalt der Ausführung. Auch in dem Bilde Warthmüllers „Ein Liebesmahl“ tritt uns eifriges Studium und technisches Können entgegen. Paul Weimars „Kaffeeplätzchen“ ist nur theilweise gelungen; dennoch ist es ein erträgliches Werk der modernen realistischen Schule. „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ ist der Vorwurf eines größeren Bildes von Konstantin Fendel. Wenn auch viele nicht werden die Auffassung des Malers theilen können, so ist dies Werk doch eines der vorzüglichsten Werke auf der Ausstellung; die gute, dramatisch bewegte Komposition, wie das blühende Kolorit sichern ihm eine gute Aufnahme. Eine ergreifende Figur ist der alte Vater, mit dessen gebrochener Haltung das reiche Kostüm einen wirk-samen Kontrast bildet. Dasselbe frische Leben spricht auch aus dem zweiten Bilde Fendels „Ueberfall“, einen jungen Edelmann darstellend, der mit gezücktem Schwert sein Weib und Kind gegen aufrührerische Bauern vertheidigt, die Einlaß in das Schlafzimmer fordern. Doch in der Ausführung erreicht dies Werk nicht das vorige, störend ist auch die kalte Tongebung.

An mittelmäßigen Porträts fehlt es in diesem Jahre ebenso-wenig wie früher. Hervorragende Leistungen sind sehr gering und verdanken Meistern ihr Dasein, von denen wir längst an gediegene Werke gewöhnt sind. In keinem andern Fache der Malerei existirt so viel Manier und Nachahmung wie hier, dazu tritt eine gesuchte Originalität, die zur Karikatur herabsinkt, das zeigt sich besonders bei den sogenannten Studienköpfen.

Gottlieb Biermann ist mit einem Herrenporträt gut vertreten. Vorzüglich entzückt er durch das durch eine Brille blickende geist-sprühende Auge. Ein weiblicher Studienkopf gehört zu den besten der Ausstellung. Eduard Daelen erweist sich mit seinem Damen-porträt als ein guter Atlasmaler. Mit dem Namen Defregger ist unzertrennlich die Gradheit und Herzlichkeit des tyroler Volkes verknüpft. Sein „Kopf eines alten Tyrolers“ überrascht aufs neue durch die Klarheit der Charakteristik und durch die Wahrheit des Kolorits. Dagegen hat ein jeder andere einen schweren Stand. Hellquists Selbstporträt ist zwar passend und treffend, doch ist seine Farbengebung zu unnatürlich und kalt. Gustav Gräf ist vielleicht zur Zeit der größte lebende deutsche Damenmaler. Davon überzeugt uns jede Ausstellung aufs neue. Das „Porträt einer Dame“ in einem rothen Kleide steht an der Spitze seiner Bilder. In der Wärme des Kolorits erinnert es an den verstorbenen Gustav Richter. Graf Harrachs Bild ist fast zu virtuos und glatt, besonders im Gegen-satz zu Nils Gudes breit und kraftvoll hingemaltem Herren-

porträt. Curt Herrmann ist in der Behandlung etwas hart. Ein gutes Zeugniß stellt sich Adolf Holm mit seinem scharf charakterisirten Herrenporträt aus. Er nähert sich damit bedeutend der Auffassung Lenbachs.

Am nächsten steht Gräf als Damenmaler Konrad Kiesel, davon zeugt sein Damenporträt. Durch eine vornehme Leistung ist Ludwig Anaus vertreten. Großen Eindruck macht Max Koner mit einem weiblichen Porträt. Die Dame sitzt in ganzer Figur in einem Lehnstuhl; mit Geschick sind die Farben des blauen Kleides, des rothen Teppichs und des grünlich-gelben Hintergrundes zu einer harmonischen Farbenwirkung zusammengestimmt, aus der sich der geistreiche, anmuthige Kopf um so wirkungsvoller abhebt. Der eigene charakteristische Kopf Koners befindet sich auf der Ausstellung von Frau Sophie Koner gemalt, der volle Anerkennung verdient. Gar nicht zu befriedigen vermag Max Michaelss Kindergruppe sowohl im Ausdruck, wie im Ton. Interessant ist ein „Weiblicher Kopf“ von George Mosson, dessen schelmisches Augenpaar in die Welt lachen und unwillkürlich bezaubern. Auch sein Herrenporträt ist anzuerkennen. Wenig befriedigt Wilma Parlaghys „Porträt des Dichters Eduard von Bauernfeld“, weil es die Individualität des fruchtbaren Dramendichters vermissen läßt. Fritz Paulsen tritt nur mit Bildniß der Frau von H. Pajcha, als bedeutender Porträtist auf. Anmuthige Studientöpfe hat Johanna von Prigelwitz ausgestellt. Bergeistigende Charakteristik und lebensprühendes Kolorit sind die Haupteigenschaften Gustav Richters. Er steht darin von den lebenden Malern seinem großen Namensvetter am nächsten. Gehoben wird der Eindruck noch durch eine glänzende Beherrschung der Technik, wie sie sich in seinen diesjährigen Bildnissen äußert. Ganz eigenartig ist die Auffassung Sahnicks in dem Porträt des Prinzen Georg von Preußen. Der Dichter-Prinz lehnt in einem Sessel, das Kinn auf die Hand gestützt; das sinnende Auge verräth die edle Begeisterung, die den Prinzen für alles Schöne durchglüht. Sichel ist der Dichter unter den Porträtmalern; er zaubert in seine Studientöpfe eine so eigenartige poetische Verklärung hinein, die seinen Bildern einen so seltsamen Reiz verleiht. Dabei bleibt er stets ungefucht und anmuthig. Seine reizende „Yum Yum“ verdankt jedenfalls Sullivans berühmter Operette „The Mikado“ ihr Dasein. „Fatmé“ ist eine liebenswürdige Orientalin, die im Bewußtsein ihrer Schönheit in die Welt lacht. Karl Sterry mit seiner Orientalin wirkt dem gegenüber geradezu nüchtern und trocken. In ihrem „Männlichen Porträt“ entwickelt Josephine Merz eine Energie des Ausdrucks, um welche sie mancher Maler beneiden könnte. Sie geht darin allerdings zu weit und dadurch verliert sie an Wahrheit und Individualität. Diese findet sich in Ausgesprochenem in Bogels Porträt des Bürgermeisters Dunker. Eines der vorzüglichsten Bildnisse, vielleicht das Beste, hat der Belgier Emile Wauters in der Baroneß Goffinet ausgestellt. In der eindringlichen Lebendigkeit und ungefuchten Natürlichkeit gleicht es fast Hertomers Miß Grant.

Von ähnlicher Wirkung ist desselben Künstlers Baron Goffinet. Weniger kann uns sein junger marokkanischer Fischer gefallen. Karl Gussow hat in dem Porträt Wallots wieder ein Kabinettstück seines Könnens geliefert. Mit welcher vollendeten Sicherheit Gussow seine breiten Pinselstriche hinsetzt, ist bekannt, aber in wenig Köpfen hat er damit eine solche Lebenswahrheit erreicht wie in diesem. Diesem ähnlich ist das Bildniß Julius Wolffs. Das Porträt seiner Dame tritt hinter diesen beiden zurück.

Fast die Hälfte der Ausstellung wird von Landschaften gebildet. Hier macht sich auch am meisten die Mittelmäßigkeit breit. Wenn gleich die naturalistische Richtung sich hier auch Geltung verschafft hat, so ist dieselbe doch von solchen Verirrungen frei, wie sie die Genremalerei aufweist. Andreas Achenbachs „Einlaufender Dampfer“ ist in erster Linie zu nennen. Sorgfältiges Studium und liebevolles Eingehen in die Natur bezeugen Brökers Miniaturen. Eine schwermüthige Stimmung athmet Dielitzs „Abendstimmung“, noch mehr aber Vegas „Heimkehr“. Vielleicht spricht aus dem letzteren schon die Ahnung des nahen Todes. Die eigenartige Schönheit einer norddeutschen Mondnacht findet in Douzette ihren poetischen Verklärer. Eugene Dückers „Abend am Meer“ ist ein koloristisches Meisterstück, das noch durch die ausgezeichneten Aquarellen seines Meisters ergänzt wird. Otto Sindings Lofotenbilder sind von Gurlitts Herbstausstellung bekannt. Mit mehr oder weniger Glück hat eine Reihe von Künstlern dasselbe Motiv behandelt, am hervorragendsten Hermann Eschke, über dessen eigenthümliche Farbengebung man allerdings nicht fortkommt. Böcklin ist weder im Kolorit noch in der Erfindung derselbe wie früher. Seine „Quelle“ ist wenig bedeutend. Eine köstliche Schilderung unserer heimischen Wälder liefert Flickei in seiner „Birkenlandschaft“. Norwegen findet steigende Bewunderung der Maler. Davon zeugen die glänzenden Schilderungen Grebes, Normanns mit seinem wunderbaren Kolorit, Rasmussen, Hans Gudes in seinem prachtvollen „Sommerabend in einem norwegischen Hafen“ u. a. m. In seiner „Mythischen Stimmungslandschaft“ versucht Hendrich Böcklin nachzuahmen, doch mit wenig Erfolg. Hans Herrmanns „Dom in Beere“ wirkt durch die eigenartige Stimmung, die durch die Dämmerungsschatten hervorgerufen wurde. Deutsches „Waldbünnere“ hat in Jettel einen vortrefflichen Bearbeiter gefunden, ebenso wie die wilde Hochlandnatur denselben in Otto von Kameke, der seine Bilder ohne Kleinlichkeit und Glätte durchführt. Den schwermüthigen slawischen Charakter der russischen Poesie athmet auch die tiefernste Winterlandschaft J. v. Klevers in Petersburg. Neben W. Genz hat sich Ernst Körner einen tüchtigen Ruf als Orientmaler erworben, den er mit seinen drei Landschaften aus Aegypten auf das glänzendste vertheidigt. Ihnen schließt sich mit Recht als Dritter Adolf v. Meckel mit seiner „Gefahrvollen Landung“ an. Das Krügerische Bild „Straße in Kairo“ wirkt durch die Kühle des Tons fremdartig. Köstliche Werke hat Leistikow in seinen pommerschen Landschaften ausgestellt.

Durch Betonen der charakteristischen Erscheinungen in der Natur weiß August Leu stets zu fesseln. Sein „Waldweg im Harz“ ist davon eine glänzende Probe. Sein Sohn Otto Leu bewegt sich in verwandter Richtung, doch noch mit weniger Erfolg.

Mit Vorliebe wählt Karl Ludwig neuerdings seine Motive aus dem Hochgebirge und beweist damit, daß er da ebenso heimisch ist, wie in den waldigen Thälern. In seinem Cyklus: Die vier Jahreszeiten im Hochgebirge (Grindelwald, Aus dem Montafou, Gadmenthal, Lüttschmenthal), bekundet sich so viel feines Naturgefühl wie malerisches Können. Nach dem sonnigen Italien führt uns Meister Berninger und Lutteroth, Müller-Breslau mit seinem hochpoetischen „Schloß an der Riviera di Levante“, Eduard Pape, Ruths mit feinen edel gezeichneten Landschaften und Buttke mit seinem herrlichen „Strand bei Monterosso.“ Müller-Kurzweily vertieft sich immer mehr in die Schönheiten der Ostseeküste. Als stimmungsvoller und erfolgreicher Landschaftler erweist sich neben Malchin der Mecklenburger A. von Decosowiz. Mit wenig Glück ist der Königsberger Schmidt vertreten. Es fehlt seinen Bildern die Frische der Farbe und die Korrektheit der Zeichnung, was bei seinen Aquarellen noch deutlicher zutage tritt. Rahtjen hat eine Landschaft „Nach dem Regen“ ausgestellt, die in Farbe wie in Auffassung viel Bewunderung findet, was man von Kummelspachers prächtigen Bildern auch behaupten kann. Karl Salzmann wirkt in seiner Marine „Im stillen Ozean“ mehr durch glänzende Technik als durch poetisches Erfassen.

Tüchtige Architekturbilder stellen aus A. Rodatis mit seinem farbenfrischen „Alt-Berlin“ und Stegmann mit dem „Inneren von St. Maria im Kapitol in Köln“.

Außer einigen tüchtigen Stillleben von René Grönland, Adam Rung, L. Lobedan, Paul Löcher, Rich. Neumann sind noch ausgezeichnete Thierbilder vorhanden von Brendel, Frieze, Mali und Meyerheim.

Die Abtheilung der Aquarelle ist in diesem Jahr reichlicher besetzt wie früher. Theilweise sind allerdings Werke vorhanden, die schon längst bekannt geworden sind, besonders durch die vorjährige Dresdener Aquarellausstellung. Des trefflichen Aquarellisten Alt Werke gehen schon theilweise zwei Jahrzehnte zurück; sie lassen daher verschiedene Vollkommenheit erkennen. Hans Bartels Aquarellen sind in ihrem Werth verschieden, in manchen läßt der Künstler sogar einen Rückschritt erkennen, was bei dem schönen Talent desselben auffällt. Größere Kollektiv-Ausstellungen sind mehrfach von Künstlern in Anwendung gebracht. So von Bohrdt aus Nord- und Südamerika, von Bracht, Otto Brandt, Breitbach, Dücker, Eckenbrecher, Gude, Gräß, Günther-Raumburg, Hellquist, Hertel, Knans, Knille, Koch, Krabbes, Mohr, Kössler-Franz, Schirn, Skarbina, Spangenberg und Sohn. Virtuös in der Behandlung ist der Florentiner Giovanni Costa. Inniges Empfinden und eifriges Naturstudium spricht aus der Aquarelle „Herbst“ von Georg Daubner. Die Mondnacht von

Douzette reißt sich seinen Delbildern würdig an. Durch eine Fülle von Bizarrereien versucht Fischer-Körllin zu glänzen, während Lotter durch virtuose Behandlung mittels Pastellstift Erfolg hat. In Bezug auf Anmuth und Lebenswahrheit steht Passini noch immer an der Spitze der Aquarellisten. Warthmüllers „Kaiser Friedrich am Sarge seines Vaters im Mausoleum“ befremdet ebenso durch die Kälte des Tons als wie durch unbedeutende Komposition. Breit und flüchtig zaubert Lezzos seine Venezianerinnen auf das Papier. In der Kollektiv-Ausstellung des Wiener Aquarellistenklubs zieht besonders Darnaut die Aufmerksamkeit auf sich. Erwähnungswerth ist am Schlusse noch die Sammlung Menzelscher Aquarellen, die beweisen, mit welcher Sorgfalt auch der Altmeister das geringste Motiv behandelt.

Ein Werk lenkt unter den Werken der Plastik besonders die Aufmerksamkeit auf sich: das ist die Grillparzer-Statue von Kundmann. Energisch, in Ueberlebensgröße, sitzt der große Dichter auf dem Sessel, in der Linken ein Buch haltend, die Rechte auf dem Schoß. Der Mantel ist ihm von den Schultern zurückgesunken und trägt durch den glücklichen Faltenwurf zu dem mächtigen Eindruck der Statue bei. Die offene, breite Stirn läßt ahnen, was für eine hohe Gedankenwelt sich dahinter birgt. Diese Statue ist in einer glücklichen Stunde geboren; sie gereicht ebenso ihrem Schöpfer zur Ehre, wie sie der Stadt Wien einst zur Zierde gereichen wird. Unter dem Eindruck dieser Statue haben die andern Bildwerke einen schwereren Stand. Ein Christus von Hans Arnold muß entschieden zurückgewiesen werden. Dieser wohlfrisirte, moderne Kopf ist kein Christus. Von den Büsten der drei ersten deutschen Kaiser Bergmeiers ist die Kaiser Wilhelms I. die gelungenste, die von Joseph Kopf ebenfalls mit Meisterschaft dargestellt ist. Von Kaiser Wilhelm II. sind fünf vorhanden, von denen die Hoffmeistersche die bedeutendste ist.

Zwei eigenartige ausgezeichnete Schöpfungen sind die Königin Luise von Hundrieser und die von Eberlein mit dem Prinzen Wilhelm. Stellt der Erstere die königliche Frau als die ideale Gattin und Mutter dar, so zeigt die Eberleinsche dieselbe als die unglückliche Königin, die durch ihren Seelenadel so innig mit dem preussischen Volksbewußtsein verwachsen ist. Der Cauersche Mucius Scävola zeigt dramatisches Leben, wird der Masse aber wohl ebenso fremd bleiben, wie die Phacna von Tuberenz. Adolf Dvondorf hat drei Büsten ausgestellt, von denen die Scherrs besonders charakteristisch ist. Eberleins „Griechische Tänzerin“ ist als Trägerin des elektrischen Lichts eine graziose Gestalt, steht aber an Gedankentiefe dem Vegas'schen „Elektrischen Funken“ nach. „Die Lotusblume“ von Ende ist eine reizende Verkörperung des Heine'schen Verses:

„Und mit gesenktem Haupte  
Erwartet sie träumend die Nacht.“

Deffelben Künstlers Abundantia ist jedoch nur ein ins Plastische überjecter Malauer. Die Porträtbüste von Max Klein ist an und für sich eine gute Leistung, wenn dieselbe nur nicht so häßlich ge-

fürbt wäre. Max Kruses Grabdenkmal lehnt sich bedeutend an Michel Angelos Pietà an, zeigt jedoch eine große kühne Auffassung. Ungünstig wirkt nur die häßliche Lage des Verstorbenen und die übermäßige Verkürzung des Gesichts. Der „Christliche Märtyrer“ von Schweinik ist im Schwung der Linien und Kühnheit der Idee von hohem Werth.

### Lied.

**D**aß wir werden schon auf Erden  
Selig, sind die Frauen da,  
Ob sie ferne uns wie Sterne  
Oder wie die Blumen nah.

Den vermeide, wer zu Leide  
Zarten Frauen etwas thut,  
Nichts entsprechen soll für diesen  
Und sein Stern sei nimmer gut!

Geb ihm nimmer Licht und Schimmer,  
Zieht er in die Nacht hinein!  
Donner sollen ihn umrollen  
Und der Blitz ihm Fackel sein.

Keine Blume aus der Krume  
Seines Afters soll erblüh'n!  
Achtlos trät er doch nur später  
Oder früher darauf hin.

Rudolf Knusfert.





## Aus Oesterreich.

Reisestizze von \* \* \*.

**E**s war ein herrliches Leben gewesen da hinten in Kärnthen. Die paar Wochen vergingen mir wie ein paar Tage. Immer Bergpartien und Waldstreifereien, immer frische Luft, die unsere Lungen mit vollem Behagen einsogen, guten Wein und gute Speisen in Fülle und für nicht zu theueres Geld — kurz, es war eine Freude, ein Dasein wie im Paradiese.

Der Zug, der mich nach Wien führen sollte, stand schon auf dem Klagenfurter Bahnhof zur Abfahrt bereit, als ich ankam. Mein Gepäck war vorausgeschickt, ich konnte also gleich einsteigen. Es war so ein köstlicher Hochsommernachmittag, um die Zeit herum, wo die Sonne nicht mehr so drückend scheint. Die goldenen Strahlen fielen schräg über die Bergkette zur Seite des Bahnhofes und weiter hinaus auf die üppig gelben Maisfelder. Ich hatte gerade noch Zeit, meinem Freunde, der mir das Abschiedsgeleit gab, die Hand zu drücken, dann fuhr der Zug um eine Ecke und bald war von der Stadt Klagenfurt und den hohen Bergen, die sie umgeben, nichts mehr zu sehen. Andere Bilder tauchten auf, Burgen, Städte, Dörfer, aber immer im gleichen Rahmen von Wald, Wiesen und Bergen, durch den hier und da ein Fluß seinen Weg findet.

Die Fahrt nach Wien wurde mir übrigens herzlich lang. Mit dem Schlafen ging es während der Nacht nicht recht. Und ich hätte doch so gern bis zum Semmering, der erst gegen Morgen passirt wurde, ein paar Stündchen geschlafen! Nun tröstete ich mich mit der Erwartung der schönen Semmering-Scenerie, aber die Zeit geht einem während der Nacht im Bahnwagen zu langsam hin. Und zudem fängt es an, recht kalt und rauh zu werden. Oft versucht man in der finstern Nacht da draußen Umschau zu halten, aber man zieht den Kopf bald wieder zurück, denn es fröstelt einen oder man bekommt Ruß und Staub ins Gesicht, so daß man geblendet wird.

Das kann einem auf der Hochgebirgsfahrt gar leicht passiren.

Bitter kalt und unangenehm zugig war es, als wir endlich am Semmering anlangten. Das hatte gewiß keiner gedacht, der bei Hochsommerhitze am Tage zuvor abfuhr und nun in der Nacht da hoch oben fror, daß er einen Pelz hätte anziehen mögen. Man merkte die Kälte umso mehr, als die Bahn wie eine Schneckenpost dahinfroch und man obendrein, um etwas sehen zu können, die Fenster öffnete.

Freilich konnte der Zug auch nicht schnell fahren, denn es ging steil bergan. Bereits in Würzzuschlag hatten uns unsere Lokomotiven — es waren deren zwei — 672 Meter hoch geschleppt. Von da bis zum Semmering ging es noch 200 und etliche Meter weiter hinauf. Der Bahnbau ist hier wirklich großartig und von einer Kühnheit, die den Mergtlichen schwindeln macht. Die ganze Semmeringbahn besitzt fünfzehn Tunnel und sechzehn Viadukte, die mit einem Kostenaufwand von über dreißig Millionen Mark hergestellt worden sind. Kaum hat der Zug eine Felsöhle verlassen, so windet er sich über eine grausige Tiefe auf hohem, bogigen Viadukt, von dem aus der Blick verschiedene hundert Fuß hinab auf kleine Häuser und Hütten und winzig kleine Menschen fällt, und dann huscht der Train schnell wieder auf der andern Seite in eine Felswand hinein, um das alte Spiel von neuem zu beginnen, bis alle Tunnel und Thal- oder Schluchtenüberbrückungen passiert sind.

Wie weit die Menschen in der Ueberwindung der Natur sind, das erkennt man recht deutlich an dieser gewaltigen Alpenbahn, die in fünf Jahren den starrenden Felsriesen, den dräuend tiefen Spalten und jähen Gesteinschichten des Hochgebirges als ein sicherer Weg für das moderne Verkehrsleben abgerungen ist.

Als ich die Bergfahrt hinter mir hatte, fielen mir die Augen zu und ich wachte nicht eher wieder auf, als bis wir bereits in den Umkreis der österreichischen Kaiserstadt gekommen waren, wo mich mein knurrender Wagen und vom taktmäßigen Hämmern gegen die Waggonwand schmerzender Kopf aufweckte. Ein kleiner Imbiß und ein Schluck ungarischen Weines half gegen das Eine, die Heilung des andern Uebels hingegen mußte ich der Zeit überlassen.

Wer zum ersten Male nach Wien kommt, dem fallen zunächst die, schon weitab von der eigentlichen Stadt zu entdeckenden, ins Feld hingestellten unzähligen und oft erstaunlich großen Reklameschilder auf, die, wenn sie kleiner wären, aus der Ferne recht gut den Eindruck eines Friedhofes mit vielen Holztafeln machen könnten. So sind's aber einfache Firmenanzeigen, welche unternehmende Wiener Geschäfte hier draußen zur Information für kauflustige Fremdlinge aufbauen ließen.

Man bekommt gleich in der Nähe des Bahnhofes einen Begriff von der Regsamkeit Wiens. Geht man in eine der Hauptstraßen hinein, so ist man überrascht von der Menge der Kutschen, Kollwagen, Pferdebahnwaggon, Omnibusse und Fiaker, die da hin- und herjagen. Aber elegant sieht die Gegend nicht gerade aus, hier und da ein

paar Hôtels, im übrigen Kramläden, Bazars und einfache Gebäude flankiren den Weg. Um das schöne Wien kennen zu lernen, muß man tiefer hinein in die Stadt, etwa zur Währingerstraße, wohin man mit einem Umsteigebillet der Tramway, wie der Wiener sagt, schnell und billig gelangt und von wo aus man die schönsten Gebäude der Stadt auf bequemem Rundgange erreichen kann. Wer Interesse dafür hat, kann unterwegs die Fahrt auch unterbrechen, um sich erst einmal das Börsegebäude oder die mit ihren prächtigen Schauläden zum Waggon herüberwinkende Kunstgewerbeausstellung anzusehen.

In der Währingerstraße selbst kann man sich in einem angenehmen Café restauriren und dabei interessante Volksstudien machen, denn in Wien lebt alle Welt im Kaffeehause: man hat Cafés für die einfachen, und solche für die allerfeinsten Leute, aber auch wiederum solche — und das ist die Mehrzahl — in denen ein gemischtes Getreibe zu beobachten ist. Bei einem Stoß Zeitungen und einer guten Mokka, dazu einer duftigen Cigarette oder einer schweren Virginia hält's der Wiener lange aus. Man liest gern in Wien, das ist wahr, aber die Meisten lesen doch nur dasjenige, was leicht geschrieben ist und die Wiener Schriftsteller kennen schon ihre Leute und übertreffen im leichten Plauderstil uns Deutschen bei weitem. Der österreichische Literat hat darin eine gewisse Verwandtschaft mit dem Franzosen: er liebt wie jener das Feuilleton und nicht die ernsthaften Kapitel. Wer sich einige Wochen hindurch über die modernen Wiener Blätter hermacht, wird die volle Bestätigung des eben Gesagten finden. Ueberall tritt ihm sprühende Lebenslust, prickelnder, übermüthiger, oft leichtsinniger Humor, Pikanterien, die, echt wienerisch, einem Boccacio oder Casanova Freude machen würde. Die Kaiserstadt an der Donau hat viele Witz- und viele Schmutzblätter, aber auch gute, gediegene Zeitungen, so die „Deutsche Wochenschrift“, die eines der anständigsten und unabhängigsten politischen und nationalen Organe ist und das beste Publikum zu seinen Lesern hat. Und was die leitenden Wiener Tagesblätter angeht, so haben sie — man mag ihnen sonst vielerlei übles vorzuwerfen haben — doch einen Vorzug: den vortrefflicher Mitarbeiterschaft und Information.

Wien ist schön! Wer wollte es bestreiten, der einmal drüben gewesen ist! Die Presse läßt sich in dieser Sache nicht leicht etwas darein reden und sie braucht es auch nicht. Wien hat schöne Straßen und schöne Paläste, schöne Gärten und Lokale und ein gemüthliches Leben, wie selten eine deutsche Stadt. Wien ist gemüthlicher noch als München, auf alle Fälle aber schon im äußerlichen ansprechender. Aber das herrliche Wien hat keinen seinen Vorzügen entsprechenden Fremdenverkehr, es wird verhältnißmäßig viel weniger besucht als z. B. München. Es war im August, als ich die Ringstraße und ihre Nachbarschaft betrat und die gewaltigen großen und schönen Monumentalbauten desselben bewunderte, an einem jener heißen Tage, an denen der Einheimische nur ungern ausgeht, aber dennoch hätte

sich mehr Leben vor diesen Gebäuden entfalten müssen. Ich stand aber so ziemlich einjam als Beobachter der Bau Schönheiten, etliche vorübergehende Wiener warfen, wie es schien, bedauernde Blicke auf mich, der in der drückenden Hitze Zeit und Lust zu künstlerischem Genuße fand, und ein Dienstmann, der mir gegenüber unter einem schattigen Portale sich aufgestellt hatte, kam auf mich zu und bot mir seine Dienste an in der Meinung, daß ich etwas suche. Warum schaute ich auch immer so rundherum!

Ich ließ das großartige Stadthaus, einen Palast, wie ihn schöner, vornehmer und umfanglicher wohl keine Hauptstadt Europas aufzuweisen hat, die imponirende Perspektive, die man hat, wenn man, von der Oper ausgehend, an der Kunstakademie vorbeibummelt, die außen schon ihre Bedeutbarkeit kund thueden, stolzen Museen, die die ganze Majestät der Wissenschaft athmende, prächtige Universität und das Uebrige im Stich und suchte in einem Café unter Kolonnaden Zuflucht.

Ja, Wien hat nicht genug Fremdenverkehr. Viel Schuld mag wohl auch darin liegen, daß der Ort ein theures Pflaster hat. In Wien ist alles theuer, nur die Pferdebahnwagen und das Bier nicht. Aber der Fiaker, der in der Wiener Gesellschaft eine mehr als nöthige Rolle spielt und in seinem Aeußeren ziemlich elegant auftritt, dabei aber doch nicht mehr ist als unser Droschkenkutscher, spielt den hohen Herrn im Preise und fordert oft unverschämte Summen, übersteigt häufig die behördlich festgesetzte, ohnehin schon nicht geringe Taxe mit erstaunlicher Kühnheit. Dann sind auch die Gasthöfe theuer und während man in Berlin bequem und schnell ein billiges Obdach finden kann, hat man in der österreichischen Hauptstadt lange zu suchen! Man fühlt sich beinahe nach Paris versetzt, wo es auch nicht gerade immer leicht ist, zu mäßigen Preisen einen Unterschluß zu bekommen. Was aber für den Geldbeutel des, den ganzen lieben Tag und wo möglich noch die halbe Nacht dazu auf den Beinen befindlichen sehr und kostbegierigen Wien-Besuchers auch nicht so ganz ohne ist, das ist die üble, in Oesterreich erst recht großgezogene Sitte des Trinkgeldgebens. Ganz gewiß, diese, nennen wir sie gleich mit dem rechten Namen, Unsitte, ist lediglich in Oesterreich zu ihrem höchsten Punkte gebiehen. Dort giebt und nimmt fast alle Welt Trinkgeld und wenn man sich der Mode nicht anpaßt, so ist man eben nicht coursfähig, nicht schneidig, sondern ein Geizhals, dem „an paar Kreuzerle das Herz abdruck'n“. Man wundert sich anfänglich wohl, wie es möglich ist, daß alle Welt überall mit den „par Kreuzerln Trinkgeld“ um sich wirft und hält die Leute, die so handeln, vielleicht für reich, aber bald wird man eines bessern belehrt: in Oesterreich wird eben flott gelebt und das Geld geht schnell durch die Finger, ohne Sorge um die Zukunft, die Noth und Entbehrungen und allerlei anderes bringen kann.

Im Sommer bietet Wien übrigens wenig Zerstreuungen und das ist vielleicht auch ein Grund, weshalb so wenige Fremde hier-

her kommen. Die Eingeborenen, deren Mittel es gestatten, gehen in die Sommerfrischen um Wien oder ins Böhmerland, in die Alpen, an die See und wer weiß, wo noch hin; die großen Theater, das k. k. Hofburg- und Hofoper-Theater, das Theater an der Wien sind geschlossen und man hat, da man doch mit der architektonischen Schönheit einer Stadt, ihren Prachtgebäuden und Museen und dem übrigens unbeschreibbar schönen Rundblick vom Kahlenberge aus auf das Häusermeer, mit alledem allein nicht zufrieden ist, seine liebe Noth, sich irgendwo auf großstädtische Art zu vergnügen. Ein Konzert im Volksgarten, die drei guten Kapellen in den Pratercafés bieten etwas und wenn man absolut etwas Schauspiel sehen will, vielleicht eine Posse, die österreichisches Leben vorführt, oder irgend ein leichtes Stück, so muß man schon in das Fürst-Theater, das im Prater liegt, hinausgehen oder zum Sommer-Theater in Mödling fahren.

Ich war recht übermüdet vom vielen Laufen, Fahren, Steigen und Schauen, als ich der schönen Stadt an der „blauen“ Donau (die hier übrigens, beiläufig bemerkt gar nicht so blau ist) den Rücken wandte und freute mich nach den Tagen der Aufregung auf eine ruhige Heimfahrt, bei der man ungestört seinen Gedanken nachhängen kann. Jedoch der Mensch denkt und Gott lenkt. Traf ich da in der Außenhalle des Bahnhofes einen Bekannten vom Bremer Lloyd, der eine Gesellschaft kroatischer Auswanderer nach Bremen zu befördern hatte. Die Leute — etwa ein Duzend kräftiger, gebräunter Männer im besten Alter — verstanden kein Sterbenswörtchen Deutsch, aber man sorgt für alles auf der langen Fahrt, die diese Männer von ihrer abgelegenen Heimat bis zur neuen Welt zurückzulegen haben und auch drüben sind sie nicht gleich verlassen, denn schon in Wien wurden ihnen auf dem Bahnhof kroatische Adresskarten eines New-Yorker Gasthauses, in welchem sie sich in ihrer Sprache verständigen und Landsleute antreffen konnten, übergeben. Weiter erhielten sie je eine Fahrkarte dritter Klasse bis Bodenbach, wo bekanntlich Zollrevision ist, dazu einen Karton, auf dem aufgedruckt stand, daß der Portier in dieser Grenzstation dem Inhaber solcher Karte ein Billet zur Fahrt nach Dresden löse, was zwischen besagten Portier und dem Lloyd schon vorher vereinbart ist. Dann händigt man jedem ein kleines Papiertäschchen, in Form einer Droguendüte ein, welches den Betrag für die Fahrt von Dresden nach Leipzig in deutscher Münze enthält und gegen dessen Abgabe sie auf dem Bahnhof in Dresden eine Fahrkarte erhalten. In Leipzig empfängt sie dann ein Agent des Lloyd, giebt ihnen freies Nachtquartier und schafft sie andern Tages weiter. Auf diese Weise haben die Leute nirgends mit deutschem Gelde, das sie gar nicht kennen, zu framen und werden wie kleine Kinder überall väterlich versorgt. Ich sollte nun für diese groteske, beohringte Gesellschaft ein wenig sorgen — bat mich mein Bekannter — und zwar in erster Linie, daß sie in Bodenbach, wo unser Zug nur kurze Zeit anhält und in den paar Minuten das

Gepäck revidirt und neue Billets gelöst werden mußten, nicht etwa sitzen blieben. Man steckte ihnen den Karton und die geldgefüllte Papierdüte mit einer Sicherheitsnadel an den Rock, der Dolmetscher hielt ihnen eine mehrmalige Auseinandersetzung, daß ich mit ihnen einen Weg habe und sie mir nur folgen sollten, denn ich würde unterwegs alles für sie nöthige beschaffen. Außerdem wurde ihnen noch eingeprägt, in Bodenbach mit lauter Stimme den Namen des Portiers — der ihnen mehrfach vorgeprochen wurde — auszurufen. Wie das nun gewöhnlich so bei Slaven der Fall, so auch hier, die Leute, anfänglich furchtbar mißtrauisch, sind, wenn einmal ihr Mißtrauen überwunden ist, die vertrauenseligsten Menschen.

Nachdem sie bemerkt hatten, daß ich ein ehrlicher Kerl sei, der es gut mit ihnen meine, hingen sie wie die Kletten an mir, drängten immer in denselben Waggon, wo ich Platz nahm, was den Schaffner und die Passagiere schließlich zu der Ansicht brachte, ich sei der Anführer der martialischen Kroatenhorde. In Prag, wo wir eine halbe Stunde Aufenthalt und uns — das heißt ich zunächst und die Uebrigen als treues Gefolge hinterdrein — im Warteaal niedergelassen hatten, fragte mich sogar jemand, warum ich mit meiner Gesellschaft nicht auch in Prag Vorstellungen geben wolle. Dummheit! Muß man denn gleich ein Theaterdirektor oder dergleichen sein, wenn man mit einem Duzend stämmiger Kroaten anmarschirt kommt! Die Leute hatten übrigens auch Schaden von ihrer Anhänglichkeit, denn sie ließen sich allemal dasselbe an Essen und Trinken geben, was ich mir bestellte, indem sie mit den Fingern darauf deuteten und dem Kellner Gesten machten. Verlangte ich, was einem Touristen in Oesterreich gar nicht zu verargen ist, eine Halbe guten Weines, so wollten ihn meine Kroaten auch haben. Ich konnte nicht einmal dagegentreden, denn ich verstand nicht einen Laut des edlen kroatischen Idioms. Aber ich beschützte sie wenigstens vor Brellereien und bewirkte, daß sie ohne Zeitverlust nach Dresden kamen. Hier wollte ich mich drücken und erst ein paar Stunden später nach Leipzig fahren, weil mir denn doch mit der Zeit die lärmenden und stark ausdünstenden südländischen Reisegefährten lästig wurden, aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich zum Bahnhof komme und die treue Sippe dort meiner harrend finde! Mit einem Freudengeschrei, das einer Indianerhorde Ehre gemacht hätte, nahmen sie mich in die Mitte, mußten aber trotzdem und zu ihrer größten Bekümmerniß von mir scheiden, denn die Söhne der kroatischen Berge fuhren von nun an vierter Klasse, während ich eine Stufe höher meinem Ziele zusteuerte.





## Gewissensbisse.

Roman von Alfred Friedmann.

In einem Ballsale trafen sie sich, Karl und Klara.

Hunderte von Gasflammen erhellten die Räume. Die Marmorwände, durch Säulen mit vergoldeten Kapitälern in mächtige Quadrate getheilt, strahlten Wärme und Licht zurück, feuchter Niederschlag begann von den Adern des Gesteins herabzufiedern.

Dem gefeierten Tonkünstler war ein Fest in den zwei Prachtsälen des Königshofs gegeben worden.

Musik, berauschend, entnervend, wie eine Seite aus den fleurs de mal Baudelaires, verklang zuerst. Dann enthüllte man lebende Bilder. Die schönsten Frauen und Männer entzückten das Auge in anmuthigen, begehrlischen, sinnverwirrenden Stellungen.

Wie photographirte Augenblicksbilder des Blitzes, des Galoppes wild hinspringender Pferde, waren Gruppen feurigen Nationaltanzes gebannt hinter dem rasch wieder zurollenden Vorhang erschienen.

Klara hatte eine Ungarin dargestellt, mit hochathmendem Busen, die nackten, blühenden Arme in die Seite gestemmt. Das kurze Röckchen zeigte den Ansatz des herrlichen Beines.

Ihr Auge flammte und warf zündende Blitze auf den ihr gegenüberstehenden Tänzer. Der Vorhang fiel. Beifallstosen ging durch den Raum.

Wieder rollte der Vorhang auseinander. Die Tanzenden waren sich in die Arme gefallen und hielten sich Herz an Herz geschlossen. Die Frauen blickten selig, verzückt empor zu den sie haltenden Magdaren.

Nochmals erdröhnte der Applaus! Aber das Bild kam nicht wieder. Karl dachte sich die Schönste unter den Schönen, geherzt, geküßt von ihrem vom Czardas erhitzten Partner. Sein Blut wallte auf, ihm schwindelte vor den Augen.

Ist das Liebe, was so durch die Sinne kommt?

Man tafelte an kleinen Tischen.

Ein weicher Arm legte sich in den seinen.

„Hast Du Plätze für uns besorgt?“

Karl war wieder auf der Erde.

Sein reizendes kleines Weibchen fragte ihn so liebevoll, wie immer.

Klara saß auch an seinem Tische.

Sie war eine Freundin seiner Frau Marthe. Man trank Champagner zu den auserlesenen Lederbissen und Karl leerte ein Glas nach dem andern.



Ansicht von Salzburg.

100

Klara und Karl sahen sich an, und ihre Seelen erzitterten, sie wußten beide nicht, wie es kam. Er und sie, jedes kaum ein Jahr verheiratet, waren bisher heiter, glücklich, wunschlos gewesen.

Nun vergaß Karl seine Frau, Klara ihren Mann, sie erglühten plötzlich für einander, willenlos, unbewußt. Ihre Blicke flossen zusammen; er erschauerte, als er plötzlich mit der Fußspitze das Füßchen seines Gegenübers berührte. Wie wenn eine elektrische Verbindung geschlossen wird, ein leises Klingeln des Apparates ertönt, so erklang etwas in ihm und hörte nicht auf zu tönen und zu klirren:

„Du liebst sie! Sie muß Dein sein! Sie muß Dein sein! Sie muß Dein sein!“

Er ging ihren raphaelischen Zügen, ihren edlen Contouren mit dem Auge, wie mit dem Pinsel nach.

Er fand nichts tadelnswerthes an ihr.

Schön war sie vom Scheitel bis zur Spitze des kleinen Ballschuhs. Ihr schwarzes Haar wie Rabengefieder, ihre dunklen Brauen, ihre großen, mandelförmigen Augen, der schwellende rothe Mund — nun lächelte sie — die jasmინweißen Zähne, der Hals und Busen von klassischen Linien, die Arme, so rund und weich, zum Umschließen gemacht, alles zog ihn magisch an. Ein schwarzes Sammetkleid diente dem blühenden Körper zur Hölle, die den Edelstein noch blitzender und blendender erscheinen ließ. Ein paar einfache Rosen im Haar, an der linken Brust hoben ihren matten Teint von Elfenbeinweiße.

Nun erklangen die ersten Takte zur Faustpolonaise von Spohr...

Wie mit einem Zauberschlage erloschen die heißen Gasflammen und in denselben Lüstres blühte mildes Glühlicht auf, die Gesichter der Menschen geisterhaft verändernd. Wie eine Elfin erschien sie ihm, die im Mondlicht auf der Rixenwiese den Fuß zum Tanze hebt. Denn die Melodie durchheilte ihre Seele, das sah er; sie bewegte das feine Füßchen im durchbrochenen Seidenstrumpfe zum Takte: nun stand sie auf. Klaras Mann gab — Frau Marthe den Arm, Karl führte Klara.

Vier schönere Menschen wären nicht im Ballsaal zu finden gewesen. Marthe blickte mit Stolz und Liebe auf ihn. Klaras Gatte schritt bewundernd hinter ihr drein.

Karl und Klara, aneinander gelehnt, Arm in Arm, hatten die beiden andern vergessen, ausgelöscht wie für alle Zeiten aus ihrem Gedächtnisse.

Ihnen schlugen nur einige Minuten des Zusammenseins; so viel war zu sagen und sie fanden keine Worte. Sie wartete auf seine Stimme und ihm war die Kehle zugechnürt, der Gaumen vertrocknet, sein Wortschatz gestohlen. Das einzige, was er auf den Lippen fand, hatten Tausende schon vor ihm zu Tausenden gesagt. Es schien schaal, abgestanden, wie offengelassener Champagner von gestern, wie ein Weidenstrauch, ohne Wasser geblieben nach der Ballnacht.

Und doch wollte er stammeln: „Ich liebe Sie —“ „Dich —“

Da gingen die Töne der Polonaise aus ihrem schleppenden

Bierviertelтакт in einen Walzer über — in den berückenden aus der „Nacht in Venedig“ vom Walzerkönig!

Er sprach nichts, umschlang sie und sie flogen dahin, wie Götter auf goldenen Sandalen, mit kleinen Taubenflügelchen an den Knöcheln! Und rascher, weiter und höher, hoch über die armjeligen Großstädter und Festgenossen, hinaus, durch das reiche Dach, aus der November-Nebelluft in den Aether von Hellas und Sibirien und um die Mitternachtsstunde schien ihnen die Sonne des Praxiteles.

Erschöpft sanken sie in die rothsammetenen Sessel und trockneten sich die jugendlichen Stirnen. — Man riß sie auseinander. — Die Götter im Exil! — Und er sprach mit dem Mann, der mit seiner Frau getanzt hatte und die Frauen saßen nebeneinander und plauderten von Koben und Spizen, vom Wettrennen und nächsten Bazar. Sie kannten sich genau. Sie bejucheten sich oft.

Karl aber stand, an eine Marmorsäule gelehnt, die seine Schulter durchheiste, während rings um ihn her jegliches zitterte, wie die Luft über einem Augustkornfelde.

So schien ihm alles heiß und lebensfroh, wo er sie sehen konnte, kalt, wo sie fehlte. Er verschlang sie mit den Augen. O, wie schön sie war!

Und wieder kamen sie zusammen und zum Tanze.

Jetzt sprach er.

„Sie sehen wohl ein . . . Du siehst wohl ein . . . daß es sein muß!“ flüsterte er in ihr Ohr. Sein heißer Athem verschob den dunklen Flaum ihrer Schläfe, ihres Nackens.

„Ja!“ hauchte sie.

„Wann? Wo? Morgen! Nicht wahr!“

„Ja, morgen.“

„Wo?“

„Ich weiß nicht.“

Sie mußte innehalten. Tanzen, sprechen, das alltägliche! Ihr Herz drohte zu zerpringen. Sie standen. Man riß sie auseinander. Er war der Verzweiflung nahe. Wo? Wann?

Nun saßen die beiden Frauen wieder Seite an Seite. Marthe, ahnungslos, glücklich, strahlend, denn man hatte auch ihr gesagt, daß sie schön sei und sie war froh darob: — ihre Schönheit mußte dann auch ihm, ihrem Gatten gefallen. Klara, verwirrt, zerstreut, mit fliegender Brust und hocherglühender Wange.

Nun stand er neben ihr und sein Auge fragte noch immer. Man brach auf, man kam, Abschied zu nehmen. Und noch immer keine Entscheidung.

Da sagte Klara zu seiner Frau, zu Marthe:

„Ich komme morgen Nachmittag zu Ihnen, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

Das Fest war zu Ende.

Er warf ihr die Sortie de bal über und berührte mit fiebernden Händen das Elfenbein ihrer göttlichen Schultern.

Eine halbe Stunde später schloß ihn sein Weib in die Arme und die alte Scene der Wolfgang Goethe'schen „Wahlverwandtschaften“ wurde wieder einmal von anderen Schauspielern gespielt.

Tags darauf, am Nachmittage, erkundigte sie sich nach der Gesundheit seiner Gattin. Diese sah blaß und ermüdet aus. Sie glühte in unheimlichem Feuer. Die beiden Frauen tranken den Kaffee zusammen, sie tauchte mit den feinen Fingern die zarten Biskuits in das braune, arabische Getränk und man besprach die Toiletten vom gestrigen Fest. Marthe bemerkte nicht, daß Klara unruhig und nervös war, und immer nach der Thüre sah. Endlich trat er ein.

Nie wurde ein harmloseres, gleichgiltigeres Gespräch geführt. Man vergaß in der traulichen Intimität des Halbdunkels, der Dämmerung sogar den lieben Nächsten noch schlechter zu machen, als er ohnehin war.

Klara brach auf. — Marthe bat Karl, die Freundin zum Wagen zu geleiten, da er um diese Zeit ja in den Klub gehe.

Mit einem flüchtigen Kussechieden die Frauen. Karl geleitete Klara hinab.

Es war mittlerweile finster geworden. Die Laternen brannten noch nicht. Er half ihr in den Wagen und stieg ungesehen mit ein. Die Kutsche, ein gewöhnliches Lohngefährt, rollte davon.

Sie umfingen sich gleichzeitig und ihre Lippen brannten in einem langen, langersehnten Kusse ineinander.

Nach einer Weile bat sie ihn, mit ihr auszustiegen. Sie verabschiedeten den Wagen und fragten sich noch immer, Aug' in Aug', Hand in Hand, die Frage vom gestrigen Velle: Wo?

Arm in Arm irrten sie in den Seitengassen umher, bald an einer menschenverlassenen Straßenecke stehen bleibend und einen Kuß wagend, dann wieder in belebtere Zeilen gerathend, die von Gasflammen und elektrischem Lichte aufglänzten.

In ihr kämpften jetzt zwei Gedanken eine heiße Schlacht. Ihm angehören und ihm entfliehen. Das Glück, einmal an seiner Brust, in seinen Armen zu ruhen, alle Seligkeit unerlaubter, verbrecherischer Liebe zu durchkosten, das wollte, das mußte sie genießen. Und dann sah sie ein behagliches, langvertrautes Heim, die hundert Kleinodien ihres beglückten Hauses, wo sie jetzt ein wärmendes Kaminfeuer, die Lampe, der begonnene Roman unter seiner gelben Einbanddecke, erwarteten. Dann käme ihr Gatte nach der Arbeit vom Bureau, einen Kuß auf ihre Stirne drückend . . . wie wollte sie ihm wieder unter die Augen treten?

Aber auch er hatte seine Gedanken. Er ließ die Fortwollende nicht los.

Aber mitten im Taumel überkam beide das Bewußtsein, daß sie ein unermessliches Unrecht zu thun im Begriff standen. „Ich Elende!“ rief sie aus. Er erschraf. Die allzuheftige Erregung, die durchtanzte

Nacht, die Liebe seiner Frau, die ungewohnte Behauung, in allzu grellem Gegensatz zu seinem, mit allem Komfort ausgestatteten Heim trat zwischen die beiden . . . .

Sie weinte . . . Eine peinliche Pause entstand . . .

Beschämt, trostlos, liebend, geliebt, unschuldig, sich bekleckert fühlend, entfloß sie vom Ort ihres Verbrechens. — Wie sie nach Hause kam, wie sie sich zu Hause benahm, sie wußte es nicht. — Aeußerlich waren alle dieselben. Aber wie unglücklich alle. Die innere Veränderung blieb keinem verborgen. Karl, liebevoller gegen seine Frau, verzehrte sich in der Sehnsucht nach einem zweiten, geheimnißvollen Zusammensein mit Klara, das sie nun und nimmer be-willigen wollte. Die glückliche Unbefangeneit beider Ehen war gestört. Die nichtsahnende Frau Marthe fragte sich, ob ihr Gatte Karl krank sei, so zerstreut und verwirrt erschienen ihr oft seine Antworten. Der nichtsahnende Gatte machte dieselben Bemerkungen an seiner sich im stillen zermarternden Frau. Karl suchte hin an unbefriedigter Sehnsucht, Klara zerquälte sich in Gewissensbissen. Sie hatte ihres Mannes Vertrauen getäuscht, sie hatte die Ehe gebrochen, sie sagte es sich stündlich, in beschäftigungslos verbrachten Tagen, in fieberhaften, schlaflosen Nächten. Alle Höllen Dantes machte sie durch, alle Kreise durchlief sie. Sie konnte ihm nicht mehr in das so offene, so seelengute Auge schauen. Wenn sie ihn ansah, verglich sie ihn mit dem Verführer; was hatte dieser voraus? Beide waren tüchtige Männer in ihren verschiedenen Sphären, beide werth, geliebt zu werden.

„Wie verächtlich ist das Weib“, sagte sie sich, „das ihren Lebenshalt um eines Sinnesrausches willen zerbricht, wie verächtlich der Mann, der, gebunden, alle Bande zerreißt, und besser als das Weib wissend, was er thut, die glückliche Ehe eines andern, eines Freundes zerstört!“

Es ward dunkle Nacht um ihre Seele, ihre arme gequälte Frauenseele!

Wie aus dunkler Nacht allmählich die Morgendämmerung, die Morgenröthe, die Frühsonne aufsteht, so stand es endlich vor ihr in leuchtender Klarheit:

„Du mußt Deinem Manne alles, alles sagen, eingestehen!“

Es war ein Kampf, der sie dem Wahnsinne nahe brachte.

Diesen edlen, geistigen Geist sollte sie in seiner Ruhe stören, aus seiner Sicherheit aufschrecken? Ihm das Gift der Eifersucht, der Schande in den Becher des Lebens gießen. Rimmermehr! Lieber den nagenden Schmerz bis an die Zeit der bleichen Haare erdulden. Sie welkte hin, die Blühende, wie die vom Wurm ange-fressene Rose.

Endlich ertrug sie es nicht länger. Mußte der Edle, Auf-opfernde, um sie Besorgte, Betrübe nicht verzeihen? War ein Ge-witter nicht besser, reinigender, als diese unheimliche Schwüle, als dieser Herbstnebel im Juni des Lebens?

Und die Stunde kam.

Sie sprach!

Der Beklagenwerthe!

Eine wonnige Stunde war's, als sie ihn in die Arme schloß und — beichtete!

Er war tolos.

Dann fuhr er auf. Er socht mit den Händen in der Luft umher; sie glaubte, er würde sterben. Aber dann schlug er sein Weib. Sie empfand es wie die süßeste Liebkosung. Ihr wurde wunderbar leicht. Ihr Verbrechen fiel ab von ihr.

Eines aber konnte er ihr nicht abtrogen. Nicht durch Mißhandlung, nicht durch Drohung, nicht durch die Aussicht auf Verzeihung und Verjüngung: den Namen des Mitschuldigen.

Und drei Epochen, die unter diesen Zeichen standen, folgten nun in ihrer Ehe.

Ihr Gatte, von Natur aus ein ehrlicher, braver Mensch und Charakter, war wie umgewandelt nach der durch Gewissensbisse herbeigeführten Enthüllung. Das reinige Geständniß hatte ihn zu einem anderen gemacht. Er war glücklich in hingebendem Vertrauen auf die Unantastbarkeit der Ehre seiner schönen Frau gewesen. Nun war eine Saite in ihm gerissen. Der einstige Optimist sah alles schwarz, überall Gespenster. Er hatte ein gutes Herz gehabt und fuhr nun fort, die unselige Schuldige zu quälen, zu tyrannisiren. Kein Wort war ihm hart genug, er ward roh und grausam. Sie litt unsäglich, aber ohne Klage; sie verdiente noch mehr des Elends, sagte sie sich selbst. Dann drohte er ihr, sie zu verlassen, große Reisen über See anzutreten, sich von ihr zu scheiden. Sie flehte, weinte, schwieg. Das Geheimniß blieb in ihr begraben.

Heroisch war ihr Widerstand, als er sich endlich aufs Bitten verlegte, verjöhnt schien und sie mit den alten Schmeichelworten umging. Sie liebte ihn ja, und er konnte, er mußte verzeihen. Aber sollte sie das Elend auch in die nichtsahnende Brust der Gattin von ihm tragen, die Freundin unglücklich machen — war's nicht an einem zerstörten Familienglück genug?

Sie mußte, ihr Gatte würde ihn provoziren. Der Ausgang eines Duells ist nicht vorherzusagen, und konnte der Tod eines der beiden Männer Sühne für ihr Vergehen sein? Wäre die Freundin minder zu beklagen als Gattin eines Mörders, denn als Witwe — ihres Geliebten? Sie schwieg.

Der Verkehr zwischen den beiden Familien nahm ab, beschränkte sich auf die nothwendigsten Besuche, welche nach und nach auch ausgesetzt wurden.

So lag die Möglichkeit einer Entdeckung ferner als je.

Sie lebte demnach in beständiger Angst und Aufregung, ihr Mann könne den Namen seines Beleidigers durch Zufall erfahren. Sie hatte keine ruhige Stunde, glücklos streifte sie dahin, ihre Schönheit, die Ursache des leidigen Begebnisses, schien für immer zu schwin-

den. Ja, sie sah es jetzt an sich vollzogen, das Urtheil, welches Welt und Dichtung seit Jahrtausend gefällt: jede Schuld verlangt ihre Sühne. Ob sich die Buße, die Rache der Nemesis nun auf offenem Markte vollzieht, ob die Strafe für die gebrochene Ehre wie im rauheren Mittelalter im Hinausstellen an den öffentlichen Pranger, in jenem Eselsritt besteht, den die Schuldige, im Büßerhemd, mit dem Gesichte nach des Grauthiers Kreuz, durch die Straßen der Stadt thun muß — ob ihr eigenes Gewissen die Stelle der Erinnerungen vertritt, es bleibt sich gleich; es giebt eine poetische und eine wirkliche Gerechtigkeit!

Eines Abends saßen die Gatten vereinsamt in ihrem einst so traulichen Heim.

Der Mann fragte dies und jenes und endlich:

„Warum hast du denn das Haus der \* \* seit Jahr und Tag ganz vernachlässigt? Früher . . .“ Eine glühende Röthe überzog ihr Gesicht. Nun schien alles zu Ende.

Argwohn war ein ständiger Gast in seiner Seele und dennoch bemerkte er ihre Verwirrung nicht. Sie saßte sich heldeumüthig und sagte mit bebender Stimme die gleichgiltigsten Worte:

„Du weißt ja, daß ich jede Gesellschaft meide. Wenn es Dir recht ist, können wir heute Abend noch zu den \* \* gehen!“ Und sie gingen!

Das war das höchste und letzte Opfer, das von ihr gefordert wurde. Sie sah den Räuber ihres Glückes wieder und ihr Herz blutete.

Vier Jahre waren seit jenem verhängnißvollen Abende verflossen.

Wiederum saßen die beiden allein in ihrem trauten Gemach. Das Glück hatte dem Gatten Alaras gelächelt, er war reich geworden; Bilder, Statuen, werthvolle Antiken schmückten seinen Saal. Auf dem gedeckten Tisch glänzte Silber, blitzten kristallene Flaschen und Gläser. Es klopft. Eine stattliche Amme in ihrer märkischen Nationaltracht bringt Hans, den Baby, zum Gutenachtusse herein. Der Gatte drückt einen Kuß in das Haar seiner Frau.

„Welsch' prächtiger Bursch! Der kann einmal die Else der \* \* heiraten!“

Alara erbebt und erbleicht. Sie ist wieder schön, dämonisch schön. Aber es giebt kein volles Glück mehr für sie; die edlere Seele, die sich einer großen Schuld bewußt, steht ewig am Pranger ihres eigenen Bewußtseins.

## Ueber das Küßern.

Von Hülh. F. Brand.

Oftmals wie Verliebte sich unterfangen haben zu schildern, was ein Kuß ist, oder gar, wie er schmeckt, sind sie dabei doch nothwendigerweise allemal ein erkleckliches hinter der Beschreibung des

wahren Thatbestandes zurückgeblieben. Einmal weil der süße Zauber, die Wonne und Seligkeit, welche beim Küssen die beiden Operirenden durchzucken, nach dem Urtheil von Kennern jeder Beschreibung, sei sie auch in den allerüberschwenglichsten Ausdrücken gehalten, spöten, sodann aber aus dem höchst einfachen ernüchternden Grunde, weil das schmalzende Aufeinanderpressen von zwei Lippenpaaren an sich, nach dem Ausspruch derselben Autoritäten, absolut keinen Geschmack haben soll. Es giebt Völkerschaften, die eben jenen wonnigen Kitzel empfinden, wenn sie sich mit dem Gegenstand ihrer Liebe die Nasen aneinander reiben und nach deren Codex der Moral noster modus operandi zur Erzeugung dieses Kitzels für höchst unästhetisch und unzulässig gelten mag. Ja wird nicht selbst bei uns zu Lande denen, die soeben erst dem neckischen Knaben mit dem Bogen zur Beute gefallen, die die eingepfimte Saat erst in den zartesten Reimen ihrer Entwicklung verspüren, eine noch viel entferntere Berührung mit dem geliebten Wesen, genau jenen selben elektrischen Zauber erzeugen? Wird einst der kräftigste Jüngling in diesem Stadium des Verliebtheits durch das leiseste Streifen des Kleiderfaums der Geliebten sich von jenem Wonnenschauer durchrieselt fühlen, der ihm Herz und Beine erbeben macht, nicht schon durch den flüchtigen Austausch eines Blicks aus den rasch zu Boden gesenkten Augen oder indem er nach Art eines Wagner'schen Heldenideals, die ganze lodernde Liebesglut seines pochenden Herzens in den Ungrund des Wonnemeeres ihres befeeligenden Blickes hinabtaucht, eine Prozedur, die Ben Jonson so herrlich beschreibt, indem er sagt:

„Drink to me only with thine eyes

And I will pledge with mine.“

Und wenn der Jüngling nun meilenweit von der Geliebten entfernt, eine Busenscheife, die sie getragen, an seine Lippen drückt, wie schmeckt dem das? Und wenn er nun, sagen wir aus Versehen, — etwa im Dunkeln, — ein paar andere ebenso rosige Lippen küßt, würde er den Unterschied sofort gewahr werden? Vielleicht! ja an besonderen Eigenthümlichkeiten der individuellen Lippen höchst wahrscheinlich, an ihrer Muskelthätigkeit und andern individuellen Eigenschaften, deren eingehendere Aufzählung leicht appetitverderblich wirken könnte; aber nur am Geschmack des Kusses an sich doch sicher nicht. So sagen wenigstens die Kenner, und wer es ihnen nicht glaubt, der mag das Experiment immerhin einmal selbst anstellen, d. h. er mag also, wenn er je einmal in die unglückliche Lage kommen sollte, der Verkehrten einen Kuß zu geben, jedenfalls den einen Vortheil daraus ziehen, daß er nun sofort seine Vergleiche anstellt.

Müssen wir aber bis dahin unbedingt an der Thatsache festhalten, daß der Kuß per se keinen Geschmack hat, sondern nur durch die jeelichen Nebenumstände zu einem wahrhaften Genuß wird, so soll der hohe Werth desselben aus diesem Grunde doch keineswegs an uns unterschätzt werden. Im Gegentheil, wir wollen gern anerkennen, daß von all den erwähnten Lebens- und Liebeslagen keine

zu einem gedeihlichen Werke jener beseligenden jeelischen Neben-Umstände — die aber doch die große, süße Hauptsache sind! — auch nur annähernd so angethan ist, wie der Kuß. Warum das und wie, wäre wieder schwer mit Worten zu erklären, und jedenfalls wäre die Erfahrung auf diesem Wege in viel umständlicherer, unzuverlässigerer und langweiligerer Weise gesammelt, als durch Befolgung des Rathes der Autoritäten, die den unkundigen Wißbegierigen auf das einfache Mittel der praktischen Versuchsanstellung verweisen.

Wenn wir den Kuß hoch stellen, so haben wir dabei nur diejenigen Spezies von Küßen im Auge, die wirklich mit Genuß und vor allem aus dem edelsten Motiv, aus reiner Liebe gegeben und empfangen werden. Denn es giebt — leider! — auch noch zahlreiche Unter- und Abarten von Küßen, die in der Welt zu nichts nützen, als zur Förderung von peinlichen Unbequemlichkeiten, zur Heuchelei und nicht selten selbst zur Erregung von Widerwillen und Ekel, nur dazu angethan sind, den Kuß in seiner Lauterkeit und Erhabenheit zu einer alltäglichen Gewohnheits- und Etikettenverrichtung hinabzuziehen, zu der Beiseitigung alle, denen die Erhaltung dieser edlen Lippengymnastik in ihrer reinsten Form wahrhaft am Herzen liegt, ihr möglichstes thun sollten. Dahin gehört zunächst jedwedes Küßen unter Zugehörigen desselben Geschlechts, vollends unter Männern. Es könnte das fast als eine Verwirrung menschlicher Triebe hingestellt werden, wenn dies nicht lediglich in der Gewohnheit ihre Wurzel hätte. Dieses Männerküßen, welches in Frankreich in seiner vollsten Entwicklung steht, gilt in England für zu unmännlich und verächtlich, als daß man sich dort je dazu herbei ließe. Mit Recht behaupten die Engländer, daß ein Kuß unter Männern — und seien es auch die besten Freunde oder Vater und Sohn — keinen eigentlichen Genuß gewähren kann; und daß zu jedweder Liebeserweisung und Besiegelung der würdigere, männliche Handschlag ausreiche. Freilich ist dafür das Küßen unter Frauen und Mädchen in England um so stärker im Schwange, ein Zustand, der sich vom Standpunkte des rein ätherischen Küßens aus ebenso wenig rechtfertigen läßt.

Höchst verwerflich ist auch das so ausgedehnte System des Kinderküßens vonseiten solcher, die sich zu den mehr oder weniger gern gesehenen „Freunden des Hauses“ rechnen oder wohl gar fremde Menschen sind. Den Kleinen ist es eine Plage, der sie sich gern entzögen, wäre ihnen nicht beigebracht — zum Ruckuck mit solcher Ammenweisheit! — daß das sehr unartig sein würde, während es thatsächlich gar sehr zu seinen Gunsten spricht, wenn so ein kleiner Bengel nicht still halten will. Aber auch Erwachsenen ist dieser Brauch vielfach lästig, dem sie zu folgen sich bequemen, um nicht etwa die Eitelkeit einer thörichteren Mutter zu verletzen oder weil es eben nun einmal mancherorts so Sitte ist. Warum sollen die friischen, reinen Kinderlippen von dem Ersten Besten sich küssen lassen, von einem Manne, der in seinem Leben vielleicht schon mehr Mädchen

geküßt, als er noch Haare auf dem Kopfe zählt — der Kahlköpfigen gar nicht zu gedenken! — von einer Dame, die vielleicht mit dem Abklatsch der frisch aufgelegten Tünche ihrer Wangen das heiter rothige Kinderantlitz besudelt! — Etwas ganz anderes ist die Sache, wenn die Initiative zum Küßsen von den Kleinen selbst ausgeht, wenn sie kraft des von der Natur ihnen verliehenen Instinkts ihre wahren Freunde erkennt — ein Unterscheidungsvermögen, das bei ihnen viel mehr ausgeprägt ist, als bei manchen Erwachsenen! — einem innern Triebe folgend, jenen ihre Zuneigung zu erkennen geben wollen. Dann erwächst aus solchem Liebesakt den Erwachsenen eine Schmeichelei, eine Genugthuung und somit selbst eine gewisse Art von — Genuß!

So giebt es noch eine große Menge von Abarten von Küßsen. Allein statt dieselben bis zu einer unerquicklichen Unendlichkeit in ihrer Klassifikation zu verfolgen, wollen wir lieber noch auf einige besondere Küsse hinweisen, die ihrer Zeit viel von sich reden gemacht. Ein solcher oder vielmehr eine beträchtliche Reihenfolge solcher zwischen denselben zwei Kontrahenten, hätte uns, unlauter wie das Motiv, gemein wie die Ausführung dieser Küßerei war, beinahe ein richterliches Gutachten darüber eingebracht, was vor dem Gezehe einen Kuß ausmacht. Freilich würde auch dieses nicht sowohl auf das innerste Wesen als auf die äußere Form eines Kusses Bezug gehabt haben. Ein gewisser Juwelenhändler in Amerika hatte allen Ernstes einer jungen Dame einen Schmuckgegenstand für hundert Küsse verkauft, die er sich selbst jeden Morgen von ihr holen sollte, aber so, daß er täglich nur einen Kuß bekam. Einige Wochen lang hatte er seine Zahlung richtig empfangen, da mochte die Käuferin wohl der Handel gereuen und sie bot dem jungen Manu statt der Lippen nur die Wange dar, damit er seine zahlungsbegierigen Lippen darauf presse. Damit war der Juwelier aber nicht einverstanden, der darauf beharrte, in aller Form die stipulirte Zahlung entgegen nehmen zu dürfen. Und da sich die junge Dame hierzu nicht verstehen wollte, ging er sofort vors Gericht und klagte sie der Kontraktbrüchigkeit an und zwar nun nicht nur insofern als sie ihm ihre Lippen verweigerte, sondern er wies nun auch auf den Unterschied zwischen dem aktiven und passiven Küßsen und verlangte, daß die ganze Prozedur der Zahlungsleistung noch einmal von vorn anfangen müsse, da die Dame sich verpflichtet hätte, ihm hundert Küsse zu geben, bislang aber die ganze Arbeit bei der Sache ihm allein überlassen hätte. Leider wurde die Angelegenheit durch einen gütigen Vergleich beigelegt, der, wie sehr derselbe auch im Interesse der prozessirenden Parteien gewesen sein mag, die Welt um ein höchst interessantes richterliches Gutachten gebracht hat.

Ein anderer viel von sich reden machender Kuß liegt uns nach Ort wie nach Zeit viel näher. Derselbe wurde vor etlichen Jahren in einer kleinen Stadt in Ungarn gelegentlich eines Wohlthätigkeits-Bazars verabreicht, wo die Geldsummen nicht so haufenweise einlaufen

wollten, wie wohl erwartet war. Unglücklich über den mangelnden Erfolg ihres Unternehmens und in ihrer Eitelkeit dadurch gekränkt, verfiel die Hauptunternehmerin des Ganzen, eine sehr schöne junge Frau, auf die seltsame Idee, einen Kuß von ihren Lippen öffentlich meistbietend versteigern zu lassen, indem sie auf diese Weise nicht nur das pekuniäre Resultat des Wohlthätigkeits-Unternehmens wesentlich zu dessen Gunsten zu ändern hoffte, sondern auch durch ein allgemeines stürmisches Kaufgebot der anwesenden Herren einen großen persönlichen Triumph zu feiern erwartete. Auch ihr Gemal machte keine Einwendung, sei es um des wohlthätigen Zweckes oder um des Triumphes willen. Allein sie hatte sich arg verrechnet. Das Bieten ging nur recht flau von statten und das Verkaufsobjekt wurde schließlich in auktionsüblicher Form dem Meistbietenden für nur wenige Gulden zuerkannt. Der Handel fing deshalb die Dame zu gereuen an und mehr noch ihren Gemal, der sich nun gern bereit erklärte, selbst die Kaufsumme zu bezahlen und seinerseits den Kuß seiner Frau in Empfang zu nehmen. Und als der Käufer sich nicht bereit finden ließ, auf seine in aller Form erworbene Waare zu verzichten, suchte der Ehemann den Handel als illegal zu bezeichnen, indem er erklärte, nicht seiner Frau, sondern ihm allein stehe das Recht zu, über deren Küsse zu verfügen. Das wollte der andere nun nicht zugestehen, sondern verlangte sofortige Zahlung, erklärte aber höflichst, daß wenn der Herr Gemal später den Richter für seine Gemalin gewinnen sollte, er jederzeit sich ein Vergnügen daraus machen würde, den Kuß mit Zinsen seiner Frau zurückzugeben. Alle anderen, die zugegen waren, waren auf seiner Seite, und so hielt das Ehepaar es schließlich doch für das Rathsamste den Kontrakt innezuhalten. Der Kuß wurde in aller Form verabreicht und der Empfänger stellte ebenso formell — Quittung darüber aus, die allerdings von der andern Seite für unnöthig erachtet wurde.

In ähnlicher, nicht ganz unverdienter, aber um so brutalerer Weise wurde eine Dame für das übertriebene Selbstbewußtsein ihrer Reize auf einem Bazar in London bestraft. Dieselbe schenkte daselbst Thee aus und ließ sich für jede Tasse einen der Gelegenheit angemessenen Preis bezahlen. Durch den bedeutenden Absatz, den dieselben fanden, zu kühn gemacht, führte dieselbe nach einiger Zeit eine zweite, oder vielmehr eine prima Qualität ein, indem sie für solche Tassen, aus denen sie mit begehrliehen Lippen vorher ein Schlüßchen nippte, einen bedeutenden Procentatz aufschlug. Diese fanden eine Zeit lang noch rascheren Absatz, bis ein kecker Jüngling eine Tasse von ihr beehrte.

„Eine einfache Tasse oder eine, aus der ich vorher getrunken?“ fragte die improvisirte Schänkmafsell.

„Eine reine Tasse für mich, wenn ich bitten darf“, entgegnete der ungeschliffene junge Mann. Das war gewiß eine unverzeihliche Rohheit von seiner Seite, allein es sollte doch auch die Damen daran mahnen, daß sie, obchon das Sprichwort wahr genug ist: „Charity

covers a multitude of sins“ nicht vorichtig genug sein können, selbst unter dem Deckmantel der Mildthätigkeit nicht Handlungen zu begehen, die sich nun einmal für Damen nicht ziemen; insonderheit aber, daß ein Kuß unter keinen Umständen und in keiner Form zu einem Handelsartikel entwürdigt werden sollte! —

Die Folgen der Küsse sind ebenso mannigfaltig wie unberechenbar, vollends der unerlaubten. Nicht nur, daß dieselben vielfach eine außerordentliche — wirkliche oder auch nur erheuchelte! — sittliche Entrüstung auf Seiten der Beraubten hervorgerufen, nicht nur, daß die Räuber schon zum öfteren vor die Schranken des Gerichts zitiert worden, es soll sogar schon vorgekommen sein, daß eine junge Dame infolge eines gar zu plötzlich erhaltenen Kusses auf der Stelle toll geworden ist.

„Das ist doch nichts außergewöhnliches“ sagte eine andere Dame, die den Sachverhalt wohl nicht ordentlich verstanden und eine ganz verschiedene, — allerdings auch recht häufig sich einstellende! — Folge des Küßens im Auge hatte. „Das ist gewiß schon vielen jungen Mädchen passiert, die es einmal probirt haben, daß sie nach dem Küßen toll geworden sind!“ —

### Saisonbrief aus Homburg vor der Höhe.

In einem Gukowschen Lustspiel, irren wir nicht, in „Fopf und Schwert“, bildete die erwartete Ankunft des Prinzen von Wales die Hauptintrigue, um die sich die ganze Handlung dreht. Die Erinnerung kam uns in diesen Tagen, denn mit dem jährlich eintreffenden Thronerben Großbritanniens ist der Höhepunkt der Saison bezeichnet, dem Begriff der „englischen Sommerkolonie Homburg“ das Gepräge verliehen. Vom Tage an, da Sr. K. Hoheit Albions Kreideseifen verläßt, wird jede Station bis zur Ankunft gewissenhaft in den publizistischen Organen der Taunusstadt verkündet, selbst die frohe Kunde, daß der eingetroffene hohe Gast schon eine Viertelstunde später ein gewähltes Souper in heiterem Kreise auf der Terrasse des seiner Villa benachbarten Hôtels eingenommen, verdiente ausführliche Erwähnung. Die Küche scheint überhaupt eine bedeutende Rolle im Dasein des Erstgeborenen der vortrefflichen Hausfrau, Königin Viktoria, zu spielen, und seiner kulinarischen Leistungen halber ist dem Besitzer des vorzüglichen Gasthofs „Royal Victoria Hôtel“ das prinzliche Wappen mit dem Wahlspruch: „Ich dien.“! verliehen.

Mit Recht führt Eduard Albert, Prinz von Wales den Sinnspruch des Ordens, der bekanntlich der Galanterie sein Entstehen dankt. Das Gefallen des erlauchten Herrn an weiblicher Schönheit ist allbewußt, und nicht umsonst wetteifern Natur und Kunst morgens an den Quellen, nachmittags im Kurgarten, um einen freundlichen Blick des trotz seiner

zunehmenden Korpuslenz, trotz seines gesegneten Familienstandes, der längst zur Großvaterwürde berechtigen könnte, noch jugendlich elastischen Mannes. In Schlichtheit des Auftretens, an Liebenswürdigkeit, die dem Herzen entquillt, kommt Englands Thronfolger dem „Unvergesslichen“ nahe, der so oft und so gern in Homburg weilte, dessen treues Auge, dessen gutes Lächeln nie mehr den Grüßen der Ehrfurcht und der Liebe danken wird. — Mit Recht kann Homburg sagen: „Unser Fritz war „unser“; er fühlte sich wohl bei uns, wie kaum an anderm Ort.“ Auch Kaiserin Augusta bleibt in diesem Jahr dem bewegten Treiben der Badestadt fern.

Denn trotz des „unendlichen Regens“ sandte, von deutschen Gästen abgesehen, Altengland seine Schaaren in gewohnter Fülle. Abends auf den Terrassen des Kurhauses, wo sich Albions Elite zusammenfindet, wo sich im Auf- und Abwandeln dem Auge des Beschauers offenbart, was Mode, und was Reichthum bedeutet, kann man buchstäblich sagen, wenn einmal ein Wort unserer lieben Muttersprache unser Ohr berührt: „Deutsche Laute hör' ich wieder.“ Und doch, wen nicht Gewohnheit abgestumpft, wird die Terrasse Homburgs, zu deren Füßen sich der magisch-beleuchtete, menschendurchwogte, von den Klängen der Musik durchrauschte Kurgarten erstreckt, von der der Blick in das grüne Meer des mondbegeglänzten Hochwalds schweift, unvergesslich bleiben.

Englischer Einfluß scheint zum Glück den Homburger Patriotismus nicht verdorben zu haben, davon legte das musikalische Geleite Zeugniß ab, das unser allezeit liebenswürdiger Kapellmeister Tömlisch der jüngsten Kaiserreise gab. Der Aufenthalt in Rußland wurde im Programm mit: „Das Leben für den Zar“, „Rückkehr von Pawlowsk“ zc. gefeiert, der schwedisch-dänische Aufenthalt je nach den Tagen mit „Nordische Heerfahrt“, „Hamlet“ zc. bezeichnet. Welch ein Glück, daß für den Fall eines Besuches des Kaiser Wilhelm in Konstantinopel, Mozart vorsorglich einen „Türkenmarsch“ hinterlassen.

Das neue Badehaus, eines der schönsten und großartigsten seiner Art, schreitet im Bau rüstig vorwärts. An einem wundervollen Platz gelegen, hat es nur den Nachtheil, daß bei anhaltend nassem Wetter, wie das heurige, der ungepflasterte Weg dorthin, zumal für Leidende, schwer zu passiren sein dürfte, wenn sich nicht die Sorgfalt der Väter der Stadt, vor der Eröffnung eine Submision auf Holzpantoffel und Stelzen, zur Benutzung in diesem Fall, ausschreiben sollte. Aber auch schon hat es den würdigen Herren, und sogar dem erfindungsreichen Kopfe des bewährten, rührigen Kurdirektor Schulz-Weitershöfen, der allen berechtigten Wünschen entgegen zu kommen strebt, Mühe gekostet, der bösen Witterung durch passende Unterhaltung in bedecktem Raum ein Paroli zu bieten, wobei doch ab und zu sonnigen Stunden ein Garten- oder Waldfest förmlich „abgerungen“ wurde. Als neu und zeitgemäß wäre eine Regatta auf dem Rasen des Kurgartens zu empfehlen, aber so eine „Tombola“, bei der die glücklichen Gewinner einen Regenschirm in den Farben

Homburgs als „Erinnerung an die Saison 1888“ mit nach Hause nehmen.

Aber eine ernstere, würdigere Anregung ging in jüngster Zeit von der Höhe des Taunus durch die Lande. Wie vor Jahren im Thal der mattiaschen Quellen Wiesbadens, unser genialer Ferdinand Hehl das hehre Wahrzeichen des Niederalbs plante, gab nun Wort und Schrift des Homburger Gerichtsralhs Gustav Wilhelmi, der schon früher durch gehaltvolle Zeitschriftenartikel bekannt, den Impuls zum Denkmal Ulrichs von Hutten, dessen Enthüllung eine nationale Feier bedeutete.

Selbst in kühler, regnerischer Witterung ist der Einfluß der Homburger Luft an sich schon nervenstärkend und wohlthätig. Die Gesellschaft wechselt mit Tag und Jahr, aber unwandelbar ist die ewige Heilkraft, die Luft und Boden spendet, und eifriges Bemühen, der maßgebenden Kräfte erhöht den Werth der hygienischen Gaben und fordert so zu doppeitem Genießen auf.

Hermann Hirschfeld.

### Tippfächer.

Die Mitglieder des Berliner Wallner-Theaters gastirten im Sommer 1882 in Amsterdam. Das Herrenpersonal der Gesellschaft kam allabendlich in einem dortigen Restaurant zusammen, um sich nach des Abends Beschwerden bei einem Glase guten Weins gemüthlich zu erholen. Einmal saß in demselben Lokal ein eingekleideter Holländer und Preussenfresser, der schon seit einiger Zeit verächtliche Blicke auf „het Wallner-Geselschap“ geworfen und wiederholt das Wort „Muffel“ — Schimpfwort für die Berliner — hatte hören lassen. Als er nun wieder sein „Muffel“ erschallen ließ, erfaßte den Sohn der Niederlande das Verhängniß in der Person des allbeliebten Komikers Engel, der auf gut Holsteinsisch zu ihm sagte: „Nu awer rut, lütt Jung!“ und ihn an die frische Luft setzte. Darauf bemerkte Schauspieler Blende in ungemüthlichem Tone: „So, nun hab' ich doch 'mal einen echten „fliegenden Holländer“ gesehen.“

**Eine Theatervorstellung in Konstantinopel.** Zur Aufführung gelangt: „Der Einzug Napoleons in Moskau.“ Der Vorhang erhebt sich, Napoleon tritt auf, er trägt den Hut eines Todtengräbers, Samaschen a la Louis XVIII., weiße Beinkleider mit rothen Streifen und einen schwarzen Gehrock, wie ein Schuhmacher, der einen Sonntagsausflug macht. Der Held hält eine Schulmeisterrede über seinen Feldzug, vor ihm liegt eine Landkarte, daneben steht ein Globus, er vergleicht eins mit dem andern, als suchte er seinen Weg. Endlich hat er ihn gefunden, und er ruft seinen Generallstab. Es treten ein: ein Offizier mit rothem Käppi, zwei Husaren und zwei französische Garbisten, gepudert und mit Zöpfen! Der Feldherr setzt diesen Kriegern seinen Plan auseinander, großer Enthusiasmus, und läßt die Armee Revue passieren — 25 Mann in rothen Röcken mit Varenmützen, mit einem Wort: englische Grenadiere. Marie Louise erscheint in einem geklümmten Schlafrock und mit weißem Häubchen, um von ihrem Gemal Abschied zu nehmen. Sie vergießt eine Thräne, er eine andere, sie giebt ihm die Photographie seines Sohnes, er steckt sie in seine Brietasche und zieht in den Krieg!

Der zweite Akt spielt im Innern Rußlands. Der auftretende russische Oberfeldherr giebt pantemimisch zu verstehen, daß er die Eindringlinge vernichten werde. Thätig und unermüdet sieht man ihn dann auf einer Brücke, die er eigenhändig untermünit, aber horch! Trompetengeheul! Die französische Armee bricht aus ihrem Versteck — der Garderobe — hervor, bahnt sich mitten durch das Fußkikum einen

Weg, zwei kleine Kanonen, die sie mitführt, werfen einige Bänke um, die Zuschauer flüchten sich, ebenso die Russen. Man zieht in Moskau ein, der Schnee fällt in Papierschnitzeln, ein bengalisches Feuer verkündet den Brand Moskaus. Das Stück endigt hier jedoch mit einem Triumph der französischen Waffen, denn eine Dame tritt zum Schlusse vor die Lampen und stimmt ein Zuventlieb an!

**Vom Schlangengift.** Dr. Krede in Erlangen berichtet im „Biologischen Centralblatt“ über die Untersuchungen, welche die beiden amerikanischen Forscher Weir Mittschell und Edward Reichert, mit Aufwand von viel Zeit, Mühe und Geld angestellt haben, um die bisher wenig bekannten physiologischen Eigenschaften des Schlangengiftes zu ergründen. Das Material zu ihren Versuchen lieferten ihnen 200 Schlangen, unter denen Klapperschlangen die häufigsten waren. In frischem Zustande stellen alle Schlangengifte gelbe Flüssigkeiten dar, in denen sich einzelne Formbestandtheile (Epitelsien, Bakterien) suspendirt finden. Diese haben jedoch, wie die Versuche ergaben, keinen Antheil an der giftigen Wirkung. Eintrocknen und jahrelanges Aufbewahren der Flüssigkeit vermag die Wirksamkeit des Giftes durchaus nicht abzuschwächen, ebensowenig wie Auflösen in Alkohol oder Glycerin. Als wirksame Bestandtheile lassen sich aus allen Schlangengiften zwei Reiben von Eiweißkörpern darstellen, die Globuline und die Peptone; durch geeignete Methoden gelingt es dann weiter nachzuweisen, daß das Globulin in drei besondere Körper zerlegt werden kann. Der Globulingehalt ist bei den verschiedenen Arten sehr wechselnd, wodurch sich vielleicht die Abweichungen in den physiologischen Eigenschaften der einzelnen Gifte erklären. Der Tod durch das Schlangengift kann auf verschiedene Weise erklärt werden; entweder entsteht er durch Lähmung der Athmungszentren, oder durch Herzlähmung, oder durch Blutergüsse in das Rückenmark, vielleicht auch infolge der schweren Schädigung der rothen Blutkörperchen, welche ihre bicencaede Gestalt verlieren, unregelmäßig werden und unter einander zu unregelmäßigen Massen verschmelzen. Jedenfalls sind die Athmungszentren der schädlichen Einwirkung des Schlangengiftes am meisten ausgesetzt, und ihre Lähmung ist auch sicher die häufigste Todesursache. In den Magen aufgenommenes Gift geht nur in den Zwischenzeiten der Verdauung ins Blut über, während des Verdauungsaktes werden die giftigen Bestandtheile durch Einwirkung des Magensaftes unschädlich gemacht. Um das Gift an der Stelle, wo es durch Biß in den Organismus einverleibt ist, zu zerstören, erwiesen sich übermangansaures Kali, Eisenchlorid und Jodtinktur als die geeignetsten Mittel; auch Brompräparate hatten guten Erfolg. Ein eigentliches Gegengift für die Fälle, wo das Schlangengift schon in das Blut aufgenommen ist, wird sich nie finden lassen. Denn da das Schlangengift aus Eiweißkörpern besteht, die mit denen im normalen Blut enthaltenen und für die Erhaltung des Lebens sehr wichtigen, nahe verwandt sind, so würde man durch Zerstörung der einen auch die andern mit vernichten. Es könnte höchstens ein Mittel entdeckt werden, welches die Wirkung des Schlangengiftes auf die am meisten gefährdeten Theile des Organismus mildern oder hintanhalten könnte. Bei den vielen Organen aber, die durch das Gift in ihren Funktionen gestört werden, ist es wohl nicht wahrscheinlich, daß ein solches Mittel je aufgefunden werden wird.

### Salon-Züchertisch.

**Vars.** Norwegisches Idyll von Vayard Taylor. Deutsch von Margarethe Jacobi. Stuttgart, Verlag von Robert Lutz. Feodor Wehl schreibt in der „Samburger Reform“ über dieses anmuthige Werk: Vayard Taylor, der amerikanische Schriftsteller, welcher Peter Hebel's gemüthvolle Idyllen und Goethes „Faust“ in vorzüglicher Weise ins Englische übertrug, ist uns Deutschen immer und zwar mit vollem Recht eine höchst sympathische literarische Erscheinung gewesen. Er hat von jeher für unser Volk und unsere Dichtung lebhafteste Theilnahme gezeigt, und nachdem er in Gotha eine liebende Gattin gefunden, sich besonders zu Deutschland hingezogen gefühlt. Durch Reisewerke, Romane und Dichtungen von hervorragender Bedeutung

in Amerika geworden, zeichnete er sich zugleich durch politische Einsicht und tiefgehende Kenntniß der europäischen Staatsverhältnisse derart aus, daß ihm 1878 sein Heimatland zum Gesandten in Berlin ernannte, eine Stellung, die er leider kaum übernommen hatte, als ihn unerwartet ein rascher Tod aus diesem Dasein dahingerafft hat. Daß eine wohlberufene und glückliche Begabung ihn jetzt durch eine überaus gelungene Uebertragung seiner epischen Dichtung „Lars“ in unser Gedächtniß zurückbringt und ihm damit ein ehrendes Denkmal in unserer Literatur errichtet, ist eine Unternehmung, für die man Margarete Jacobi und dem Verlage von Robert Entz Dank zu sagen alle Ursache hat. Ist dies „norwegische Idyll“ doch in der That ein Werk, das in wahrhaft harmonischer und künstlerischer Ausgestaltung vor uns hingetretten kommt und welches über seinen amuthigen Versen etwas von dem Hauch und Genius Goethes zeigt. Es erscheint mild und sinnvoll in seinem Vorwurf, anziehend in seiner Entwicklung und in seinem ideellen Anstrich von hoher Bedeutung. Bayard Taylor schildert uns in seinem „Lars“ die Befiegung der Leidenschaft und der rohen Naturgewalt durch den Glauben an Gott und die Gebote des christlichen Glaubens. Der Held der Geschichte hat das Unglück, einen Nebenbuhler um die Liebe einer Landmännin in dem in Norwegen üblichen Ringkampfe zu tödten und nach dem Tode desselben die Entdeckung zu machen, daß der Getödtete der begünstigte Liebhaber gewesen. Niedergeschmettert und reuevoll wandert er aus nach Amerika, geräth dort in eine Quäkertolonie, findet Aufnahme in dieselbe und lernt in deren Satzungen und in einer neuen Liebe zu einer Quäkerin mehr und mehr die Herrschaft über sich selbst und die wilden Gewohnheiten seines Volksstammes gewinnen. Von der Sehnsucht nach seinem Heimatlande erfaßt, lehrte er mit seinem Weibe in dieses zurück und stellt sich freiwillig dem Bruder des eingefangenen Landmannes zum Bühnenkampf mit den Vorsätzen, gegen den Gegner keine Hand zu rühren. Diese tapfere Gesinnung ergreift und bezwingt den Räder und veranlaßt, daß Einigkeit und Frieden für alle Theile erzielt wird. Diese Geschichte wird in ruhiger, doch lebendiger Darstellung und in Versen von bestridendem Reize vorgetragen. Der echte Dichter zeigt sich darin und namentlich in der Schilderung von Seelenstimmung und Landschaft. Hierin erweist sich Taylor geradezu meisterhaft, und daß die Uebersetzerin diese Meisterschaft in wohlklingenden Jamben mit durchgehend langer reimloser Endigung trefflich und geschmackvoll wiederzugeben verstanden hat, ist ein Verdienst, das man freudig anerkennen kann.

**Die weiße Frau von Leutschau.** Historischer Roman in fünf Bänden von Maurus Jókai. Budapest, Gebrüder Révai. 1886. 2. Auflage.

Die wunderlichen, vielverschlungenen, abenteuerlichen Schicksale und der tragische Tod einer als große Schönheit berühmten und als Vaterlandsverrätlerin berüchtigten Frau Karponay, geb. Juliane von Obéczy bilden die Grundzüge dieses in zweiter Auflage erschienenen Romans. Die Stadt Leutschau, Hauptstadt des ungarischen Komitates der Zips, einst königliche Freistadt, reich, blühend, mächtig, stark befestigt, die bedeutendste Stadt von ganz Oberungarn, jetzt kaum noch genannt und genannt, war der Schauplatz dieses einzigen von einer Ungarin (im Jahre 1710) begangenen Vaterlandsverrathes. Diese existirt heute noch in Leutschau in drei verschiedenen Bildern, welche sie sämmtlich in dem Moment darstellen, wie sie den Schlüssel zu einer geheimen Pforte in der Backsteinmauer an die Oesterreicher ausliefert. Sie heißt die weiße Frau von Leutschau. Die Motive ihres Verrathes, sowie wie es kam, daß sie zur Verrätlerin wurde und später als Märtyrerin für die Sache des Vaterlandes heldenmüthig nach dreigradiger Tortur auf dem Schafott starb, sind nicht bekannt. Doch existiren Dokumente, welche in großen Zügen jenen Frauencharakter skizziren; abgeschlossene Prozesse bezeugen ihre Geschichte, ohne sie aufzuklären und lassen unlösliche Räthsel offen. Auf diese dokumentarischen Daten hat der berühmte ungarische Schriftsteller seinen Roman aufgebaut. Daß er in der Hauptsache die Mutterliebe als treibendes Motiv zu den verbrecherischen und heldenmüthigen Handlungen der geheimnißvollen weißen Frau benutzt hat, ist wohl freie Erfindung des Dichters, doch webt es einen verjöhnenden Schimmer um das Haupt der Heldin dieses im ganzen recht interessant und spannend geschriebenen Romans.

## Bildertisch.

**Stillvergüüt** sitzt das Liebespärdchen auf unserm Bilde, einer Schöpfung des prächtigen Mathias Schmid, beisammen. Was sie sich zu sagen haben, die verliebten Zwei, weiß der Beschauer sofort beim ersten Blick. Jedenfalls aber summt der hübsche Bursch das folgende Schnadahüpfli vor sich hin:

„Und wann Du mi nur anschaust  
Bin i scho stillvergüüt.  
Du bist mei lieb Schaperl,  
Geh, schau — das genügt!“

Andero geht es auf unserm zweiten Bildchen zu und doch so ähnlich. Der tapfere Haudegen des Laudenschen Corps ist „auf **Recognoscirung**“ geritten; an einem einsamen Gehöft findet er Gelegenheit, seinen Scharfsinn zu erproben, denn hinter dem hohen Zaune raschelt es verkünglich — das ist der Feind, ein Spion. Schnell drückt er seinen Braunen gegen die Planke und will eben vorsichtig über dieselbe sich beugen, um zu spähen, wie und wo „dem Feinde“ am besten beizukommen sei. In demselben Momente schießt von der Gartenseite der Kopf eines hübschen, brallten Bauerntöckchens neugierig empor. Fast wäre der „wilde Reitermann“ zur Seite gefahren, aber schnell wird er Meister der Situation und eine Minute darauf entwickelt sich über den Zaun hinweg ein lustiges Geplänkel, wie man es eben nur auf Recognoscirungsritten erleben kann.

„**Wie Du mir, so ich Dir!**“ schreit der Kalabu im höchsten Zorn den beiden Köpfen zu, welche es gewagt hatten, ihn an den Schwanzfedern zu zauen. Der spitze und scharfe Schnabel des Kalabus ist ein bedenkliches Ding, zumal wenn es mit dem Schwanzende Fidros in Verbindung gebracht wird.

In eine ganz andere Region führt uns unser letztes Bild. Es zeigt uns eine Ansicht des herrlich gelegenen **Salzburg**, welches Humboldt neben Neapel und Konstantinopel mit Recht zu den schönsten Städten der Erde rechnet. Die Stadt liegt an beiden Ufern der Salzach in einer Umgebung voll köstlichen Reizes; der Mönchsberg am linken, der Kapuzinerberg am rechten Ufer bilden eine Thalenge, in welche die Stadt hineingebaut ist, sodaß die äußersten Häuser derselben wie Vogelnester an den malerischen Abhängen der genannten Berge kleben. Vom Kapuzinerberge hat man die beste Aussicht auf Stadt und Alpen — ein unvergänglich schönes Bild. Die Stadt hat viel krumme und enge Straßen, aber solide schöne Häuser und viele Prachtgebäude, namentlich im italienischen Stile, Ueberreste von Mauern und Bastionen schließen sie, und wo die letzteren ganz abgetragen, erhebt sich ein neuer, schöner Stadttheil. Unter den vielen ausgezeichneten Gebäuden ist in erster Linie die prachtvolle Domkirche zu nennen, eine vereinfachte, aber imponirende Nachbildung der Peterskirche zu Rom. In der Mitte des alten interessanten Petersfriedhofes erhebt sich die schöne spätgotische Margarethenkirche. Schloß Mirabell ist ein nach dem Brande 1818 neuerbautes, imposantes Gebäude, welches Sitz der Erzbischöfe ist und einen wunderbar schönen, schattigen Garten besitzt. Gegenüber dem sogenannten Neuban, der Residenz der höchsten Landesbehörden, erhebt sich das von Schwanthaler modellierte Standbild Mozarts, des großen Sohnes der alten berühmten Bergstadt. In der Umgebung Salzburgs befindet sich eine große Menge schöner Villen und prächtiger Schlösser, wie das königliche Lustschloß Hellbrunn, im Geschnade des 17. Jahrhunderts, Leopoldskron, früherer Besitz des Königs Ludwigs I., Maria Plain; die weit hin sichtbare Wallfahrtskirche; Schloß Alesheim, Schloß und Park Aigen &c. liegen in der nächsten Umgebung Salzburgs und machen diese zu einer der reizvollsten Stellen des Salzammergutes, während der Königssee, Reichenhall, Perchtelsgaden in der bequemsten Verbindung liegen und eigentlich mit zur Umgebung Salzburgs in touristischem Sinne zu rechnen sind.





## Neueste Moden.

### Ar. 1. Häubchen „Fauvette“.

Auf einem Rund aus Steifstül sind breite, eingereichte Spitzen befestigt. Vorn-  
auf sind dieselben hochstehend angebracht und mit rosa Bandschleifen untermischt.  
Am Hinterkopf ist eine gleichfarbige Schleife mit langen Enden.



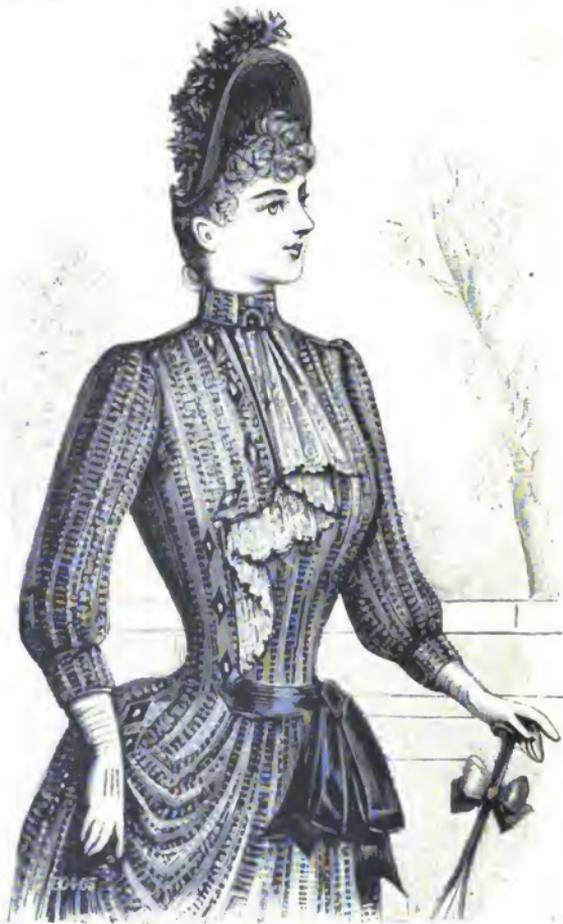
Ar. 1. Häubchen „Fauvette“.

### Ar. 2. Taille aus gestreiftem Wollenstoff.

Das linke Vordertheil ist mit der Schürze im Ganzen geschnitten. In der  
Taille werden die Falten desselben vermittelst einer Gürtelspange zusammengehalten und  
an der Hüfte mit einer hängenden Schleife verziert. Das rechte Vordertheil ist glatt  
anliegend, auf der Brust bogig geschnitten und dem linken Vordertheil aufgedöpft.  
Dem Rand ist eine bestickte Spitze angefügt, welche oben am Stehtragen faltig be-  
festigt ist, von da aus in losen Falten aufsteigt und bis zum Bogen herabreicht.  
Die weiten Ärmel sind am Handgelenk in ein Bündchen gefaßt.

**Ar. 3. Hohe glatte Taille. (Promenaden-Anzug.)**

Die aus manfegrauem peau de soie angefertigte Taille ist vorn geschlossen. Den oberen bogigen Ausschnitt derselben füllt ein Lätz aus grauem Sammet. Den Armausschnitt, die Schultern und Lätzränder umsäumen Fassetmenterien aus grauen Perlen. Die Aermel sind anliegend und haben am untern Rand eine kleine Perlenverzierung. Die schwarze Spitzencapote ist mit rothem Diadem und grauen Band-schlupfen ausgestattet.



Ar. 2. Taille aus gestreiftem Wollenstoff.

**Ar. 4. Anzug für ein junges Mädchen.**

Auf einem ersten Rock aus einfarbigem rothem Wollenstoff ist ein kleines Plüsch am untern Rande befindlich. Der zweite Rock aus blau- und rothgestreiftem Wollenstoff mit Seidenfäden ist einfach am Gürtel eingereibt. Die glatte Taille ist nur am Vordertheil in der Taille etwas eingehalten. Die Taille umgiebt ein roth- und blau- oder goldbestickter Gürtel. Die halbblangen Aermel sind mit Spitze umrandet. Rother Schleifen sind am Arm und am Vordertheil, sowie auch im Haar befestigt.

**Ar. 5. Anzug für Mädchen von 12 Jahren.**

Auf einem farbigen durchscheinenden Seidenrock liegt der zweite aus genähter

Spitze auf, welcher den ersten bis zum Rand bedeckt. Die Polonaise aus Pelins-Surab ist an den Vorderteilen faltig und geht in der Taille schräg übereinander. Den herzförmigen Ausschnitt füllt ein ebenfalls spitz ausgeschnittener Spitzenlab. Die Ärmel haben oben und am Handgelenk die gleiche Verzierung. Da, wo die faltigen Vorderteile übereinandergehen, ist der untere Theil der Polonaise gerafft und mit einer rosafarbenen Schleife mit langen Enden befestigt. An den Seiten



Nr. 3. Hohe glatte Taille. (Promenaden-Anzug.)

nach dem Rückentheile zu sind die Seitentheile des Rockes in Falten aufgenommen, so daß sich spitze Zacken bilden. Rosa Strümpfe und Schuhe.

#### Nr. 6. Anzug für ein Mädchen von 6 Jahren.

Der erste Rock aus cremefarbigem Surab ist am Rand mit einem breiten, bestickten, blauen Sammetstreifen besetzt. Ein zweiter Rock aus kleingefaltetem Etamine reicht bis zur Stickerei der ersten herab. Die russische Blonze aus cremefarbigem Surab ist mit blauen, bestickten Sammetstreifen verziert. Gürtel, Ärmel-



Nr. 4. Anzug für ein junges Mädchen.

Nr. 5. Anzug für Mädchen von 12 Jahren.



Nr. 6. Anzug für ein  
Mädchen von 6 Jahren.

Nr. 7. Anzug für ein junges  
Mädchen von 18 Jahren.

Nr. 8. Anzug für Mädchen  
von 10 Jahren.

bündchen, Kragen und Patten sind ebenso. Auf den Schultern befinden sich kleinfaltige Etamineärmel über dem glatten, cremefarbigem Surahärmel.

**Ar. 7. Anzug für ein junges Mädchen von 18 Jahren.**

Auf dem glatten, beigefarbigem Rock aus Bengaline sind lang herabhängende braunrothe Sammetbänder befestigt. Die Tunika und Jade sind aus schottischem, maronenfarbig gestreiftem Wollenstoff angefertigt. Die Vordertheile des Rockes sind vorn offen und fallen am Rücktheil in schlichten Falten herab. Die Jade steht vorn, ebenso wie die Rocktheile, weit offen und wird mit braunrothen Sammetpatten über einem Faltenband vom Stoff des ersten Rockes zusammengehalten. Die Ärmel vom Stoff der Jade sind unten etwas weit geschnitten und mit Sammetbündchen zusammengefaßt. Am Halsanschnitt der Jade befindet sich ebenfalls ein



Ar. 9. Nachthemd „Kosania“.

Sammetkragen, welcher bis zur oberen Brustspanne reicht. Auch der das Unterhemdchen zusammenhaltende Stebkragen ist von Sammet. Rother Hut mit einem cremefarbigem Gazefleier.

**Ar. 8. Anzug für Mädchen von 10 Jahren.**

Zwei in Zwischenräumen angelegte Goldborden verzieren den untern Rand des ersten Rockes aus weißem Wollenstoff. Die Polenaife „Lucife“ aus orientalischem Stoff mit weißem Grund ist mit Rosa und Gold besetzt. Das faltige Unterhemd ist vom Stoff des ersten Rockes und am Hals ebenfalls mit zwei Goldborden verziert. Am Hals ist das Hemdchen eingereibt und bildet eine hochstehende Kränze. Die Vordertheile der Tunika sind in der Taille faltig zusammengenommen und mit einem Stoffknoten mit langen, am untern Ende mit Franzen besetzten Schärpenenden bedeckt. Die Rocktheile der Tunika sind vorn in spitze Zaden ausgehend geschnitten. Die Rücktheile sind in Falten oben angelegt und fallen bis zum Rand des ersten Rockes glatt herab. Die oben weiten Ärmel sind dort eingereibt. Am

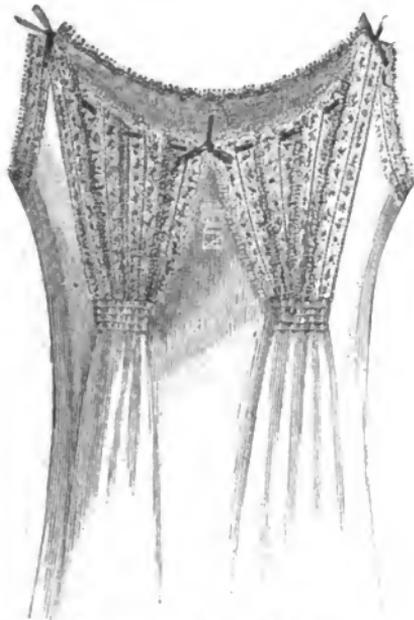
Ellbogen liegen dieselben glatt an und haben eine faltige Stofflage als Besatz. Der Hut aus rosa Surah ist durchgehends eingereicht und mit Steifen durchzogen. Der Kopf ist hochstehend und der Rand an der hinteren Seite etwas aufgebogen. Eine schöne rosa Feder kränzelt sich nach oben. Zwei weiße Atlasrosetten sind an beiden Seiten der Feder befestigt.

#### Ar. 9. Nachthemd „Askania“.

Das aus Perkal angefertigte Hemd hat einen schrägen, aus kleinen Falten bestehenden Lahtheil. Am schrägen Schluß desselben ist eine hübsche Spitze faltig angelegt. Ein Faltenbündchen mit Krause bildet am Hals und an den offenen Ärmeln den Schluß.

#### Ar. 10. Taghemd aus Batist.

Der obere Ausschnitt desselben ist rund. Die Brusttheile sind mit besticktem



Ar. 10. Taghemd aus Batist.

Zweifachem und glatt aufgesetzter Spitze verziert. Unterhalb dieser aufgesetzten Streifen ist der Stoff mehrfach eingereicht. Ein schmales (Cometen-)Band durchzieht den oberen Rand und wird auf den Schultern in Schleifen gebunden. Der Arm-ausschnitt ist mit Spitze begrenzt, ebenso der untere Rand des Hemdes.

#### Ar. 11. Taille „Corolla“. (Rück- und Vorderansicht.)

Diese Bloustantaille ist aus beigefarbigem Wollstoff und glatter Faille zusammengesetzt. Den viereckigen Ausschnitt der oben mit einem Kopf aufgesetzten Faltentheile aus Wollstoff füllt ein glattes Theil aus gleichfarbiger Faille. Schulterpatten aus Wollstoff mit Seide durchstept begrenzen den Ärmel. Dieser ist unten etwas weit geschnitten und in ein breites Failleblüschchen gefast. Ein Gürtel aus gleichfarbigem gros grain-Band mit silberner Schnalle befestigt die Faillefalten. Das faltige Schoosstheil ist mit Seide durchstept. Vorn herab ist die Taille mit Knöpfen geschlossen. Rücken und Seitentheile sind glatt, ebenso

sind die Vordertheile auf einem glatten, mit Brustfalten versehenen Unterteil befestigt. Zur Anfertigung ist erforderlich: 1 Mtr. 50 Centim. Wollenstoff von



Nr. 11. Taille „Corolla“. (Rück- und Vorderansicht.)

1 Mtr. 20 Centim. Breite. 1 Mtr. Faïlle. Fünf Knöpfe zu dem oberen Theil der Blouse passend und vier dunklere zum Wollenstoff.



Dirndl und Dachstuhl.

Ms. 509



## Jagdglück.

Eine Sportgeschichte. Von Waldemar Stropp.



in frischer klarer Herbstmorgen! Auf dem breiten Riesplatz vor dem Herrenhaus, der, von glattgeschorenem Rasen und einem zierlichen Eisengitter eingefasst, dasselbe von dem großen Wirthschaftshofe trennt, geht es ungewöhnlich belebt zu. Schlanke feurige Hunter, deren glattes Fell wie Atlas in der Sonne glänzt, werden von Reitknechten in prallen Lederhosen und Stulpstiefeln langsam auf- und abgeleitet, während etwas seitwärts die Meute, von ihrem rothröckigen Master und seiner gefürchteten Peitsche nur mühsam in Ordnung gehalten, ihrer Erregung zuweilen in einem jauchzenden Gebell Lust macht, und die in pleno versammelte Dorjugend draußen am Gitter sich die Nasen plattdrückt, und mit großen begehrlischen Augen in das verbotene Paradies starrt.

Die Herrschaften sitzen drinnen noch beim leichten Imbiß — das solenne Dejeuner kommt erst nach der Jagd. Doch jetzt wird's im Vestibül laut, Lachen und Stimmengewirr, und ein bunter, glänzender Strom von rothröckigen Herren und Damen im Amazonenkostüm ergießt sich die breite Freitreppe herab, und ruft nach den Pferden.

Als die Letzten erscheinen eine junge Dame und drei Herren: Komteffe Edith Waldensee, des Jagdherrn Töchterlein, eine schlanke Blondine, deren wundervolle Formen durch das knappe Reitkleid noch mehr gehoben werden, mit einem pikanten, etwas blaffen Gesichtchen und großen, dunklen Augen, die sonst gern in harmloser Fröhlichkeit leuchten, jetzt aber etwas hochmüthig und kalt blicken. Hinter ihr der gräßliche Papa, ein mittelgroßer, zierlicher Herr mit tadellosen, etwas reservirten Mäuren, renommirter Pferdefenner und Züchter, neben ihm sein Schwager, langjähriger Freund und Guts-

nachbar, im übrigen aber direktes Gegentheil; Herr Wichard von Borden, eine kräftige, gedrungene Figur mit sonngebräuntem, jovialem Gesicht, das Urbild eines mächtigen Landedelmannes von altem Schlage. Der Komtesse zur Seite, in der Uniform eines Ulanenregiments, die seine schlanke und doch feste Gestalt ausgezeichnet kleidet, sein Sohn Heino, von den Gutsleuten Junker Heinz, von den Kameraden „der tolle Heinz“ genannt, das verjüngte Ebenbild seines Erzeugers, nur daß seine scharfen grauen Augen nicht, wie bei dem alten Herrn, lustig, sondern, vielleicht in Konsequenz der abweisenden Blicke seiner schönen Cousine, etwas spöttisch auf diese herabblitzen.

Die junge Dame ist augenscheinlich mauvais humeur, sie giebt auf seine Bemerkungen keine, oder nur spitze Antworten, und wie er ihr jetzt unten in den Sattel helfen will, läßt sie sich, als bemerke sie das gar nicht, von dem Groom den Bügel halten. Er dreht sich auf dem Absatz um, während ihm das Blut dunkel in das gebräunte Gesicht steigt, und schwingt sich mit einem unterdrückten Fluch in den Sattel seines starken Halbbluts. Indem hört er ihre silberhelle spöttische Stimme:

„Sagt' ich's nicht, Papa, daß Vetter Heino auch heut wieder seinen unvermeidlichen schafsfrommen Bill herausbringen würde?“

„Sehr vernünftig von ihm, mein Kind! Bei dem heutigen sehr coupirten Terrain kann er einen halbgerittenen störrischen Racker auch durchaus nicht brauchen!“

„Na, ich weiß nicht, — wenn ich das hohe Glück hätte, ein „schneidiger Lieutenant“ zu sein, würde ich eine Ehre darein setzen, auch einmal einen etwas weniger zahmen Gaul über eine Hecke zu bringen, — doch chacun à son goût, — freilich, mit unserm Emir möchte es ihm etwas schwerer werden, hinter den Hund zu bleiben!“

Die Nächsten spizen die Ohren — man hat schon seit geraumer Zeit eine gewisse Animosität zwischen den Beiden bemerkt. Heino ist bei seiner Cousine ehrenrühriger Voraussetzung bis in die Lippen erbleicht, seine Augen sprühen, — ehe noch der Graf, dem alle Scenen ein Gräuel sind, seinem boshaften Töchterchen den Text lesen kann, hört er sich schon von der andern Seite durch seinen Neffen interpellirt:

„Onkel Graf, Du gestattest wohl, daß ich für heute meinen Bill mit Deinem Emir vertausche? Cousine Edith scheint sich so darauf zu freuen, ihren Vetter coram publico auf die Nase fallen zu sehen, daß ich ihr die Freude nicht verderben möchte!“

Komtesse Edith erröthet bei dieser unerwarteten Erwiderung auf ihre kleine Malice, und wirft einen zornigen und doch wieder erschreckten Blick auf den Rücksichtslosen. Der aber scheint das gar nicht zu bemerken. Schon ist er aus dem Sattel, und ein Stallknecht läuft nach dem Emir. Der Graf hat gut protestiren gegen eine solche „Tollheit“, — seine hohe Stimme verhallt in dem allgemeinen Durcheinander. Ein Theil der Herren, die Aelteren, Beson-

nenen, mahnt ab, die Jüngerer schreien hastig dagegen, sie freuen sich als entragirte Sportsmen des sensationellen Ereignisses, — der Emir genießt das beneidenswerthe Renommée, die bösaartigste, untraintabelste Bestie weit und breit zu sein. Endlich übertönte die Donnerstimme des alten Herrn von Borden den Lärm:

„Aber ich bitte Sie, meine Herren, die ganze Sache ist ja die Rederei gar nicht werth! Aerger Dich nicht, alter Freund! Laß' doch den Zungen, — ist ja keine Zuckerpuppe! Und auf eine solche Herausforderung von schönen Lippen konnt' er gar nicht anders, — da hätt' ich mich selbst noch mit meinen alten steifen Knochen auf den Satansgaul gesetzt!“

Inzwischen ist auch der Emir schon gebracht, und etwas abseits gestellt, ein wunderschöner, kohlschwarzer Hengst mit feurigen Augen und tückisch spielenden Ohren. Heinz geht ruhig zu ihm heran, streichelt ihm den feinen Kopf, spricht ihm leise zu, was den Hengst sichtlich zu beruhigen scheint, dann tritt er leicht seitwärts, und sitzt mit einem Sprung im Sattel. Der Stallknecht prallt zur Seite, der Rappe schießt mit einem mächtigen Satz vorwärts, und nun beginnt ein aufregender Kampf zwischen den beiden ebenbürtigen Gegnern, dem alles gespannt folgt, Edith blaß vor Aufregung, und die blizenden Perlzähnen auf die Unterlippe gepreßt. Der Emir steigt und bockt wie unsinnig, schaut und faucht, wie eine tollgewordene Lokomotive, — versucht alles, um den verhassten Reiter abzuschütteln, — der aber sitzt wie angegossen, ein wildes Lächeln schwebt um seine Lippen, aber eisern hält er den Hengst im Zügel, fester und fester legen sich seine stählernen Schenkel an die Flanken des Ungeberdigen. Noch hat er ihn weder mit Peitsche noch Sporen berührt, als aber die rasende Bestie in blinder Wuth nach seinen Weinen schnappt, wird auch er warm, ein furchtbarer Hieb mit der schweren Reitpeitsche faßt herab, er stößt ihm die scharfen Eisen in die Rippen, daß der Schwarze vor Schreck und Schmerz einen Moment wie gelähmt steht, — aber ein zweiter Hieb macht ihm schnell Weine, — mit einem Wuthschrei legte er die Ohren an, und fliegt vom Fleck weg wie ein Hirsch über das Eisengitter und zum Hofthor hinaus. Alles drängt nach, — da, weit unten in der großen Allee, sehen sie die Weiden in rasender Carrière dahinstieben.

„Da haben wir's, der Racker ist im schönsten Durchgehen!“ jammert der Graf.

„Scheint mir nicht, alter Freund!“ meint Herr von Borden kaltblütig, „soviel ich sehen kann, hat er ihn noch ganz hübsch in der Hand, und läßt ihn sich nur ein bißchen aus der Brust laufen, — und das schadet der Canaille gar nichts!“

Man streitet sich lebhaft pro et contra, und Komtesse Edith sitzt wortlos und bleich auf ihrem Schimmel, und starrt mit einem seltsam wilden Ausdruck in den großen Augen der verschwindenden Staubwolke nach. Aber der alte Herr mit seinen Falkenaugen hatte recht gehabt, die Staubwolke taucht wieder auf, kommt mit rasender

Geschwindigkeit näher, und nun sehen auch die andern, daß der wilde Reiter völlig Herr seines Thieres ist. Jetzt erst läßt die angstvolle Spannung in Ediths Zügen nach, sie athmet auf, wie von einer schweren Last befreit, und die Farbe kehrt in ihre Wangen zurück, — mit ihr aber auch der feindselig abweisende Ausdruck ihrer Augen. Und da ist auch Heino schon heran, und parirt den schäumenden schnaubenden Hengst, der jetzt willig dem Zügel gehorcht, dicht vor den begeistertsten Zuschauern:

„Bitte die Herrschaften tausendmal um Entschuldigung, daß ich Sie so lange aufgehalten, aber nun können wir auch sofort aufbrechen!“

Alles ist in beträchtlicher Aufregung, die Herren schreien in ihrer sportsmännischen Begeisterung; daß man es eine Viertelmeile weit hören kann, auch die Damen geben ihrer Bewunderung mehr oder minder lauten Ausdruck. Nur Komtesse Edith hat für den kühnen Reiter weder Wort noch Blick. Einen Moment scheint es, als wolle er sich ihr nähern, aber sie wendet sich kalt ab, und er beißt grimmig die Zähne zusammen, und nimmt den Hengst zwischen die Schenkel, daß er in mächtiger Lancade nach vorn schießt.

„Holla, Junge! Sachte! Nimm uns auch mit!“ brummt der alte Vorden und

„Bist Du denn heut rein des Teufels, Heino? Willst mir wohl meinen Gaul ganz zu Schanden reiten?“ knarrt des Grafen Stimme.

„Ohne Sorge, Onkel Graf! Der ist so leicht nicht todt zu machen, — sollst sehen, der läuft Euch nachher noch weg!“ lacht der also Interpellirte, und reitet an die Seite seines Vaters, der liebevoll und mit väterlichem Stolz auf den echten Sproß vom alten Stamme sieht.

„Hast Dich brav gehalten, mein Junge!“ nickt er ihm zu, und beugt sich näher zu ihm herüber: „Aber was hast Du denn mit der kleinen Eddy? Seid ja jetzt schier wie Hund und Kaze miteinander, und sollt doch mal Euer Leben lang in einer Koppel jagen!“

„Nein, Papa! Daraus wird nichts! Ich danke für die Ehre!“

„Hoho, Freundchen! Auf einmal? Nur nicht gleich so hitzig! Solche kleine Kabbeleien giebt's überall, das verfliegt wie Strohfuer!“

„Papa, Du kennst mich, und weißt, daß ich kein Hixkopf bin! Aber mit einem Weibe, das so wenig Herz hat, — nein, ich danke! Doch hier können wir darüber nicht sprechen, zu Hause werde ich Dir alles sagen!“

„Na, bin neugierig! Daß ich Dich nicht beeinflussen werde, weißt Du, Du mußt mit Deiner Frau leben und bist Mann's genug, für Dich selbst zu wählen! Aber es war ein Lieblingsplan von meinem alten Waldensee und mir!“

Ein fester Händedruck, Vater und Sohn verstehen sich ohne viele Worte.

Inzwischen hat der Graf mit seinem Töchterchen leise dasselbe Thema verhandelt, nur auf seine Weise:

„Was ist denn das jetzt mit Dir und dem Heino? Was hast Du gegen ihn? Das ist keine bloße Neckerei mehr, das ist ja komplette Feindseligkeit! Deine scharfe Provokation vorhin hätte ihm leicht den Hals oder eines seiner gesunden Glieder kosten können! So spricht doch ein Mädchen, selbst wenn sie gereizt ist, nicht zu dem, dem sie bald für das Leben angehören soll!“

„Nimmermehr, Papa! Das kann ich nicht!“

„Bitte, mäßige Dich! Man wird aufmerksam auf uns! Und warum nicht, wenn ich fragen darf? Bisher warst Du doch sehr einverstanden damit! Du weißt, daß ich Dich nie zwingen werde, wenn Du triftige Gründe für Deine plötzliche Weigerung hast, aber um einer Mädchenlaune willen werde ich einen Plan, an dem Borden und ich seit langer Zeit hängen, und der nur Euer Bestes bezweckt, nicht aufgeben, mein Kind! Doch wir sprechen zu gelegenerer Zeit noch darüber, vermeide für jetzt wenigstens alle weiteren Reibereien mit Deinem Better!“

Es war auch keine Zeit mehr zu weiteren Erörterungen, man ist inzwischen auf dem Rendezvousplatz angelangt, wo bereits verschiedene Herren in Roth aus der Nachbarschaft die übrigen Jagdgäste des Grafen erwarten.

Die Hunde werden angelegt, bald haben sie den Fuchs aus dem Cover getrieben, und die Meute stürmt ihm mit hellem Geläut nach, hinterdrein dichtgeschlossen das rothe Feld. Aber bald kommt es auseinander, das Terrain ist wirklich verteuftelt coupirt. Hier refüürt ein Gaul hartnädig, da stürzt ein anderer, — es ist ein aufregender Run. Komtesse Edith auf ihrer leichten, sichern Vollblutstute Miß Sarah ist wie immer unter den Vordersten. Aber ihre bête noire, Better Heinz, bleibt ihr hartnädig zur Seite, als wollte er ihr ad oculos demonstriren, daß er auch auf dem Emir hinter den Hunden bleiben kann. Er hat recht gehabt, der Hengst galoppirt alle todt, wenn er ihm nur die Zügel schießen lassen wollte. Leicht und willig nimmt er jedes Hinderniß, — keine Spur von Widerseßlichkeit, dafür reitet ihn aber auch sein Peiniger jetzt, wo er thut, was er soll, mit einer so leichten Hand, als ob seine Kinnladen Eierchalen gewesen wären. Doch die Komtesse hat anscheinend keinen Blick für ihres Betters Reitkünste, sondern sucht im Gegentheil, wiewohl vergeblich, von ihm fortzukommen, und lenkt endlich, mit dem Terrain genau vertraut, ungeduldig ihr Pferd seitab, um ihren zähen Begleiter loszuwerden. Gerade in diesem Augenblick fährt ein Krummer\*) fast unter den Füßen des Schimmels heraus, und jagt der nervösen Miß Sarah einen solchen Schreck ein, daß sie mit einem mächtigen Satz zur Seite prallt, der eine weniger feste Reiterin sicher aus dem Sattel gebracht haben würde. Komtesse Edith verliert weder Sitz noch Fassung, aber

\*) Waldmannsausdruck für Hase. D. Verf.

statt das sonst lammfromme Thier durch ihre bekannte Stimme zu beruhigen, giebt sie, ohnehin schon in gereizter Stimmung, und nun durch dies Accident in Gegenwart des fatalen Wetters fast außer sich gebracht, dem Schimmel einen Hieb mit der Reitgerte, der die an solche rauhe Behandlung nicht gewöhnte Miß Sarah vollends toll macht, sodas sie das Gebiß zwischen die Zähne nimmt, und ventre à terre ausbricht. Unter andern Umständen hätte sich Edith nicht viel daraus gemacht, sie würde ihres Gauls, wenn er sich außer Athem gelaufen, bald genug wieder Herr geworden sein, — aber gerade in der Richtung, in der Miß Sarah wie ein abgeschossener Pfeil davonstürmt, befand sich, nur wenige Hundert Schritt entfernt, eine tiefe Mergelgrube mit steil abfallenden Wänden, und, da sie mitten im Felde lag, nicht einmal von einer Bewährung umgeben, — es war zehn gegen eins zu wetten, daß ihr Pferd in seiner blinden Raserei unaufhaltsam dort hinabstürzen, oder, wenn es wirklich noch im letzten Moment zurückprallte, sie über seinen Kopf weg in die Tiefe schleudern mußte. Trotzdem verliert sie nicht die Geistesgegenwart, sondern bemüht sich aufs äußerste, Miß Sarah zum Stehen zu bringen oder herumzuwerfen, — aber was vermag ihre schwache Kraft gegen die unbändige des tollgewordenen Thieres?! Und nirgends Hilfe! Die andern sind weit, sie können ihren Ruf nicht hören, und wenn auch, — ehe sie herankommen, ist ihr Schicksal längst entschieden, — und den Einen, der bei ihr ausgehalten bis jetzt, hat sie selbst gestochen, — o, wenn er jetzt bei ihr wäre! „Ach Heinz!“ seufzte sie leise . . . Sie ist ein muthiges, entschlossenes Mädchen, aber das Herz krampft sich ihr doch zusammen bei dem Gedanken, von dem Leben, das sie kaum erst zu kosten begonnen, das ihr so sonnig lacht mit all' seinen Freuden und Wonnen, in wenigen Sekunden für immer scheiden zu sollen! . . . Und da taucht auch schon, von dem umliegenden Feld kaum zu unterscheiden, der Rand der Grube dicht vor ihr auf, — noch zwei Sprünge, und alles ist vorüber, — da, dicht hinter ihr Schnauben, rasender Hufschlag — ein dunkles Etwas schießt bei ihr vorüber — sie fühlt sich von einem starken Arm fest umschlungen, und gehalten — ihr Pferd herumgerissen — starrt in die dicht vor den Hufen ihres keuchenden, zitternden Thieres jäh abfallende Tiefe, — dann schwinden ihr die Sinne . . .

Als sie die Augen wieder aufschlägt, liegt sie auf der Erde, ihr Kopf von Heinos Arm gestützt, und er beugt sich über sie — mit einem Ausdruck — so voll Liebe und Angst! — Er, der in letzter Zeit immer so ernst und kalt war! — daß es ihr ist, wie ein schöner Traum, aus dem man nimmer erwachen möchte, und sie wieder die Augen schließt, und selig lächelnd flüstert:

„O Heinz! Du?!“

Und sie fühlt sich fester von seinem Arm umschlungen, und seine Lippen heiß auf den ihren brennen, und hört seine bebende Stimme leise an ihrem Ohr:

„Ja, Eddy, my own, Dein böser Heinz!“

Sie schlingt die Arme um seinen Nacken, noch immer die Augen geschlossen, aber wie Purpur erglühend, und murmelt:

„Nicht böse! Auch nicht mehr böse auf mich! Nicht wahr? Wieder lieb und gut?“

„Immer und allezeit!“ tönt es heiß und leise zurück, und wieder finden sich ihre Lippen in heißem Kuß. Plötzlich fährt sie jäh in seinen Armen in die Höhe, und starrt ihm mit großen, angstvollen Augen ins Gesicht:

„Und die Meiners? Was hast Du mit ihr?“

Heinz macht ein ungeheuer verdutztes Gesicht.

„Die Meiners? Was für eine Meiners?“

Sie starrt ihm noch immer angstvoll in die Augen, als wolle sie im Innersten seiner Seele lesen.

„Olga Meiners, die Tochter des reichen Meiners, — Kommerzienrath, oder was er ist, — da in Eurer Garnison, — um die Du Dich bewerben sollst, — was ist daran? Um Gottes willen, Heinz, sei aufrichtig gegen mich!“

Jetzt lacht er laut auf. „Na, da hört doch aber die Weltgeschichte auf! Ich mich um Olga Meiners bewerben?! Wer hat Dir denn nur das tolle Märchen aufgebunden, Kleine?“

„Lieutenant von Neuhoff, als er das letzte Mal auf Urlaub hier war!“

„Der Teufel soll dem verd . . . Schwärzer auf den Schädel fahren! Wie kann er sich erdrechen, Dir solche offenbaren Lügen zu erzählen?! Das ist ja eine Infamie sondergleichen, noch dazu gegen einen Kameraden, selbst wenn er es aus purer Klatschsucht — altes Weib, das er ist! — ohne böse Absicht gethan hätte! Aber warte, mein Junge, wir sprechen uns noch! Und Du hast diesen hohlen Unsinn ohne weiteres für baare Münze genommen, hast Deinen Heizenvetter für so dumm und so schlecht halten können, und ihm nicht mal ein Wort deßwegen gegönnt?! Eddy, das hätte ich nicht von Dir erwartet! Jetzt freilich kann ich mir Deine Gereiztheit gegen mich in letzter Zeit erklären!“

„O Heinz, vergieb! Ja, es war unrecht und thöricht von mir, ich sehe es jetzt selbst, und ich habe mich ja auch lange gestraußt, es zu glauben, — aber siehst Du, Du hattest Dich doch noch nicht erklärt . . .“

„Weil ich das zwischen uns beiden für sehr überflüssig hielt!“

„Wenn auch, aber immerhin warst Du doch nicht gebunden, eine andere konnte Dir besser gefallen haben . . .“

„Kind, ich bitte Dich, das glaubst Du ja selbst nicht!“

Sie schmiegt sich an ihn. „Es war aber doch möglich, und dann hatt' ich kein Recht, Dich danach zu fragen, — und deßhalb schwieg ich, — es ist mir schwer genug geworden!“

Er küßte sie. „Arme Kleine, was hast Du Dir für unnöthige Sorgen gemacht!“

„O, nun ist ja alles gut, nun ich weiß, daß an dem Gerede nichts ist, nicht wahr?“

„Nicht ein wahres Wort! Ich habe mit der bewußten Dame, — die nebenbei gesagt nicht nur ein reiches, sondern auch ein hübsches und liebenswürdiges Mädchen ist, — ein paar Mal in Gesellschaften geplaudert und getanzt, natürlich auch als anständiger Mensch meine Visite geschnitten, — das ist aber auch alles! Von irgend etwas, was wie Courschneiden, oder gar wie eine Bewerbung angesehen hätte, ist zwischen uns nie die Rede gewesen, — konnte es schon gar nicht sein, weil ich, so lange ich denken kann, immer nur ein gewisses süßes kleines Geschöpfchen angebetet habe, das sich augenblicklich sehr verschämt an meiner Brust verkriecht!“

Sie blickt erröthend, aber glücklich zu ihm auf: „Und ist das wirklich wahr?“

„Wahr, wie das Evangelium!“ nickt er gravitatisch, und küßt sie auf den rosigen Mund.

„Ach, Geliebter, wie war ich dumm, — und wie bin ich jetzt glücklich!“

„Mein süßes Lieb! Und ich erst! Wer hätte das noch heut Morgen gedacht!“

„O schweig' von heut Morgen! Ich mag gar nicht daran denken! Wie schäm' ich mich jetzt, daß ich so häßlich zu Dir war! Gott sei Dank, daß alles so gut abgelaufen ist! Ach, ich habe ja nicht gedacht, daß meine bösen Worte solche Wirkung haben würden! Und als ich dann mit Schrecken sah, was ich angerichtet, — wie habe ich da für Dich gezittert, und Dich bewundert! Nicht wahr, Du verzeihst jetzt Deiner Eddy?“

„Da ist nichts zu verzeihen, mein Liebling, — ich denke jetzt nur an mein Glück, — und Du weißt, was sich liebt, das neckt sich; das Verzeihen ist nachher um so schöner, nicht wahr? Und dann, sieh', hättest Du mich heut Morgen nicht so herausgefordert, so hätte ich jetzt nicht den Emir geritten, — und wer weiß, ob ich auf einem andern Gaul noch zurecht gekommen wäre, — es hing so schon an einem Haar — br! Ich bin gerade nicht schwachnervig, aber es überläuft mich jetzt noch kalt, wenn ich nur an die Möglichkeit denke, — was hätte ich wohl angefangen?“

Sie schmiegt sich fester an ihn, er preßt sie an sich, als wolle er sie nimmer lassen . . .

„Aber posttausend, über unserm Glück vergessen wir ja wohl rein Zeit und Weile, — natürlich, dem Glücklichen schlägt keine Stunde! Aber jetzt werden wir uns doch wohl nach der verehrlichen Gesellschaft umsehen müssen, die gar nicht wissen wird, wo wir ein Ende genommen haben! Ich denke, wir reiten am besten direkt nach dem Rendezvousplatz, — zum Gallali dürften wir doch wohl etwas zu spät kommen, was, Kleine?“

„Bedauerst Du das?“ lächelt sie.

„Du Schelm! Was ich heut danach frage! Bin ich doch hier

bei einem viel schöneren Hallali der Erste und Einzige gewesen, — das nenn' ich doch noch Jagdglück!"

Sie umschlingt ihn. „O Heinz, wenn Du wüßtest, wie glücklich es mich macht, das zu hören!"

„Das wirst Du stets, my own sweet darling, und wenn ich so alt wie Methusalem würde!"

Dann bindet er die Pferde los, die von der heftigen Anstrengung erschöpft wie die Lämmer gestanden haben, hebt seine Eddy in den Sattel, — o wie stolz und glücklich stützt sie sich jetzt auf seinen starken Arm! — schwingt sich selbst auf den Emir, und lacht:

„Da sieh' uur Deine Miß Sarah an, was sie jetzt für eine wahre Schafsmiene macht, als könnte sie kein Wässerchen trüben, und hätte nicht vorhin beinahe das größte Unheil angerichtet! Und dabei kann ich dem Rader noch nicht einmal ernstlich böse sein, denn ohne seine Unvernunft hätten wir uns wohl kaum so bald und so glücklich gefunden! Na, wird mein Alter aber Augen machen!"

„Ach ja, und Papa erst, — noch dazu nach dem, was ich ihm vorhin erst gesagt habe!"

„Du? Was hast Du ihm denn gesagt?"

Sie lächelt ihn schelmisch an. „Daß ich einen gewissen jungen Herrn und Wetter nicht heiraten könne!"

„Das hast Du ihm rund herausgesagt? Alle Wetter, wie kam denn das?"

Sie sieht ihn nun doch etwas ängstlich an. „Papa machte mir Vorwürfe über mein Benehmen gegen Dich, meinen künftigen Herrn und Gebieter", sie lächelt wieder schalkhaft, „und ich war noch aufgeregter von der Scene vorher, — und dachte an die unglückselige Olga, — und da fuhr es mir so heraus! Aber, nicht wahr, Heinz, jetzt bist Du mir nun auch nicht böse deshalb, es ist ja nun alles gut, und Du hast ja selbst gesagt, Du seiest zu glücklich. . ."

Sie kommt nicht weiter, ihre Worte werden von einem unauslöschlichen Gelächter verschlungen: „Hahaha! Das ist köstlich! Eddy, Kind, ich habe ja meinem theuren Erzeuger auf seine diesbezügliche Moralpaule genau dasselbe erklärt!"

Jetzt lacht sie mit. „Du auch, Heinz? Wirklich? Nein, ist das aber ein komisches Zusammentreffen!"

„Die reine Komödie der Irrungen! Ein Glück nur, — um bei Shakespeare zu bleiben, — daß es schließlich noch heißt: Ende gut, alles gut! Aber jetzt, Schatz, halt' ich's nicht mehr aus so im ehrbaren Schritt, — Herrgott, ich könnte gar vor lauter Glück und Uebermuth gleich in alle Lüfte gehen! Diese letzte Konfusion setzt dem Ganzen die Krone auf! Komm', wollen einen tüchtigen Jagdgalopp machen, — oder hast Du noch genug von vorhin?"

„Wo denkst Du hin?! Das wäre noch schöner!"

„Recht so, bist ja mein tapferes Mädchen, und wirst eines Reiters Frau! Also au galop grand, ma belle cousine!"

Er stößt einen gellenden Jagdschrei aus, daß Miß Sarah und

der Emir wie elektrisirt die Ohren spizen und vorwärts stürmen, und so jagen sie beide nebeneinander in fliegender Pace dahin über Gräben und Hecken, — ihre Wangen glühen und ihre Augen leuchten, — zwei glückselige junge Menschenkinder!

Schnell kommt der Rendezvousplatz in Sicht. Er zieht den Zügel an, sie lassen die schnaubenden Thiere in Schritt fallen.

„So, Eddy, nun hör' einmal zu: Wir lassen uns jetzt zunächst von unserm Glück noch nichts merken, sondern machen ein Gesicht, wie — ua, wie wir es diese ganze verrückte Zeit über geschnitten haben, so sauer uns das jetzt auch werden wird, und lassen unsere beiderseitigen theuren Alten für ihre unerhörte Tyrannei gegen ihre armen Würmer noch ein Weilchen zappeln!“

Sie muß unwillkürlich lachen. „Pfui, Heinz, wie kann man in solchem glücklichen Augenblick so boshaft sein!“

„Ach was, ein bißchen Bosheit gehört zum Leben, wie der Senf zum Rindfleisch, die Sache wird sonst zu fade. Laß sie nur erst ein bißchen brummen, und die ehrwürdigen Köpfe schütteln, nachher ist die Freude um so größer!“ lacht er übermüthig, und amüsirt sich im stillen, wie sie trotz ihres Widerspruchs ihr Gesichtchen gehorsam in allerliebste Schmollfalten legt.

Auf dem Sammelpfatz herrscht bereits reges Leben, der Graf hat gegen sonstige Gepflogenheit befohlen, das Dejeuner im Freien zu serviren, in der menschenfreundlichen Absicht, die Herren aus der Nachbarchaft, die nicht zu seinen eigentlichen Gästen gehören, nach dem scharfen Ritt nicht mit hungrigem Magen nach Hause traben zu lassen. Natürlich sind die beiden Ausreißer längst vermißt, und ihr Verschwinden vielfältig kommentirt worden. Der Papa Graf hat auch schon, so wenig er sonst sich um sein sattelfestes Töchterchen zu ängstigen gewöhnt ist, Boten nach ihnen aussenden wollen, aber der alte Borden hat es nicht gelitten.

„Unsinn, alter Junge, hab' Dich nicht! Die Eddy reitet gerade so gut, wie Du und ich, und außerdem ist ja auch der Junge bei ihr!“

„Ja, wenn der selbst nicht mit seinem Satan von Gaul alle Hände voll zu thun hat!“

„Na, darüber könntest Du, dächt' ich, jetzt beruhigt sein, hast ja selbst gesehen, wie glatt er zu Anfang jedes Hinderniß nahm!“ Er nimmt ihn etwas beiseite. „Nein, ich habe eine andere Vermuthung: Ich habe ihn vorhin wegen seines Benehmens gegen Eddy ein bißchen ins Gewissen geredet, sollst sehen, — er benützt jetzt die Gelegenheit, die Sache ins Reine zu bringen, — ich habe so eine Ahnung! Na, und da kommen sie ja auch angeschlendert, als ob sie noch wer weiß wie viel Zeit hätten!“ unterbricht er sich laut, während der Graf noch über seines alten Freundes Zuversicht zweifelnd den Kopf schüttelt. „Holla, Kinder, becielt Euch ein bißchen, aller Augen warten auf Euch, die Suppe wird kalt!“

Als sein Falkenauge aber die frostigen Mienen der jetzt rasch

Herantrabenden gewahrt, schüttelt er verdrießlich den grauen Kopf, und brummt dem Grafen ins Ohr:

„'s ist nichts! Die sind weiter aus einander, wie je! Hol' der Teufel die verrückten Launen, die sich das junge Volk heutzutage in den Kopf setzt!“

Der Graf entgegnete ebenso leise: „Ich habe es gleich bezweifelt, — Eddy hat sich heute zu bestimmt geweigert! Aber ich werde sie mir nachher vornehmen, — ich will wenigstens wissen, was sie gegen ihn hat!“

Und laut ruft er der Tochter, der Heinz eben mit steifer Höflichkeit aus dem Sattel hilft, entgegen:

„Aber Kinder, wo bleibt Ihr denn so lange? Wir haben uns bereits um Euch Sorgen gemacht!“

„Nun, Papa, diesmal war es auch nicht so ganz ohne, — Miß Sarah ist mit mir durchgegangen!“

„Durchgegangen?! Dein frommer Schimmel? Aber Eddy! wie war das möglich?“

„Ein Hase fuhr ihm direkt unter den Füßen heraus, und brachte ihn aus der Contenance“, kommt Heinz seiner kleinen Braut zu Hilfe, „und als ihm Cousine Edith, wie es sich gehörte, für seine Unart ordentlich eins überzog, preschte der verwöhnte Racker wie unsinnig davon, gerade auf die große Mergelkuhle los . . .“

„Um Gottes willen, Kind, in welcher Gefahr bist Du gewesen!“ ruft der Graf, der vor Schreck gänzlich seine gewohnte Reserve vergisst.

„Ja, Papa, ich gab mich verloren, — als im letzten Moment Vetter Heino dicht vor dem Absturz mein Pferd herumriß!“ Ihre Stimme bebte, — o wie schwer wird es ihr, die kühle Miene zu bewahren, statt ihrem Heinz, ihrem Retter, an die Brust zu fliegen!

Der merkt das, und fällt sofort kühl ein: „Cousine Edith beschämt mich, das Hauptverdienst gebührt Deinem Emir, — Herrgott, kann die Kreatur ausgreifen, — Onkel Graf, an dem Gaul hast Du einen kapitalen Steeplechaser!“

Edith wagt ihn gar nicht anzusehen, — „sie gönnt ihm keinen Blick!“ tuschelt es ringsum, — nein, kann dieser Vetter sich verstellen, das ist ja ganz gefährlich, — das muß sie ihm noch abgewöhnen!

„Na, nach alledem ist die Sache ja noch glücklich genug abgelaufen“, läßt sich jetzt auch Herr von Borden sen. vernehmen, „obwohl es diesmal wirklich verteuftelt scharf am Halsbrechen vorbeiging, — diese infamen tiefen Mergelkuhlen mitten im freien Felde werden nochmal ein Malheur anrichten! Arme Kleine!“ er streichelt ihr die erröthende Wange. „Aber apropos“, wendet er sich an seinen Sprößling, „das verd . . . Dings ist doch gar nicht so weit von hier, und der Incident muß ja bald zu Anfang der Jagd passirt sein, — wie kommt's denn, daß Ihr so lange bis hierher gebraucht habt? Wir andern sind doch schon eine ganze Weile hier, und haben inzwischen einen ganz anständigen Ritt gemacht!“

Edith erröthet noch tiefer, Heinz aber begegnet dem Inquisitorblick seines Erzeugers höchst unbefangen, und erwidert ganz harmlos:

„Sehr einfach, Papa, ich habe die Gelegenheit benützt, mich mit Cousine Edith über das, was ich Dir heute Morgen gesagt, — Du weißt doch noch? — einmal gründlich auszusprechen, damit Ihr Euch keine unnütze Mühe mehr damit gebt.“

„Damit hättest Du gefälligst auch warten können, bis ich mit Dir noch weiter gesprochen hatte!“ schnauzt Papa Borden mit feuerrothem Kopf grimmig seinen Stammhalter an. „Hast Dir ja eine äußerst passende Zeit dazu ausgesucht!“ Er liebt seinen Jungen herzlich, aber das geht ihm doch über Kreide und Rothstein, — sich selbst kein Glück so muthwillig zu verscherzen!

Der aber scheint durch den väterlichen Gefühlsausbruch nicht im mindesten verblüfft, sondern entgegnet, während sein Bräutchen vor lauter Sorge um ihren tollen Heinz wie auf Kohlen steht, mit der Ruhe eines Gerechten, dem ein Unrecht geschieht:

„Gewiß, Papa, eine bessere hätte sich nie gefunden. Denn da Cousine Edith vor Schreck leider ein bißchen schwach geworden war, mußte sie wohl oder übel standhalten. Und was das „warten“ betrifft, — Papa, wie oft hast Du mir selbst eingeprägt: Das Glück — Pardon, meine Herrschaften, aber es sind meines theuren Papas ipsissima verba, die ich mir hier anzuführen erlaube, wenn sie auch zu meinem aufrichtigen Bedauern nicht eben salonfähig klingen, — das Glück muß man festhalten, wie ein Ferkel, dem der Schwanz mit grüner Seife beschmiert ist. Nun, ich habe Deine väterliche Lehre befolgt, habe mein Glück festgehalten“, — hier ist's mit der Verstellung vorbei, der ganze Jubel seiner jungen Glückseligkeit bricht unaufhaltsam hervor, er ergreift die Hand seiner erglühenden kleinen Braut, „so fest, daß ich es nur mit meinem Leben lasse!“

Tableau! Sogar des gräßlichen Papas diplomatische Glätte ist unter diesem Sturzbad gründlich in die Brüche gegangen. Der erste, der wieder zu sich kommt, ist Herr von Borden sen.

„Junge! Herzensjunge! Ist's denn wahr?! Nichtswürdiger Schlingel, seinen alten Vater so au der Nase herumzuführen! Na warte!“ und dabei giebt er seinem glückstrahlenden Sproßling einen schallenden Kuß, ohne sich um die etwaigen Gefühle der verehrten Anwesenden nur so viel zu scheeren. Dann nimmt er seine Richte beim Kopf: „Und die Wetterhege hilft meinem gottlosen Jungen auch noch, seinen alten Vater zu narren!“

„Halt, Onkel Oger! Bergreif' Dich nicht an Unschuldigen! Bedank' Dich bei Deinem ungerathenen Sohn dafür, der mich trotz meines Sträubens zu diesem Attentat auf unsere beiderseitigen Papas angestiftet hat! Was wollt' ich armes Lamm machen? Geschieht Dir aber schon recht, warum verziehst Du Dein Baby so, ich werd' ihn mir schon besser ziehen!“

Alles lacht, und Papa Borden meint resignirt: „Na ja, da haben wir's! Setzt lesen die Küken den alten Hähnen die Leviten!“

Das kann ja in Zukunft recht nett werden für mich zwischen meinem Unband von Jungen und diesem Ausbund von Schwiegertochter! Aber nun, meine Herrschaften, mein alter Freund Waldensee, der von dieser rapiden Entwicklung der Dinge noch immer ganz hingenommen scheint, wird seinem Schwager und Intimus diesen Eingriff in seine Hoheitsrechte wohl verzeihen, — nun zum wohlverdienten Jagdfrühstück, von dem nur diese beiden schwärmenden Ausreißer und Liebesleutchen so unverantwortlich lange abgehalten haben! Und gestatten Sie mir, die alte bewährte Tischordnung ausnahmsweise einmal auf den Kopf zu stellen, und das Mahl mit einem Toast zu beginnen, durstig werden wir ja ohnehin wohl alle sein: Ich bitte Sie, mit mir zu trinken auf das Wohl des jungen Brautpaares Edith Komteffe Waldensee und Heinz von Borden, und auf dieses meines nichtsnutzigen Jungen unverschämtes Jagdglück!"

\* \* \*

Jetzt sind Edith und Heinz längst ein glückliches Paar, und Papa Borden hat hinreichende Gelegenheit gehabt, sich zu überzeugen, daß sein damaliger Kassandravuf völlig unbegründet gewesen. Vater und Sohn wetteifern mit rührender Einmüthigkeit, die junge Frau zu verziehen, — wenn sie sich nur verziehen ließe. So aber bleibt sie anspruchslos dankbar für alle Güte, ihrem Heinz mit inniger selbstloser Liebe ergeben, — der gute Geist des alten Hauses. Und so oft ihr glücklicher Mann ihr stilles Walten daheim sieht, so oft er mit seinem blühend schönen jungen Weibe in sausendem Galopp über die Felder sprengt, denkt er in dankbarer Erinnerung jener bangen Sekunden, da er sich in wilder Heze auf Tod und Leben die Geliebte erritten, und segnet jenen Tag und sein Jagdglück.





## Nachklänge an Bayreuth.\*)

Von Ferdinand Pfuhl - Leipzig.

### I.

**D**as berühmte Wort des Archimedes „Gebt mir einen festen Punkt“ hat in unserer Kunstgeschichte eine Bedeutung ohne gleichen erlangt, als der ruhe- und rastlos in seinen Himmeln umherirrende Genius eines Richard Wagner aus eigener Kraft sein Bayreuth sich erschuf: mit dem Gedanken von Bayreuth war die Lösung der schmerzlichen Forderung des griechischen Denkers gegeben, an deren Unerbittlichkeit in den letzten zweitausend Jahren unserer Kulturgeschichte manches Genie sich verblutet, mancher Titane des Willens sich bis zur Ohnmacht erschöpft hatte. Unter dem Schutze seines königlichen Freundes hatte Wagner den festen Punkt gefunden, von wo aus sein Riesengeist jenen Riesenhebel an die Welt des Alten ansetzen durfte, jenen Riesenhebel, der sie aus den Angeln hob und in das Nirwana des Vorbei stürzte. Wagner stand fest wie ein Gott auf diesem Punkte und behauptete ihn mit jenem rücksichtslosen Troß, zu dem ihm eine Summe der schmerzlichsten Enttäuschungen, ein Leben voller Drangsale und künstlerischer Noth ein wohlbegründetes Recht gab. Unaufhaltbar wie das Licht einer neu aufstammenden Sonne flutete seine Musik über den Erdball, erwärmend, belebend und berauschend. Die armen Fledermäuse, welche im früheren Dunkel einer altersschwachen, allmählich hinsiechenden Epoche ihren harmlosen Falterfang betrieben, und von längst erschöpften Talenten träumten und jeden schwach in der Phiole schimmernden Homunculus zum Messias erklären wollten, die armen Fledermäuse sahen sich urplötzlich im hellen Tag,

\*) Obwohl wir mit den Ausführungen des Verfassers nicht in jeder Beziehung einverstanden sind, so glauben wir doch dem wichtigen Kritiker über die Tage von Bayreuth um so eher das Wort geben zu müssen, weil hier zum ersten Male, im Gegensatz zu der sonstigen Gefühlsduselei von Bayreuth der Wahrheit, freilich mitunter in etwas scharfer Weise, eine Gasse gebahnt wird. (Die Red. d. „Salon“.)

umrieselt vom goldenen Sonnenschein. Sie piepsten ängstlich und zeterten gegen das Licht, das ihnen so fatal. Die Welt war erstaunt und lachte, als die kleinen, ärmlichen und erbärmlichen Nachtgeschöpfe den kleinen Rachen aufthaten, um die lästige Sonne zu verschlingen. Aber es ging nicht . . . selbst ein Fenriswolf vermöchte das nicht; die Sonne scheint und strahlt ihren goldenen Glanz in die fernsten Sphären des Aethers. Da verband sich denn die Finsterniß mit der Dummheit, die Bosheit mit dem Philisterium . . . Die Fledermäuse flogen und buhlten um Minnesold bei der Familie Zopf. Die Zöpfe machten eine Revolution . . . so wurde das frühere nur ergötzliche Schauspiel grotesk; die Dummheit und das Philisterium spannten gegen die flammende Sonne ihren Sonnenschirm auf, und weil sie so die Sonne sich verdeckt, behaupteten sie mit der Vornirtheit des Eigendünkels, die Sonne scheine überhaupt nicht . . . Stehe fest, mein Stein, hatte Wagner gesagt, als man den Embryo des zukünftigen Festspielhauses in den Schoß der Allmutter Erde senkte; stehe fest, mein Stein —! Und der Stein ward fest; ja, er verlor den Charakter des Klogig-Materiellen, er wurde zur Kaaba, zu einem Heiligthum, zu dessen Gnaden die Söhne aller Zonen, die Befenner jeder Zunge mit Inbrunst wallfahrten.

Waren Sie in Bayreuth? Das ist die Universalfrage unseres Jahrzehntes. Sie ist den höchsten gesellschaftlichen Kreisen mit ihrem vornehmen Parfüm, wie der dumpfen Atmosphäre des künstlerischen Proletariats eigenthümlich: alle Dissonanzen des gesellschaftlichen und politischen Lebens lösen sich in Bayreuth zur zeitweiligen Konsonanz. Der Geldbaron, der schneidige Eskadrenlieutenant, der Künstler, der Pfaff, der wohlhabende Handwerker, der von seinen Fesseln befreite Beamte, der Commis voyageur, der arme Teufel von Klavierlehrer, dem die Bayreuther Stipendienstiftung hilfreich unter die Arme griff, die englische Miß mit dem zu Tode gelangweilten Gesicht, die magere Französin mit den seufzenden Augen, das Geschlecht der Kritiker und die Priesterinnen der Aphrodite Pandemos, Amerikaner, Neger und Chinesen sind das in seiner Mannigfaltigkeit höchst interessante Publikum von Bayreuth; für den Deutschen liegt etwas von schmeichelhafter Huldbildung in der Visite, welche die Welt dem schlichten Städtchen am rothen Main abstattet; würde nicht der allmächtige Einfluß der Mode in gewissen Erscheinungen allzuweh in die Augen springen, man könnte versucht sein, die urwüchsige Kraft des deutschen Geistes, der sich hier in seiner ganzen vollen, schweren Eigenart offenbart, als die Ursache dieser Völkerwanderung nach Bayreuth auszuweisen.

Gewiß, so sehr sich die rothen Wagnerianer gegen den Gedanken sträuben mögen, die freche Mode hat sich Bayreuths bemächtigt; der „Parisfal“ ist Mode geworden, und weil er eine theure, kostspielige Mode geworden ist, so dürfte er noch einige Jahre in Mode bleiben. Ihr guten Wagnerianer — wenn Ihr glaubt, daß Euer Bayreuth in alle Ewigkeit fortblühen werde, wie es bisher in glückspendender

Weise geblüht hat, wenn Ihr glaubt, daß alle die europäischen Regier, Franzosen und Chinesen aus einem anderen Beweggrunde nach Bayreuth gingen, als um sagen zu können „Auch ich war in Bayreuth“, wenn Ihr glaubt, daß die Mehrzahl der Pilger bei ihrer Begreife etwas anderes gedacht hat als etwa „Gott sei gedankt, daß wir das Nest los sind“, so seid Ihr im schweren Irrthum. Als Wagner noch im Lichte seiner selbst wandelte, da war es die Macht seiner außergewöhnlichen Individualität, der Zauber seines Weltruhmes, welcher die Menschen nach Bayreuth führte. . . Der „Parsifal“ wird in seiner ganzen Bedeutung nur dem Deutschen sich aufstun; nur von dem Deutschen, der auf den Festspielhügel hinaufsteigt, kann man als die Ursache seines Hierseins die Begeisterung am Kunstwerk aus ehrlichster Ueberzeugung erwarten, weil nur der Deutsche in der mythischen Tiefe des Parsifalstoffes sich zurechtfinden und heimisch fühlen kann. Wenn also heute, wo Wagner todt und sein dämonischer Einfluß auf die Menschen seiner Umgebung dahin ist, Bayreuth mehr denn je in den Mittelpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit und eines scheinbar ganz außerordentlichen Interesses sich gestellt hat, so ist das an und für sich eine gewiß hocherfreuliche Thatfache, die uns und jeden Deutschen mit gerechtem Stolz erfüllen müßte, wäre nicht gerade die Mode mächtiger als der Parsifal, wäre nicht der „gute Ton“ entscheidender als das Gralmotiv. Geben wir uns keiner Täuschung hin: es wird einmal eine Zeit kommen, in der Bayreuth verwaist sein, wo keine Fanfaren mehr über die friedliche Aue hintonen, kein gerührtes Auge mehr zum Nachthimmel empor schauen wird. . . Jetzt kämpft Bayreuth mit aller Macht um sein Dasein; die zahlreichen nach Tausenden zählenden Besucher der Festspiele sind für die Bayreuther, diese Spießbürger von echtem Schrot und Korn, ein treffliches Ausbeutungsmaterial; hunderttausende von Mark fließen während weniger Wochen in die Wirthschaftskassen der Hausfrauen. Warum sollte es nicht auf ewige Zeiten so bleiben? Nein, es wird nicht ewig so sein, wie es bisher war, weil es gar zu unvernünftig wäre anzunehmen, daß man um das erhabene Kunstwerk zu hören, von Berlin oder New-York oder Leipzig nach Bayreuth fahren soll, um hier mit all' den Fatalitäten der Kleinstadt und dem Anhängsel einer brutal egoistischen und geldgierigen Bevölkerung den Genuß einer künstlerischen Darstellung, wie man sie in den genannten großen Städten auch zu bieten vermag, sich zu verkümmern. Der letztere Grund ist natürlich der entscheidende. Wenn nun dem Leipziger das Theater in Leipzig den Parsifal mit derselben darstellerischen Vollendung bieten kann, warum, um des Himmels willen, verlangt man dann von ihm, daß er die theure Reise und die theuren Preise von Bayreuth bezahlen und sich dort noch ärgern soll? Und warum soll sich der heilige Gral nur einen verschwindend kleinem Bruchtheile der Nation enthüllen? Warum sollen Millionen, denen zu reisen die Beschränktheit ihrer Vermögensverhältnisse nicht erlaubt, von der Gnade des Kunstwerkes ausgeschlossen bleiben? Gesteht, Ihr Wag-

nerianer von der rothen Farbe, einer Familieneitelkeit der Nachkommen Wagners kann sich nicht ein ganzes Volk beugen! Gesteht es, daß es nicht die letzte Absicht des Meisters sein konnte, sein Meisterwerk zu verkleinern, indem er seine Wirkungen zu vergrößern verbot! Gesteht, daß alle Deutsche ein Anrecht auf den Parsifal haben! Gesteht, daß Ihr verrückt seid, wenn Ihr verlangt, daß Bayreuth für ewige Zeiten seine Stellung der Wagnerischen Kunst gegenüber behaupten soll! Gesteht es! Wir, die wahren Freunde des Meisters, wir wollen dagegen mit aller Kraft für die Erreichung unseres Zieles wirken: Ja, wir kämpfen um den Parsifal, wenn es sein muß, selbst gegen Euch und Frau Cosima, und werden, wenn Ihr Euch an das Gesetz klammert, eben dieses Gesetz unerbittlich für uns in Anspruch nehmen. Dreißig Jahre nach dem Tode des Meisters — dann gehört der Parsifal nicht mehr Euch, dann gehört er uns, dem deutschen Volke und der Welt.

## II.

Wer ganz begreifen will, was Bayreuth bedeutet, was es dem Festspielbesucher ist, der darf nicht in den Festspielen allein den ganzen Begriff erschöpfen sehen: ganz Bayreuth, seine kleinbürgerliche Atmosphäre, das holperige Pflaster, der Bankier Groß, Frau Cosima, die Irrenanstalt, das elende Mittagessen und die ganze Künstlerwirthschaft sind die Zwischenglieder vom Bahnhof zum Festspielhügel; gar vieles ist zu übersehen, mancherlei Plage und Fährlichkeit anzuhalten, ehe das Dunkel des Wagnertheaters den Fremdling geheimnißvoll und vielverheißend umfängt. Bayreuth ist eine in recht empfindlicher Weise läudlich-schändlich angehauchte Kleinstadt, — wunderbar genug, daß die frohe Feststimmung, die sich des Wallers bemächtigt, nachdem er kaum die Schwelle Bayreuths überschritten, nicht zu verschrecken, trotz der ernstlichen Angriffe der in ihrer Habgier beleidigend rohen Bevölkerung: kaum angekommen, sieht man sich von den Wohnungsvermietnern umringt und erbarmungslos durch schiefe und enge Straßen geschleppt, die durch einzelne lustig flatternde Fahnen den Blick des Ankömmlings über die bukolischen Reize verstreuter Wirthshäuser nicht zu täuschen vermögen. Wunderbares Etwas, diese Feststimmung . . . Hat sich eine Atmosphäre von Lustgas auf die Stadt gelagert? Trägt das Echo jenes verführerische Lachen der Teufelstänzerin und der holden Zaubermädchen aus den Wolken herab? Sind es die Zaubersprüche Nlingsors, in deren Bann wir aus voller Brust aufjubeln möchten, nachdem unsere Blicke aus der Prosa der Kleinstadt ihren poetisch-gemüthlichen Charakter herausfühlen gelernt? Ist es bloße Einbildung, eitle Phantasie, die uns eine fata Morgana vorgaukelt? Ein echter Wagnerianer kniet vor jeder Regenpflüze in Bayreuth nieder und bewundert jedes bißchen Bierdemiß . . . Gott, wir haben das alles auch zu Hause, noch viel mehr als hier . . . aber in Bayreuth macht alles einen ganz andern

Eindruck, der Charakter des Symbolischen fällt hier jeder gebildeten Seele sofort auf. Hier ist alles symbolisch, Frau Cosima ist z. B. zum Symbol der deutschen Kunst geworden, Wolzogen, der bekannte Wagnerforscher, symbolisirt die von einem gewissen Kant so mühsam entdeckte reine Vernunft, nur der Kommerzienrath Groß symbolisirt gar nichts . . . Wer ist denn eigentlich der Kommerzienrath Groß? Je nun, der ist halt der Kommerzienrath Groß; er ist die linke Hand des Festspielcomités und gegen die Fremden, die seines Rathes bedürfen, da er in seinem Bankgeschäft den Verkauf der Festspielkarten besorgt, gröber als unbedingt nothwendig ist. Sein Motto ist: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist!“ Als ich den Kommerzienrath kennen lernte, war er gerade nicht bei Laune, fremde Schriftsteller zu empfangen, die nicht eine Legitimation ihrer vollständigen Ungefährlichkeit von Frau Cosima oder Herrn von Wolzogen aufweisen konnten, und so hatte ich denn schon nach etwa fünf Minuten das angenehme Gefühl, mich als des Ortes verwiesen betrachten zu dürfen.

Wir armen Fremden in Bayreuth, die wir nur geduldet werden von Frau Cosima, welche im Vereine mit Herrn von Wolzogen den Parsifal komponirt hat! Was sollen wir thun den langen, langen Nachmittag? Ein unaufhörlicher, seit sechs Wochen unaufhörlicher Regen floß in Strömen zur Erde herab, in den Pfützen, die auf der Straße zu einem zusammenhängenden Lagunensystem geworden waren, schnatterten vergnügt wonnige Enten, Binsen und Schilf war auf den öffentlichen Plätzen gewachsen, Wasserrosen sproßten allenthalben . . . Wir beschloßen, nach dem „Kollwenzel“ hinauszufahren, jener stillen Klause da draußen auf der blumigen, fränkischen Aue, in der Jean Paul, unser größter deutscher Humorist, manchen unsterblichen Gedanken geboren. Jetzt freilich wird dort statt schöner Gedanken Kaffee verschänkt, zu dem die in Bayern einheimischen Spritzluchen ganz vortrefflich schmecken. Wir ließen uns also eine Droschke kommen, bedangen mit dem Kutscher einen Fahrpreis von fünf Mark und rollten seelenvergnügt von dannen. Thatsächlich fanden wir im Fahrpreis jenen famosen Lapidarsatz, der manche Lippe spöttisch kräufelte: „Nach dem Richard Wagnertheater oder der Zrenanstalt eine Mark“. Ja, ich kann nicht begreifen, warum man denn diese eine Mark nicht aus dem Gemeindefäckel zum Transporte einiger Herren auswarf, welche heute noch mit ihrer riesengroßen Narrheit frei herumlaufen? Wahrscheinlich ist das nützliche Institut im Laufe der Zeit zu klein geworden . . . und so gehen denn die Narren ungehindert in das Wagnertheater . . .

Der Kollwenzel ist von Bayreuth etwa eine Viertelstunde entfernt und liegt an einer scharfen Biegung der nach dem Lustschlosse Eremitage abzweigenden Straße. Der Kollwenzel ist wie schon angedeutet, eine kleine, gemüthliche Kaffeeschänke, wohin sich namentlich jener begnadete Theil des weiblichen Geschlechtes gerne begiebt, Damen, welche erhaben über die lächerlichen Vorurtheile einer haus-

badenen Erziehung und verrosteter Tugendevangelien, den Genuß des braunen Savatrankes mit gewissen platonischen Ideen zu würzen suchen. Das sind jene halben Damen, welche die dazu gehörige, durch den Weltraum wie ein Meteor schweifende andere männliche Hälfte suchen. Bekanntlich vergleicht Plato — vielleicht war es auch ein anderer Philosoph — Mann und Weib mit zwei Apfelhälften, die sich suchen, um zu einem Apfel sich zu vereinen . . . Als wir unserem Behikel entstiegen, wahre Anadyomänner, gewahrten wir denn auch zwei reizende Apfelhälften, mit rosigen Backen und zutraulichen Blicken. Es bedurfte aber einiger Anstrengung von unserer Seite, bis wir den hübschen Apfelhälften begreiflich machen konnten, daß wir — nämlich mein Freund und ich — nicht die erwarteten anderen Hälften seien. Schließlich kamen mit ihrem Wollränzeln zwei reißiger Jägerianer zum Kollwenzl und das Weitere fiel außerhalb des Kreises unserer Familienangelegenheiten . . . Aber auch wir blätterten das Stammbuch durch, welches auflag in einem kleinen, recht ärmlich aussehenden Zimmer, das, wie man uns sagte, genau in jenem Zustande erhalten worden war, in welchem es Jean Paul der Nachwelt hinterlassen, auch wir durchforschten emsig das Stammbuch des Hauses. Viele berühmte Namen und noch mehr Fabrikwaare der Natur . . . Aber der Stammbuchwitz floß hier nicht in reicher Quelle zutage: er tröpfelte nur mühsam aus dem tauben Gestein hervor. Eine Ode an Bayreuth sprach mich am meisten an. Der Verfasser, der sich Lucian nennt, schildert eine Karawane, die sich aus Muselmännern, Christen, Juden, Taschendieben, Professoren, Hanslick und Paul Lindau und Kameelen jeder Gattung zusammensetzt und sagt schließlich mit satyrischer Uebertreibung:

Alte fromme Edelsträulein  
 Pispeln dieses Gnadenortes  
 Heil'gen Namen, aufgelöst in  
 Scheue Jubrunst und der Säugling,  
 Eingeschläfert von nachbarlich  
 Süßen Klängen mannigfacher  
 Wagner-häselnder Klaviere,  
 Selbst der Säugling träumt in seinen  
 Unschuldsvollen Windeln nur von  
 Kindermehl und Parfsifal . . .

Kindermehl und Parfsifal! Wie bezeichnend für eine Zeit, da die Frauen ihre Kinder mit Kleister großfüttern und eine in ihrer Frivolität zusammenbrechende Welt mit dumpfem Heilsdrange an die Thore der Gralsburg klopft, in ihrer wüsten Begierde nach Rettung in die Ueberschwenglichkeit eines Mysteriums sich stürzt, das in seiner Symbolik zu begreifen ihr doch niemals gelingen wird! Traurige Zeit, die in der zum verfluchten Lachen verdamnten Rundry ihren schmerzlichen Ausdruck gefunden. Ja gewiß, so sind wir; wir alle zusammengenommen, zu einer Riesenpersönlichkeit sublimirt, würden etwa eine Rundry ergeben, ruhelos den Erdball durchschweifend, einen Ahasver, gemieden von Schlaf und Tod, zu dem wir eine leiden-

schaftliche Hinneigung gefaßt. Wir alle sind müde, sterbensmüde; wir haben nichts mehr auf der Welt zu thun und doch hören wir immer noch die Glocken des heiligen Gral. Wir können nicht sterben. Wir sind zu schwach geworden uns vollständig zu vernichten. Und dann kommen auch immer wieder einige Schwachköpfe, die mit sittlichen Pflichten *Hokus-Fokus* treiben . . . Und über alles das müssen wir wieder wie *Kundry* eine fürchterliche, gelbe Lache anschlagen. Wir lachen uns die Erlösung weg und suchen sie doch in der Musik. Sie ist wahrhaft die einzige Kunst, der ein erlösender *Athem*, ein *Fluidum* der wunderbarsten Art eigen ist. Indem sie das Denken nicht verlegt, wirkt sie ganz auf die Seele. Habt Ihr noch nie gefühlt, wie dann Schwingen Eurer Seele sproßen, wie Ihr fliegen lernt und in ungeahnt seliger Dämmerung untertaucht, wie ihr geistergleich aus Euren Leibern hinabschwebt in die Tiefen der Bewußtlosigkeit . . . ? Habt Ihr sie nie gefühlt, diese wonnige Seligkeit? Diese dunkle Anregung des Gefühles ist der Zauber aller Musik: Der *Parfisal* leistet hierin das Höchste; er schwemmt das Bewußtsein überhaupt weg; er erlöst zur Willenlosigkeit . . .

Wir fuhren nach der Eremitage hinaus; ein hübscher Weg, hohe *Bappeln* und zierliches, rothes *Epilobium* begleiteten unseren Wagen. Die Eremitage selbst hat uns enttäuscht; sie sieht auf Photographien ungleich großartiger aus wie in Wirklichkeit und theilt darin das Schicksal des Bankiers *Groß*, der auch mit der Entfernung großartiger wird; am großartigsten ist er dann, wenn man ihn überhaupt nicht mehr sieht. Die Eremitage ist in der Hauptsache ein Lustschloß im Stile der französischen Ludwige; ich glaube, sie ist Kopie einzelner Herrlichkeiten von *Versailles*. Die Säulen des Bogenganges sind sehr schön aus verschiedenfarbigen Steinchen zusammengesetzt, die *Wasserkünste* sind nicht übel, nur hatten sie augenblicklich kein Wasser, wofür aber eine Taze von fünfzig Reichspfennigen eingehoben wurde. Einige betrunkene *Schlingels* von Führern versicherten, daß die *Wasserkünste* außerordentlich schön wären. Wir waren nicht unhöflich und glaubten es ihnen auf ihr Wort. Der Park ist sehr schön angelegt; einige künstliche Ruinen regten in uns den Gedanken an, daß doch nur Kinder und Narren die Zerstörung liebten.

Uterdessen glaubte der Bayreuther Himmel unsere Bewunderung mit einem tüchtigen Regenschauer abkühlen zu müssen. Als wir uns über das schlechte Wetter laut beklagten, erzählte uns ein freundlicher Mann, der sich in unserer Nähe wohl zu befinden schien, daß an dem schlechten Wetter nur der verdammte *Wagner* schuld sei; dies schlechte Wetter sei ein Strafgericht des Himmels; — Gotteslästerung, dieser *Parfisal*, Götzendienst dieses Festspielhauses, in dem der heilige Geist in höchst eigener Person aufträte! In der That glaubten die Bauern in der Umgebung Bayreuths allen Ernstes das Festspielhaus und *Wagner* für das Regenwetter verantwortlich machen zu dürfen. Ja, wie man uns sagte, hatten einige aberwitzige

Köpfe den fatalen Plan gefaßt, dem Wagnertheater einmal den rothen Hahn auf das Dach zu setzen. Hoffentlich aber werden die Bayern ohne diese Blamage felig. Der freundliche Mann erhob schließlich von uns fünfzig Reichspfennige nur, da er Familienvater war und unserem Interesse seine kostbare Zeit geopfert hatte. Wie gut er sonst seine kostbare Zeit auszunutzen verstand, verrieth uns nur zu deutlich ein Epithales mit stummer Beredtheit: sein Hängebau, dem eine gewaltige Biernase freundlich zunickte. Unterdessen hatte sich unser Kutscher, dem wir die Erlaubniß gegeben auf unsere Rechnung einen Schoppen zu trinken, derartig bezechet, daß wir Mühe hatten, ihn zum Einspannen zu bewegen. Ich glaube, auch die beiden Gäule, die uns zogen, waren bezechet oder standen wenigstens im magnetischen Rapport mit ihrem Bändiger: sie liefen wie toll. Der Umstand aber, daß wir den Kutscher da draußen in der Eremitage sich selbst überlassen hatten, kostete uns eine Reichsmark, er fühlte sich durch unsere Nichtbeachtung in seiner Ehre gekränkt und so zahlten wir die Buße mit möglichster Freundlichkeit. Als ich dann eine Postkarte in einen Postkasten werfen wollte, bot sich mir ein lebenswürdiger Mann als Führer an. Der Postkasten war nach zwanzig Schritten erreicht. Ich dankte ihm verbindlichst, dem Liebenswürdigen. Er aber sagte: „Seh'n Sie, lieber Herr, ich bin Familienvater und Sie sind ein Fremder . . .“ Auch diesem Wackeren gab ich mit möglichster Freundlichkeit meinen Obolus, beschloß aber, mich für den Rest meiner Anwesenheit in mein Zimmer zu sperren . . .

### III.

Als Wagner den Gedanken von Bayreuth im Lichte seiner künstlerischen Großthaten der Welt zeigen konnte, lag ihm vor allem ein Moment am Herzen, das der Existenzberechtigung dieses Gedankens eine feste Grundlage geben sollte: dieses eine Moment war der von Wagner neu geschaffene Stil, seine Bewahrung, seine Erhaltung. Eine deutsche Stilbildungsschule sollte Bayreuth sein. Als Wagner noch lebte und ein lebendiger Mittelpunkt des Festspiels allen den vielen oft von Sondergelüsten erfüllten Kräften eine ganz bestimmte, centripetale Richtung geben konnte, war die Stileinheit, die der Meister so laut forderte, nachdem er lange vorher in den Entzückungen inspirirter Stunden ihre Wesenheit erschaut, in voller Glorie. Das Genie des Meisters wurde von ihm selbst vertheidigt, er selbst erklärte sich selbst. Musterdirigenten umgaben den Schöpfer der Ribelungen, des Tristan, des Parsifal; die geheimsten Nervenruckungen dieser gewaltigen Tonwerke waren diesen auserlesenen Musikern bekannt geworden: die wirkliche, wahrhafte Tradition schien auf Jahrzehnte hinaus gefestigt, die Hauptmerkmale des neuen deutschen Kunstwerkes glaubte der Meister seinen Jüngern hell genug beleuchtet zu haben. Da kamen jener 13. Februar und die Tage der Trauer. Der Meister todt! Aus den Schaaren jener nächtlichen Alben, deren

freches Gelächter vergeblich nach Bayreuth hinstrebte, tauchten gar bald Sublgerüchte auf, deren Inhalt nichts anderes war, als die künstlerische Negation des Bayreuther Festspiels. Man hielt Bayreuth für eine bloße Laune Wagners, die mit der Person des Künstlers sofort verschwinden würde; aber man hatte Gelegenheit sich zu überzeugen, daß die heilige Raaba mit dem Hingang des Propheten nicht ein bloßer Fetisch wurde . . . Bayreuth besteht, es blüht und glänzt im Lichte des heiligen Grals. Wenn heute der Parsifal mehr denn je die Aufmerksamkeit der Welt auf sich gezogen, so ist das nicht ein Verdienst der Nachfolger Wagners, die zu einem sogenannten Festspielcomité sich zusammen-rattenkönigten, sondern lediglich die Wunderkraft eines Wunderwerkes, das in seiner Erhabenheit völlig einzelt in der Musikgeschichte dasteht. Und wie ist es mit der Tradition, mit der Stilkreinheit in der Aera Cosima geworden? Es ist für Männer jedenfalls keine besondere Auszeichnung, von einer Frau an der Kunst geführt zu werden; was man da in Bayreuth über diesen Punkt zu hören bekommt, entspricht den bisherigen Erfahrungen, die man überall dort gesammelt, wo ein Unterrock in die Weltgeschichte hineinflattert. Ich bin ein Wagnerianer, aber ich will nicht unter dem Oberbefehl von Frau Cosima stehen, ich will nichts mit dem Bankier Groß zu thun haben, dem die Menschen als sonst unnützes, in besonderen Fällen jedoch als zur Füllung des Festspielhauses geeignetes Pack erscheinen; ich will nicht die Verdrießlichkeiten einer ekelerregenden Protektionswirthschaft. Das ist wohl der Gedanke aller jener ehrlichen Wagnerianer, denen eine dämmernde Ahnung sagt, wie es hinter den Coulissen des Parsifal aussieht. Frau Cosima soll eine sehr geistvolle Dame sein, gut; sie soll sehr liebenswürdig sein können, gut; als Wittve Wagners wollen wir ihr eine besondere Achtung nicht versagen: aber, sie erlöse uns von den Uebeln der Weiberherrschaft, deren Endergebnisse, Heuchelei und Willkür, niemals dem Kunstwerke frommen können.

Daß es in der Festspielverwaltung neben den Tröpfen, die sich da für Wagner selbst halten, auch tüchtige Köpfe giebt, die sich die ehrlichste Mühe um das Ganze gegeben haben, sei ausdrücklich anerkannt. Hoffentlich wird der ganze Verwaltungsrath recht bald zu der vernünftigen Einsicht gelangen, daß die Festspiele doch einen anderen Zweck haben, als den Bayreuthern einen mühelosen und angenehmen Sommerverdienst zu verschaffen.

Nach diesen Ausführungen wird sich die Antwort auf die obige Frage nach der Tradition und der Stilkreinheit mit einiger Vorsicht geben lassen. In Bayreuth ist alles Tradition geworden. Unglaubliche Tempi im Parsifal, der Bankier Groß, unverschämte Beutelschneidereien, die Wauzen in den Fremdenbetten — alles, alles ist Tradition. Da die Leser dieser Blätter von allen den aufgezählten Unglücken eigentlich bloß die Tempi im Parsifal interessiren — möge ihnen die nähere Bekanntschaft mit den andern Punkten möglichst erspart bleiben — so will ich zu diesen allgemein beklagten Zeitunmaßen

oder Unzeitmaßen bemerken, daß sie — obwohl man sie auch für Traditionen hält — im ersten Akte geradezu unerträglich waren; das Vorspiel dauert über fünfzehn Minuten; sein wundervoller, von echt symphonischer Kraft erfüllter Gedanke wurde durch unglaubliche Dehnung zu einer schwerverständlichen, wenigstens für die Parsifalnovizen schwerverständlichen Tonfolge. Kapellmeister Felix Mottl dirigierte das Werk; auf seine Rechnung sind unter allen Umständen die gerügten Fehler zu setzen — auch dann, wenn er gegen seine bessere künstlerische Ueberzeugung auf hohen Befehl sich in der Tradition geirrt hätte; ein Dirigent des Parsifal muß eben Mann genug sein, seine eigene Meinung dem Weibertratsch gegenüber aufrecht zu erhalten.

Nichts desto weniger bleibt Mottl doch ein genialer Dirigent, obwohl alle, Kritiker wie Laien, über den Mann furchtbar schimpften. Der arme Mottl! Er wird sich's hoffentlich nicht sauer werden lassen, mit dem Lächeln der Ueberlegenheit auf den Bayreuther Kerger zurückzublicken!

Die Vorstellung, der ich beiwohnte, soll eine der besten des heurigen Festspieler gewesen sein, wie von jenen Glücklichen versichert wurde, welche das erhabene Werk von mehreren Vorstellungen her kennen. In der Besetzung der Hauptrollen war im Vergleiche zu den Parsifalaufführungen der früheren Jahre manche Aenderung eingetreten. Die „Personen der Handlung in drei Aufzügen“, wie sich der Theaterzettel, ein Werk des gottvollen Festspielcomités, höchst geschmackvoll ausdrückte, waren für Parsifal: Herr van Dyk, Gurnemann; Herr Gilmmeister, Amfortas; Herr Reichmann. Eine weitere Person in drei Aufzügen und drei Aufzügen, die Kundry, war, zum Heile der Rolle, in den Künstlerhänden der Frau Materna geblieben. Was den Parsifal des Herrn van Dyk anbelangt, so überrascht er in erster Linie durch edles und wohldurchdachtes Spiel, prachtvolle Erscheinung und wunderbare Stimmittel; man findet bei ihm alle Voraussetzungen eines echten Wagnerjägers. Uuvergeßlich werden allen Parsifalbesuchern die so charakteristisch gesprochenen Worte: „ich weiß es nicht“ und das köstlich naive Spiel mit den Zaubermädchen bleiben. Der Schmerzensruf im zweiten Akte: „Amfortas“, den Herr van Dyk mit höchster Kraft sozusagen aus der Seele schleuderte, wirkt geradezu elementar; der Gesichtsausdruck erinnerte in seiner edlen Herbheit an das Bild des Laokoon; die Schlange des bittersten Seelenschmerzes windet sich um den reinen Thoren. . . Von da an traf van Dyk in vollendeter Weise den mystischen Grundton, welcher den Parsifal des dritten Aktes in so tiefergreifender Läuterung als den Erlöser von aller Erden Schuld dem, selbst durch die moderne Philosophie nicht ganz entwurzelten Heilsdrange verständlich macht. Ein Bild voll ergreifendster Wahrheit schuf dieser hochbegnadete Künstler aus der Scene vor dem Speere, man muß gesehen haben, mit welcher inbrünstigen Rührung dieses leuchtende Auge zu der leuchtenden Spitze des Speeres emporblickt, man muß es

erlebt haben, wie sein Antlitz aus der Wolke dumpfen Erdenleibes hinübersehaut wie in eine andere, geheimnißvoll selige Welt, wie in diesen edlen Zügen das Wunder der Erlösung sich zuerst ankündigt... O, wie sind alle jene Blinden zu bedauern, welche die Großartigkeit und Erhabenheit dieses alles niederzwingenden Augenblickes nicht mit erleben können, und wie sehr sind alle jene zu beklagen, denen Geist und Herz verschlossen ist für alle die Seligkeit, die aus diesem Bilde hervorquillt, und in den Tonfluten des Orchesters aufschäumt! Wahrhaft Vollenbetes bot auch Frau Materna, die geniale Kundry. Wie schwierig diese Rolle ist, wird jedem sofort einleuchten, der sich einmal überlegt hat, was Wagner von der Kundry fordert; sie soll sich auf dem Boden wälzen, sie soll stöhnen, gräßlich lachen, schreien, wimmern, . . . sie soll ein wildes Weib sein, sie soll alle die Schmeichelöne der Verführung zu einer im mächtigen Crescendo anwachsenden Skala zusammenfügen. Welche Feinheiten der Darstellung verlangt der blumenduftige zweite Akt allein, wo in ihr das Urbild der Herodias, der zu dämonischer Schönheit verklärten Unkeuschheit in den leuchtendsten Farben der Sünde erglügen soll! Und wie bewältigte, wie bemeisterte Frau Materna die ihr gestellte Aufgabe! Nichts was überflüssig scheinen konnte, nichts was als Zuviel an die Freiheit der alten Spektakeloper erinnert hätte! Daß Frau Materna bald ihr x-jähriges Jubiläum als Wagnerjängerin feiern wird, wer hätte sich dessen bei der glutvollen Darstellung des zweiten Aktes erinnert?

Auch Fräulein Malten, die ausgezeichnete Dresdener Künstlerin, wird als Kundry sehr gelobt; da ich aber diese Rolle nicht von ihr gesehen habe, so muß ich mich eines Urtheiles enthalten, das sich nur aus fremder Anschauung rechtfertigen ließe. Ich gestehe, daß diese hysterisch-somnambule Kundry für mich in der Darstellung der Frau Materna einen außerordentlichen Reiz ausübte und mir das Verständniß für diese dunkle Gestalt durch Annahme eines hypnotisch-magnetischen Zustandes erschloß, auf welchen ich später noch zurückkommen werde.

Herr Gillemeister bot mit seinem Gurnemanz eine prächtige Leistung; an seinen Vorgänger, den leider viel zu früh gestorbenen Scaria, reichte seine künstlerische Kraft allerdings nicht heran; aber für jene, welche Gurnemanz-Scaria nicht kannten, war er von hohem Interesse. An Deutlichkeit der Aussprache ließ seine Deklamation nichts zu wünschen übrig; nur wären seiner Darstellung hier und da eindringlichere Accente, als sie es bot, noch förderlicher gewesen. Die kleineren Partien der anderen „Personen in drei Aufzügen“ waren durch die H. H. Scheidemantel (Klingsor), Hobbing (Titurel), Grupp, Widay (Grafsritter) trefflich besetzt. Die Damen Kayser und Francconi und die H. H. Hofmüller und Guggenbühler sangen die vier Knapen in mustergiltiger Weise. Den Amfortas sang, wie in den früheren Jahren, Herr Reichmann. Herr Reichmann ist ein großer Sänger, dessen Stimmittel außerordentlich sind; aber seine Begabung scheint

begrenzt; etwas einseitig, gelingen ihm am besten dunkle Charaktere, schwarze Pessimisten, Mollhelden wie ein Holländer, ein Hans Heiling u. s. w. Auch der Amfortas gehört in diese finstere Abtheilung und zeigt in seinen wilden Schmerzensschreien wirklich grandiose Momente. Im übrigen fehlt dem Amfortas des Herrn Reichmann, der eine wahrhafte Aufzugsperson ist, keineswegs der einheitliche, große Zug, den jeder Darsteller irgend einer Rolle des Parsifal zur Verfügung haben muß. Fatal muß ein musikalisches Ohr das fortwährende Zutiefjungen des Sängers berühren. Jedenfalls aber war der Amfortas eine bessere Leistung als der Hans Sachs desselben Sängers, der ebenso klobig, schusterpechbehaftet in gesanglicher Beziehung, wie unpoetisch in der Erscheinung gewesen sein soll.

Noch etwas verdrückliches ist mir im Parsifal aufgefallen: man erinnere sich an die Verwandlungsmusik des ersten und letzten Aktes, in der die Schauer des Todes wehen; der Gral ist ja das nächtige Land, das keines Sterblichen Auge schaut; wer in sein Lichtreich eingehen will, der muß das Thal des Todes durchschreiten; durch dieses tiefgeheimnißvolle Thal geleitet uns die Verwandlungsmusik. Wir schreiten durch tiefen Wald, in dem jedes Leben erstarrt, blicken in finstere Grotten, in deren undurchdringlich geheimnißvollem Dunkel das Nichts zu schlummern scheint, und irren in der Wildniß. Aus der Ferne tönen mächtige Glocken, tiefsummend, ein lauter Geister-ton wie Stimmen aus der Ewigkeit . . . wir treten in den Graltempel ein und fühlen uns durchrieselt von einem unbekanntem Empfindungsströme . . . Athemlos harren wir. Da kommen in zwei Halbschören die Ritter vom heiligen Grale im „preußischen Parademarsch“ auf die Bühne! Was fällt Euch ein, Ihr Herren von der Festspielverwaltung, Gralritter und preußische Soldaten miteinander zu verwechseln? Es kann nichts lächerlicheres geben, als zu den wild klagenden Tönen in steifer Grandezza „Pantolon“ tanzen zu sehen. Da fehlt ja nur noch Offenbach, der von oben herab laut die Quadrille française commandirt: Allons! Chaine anglaise! Wenn man nach der Musik schreiten will, so muß dies beim Nieder- und Auftakt in kleinen Schritten geschehen; wenn nicht, — und das wäre meiner Ansicht nach das einzig Richtige, da Wagner eben keinen Einzugs-marsch für die Gralritterschaft geschrieben — so mögen die vor-kommenden Gralritter mit der aus der Situation sich ergebenden Hoheit und Würde mit schmerzlicher Trauer gemischt, den heiligen Raum betreten. Es ist zu hoffen, daß in der nächsten Festspielzeit das Festspielcomité nicht nur auf Personen in drei Aufzügen, sondern auch auf den „preußischen Parademarsch“ Verzicht leistet. Das Wunder von Wohlklang, Grazie und Kontrapunkt im Parsifal, das Ensemble der Zaubermädchen — die Bezeichnung Blumenmädchen hat sich leider unausrottbar eingenistet — wirkte wieder wahrhaft herauschend und entzückend. Die Damen Bettaque, Dietrich, Fritsch, Hedinger, Kayser und Rigl sangen die Solostimmen in größtentheils anmuthiger und reizvoller Weise.

So wirkte denn dieses erhabene Schauspiel, wie sein genialer Schöpfer es gewollt: erlösend. Tiefste Rührung hatte sich aller Festspielbesucher bemächtigt, ein Gefühl der Ergriffenheit alle überwältigt. Mit Dankbarkeit gedachten wir des großen Mannes, der uns eine deutsche Kunst gegeben, nachdem wir so lange bei den prunkenden Schaugerichten aus der Fremde gehungert und Ekel empfunden. Parsifal sei auch für die Zukunft unsere Lösung, trotz des Unterrockes der Frau Cosima und trotz Bankier Groß . . . Wenn es nur einen Engel gäbe, der, wie jener des heiligen Loretto, einmal den Festspieltempel auf seine Flügel nähme, auf irgend einem heiligen Berge der ganzen Welt zur Gnade und Erlösung ihn hinstellte! Wie schön wäre es dann auf der Welt, wenn jeder sein Bayreuth zu Hause hätte!

Die Meisterfinger sind und bleiben die Oper aller Opern. Johannistag! Welch' ein Zauber liegt für gemüthvolle Herzen in dem Worte! Johannistag! Vom Flieder berauscht, hat der Genius der Tonkunst sich selbst diese stolze Kathedrale erbaut . . . Die Meisterfinger von Nürnberg werden, um gleich damit herauszuplätzen, in Bayreuth in einer scenischen und musikalischen Vollendung gegeben, die bisher auf der ganzen Welt nicht mehr ihresgleichen findet. Man denke sich die Dekorationen: die Katharinenkirche, das Haus und die Gasse des berühmten Schusters bis zur Gasse getreu der Wirklichkeit „abgelanscht“, die Festspielweise im letzten Akt im Hintergrunde abgeschlossen durch ein vollendetes Kunstwerk der Dekorationsmalerei. Ja, das ist Nürnberg, wie es lebt und lebt; das ist wirklich ein Hauch von Sonnenglanz, der dem ganzen Bilde die festliche Freude des Sonntags verleiht; der Zauber der alten Romantik spricht aus diesen Erkern, diesen Zinnen, diesen Thürmen; ein Dufte von Wollust webt in der Sommernacht; Lenzesgebot, die süße Noth, das Allermenschlichste, hat in den Meisteringern eine hochpoetische Verklärung gefunden, wie sie noch keinem Poeten gelungen ist, weil sie dem bloßen Poeten allein unmöglich gelingen kann. Hosiannah der deutschen Kunst! Hosiannah dem deutschen Meister, der so ein Werk geschrieben! Alles, was vor den Meisteringern von den älteren Meistern geleistet, ist gegen dieses holde Werk ein archäologischer Quark — wie sich Herr von Bülow ausdrücken würde. In der That verblaßt gegen die Musik der Meisterfinger, gegen das Stück überhaupt, alles und jedes, was selbst unsere größten Meister gesungen haben. Wollte man Mozarts Don Juan mit den „Meisteringern“ vergleichen — aber, so lieb Euch Euer Leben ist, thut es nicht, — denn der Don Juan ist ja auch unsterblich, unvergänglich . . . Die Aufführung leitete ein Schüler Wagners, der unterdessen selbst ein Meister geworden: Hans Richter, ein Wagnerdirigent von seltener Reinheit. Und doch scheint mir selbst unter Richters genialer, die äußerste Klarheit erstrebenden Direktion der Vortrag namentlich des rein Instrumentalen manchmal unwagnerisch gewesen zu sein. Unwagnerisch? Ja, gewiß! Denn wir wissen, wie sehr Wagner, um

nur ein Beispiel anzuführen, mit zunehmender Steigung, mit pathetischerer Orchesterprache auch das Tempo abgeändert, also breiter oder schnellathmender haben wollte. Richter aber nahm das Beispiel vom ersten bis zum letzten e in einem gemüthlichen Trabe; die große Crescendostelle im ersten Theile des glänzenden Tonstückes, wo sich die Septakorde aneinanderreihen, das Marschthema, das Liebesmotiv — alles, alles fiel einem Zeitmaß zum Opfer. Daß das Orchester, hier wie im Parsifal, Unübertreffliches bot, darf bei seiner Beschaffenheit niemanden Wunder nehmen; haben sich doch die tüchtigsten und besten Künstler Deutschlands muthig in den „mythischen Abgrund“ gestürzt, wie die römischen Decier, der edelsten Sache zu dienen. Man wird kaum wieder bei aller Fülle, aller Pracht, so viele Feinheit, so viele Delikatesse der Ausführung und einen solchen Wohlklang vereint finden. Auf einem soliden Fundamente von acht Contrabässen, zwölf Cellis u. s. w. baut sich ein Riesenorchester von 110 Musikern empor, welche größtentheils mit den Eigenthümlichkeiten des Wagnerstiles auf das Innigste vertraut sind. Ueber die Aufführung selbst kann ich mich kurz fassen: sie war im Gesamteindrucke eine vollendete, eine mustergiltige; der Chor, aus 400 Personen bestehend, leistete das Höchste, was man von einem großen Chore verlangen kann, in dem unvergleichlich markig Bedeutungsvollen: „Wacht auf, es naht gen' den Tag!“ Das war so überwältigend, so packend, daß wohl kaum ein Auge trocken blieb. Was die Leistungen der Solisten anbelangt, so muß in erster Linie Herr Plank als Hans Sachs genannt werden, der den gemüthvollen Schusterpoeten mit edlem Humor und herzenswarmer Philosophie ausstattete; stimmlich war sein Sachs von hoher Schönheit. Herr Kürner machte aus dem Sigtus Beckmesser einen gelungenen Charakterkopf des Meides und der versteckten Bosheit und brachte trotz der als unübertrefflich gerühmten Beckmesserfigur des Herrn Friedrichs, sein bedeutendes Talent zu schönster Entfaltung. Ein prächtiger Junker war auch der Stolz des Herrn Gudenus: Stimmlich besonders günstig disponirt, im Spiel voll Ritterlichkeit, störte nur das schlechte — verzeihen Sie das harte Wort — Untergestell; ich denke aber, daß man durch Baumwolle und Watte doch manchen Mangel an Muskulatur und auch die Hungersnoth der Beine wohl verdecken und ersetzen kann. Auch was Hedmond (David) bot, ist hochrühmenswerth; seine vornehme und intelligente Künstlerschaft und die außerordentliche Liebeshwürdigkeit seiner der zartesten Schattirungen fähigen Stimme sicherten ihm einen schönen Erfolg; Herr Hedmond forcirte einigemale sein Organ; mit Unrecht: die treffliche Musik des Hauses erlaubt im Gegentheil dem Sänger alle mögliche Schonung. Wiegand als Bogner war eine kernige Prachtfigur, über alles Lob erhaben. Die übrigen Meistersänger in den Händen der Herren Denninger, Dr. Gerhaz, Dr. Schneider, Grupp, Demuth, Guggenbühler, Gebrath, Halper und Salzburg, geriethen gut; daß unter ihnen nicht lauter Genies, konnte man auch bemerken. Frau Sucher sang die Eva etwas

kühl-konventionell, ohne sonderliche Begeisterung, brachte aber die Vorzüge ihres hervorragenden Talentes und ihrer vorzüglich geschulten Stimme aufs Beste zur Geltung. Die Magdalena, Evas Amme . . . doch da fällt mir ein, daß es jedenfalls nicht sehr verlockend sein muß, eine Amme zu freien, deren Milchkind selbst schon, der süßen Noth unterthänig, ans Heiraten denkt. Schätzen wir die Eva an sich — also nicht in der Gestalt irgend einer ängstlich zu verschweigenden Sängerin — auf achtzehn Jahre, setzen wir bei der Amme voraus, daß sie im Alter von zwanzig Jahren schon die Fähigkeit gehabt, den Beruf der Amme praktisch zu erwählen, die Fähigkeit, eine Busenfreundin zu werden, so giebt das als Alter der Magdalena etwa 38 Jahre; man sieht, fast kanonisch war Davids, des Gesellen Braut. Liegt hier eine irrthümliche Bezeichnung vor? Wollte Wagner mit seiner Amme etwa eine Stütze der Hausfrau oder eine Vertrauensperson andeuten? Ich lasse die Frage offen . . . Frau Staudigl war zum mindesten als Magdalena sehr begehrenswerth. Das herrliche Werk wurde mit größter Begeisterung aufgenommen; der von unseren Theaterdirektoren mit Rücksicht auf das Abendbrod der Abonnenten und in der Noth der gewöhnlichen Theatertradition so arg verstümmelte letzte Akt wurde von Vielen zum ersten Male in seiner ganzen himmlischen Schönheit erkannt. Möchte diese Bayreuther Aufführung ein Segen werden, auf den wir auch außerhalb Bayreuths nicht zu verzichten brauchen. Das wäre die schönste Genugthuung für alle die ichnöde Unbill, welche uns ein unaufhörlicher Regen und gliedererstarrende Nächte angethan. Selbst Personen in drei Aufzügen sollen sich unbehaglich befinden haben . . .!

Nach den Meisteringern, wie nach dem Parsifal fand natürlich — nun was glauben Sie wohl? — dem große Kneipe bei Angermann statt. Wer ist Angermann? Denken Sie sich einen Garten mit zwei Oleanderbäumen und einigen verkümmerten, armen Fichten, die in Holzkübel eingefesselt sind: einige dicke Bayern füllen den Garten vollständig aus. Dann denken Sie sich eine schlechte Kneipe mit Bildern, die nicht von Rafael und Makart herrühren, im Oberstock einen sogenannten Saal, der allen den Düften des Hauses als Tusculum dient; denken Sie sich eine Kundry — so heißt die Kellerin — mehrere Duzend brüllender Gäste, die alle behaupten, sie seien begeistert von Meister und seinen Werken, denken Sie sich alles, was nach Bayreuth kommt, auf Minuten in diesem häßlichen Lokale herumtreiben und im dicken Tabaksqualm die Parsifalkünstler stolz in einem nach vorne geöffneten Seitencabinett in aller Herrlichkeit thronen und denken Sie dabei an das profanum vulgus des Horaz, und Sie wissen, wie es bei Angermann aussieht . . . Und warum drängt sich alles in diese entsetzliche Hölle? Weil der Meister hier manchmal seinen Abendshoppen zu trinken pflegte. Hätte doch der Meister einmal behauptet, daß ein Löffel Cyankali als Verdauungspulver gut sei, ich wette, die Cyanalfabriken würden wie Pilze aus der Erde schießen. O, wie schön wäre es auf der Welt

wenn es keine Narren gäbe! Schade, daß Wagner vergessen hat, den Ausspruch zu thun: dann gäbe es keine Narren mehr.

## IV.

Diese Kundry ist jedenfalls eine der merkwürdigsten Schöpfungen Wagners: ihr Charakter läßt sich durchaus nicht erschließen, wenn wir nicht einen Schlüssel gebrauchen, der unserer Zeit nicht mehr fremd ist, mit dem wir die tiefsten Geheimnisse der Psychologie und der Physiologie unserem Verständniß zugänglich machen. So wunderbar und unnatürlich diese Kundry erscheint, selbst wenn wir sie für eine rein mythisch-symbolische Figur halten, so deutlich und klar sehen wir auf den Grund ihrer Seele, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß sie eine durch und durch hysterische Person ist, ein leicht reizbares, sensibles Nervensystem besitzt und vor allem für jene überraschenden Erscheinungen im höchsten Grade empfänglich ist, welche obwohl schon den Fakirs der Indier, den Schamanen und den Zauberern des Mittelalters sehr wohl bekannt, doch erst in der Neuzeit zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht wurden. Man pflegt die Summe dieser Erscheinungen gewöhnlich Mesmerismus, Hypnotismus oder Somnambulismus zu nennen; ihr letzter Urgrund beruht auf einer Krankheit des Nervensystems, der Hysterie. Die Hysterie ist jene eigenthümliche Nervenerkrankung, welche durch Störungen der Sensibilität zu einer ganz außerordentlichen, oft an das Wunderbare grenzenden Schärfe der Sinne hinleitet und zu gleicher Zeit in vereinzelt Zuckungen gewisser Muskelgruppen oder in konvulsivischen Paroxysmen komplizirter Natur, die sich als Lach- oder Weindrämpfe darstellen, endlich im Somnambulismus den höchsten Grad ihrer Ausbildung findet.

Betrachten wir uns nun die Kundry und ihr Krankheitsbild vom physiologischen Standpunkt aus: Kundry stürzt hastig, fast taumelnd auf die Szene; ihre Augen sind stechend schwarz, zuweilen wild aufblitzend, öfters wie todesstarr und unbeweglich; während der Erzählung Gurnemanz's vom Falle des Amfortas wird sie von wüthender Unruhe gepeinigt; dann schleppt sie sich einem Waldgebüsch zu.

Nur Ruhe! Ruhe, ach, der Müden!  
Schlafen! Oh — daß mich keiner wecke ...

Dann fährt sie wieder scheu auf:

Nein, nicht schlafen, — Grausen faßt mich!

Sie stößt einen dumpfen Schrei aus und verfällt in heftiges Zittern, dann läßt sie die Arme matt sinken, neigt das Haupt tief und schwankt matt weiter. Noch einmal ruft sie „Schlafen! Schlafen — die Zeit ist da! Ich muß“ und dann sinkt sie im Gebüsch zusammen, Sie verfällt augenscheinlich in einen hypnotischen Schlaf: sie will nicht schlafen und muß doch schlafen; ein fremder, mächtiger Wille zwingt ihre Seele. Sie hat alle die einzelnen Phasen ihres hysterischen Zustandes,

gemischt mit kataleptischen Anfällen, durchkostet und ist nun erstarrt in Lethargie. Die Reihe dieser Zustände, die uns Kundry bietet, können wir sofort an einem Medium studiren, das von einem Hypnotiseur in hypnotischen Schlaf versenkt wird. Verschiedene namhafte Gelehrte haben auf dem Gebiete des Hypnotismus experimentirt und wunderbare Ergebnisse erhalten, die sich nicht durchaus erklären, die sich aber auch unter der Voraussetzung einer fast peinlichen Gewissenhaftigkeit in der Ueberwachung des Mediums nicht ableugnen lassen. Neben den Versuchen, welche Charcot in Paris gemacht hat, sind es namentlich die Experimente des Prager Professor Krafft-Ebing, welche das größte Interesse beanspruchen. Wer ist, so fragen wir, nachdem wir in Kundry ein Medium erkannt haben, der Hypnotiseur Kundrys? Die Antwort lautet: Klingsor. Klingsor ist ein Zauberer ganz im Sinne der mittelalterlichen Romantik; er hält den glänzenden Zauberspiegel in der Hand, in den er eifrig hineinstarrt: die Folge dieser auf einen Punkt hinggerichteten, hochgespannten Sinnesthätigkeit ist Somnambulismus, der sich bei Klingsor als Hellsehen in Zeit und Raum offenbart. Klingsor hypnotisirt sich selbst und in dem Zustande des Somnambulismus erblickt der Hellseher die nahenden Parsifal. Der moderne Hypnotiseur bedient sich bekanntlich auch eines glänzenden Gegenstandes, z. B. einer Uhr, um das Medium in Schlaf zu versetzen. — Die folgende Scene des zweiten Actes ist für die Annahme einer magnetisch-hypnotischen Wechselbeziehung zwischen Kundry und Klingsor so beweiskräftig, daß man meinen könnte, Wagner habe das Material zu diesem Auftritte aus dem Laboratorium eines Physiologen sich geholt. Klingsor nimmt vor allem eine für den Hypnotiseur charakteristische Handlung vor; er entzündet Räucherwerk, das ja von jeher bei allen „Beschwörungen“ eine große Rolle spielte. So galten dem Mittelalter namentlich Sambucus, Allium, Opiumdämpfe u. a. als wirksame Zaubermittel. Klingsor führt darauf jene geheimnißvollen Geberden aus, die auch heute noch die Hypnotiseure vollführen, nur weniger geheimnißvoll, die in der Hauptsache in Strichen bestehen, welche, auf dem Haupte ausgeführt, den Zweck haben, gewisse Nervenzellen der grauen Gehirns substanz für das Vorstellungsvermögen besonders zu schärfen oder auszuschalten. Nun denke man sich den geheimnißvollen Zierath, die nekromantischen Wunderdinge, die abenteuerlichen Formen eines von narkotischen Dämpfen durchbusteten, halbdunklen Raumes und man wird begreifen, wie in solcher Umgebung bei einem passenden Medium äußerst rasch ein hypnotischer Schlaf, vielleicht durch bloßes Fixiren schon, hervorgerufen sein wird.

„Hierher! Hierher denn, Kundry!  
Zu Deinem Meister herauf!“

Und in dem bläulichen Lichte steigt Kundrys Gestalt herauf. Sie stößt einen schrecklichen Schrei aus, wie eine aus tiefstem Schlafe aufgeschreckte Halbawache.

„Erwacht Du? Ha!  
Meinem Banne wieder verfielst Du heut zur rechten Zeit!“

Kundry läßt ein Klagegeheul, von größter Festigkeit bis zu bangem Wimmern sich abstufoend, vernehmen und versucht vergeblich, in dem hysterisch-kataleptischen Zustande, noch im Banne des Hypnotismus, die Sprache wieder zu gewinnen. Nur rauh und abgebrochen lallt und stammelt ihre Zunge . . . von langen Seufzern, tiefem Stöhnen sind ihre Antworten unterbrochen. Und nun wird mittels eines dem Medium gegebenen Befehles, Parsifal zu verführen, der Hypnotismus in den Organismus des Drama eingeführt: willenlos, gegen ihren Willen, führt Kundry den Befehl des Hypnotiseur Klingsor aus. Der Kampf der zwei in Kundry aufeinander plazenden Willen äußert sich bei Kundry mit einem gewaltigen Rückschlag auf das Nervensystem — Oh! — Oh! Wehe mir! ruft und klagt sie, dann geräth sie in ein immer ekstatischeres Lachen, das sich bis zur ganzen Gräßlichkeit des hysterischen Lachkrampfes steigert und endlich in ein krampfhaftes Wehegeschrei überschnappt . . . Sie ist der Macht ihres Hypnotiseurs bis zur sklavischen Ergebung verfallen. Die weitere Entwicklung des zweiten Aktes ergiebt sich unter der Annahme der fortwirkenden Suggestion, d. h. der vom Hypnotiseur Klingsor empfangenen Willensrichtung, ganz von selbst. Später erscheint Kundry als völlig kataleptisch; ihre Gesichtsfarbe ist bleicher geworden, aus Niene und Haltung ist die Wildheit gewichen; dem Anfall folgt die vollständige Erschlaffung. Als sie von Parsifal die Taufe empfängt, da durchschüttelt die ehemals Wilde ein heftiger Weinkrampf. Vielleicht ließen sich bei allen Personen des Parsifal hypnotische Einflüsse nachweisen. Sie wären nichts unnatürliches, da ja die Geschichte der ersten, christlichen Jahrhunderte so reich an hysterischen Symptomen ist; wir finden diese Symptome sowohl in den Verzückungen der christlichen Märtyrer, wie im Leben der durch die Askese heilsichtig gewordenen Heiligen . . . Unter dem Einflusse des Hypnotismus bildeten sich jedenfalls auch die Mysterien des Mittelalters; von dem Orden der Rosenkreuzer, den Bultwer in seinem „Janoni“ verherrlicht, ist das mit Bestimmtheit anzunehmen.

## V.

So wäre denn auch der rein kritisch-langweilige Theil aus meinen Bayreuther Sommertagen der Geschichte übergeben: und doch hätte ich noch manches zu erzählen, was werth wäre, der Vergessenheit entrißen zu werden. So sagte irgend ein vierschrotiger Wagnerianer, als wir im Festspielhause saßen und dem hellen, elektrischen Glühlicht tiefes Dunkel gefolgt war, mit großem Pathos: „Gott, wie großartig“, eine Apostrophe, die unendlich bezeichnend ist für die Herren, welche da oben sich zusammenfinden. Der Vorstellung wohnte natürlich auch die Familie Wagner und der Generalstab der deutschen Kunst, d. h. die Herrn Wolzogen, Groß und andere Größen bei. Frau Cosima ist eine sehr magere Person, ein scharfes Commandogeficht, sehr geistreiche Augen, aber als Weib zu sehr an Liszt erin-

nernd, der nur als Mann denkbar war. Ein weiblicher Liszt — oh, wie unnatürlich! Reizend fand man allgemein Wagners Töchter, liebenswürdige, sanfte Gesichter, die gleichwohl das energische Temperament ihres Vaters nicht verleugnen. Siegfried, der Sohn Wagners, trägt ganz die Züge seines Vaters: die scharfe Geiernase, der breitgewölbte Kopf und manches andere in seiner Physiognomie erinnert lebhaft an den alten Wagner. In ganz Bayreuth heißt er nur der Siegfried. Haben Sie Siegfried nicht gesehen? Wo ist der Siegfried? rufen die Leute einander zu, wenn sie in der bierseuchten Kneipe bei Angermann beisammen sitzen und während sie sich vollbieren über die Erhabenheit des Parsifal und die Größe der deutschen Idealität — streiten. Haben Sie Siegfried nicht gesehen? Siegfried ist um die Auszeichnung, der Sohn eines großen Mannes zu sein, ganz sicher nicht zu beneiden, zumal auch er ein Opfer der bisher gesammelten Erfahrung geworden, daß das Genie nicht vererbbar sei... Siegfried ist jedenfalls ein eleganter, wohlherzogener Mensch, der hoffentlich klug genug ist, in dem Taumeldunstkreis seiner Umgebung nicht den Hauch der Gottähnlichkeit einzusaugen. Siegfried studirt in München Baukunst; das Denkmal für Papa Liszt, der auf dem Friedhofe von Bayreuth begraben liegt, soll nach Plänen Siegfrieds gebaut worden sein. Nun, die Pläne sind jedenfalls nicht viel werth gewesen und hätte sich Liszt nicht selbst sein unvergängliches, strahlendes Mausoleum errichtet, es stände wahrlich schlimm um sein Andenken. Das Liszt-Denkmal macht einen geradezu kindisch-plumpen Eindruck; ohne schöne Formenverhältnisse, ohne Schmuck, ohne Poesie steht es da! Dieses Denkmal für Liszt, welsch' ein Mißverständnis! Liszt, Liszt! Der Künstler aller Künstler! Noch vor einigen Jahrzehnten wäre die Frage möglich gewesen, was ist die Kunst Franz Liszt's? Doch nur sein Klavierspiel... aber man war gnädig genug, zuzugestehen, daß er auf dem Elfenbein in der That über die Mittelstufe hinausgekommen sei. Franz Liszt ist eine Univerjalität... nur die Schwalben und die Sperlinge können das nicht begreifen. — Nachdem man aber so lange Jahre hindurch seine die ewige Harmonie wiederpiegelnden Werke einer bloßen Komponierlaune zugute gehalten hat, so ist doch wohl die Frage berechtigt, welchem glücklichen Umstande ist der Umschwung der Denkart, die Verschönerung des Kaleidoskops der ästhetischen Prinzipien jener musikgenießenden Kreise zu danken, welche sich so gerne als die kunstliebenden oberen Zehntausend fühlen? Wer hat den Liebestrank gebraut, der die Neigung und die Sehnsucht entzündet, die musikalischen Werke Franz Liszt's zu hören? Ich glaube, ein neuerer Philosoph, Moriz Wirth, hat recht, wenn er behauptet, daß ohne Wagner Liszt nicht denkbar wäre, daß Wagner, wie ihm Liszt die künstlerischen Vorbedingungen gegeben hat, den Gedanken von Bayreuth seiner inneren Verwirklichung nahe zu bringen, doch nur eine Vorstufe des Verständnisses für die großen Orchesterwerke Liszt's, in erster Reihe der Schlüssel zu den symphonischen Dichtungen sei. Wäre es möglich, daß jemand, ohne die „Nibelungen“ gehört zu haben,



Allein zu Haus.

Nach einem Originalgemälde von Th. Meinhart.

Digitized by Google

100

im Urwald der Faustsymphonie sich zurechtfindet? ... der Faustsymphonie, welche Wagner eine göttlich schöne Musik genannt hat? Musiker der älteren Tradition erklären die Faustmusik für formlos und sagen, das sei überhaupt keine Musik. Natürlich, der Faust ist auch kein Drama, wenigstens nicht im Sinne unserer Professoren. Der alte Tadel, der alte Unsinn! Formlosigkeit! Vielleicht hätten die alten Aegyptier die Acropolis zu Athen oder den Tempel des Zeus, hätten sie ihn gesehen, für formlos erklärt, weil er nicht die Gestalt einer — Pyramide hatte! Aus dem Hasekorn spricht — ich darf wohl diese Thatsache als ziemlich bekannt voraussetzen — ein Hasekorn empor, und nun verlangen diese Herren der geraden und der krummen Form, daß aus der Eichel auch ein Hasekorn wachse! Das würden sie dann Form nennen. Doch daran erkenn' ich den gelehrten Herrn! Was Ihr nicht tastet, steht Euch meilenfern! Liszt ist todt — die Thatsache ist für die gelehrten Herren nicht mehr zu ändern, leider, denn sie bedeutet, daß er den Deutschen klassisch geworden! Beethoven galt seinen Zeitgenossen als Revolutionär, als Umstürzler und Jakobiner; nach seinem Tode wurde er das Herz der Klassizität. Sollen wir uns über diese Erscheinung wundern, welche sich bei allen bedeutenden Männern vollzieht und die mit einem bloßen Raisonnement gewiß nicht aus der Welt zu schaffen ist? Also Liszt ist ein Klassiker geworden, der uns nach mancher Seite hin noch lieber sein darf als mancher Altklassiker: er wird nicht langweilig. Aus seinen Werken strömt ein berauschendes Arom, das in alle Poren bringt; eine Zauberatmosphäre umhüllt sie, aus der ein Fluidum der wunderbarsten Art in die Seelen der Hörer sich ergießt: Ein überströmendes Gefühl, eine sazzinirende Leidenschaftlichkeit, ein Pulsiren der Empfindung, bald dramatisch und heilig, prachtausfaltend und einfach, bald stürmisch und ruhevoll, charakterisirt das tonpoëtische Schaffen Liszts. O Liszt, Liszt! Und was sagt Ihr dazu, ich hoffe, Ihr würdigt nun ganz die groteske Komik des folgenden Satzes — wenn die „Times“ von Bayreuth folgende Notiz brachte: „Morgen Dienstag, Vormittag halb neun Uhr, findet in der hiesigen katholischen Pfarrkirche die gestiftete Jahrtagsmesse für den verlebten Kanonikus und Komponisten Herrn Abbé Dr. F. Liszt statt.“ Himmlisch! Der verlebte Kanonikus! Prachtvoll ist auch das nachfolgende „und“; „Kanonikus und Komponist“ schien dem guten Redacteur jedenfalls eine bedenkliche und unerlaubte Häufung von Aemtern zu sein. Ja, das macht das bayerische Bier; es fördert zwar sehr den Leib, macht aber auch die Intelligenz zu schwerfällig, zu fett! Und für verfettete Intelligenzen ist leider noch kein Karlsbad entdeckt. O fette Intelligenzen! Wie habt ihr damals gegen den Narren gezetert, der in Bayreuth sich sein Theater bauen wollte; da habt ihr fetten Intelligenzen von Bayreuth euch halbtodt gelacht, wenn ihr ihn saht, den ihr spöttisch den „Meister“ nanntet, und wie habt ihr euch gewundert, ihr fetten Intelligenzen, als dann die Tausende von Fremden ihr schönes Geld

bei euch ließen! So wurdet ihr auf einmal Wagnerianer. Aber tröstet euch, seit zweitausend Jahren betet die fette Intelligenz nur den Erfolg an. Genie und Gefindel, vor der Welt ist alles gleich, Messias und Schächer; es lebe die fette Intelligenz!

In der Nacht, die den Meistersingern folgte, konnte ich nicht schlafen, wiewohl der von Zeit zu Zeit aufsteigende Wind, der an die Fensterscheiben klatschende Regen und die Musik in meiner Seele zur wunderbaren Symphonie sich ergänzten. Ich muß es nur gestehen, das Glend und seine Ursachen lagen in der Außenwelt. Ich hatte mehrere Duell zu bestehen, bei denen auf beiden Seiten Blut floß. Das Duell mit einer Wanze ist zwar nichts angenehmes, dafür aber nichts seltenes. Endlich konnte ich nach gräßlich-schlafloser Nacht den schönen Morgenregen begrüßen. Mit meinem Freunde frühstückte ich wie gewöhnlich im Café Sammet, wo wir uns an die abschreckende Häßlichkeit der Kellnerinnen schon zu gewöhnen anfingen. Von hier aus begaben wir uns in das alte, markgräfliche Theater, einen wunderhübschen Bau aus der Renaissancezeit, dem eine außerordentliche tiefe Bühne gestattet, selbst einer Spontinischen Oper mit ihren Elephanten und Regeregimentern gerecht zu werden. Von hier aus besuchten wir die Villa Wahnfried und fanden leider vor der Marmorplatte, die das Grab Wagners bedeckt, eine Menge von Engländern stehen; ein wehmüthiger Gedanke, der mich gefangen nahm, wurde bald darauf verscheucht durch ein ferne her klingendes Klavier. Ich lauschte und erkannte sehr bald den Hochzeitsmarsch aus dem „Sommertraum“ — eigenthümlich zögernd und unsicher gespielt, im choralartigen Zeitmaß . . . zudem griff der Spieler statt dis immer d — ich verlor mich verdroffen vom Grabe Wagners — das fatale d verfolgte mich; ich ging in die Stadt zurück — ich hörte das d in meinem Gehör klingen. Entsetzlich . . . Ich kaufte mir eine Cigarre . . . aus den Rauchwolken grinste mich eine Frage an, als ich genauer hinsah, bei Gott, es war das d . . . Ich warf die Cigarre in die nächste Pfüge, im Erlöschen zischte sie ein grimmes d . . . Ich war verzweifelt. Dieses d wird mich noch wahnsinnig machen. Ich bezahlte meine Rechnung . . . und ging verdrießlich auf den Bahnhof. Ich wollte nach Nürnberg fahren . . . der Zug kam an, die Lokomotivpfeife gellte. Bei Gott, es war wieder das d . . . Ich fuhr nicht . . . Ich wartete, wartete lange. Endlich kam eine Lokomotive, die pfiß dis . . . Ich stieg beruhigt und erlöst in die nächste Wagenzelle und fuhr fort . . .





## Das moderne nordische Drama.

Von Johannes Petersen.

**E**ine neue Richtung, vertreten von hervorragenden schöpferischen und kritischen Geistern, das ist ganz im allgemeinen die Signatur der neuesten nordischen Dichtung. „Die Männer des modernen Durchbruchs“ sind dem deutschen Publikum theils aus Uebersetzungen ihrer Werke, theils durch die geistvollen Abhandlungen von Georg Brandes bekannt. Zur ferneren Charakteristik und Würdigung der beregten hochinteressanten literarischen Erscheinung möchten die folgenden Zeilen ein wenig beitragen: eine literarische Unterhaltung, in welcher das Für und Wider im Anschluß an eine besonders markante dramatische Dichtung der neuen Richtung erörtert wird.

Die Fabel des zweiaktigen Schauspiels „Ein Besuch“ von dem Dänen Eduard Brandes (Bruder des Georg Brandes) ist folgende: Der fühnensche Gutsbesitzer Kai Neergaard ist nach einer leichtsinnig verlebten Jugend ein ehrbarer Gatte und Landmann geworden. Seit reichlich einem Jahre ist er mit der jungen reizenden Florizel verheiratet, die ihm vor kurzem ein Söhnlein geschenkt hat. Heute wird Besuch erwartet: ein Jugendgenosse Neergaards aus der Hauptstadt, der Aktuar Repholt, trifft ein. Dieser, noch Junggefelle und ein Feind der Ehe, erzählt seinem ehemaligen Kameraden bald nach seiner Ankunft ein lockeres Reiseabenteuer älteren Datums, an das ihn die Gegend erinnert: vor mehreren Jahren hat er in dem benachbarten fühnenschen Städtchen eine junge, unerfahrene Reisegefährtin verführt. „Es war eine Ueberrumpelung“, sagt er. „Sie wußte nicht, was sie that. Sie war ein romantisches junges Mädchen, hatte nichts erlebt und zitterte in aller Unschuld vor Lust zu erfahren.“ Woher sie kam, ist ihm unbekannt; nicht einmal ihren Namen weiß er. Das Erlebnis hat aber einen tieferen Eindruck auf ihn gemacht; es hat ihm „einen kräftigen Widerwillen eingesflößt gegenüber den Möglichkeiten, welche die Ehe einschließt“, und dann — „etwas so Verzweifeltens wie sie beim Tagesanbruch hat er nie gesehen.“

Es stellt sich heraus, daß Florizel jene Reisegefährtin gewesen ist. Repholt trägt ihr die Fortsetzung seiner „Liebe“ an, wird aber entschieden zurückgewiesen. Dann meldet Kai den Sachverhalt. Repholt muß schleunigst abreisen. Zwischen den Gatten kommt es zu einer stürmischen Scene; er will sie verstoßen, läßt sich aber doch bewegen, sie an seiner Seite zu dulden. „Hoffe nichts von der Zukunft“, sagt er; „wir werden beide grenzenlos unglücklich.“

Das Schauspiel war an einem Abend des vorigen Winters in unserm dramatischen Klub vorgelesen worden. Es hatte einen starken Eindruck auf uns alle gemacht, und wir waren bald darin einig, daß es ein hervorragendes Dichtervermögen befunde. Ueber den poetischen Werth des Stücks waren gleichwohl die Meinungen getheilt. Das war nun nicht eben verwunderlich; denn wir vier Klubbrüder sind von sehr verschiedener Geistesrichtung und stark divergirend in unsern Weltanschauungen: ein Theolog der sogenannten positiven Richtung; ein Dichter, welcher sich der realistischen Schule zuneigt; ein philosophischer Literat mit pessimistischen Alluren, stark beeinflusst von Schopenhauer und Ed. von Hartmann, und dann meine Wenigkeit, die zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen realistischer Wahrheit und idealistischer Schönheit zu vermitteln suchte und im übrigen nach bescheidenen Kräften das Tragische als Spezialität anbau. Unser ästhetisches Interesse vereint uns allwöchentlich einmal zum gemeinsamen Genuß der neuesten deutschen, dänischen, norwegischen und schwedischen dramatischen Dichtungen. Ich will nun versuchen, unsere Unterredung über das Schauspiel „Ein Besuch“ wiederzugeben. Um ermüdende Weitschweifigkeiten zu vermeiden, werde ich jedoch die zerstückelten Worte des lebhaften Austausches zu längeren Ausführungen zusammenfügen.

„Ein treffliches Stück!“ hub unser Dichter an. „Welch' meisterhafte Charakteristik! Das sind keine Theaterpuppen, sondern drei wirkliche Menschen, die uns hier vorgeführt werden, dieser Kai Meergaard, der nach einer bewegten Jugend Ruhe und Behagen als ehrlicher Ehemann in dem gemächlichen Leben eines wohlhabenden Gutsbesizers sucht; dann sein „Freund“, der Dämon seines Lebens, Aktuar Repholt, ein nordischer Don Juan, zahmer, vorsichtiger, aber nicht minder gierig, nicht weniger wählerisch als sein spanischer Vetter; endlich Florizel, vor allen diese vortreffliche Florizel, eine Mischung von Ausgelassenheit und Ernst, von Lachen und Thränen, von lustig schwazender Unschuld und bebendem Schweigen, — diese Einheit von Schwachheit und Kraft, von wallender Weichheit und rücksichtsloser Energie, ein Weib „neugierig wie ein junger Vogel und zitternd wie ein Nervenstrang“ in der ersten Versuchungsstunde, doch in der zweiten klar, kalt, scharf wie ein geschliffener Dolch, — ein Weib voll schwirrender Widersprüche wie eine Shakespearesche Figur, aber gleichwohl — oder gerade deshalb — ein echtes Individuum, ein Menschenkind von palpabler Realität, eine poetische Gestalt von fast Shakespearescher Handgreiflichkeit. — Und dann die

Handlung des Stückes. Wie einfach, wie ungekünstelt! Sie verschmäht allen schimmernden Bühnentand, vermeidet lyrischen Schmuck und prunkendes Pathos und erreicht gleichwohl eine Höhe, eine dramatische Kraft, die in Neegaards Ausruf: „Verfluchte Dirne!“ wie ein Donnerschlag erschüttert. Endlich — last not least — das Thema des Stückes und dessen künstlerische Behandlung. Es ist die prinzipielle Verschiedenheit in der Beurtheilung sexueller Ausschweifungen von Mann und Weib, welche hier behandelt wird, jene Zwitterhaftigkeit des sechsten Gebots, wenn ich so sagen darf, welche die öffentliche Moral unserer Zeit, wenigstens unserer großen Städte, stillschweigend voraussetzt und gutheißt. Es ist eine ebenso delikate als bedeutsame Frage; wie fein aber, wie decent und doch wie bündig ist sie behandelt! Ohne Anwendung rhetorischer Mittel, allein durch die Handlung wird das Problem mit erstaunlicher Schärfe und Energie gestellt. — Liebe Freunde, es hilft Euch nicht, die großen Vorzüge des Realismus zu leugnen. Seht doch unsere eigene moderne Dramatik an, allenfalls mit Ausnahme des Oesterreichers Anzengruber. Hat ein einziges aller der idealistischen Werke, die wir miteinander gelesen haben, Tragödien, Schauspiele, Lustspiele, uns auch nur halb so stark bewegt wie dieser anspruchslose Zweiakter mit drei handelnden Personen? Woran liegt das? Es hat meines Bedünkens einen zweifachen Grund. Laßt mich denselben jetzt aufweisen.

Die realistische Dichtung ist erstlich in Stoff und Thema modern, aktuell, neu im besten Sinne des Wortes. Sie greift nach Goethes Anweisung „hinein ins volle Menschenleben“ und wahrlich, „wo sie's paßt, da ist's interessant“. Die idealistische Dichtung dahingegen leidet an Altersschwäche. Ihre dramatischen Stoffe, Motive, Konflikte sind veraltet. Diese stereotypen geschichtlichen Helden und Heldinnen mit einem Anflug von Romantik, Griechen, Römer, deutsche, englische, skandinavische Fürsten, Staatsmänner, diese ewigen Medeen, Sophonisben, Brunhilden, Kriemhilden, Konradine, Effye, Stuarts, schwedische und dänische Eriche, die Jahr für Jahr immer wieder die Dramatiker in Versuchung führen, — man gähnt unwillkürlich schon, wenn man das Titelblatt eines solchen Stückes liest; dann die Stoffe des sozialen Dramas: dieselben Konflikte zwischen vornehm und gering, reich und arm, zwischen kindlicher Pflicht und erotischer Liebe, zwischen Menschenjagung, nationalen und konfessionellen Vorurtheilen und dem „Naturrecht“; dieselben sogenannten Pflichtkollisionen zwischen Wahrheit und Liebe, Schande und Selbstmord, Meineid und Tod; dieselben Säfte in den dramatischen Adern: Hochmuth, Ehrgeiz, Rache, Patriotismus, Treue, Liebe in den verschiedenen Schattirungen. Ihr sagt, daß die allgemein menschlichen Motive nicht alt werden, da das Menschenherz zu allen Zeiten und unter allen Verhältnissen auf gleiche Weise geschlagen hat, daß menschliche Freude und Schmerz, Lust und Leid, daß der Wellengang der Leidenschaft und des Schicksals große zermalvende Rückschläge immer unserer Theilnahme gewiß sind. Allein ich antworte, daß es

nicht gleichgiltig, welcher Art die äußere dramatische Handlung ist, hinter welcher die Menschenherzen klopfen. Sie kann der Anschauungsweise unserer Zeit so fern liegen, daß es uns schwer wird, das allgemein Menschliche darin zu entdecken; sie kann uns ferner durch unablässige Wiederholung gewissermaßen zu nahe gerückt, kann so weit innerhalb unseres Gesichtskreises belegen sein, daß unser Auge darüber hinstreift, wie über einen längst und zur Genüge bekannten Gegenstand. Ich räume ein, daß ein echt dramatisches Motiv oft, auf mancherlei Weise, von verschiedener Seite her behandelt werden kann, ohne unser Interesse zu verlieren. Aber ich behaupte, daß dieses Oft begrenzt ist und daß die moderne dramatische Produktion alten Stils den Grenzpunkt überschritten hat. Das ernste Drama ist ein Greis in fadensteinigen Kleidern, der engbrüstig die Kohlen halberloschener Erinnerungen anbläst; das Lustspiel ist völlig kindisch geworden; das possenhafte, halbidiotische Grinsen, mit welchem es sich in die alten Fetzen hüllt, ward längst zum Gaudium des Böbels, zum Genuß für ästhetische Schusterjungen. — Wie männlich kräftig ist dagegen die realistische Dichtung! Sie behandelt neue Stoffe, moderne soziale Probleme, brennende Fragen. Sie will nicht nur unterhalten; sie bezweckt auch nicht bloß „die poetische Erhebung“ des Einzelnen; nein, sie hat größere Aufgaben zu lösen; sie arbeitet mit dem tiefen, rücksichtslosen Ernst der Pflicht im Dienste der Menschheit. Auf den Wahlstätten der Kulturentwicklung findet Ihr den realistischen Dramatiker; er steht dort, wo die großen epochemachenden Dichter zu allen Zeiten gestanden haben, in den vordersten Reihen der Kämpfenden.“

Ich komme zum Zweiten, zu der Art, wie der realistische Verfasser seinen Stoff behandelt. „Wir stimmen wohl darin überein, daß zur Dichterbegabung zunächst und vor allem eine hervorragende Kraft der Phantasie gehört. Das Charakteristikon des realistischen Dramatikers ist nun dieses, daß seine Phantasie mit einem starken Sinn für das Wirkliche umgürtet ist. Mit diesem hemmt er die Flugkraft des Geistes, wenn sie während der schöpferischen Thätigkeit über die Realität hinausstrebt, wenn sie ins Traumland entschweben möchte, wenn sie versucht wird, statt Menschen von Fleisch und Blut Nebelgestalten zu bilden. Der realistische Dichter mit seinem lebendigen Sinn für die Wirklichkeit verschmäht allen eiteln Prunk; er hat eine selbstverleugnende Vorliebe für einfache sachliche Prosaifikation, einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Hohlheit, alle Geschraubtheit in Worten, Mienen und Geberden. Seine Phantasie ist wesentlich Anschauungskraft; er schildert wirkliche Individuen, reale Verhältnisse und Menschenchicksale; er hält nach Shakespeares Anweisung der Zeit den Spiegel vor, unbekümmert, ob es ein Madonnenantlitz ist, das uns entgegenschaut, oder ein Medusenhaupt. — Nach dem Genuß einer idealistischen Dichtung hat man die Empfindung eines erwachenden Träumers: Während man sich die Augen reibt, wird man inne, daß es Schattenbilder waren, die man sah, und schlägt sie in den

Wind. Der Realismus dagegen erzielt tiefe, dauernde Eindrücke. Warum? Weil seine poetischen Erzeugnisse nach Stoff und Form aktuell, wirklich, weil sie mit einem Wort wahr sind. Realismus in der Kunst, in der Wissenschaft, auf allen Gebieten ist wesentlich dasselbe wie Wahrheit.“

Jetzt ergriff der Theologe das Wort. „Laßt mich mit dem letzten Satz beginnen“, sprach er. „Derselbe faßt das materiale und das formale Prinzip des Realismus glücklich in eins und bezeichnet zugleich seine Kraft und seine Schwäche. Es ist richtig, daß die Kunst der Wahrheit nicht entbehren kann; aber es ist ein fundamentaler Irrthum, die Wahrheit als das Wesen der Kunst aufzufassen. Ein Kunstwerk soll schön sein und nichts, durchaus nichts weiter; alles, was man von einer Dichtung fordern kann, besagt das eine Wort: Schönheit. Nun ist ja freilich unleugbar das Schöne dem Wahren und dem Guten verwandt. Wie eng diese Verwandtschaft ist, läßt sich jedoch nicht bestimmen; das innere Verhältniß der genannten Drei zu einander ist nicht aufgeklärt, ja, es läßt sich meines Erachtens darthun, daß die Einheit, falls eine solche vorhanden, absolut unbegreiflich ist, daß ihre gemeinsame Wurzel, sofern sie eine solche haben, jenseits der Grenzen der Wissenschaft in der mystischen Tiefe des Daseins liegen muß. Soweit kennen wir indessen die fragliche Verwandtschaft, soviel dürfte feststehen, daß das in seiner Totalität Unwahre oder Unmoralische auch nicht schön sein kann. Das Recht des Realismus besteht nun darin, daß er die erste Behauptung dieses Satzes zur Geltung bringt, sein Unrecht, daß er die zweite verleugnet. Es ist die alte Mär von der Scylla und der Charybdis. Der Realismus ist eine kräftige, wohlberechtigte Reaktion gegen eine schwülstige Romantik, einen in seinem innersten Wesen verlogenen sogenannten Idealismus in der Poesie; indem aber der realistische Dichter der Unwahrheit entflieht, der bergenden, schmin-kenden, „beschönigenden“ Lüge, leidet er in Folge des prinzipiellen Fehlers in seiner ästhetischen Betrachtungsweise oftmals Schiffbruch auf dem ethischen Gebiet und erreicht in seinen Werken nur ausnahmsweise eine wirkliche poetische Totalität. Betrachten wir doch das Schauspiel: „Ein Besuch“ von Eduard Brandes. Ich räume willig ein, daß es das Gepräge eines starken dichterischen Anschauungsvermögens trägt; ich leugne nicht, daß der bedenkliche Stoff mit Decenz, mit geziemendem Ernst behandelt ist; ich bin weit entfernt, dem Stück unmoralische Tendenzen oder Wirkungen zuzuschreiben. Allein ich behaupte, daß es der poetischen Totalität entbehrt und daß dieses wesentlich daran liegt, daß es ein unsittliches Ganzes zur Anschauung bringt. Welcher Art ist die Gesellschaft, in die wir hier eingeführt werden? Es ist diejenige dreier erbärmlicher Menschen. Da ist zuerst Neergaard, ein dreiunddreißigjähriger Epikuräer, der, satt und matt von den anstrengenden Abenteuern der „freien Liebe“, behäbigere Genüsse sucht und zu diesem Behuf seinen Acker bebaut und sich ein hübsches Weib hält — zum Zeitvertreib und zur För-

derung der Bequemlichkeit. Er gehört zu jener Gattung von Genußmenschen, deren Lebensleiter folgende Stufen aufweist: Liebe, Gemächlichkeit nebst Speise und Trank, l'Homme, Podagra. Jetzt befindet er sich im zweiten Stadium. Das ruhige, regelmäßige Landleben scheint indeß zu Anfang des Stückes seine Persönlichkeit heilsam zu beeinflussen: er trieft von Gutmüthigkeit, von humaner Nachsicht, ja, er hat sogar kleine Anfälle von wirklicher Moralität. Daß diese letzteren jedoch nicht ernsterer Natur sind, wird uns bald klar: sein Freund kommt zum Besuch; während die Beiden am Kamin sitzen und Portwein trinken, erzählt der Angekommene jene niederträchtige Geschichte, wie er ein honettes junges Mädchen entehrt hat. Was thut Neergaard? Er hört der Erzählung ruhig zu, ohne daß es ihm einfällt, den Wicht zur Thür hinauszurufen. Das genügt zur Charakteristik Kais. Dann Florizel. Ich will nicht bei dem „Sommernachtstraum“ verweilen, in welchem ihre zwischen Unwissenheit und neugierigem Verlangen schwankende Unschuld der frechen Sinnlichkeit des Verführers zum Opfer fällt. Ich will nicht leugnen, daß mir die Energie eine momentane Befriedigung gewährt, mit welcher sie jetzt den Schurken von sich stößt, als er unverschämt genug ist, die praktische Fortsetzung „der süßen Heimlichkeiten“ zu begehren. Allein ich behaupte, daß ihre „Neue“, ihre „Verzweiflung“ zur Schärfung ihres moralischen Sinnes, zur ethischen Vertiefung ihrer Persönlichkeit nicht wesentlich beigetragen hat. Was hätte Henrik Ibsens Nora gethan, nachdem sie erfahren, daß ihr Gatte mit aller Gemüthsruhe die schändliche Verführungsgeschichte seines „Freundes“ anhörte, solange er nicht wußte, daß die Mißhaukelte sein eigenes Weib war? Sie hätte sich mitten in ihrer Erniedrigung zu ihrer vollen Höhe aufgerichtet und in dem instinktiven Bewußtsein, daß sie trotz ihres Fehltritts mit ihrer ganzen Persönlichkeit im Ethischen wurzelt, mit kalter, stolzer Verachtung ihrem Gatten, dem bellenden Jämmerling, den Rücken gekehrt. Was thut dagegen Florizel? Sie weint, sie jammert, sie bettelt kläglich um Gnade. „Laß mich bei Dir bleiben; ich könnte nicht ohne Dich leben, den ich nie so geliebt habe wie jetzt!“ Nie so geliebt wie jetzt? nachdem sie gründlich erfahren hat, welcher ein elender Mensch er ist? Kann sie denn nach dieser Erfahrung ihren Gatten noch achten? Und kann man den lieben, welchen man nicht achtet? Oder ist die eheliche Liebe vielleicht nichts weiter als eine sinnliche Neigung, als ein fleischlicher Trieb oder eine stupid-gemüthliche Gewohnheit? Ich finde nicht, daß Florizel im inneren moralischen Sinne viel höher steht als ein „Frauenzimmer“, es müßte denn ein nicht-Shakespearescher Widerspruch in ihrer Natur sein, den ich hier bezeichne habe.

Unser Freund und Klubbruder, der Dichter, nennt die Aufstellung des Problems in dem Schauspiel „Ein Besuch“ eine besonders prägnante, scharfe. Ich kann ihm hier nicht ganz beistimmen. Nach meiner Meinung dient die Verführungsgeschichte, wie wirksam sie in dramatischer Hinsicht übrigens sein mag, zur Verdunkelung

der sozialen Frage, auf welche hin das Stück angelegt sein soll. Senes sommernächtliche „Abenteuer“ hebt eigentlich das Problem aus den Angeln; denn wie immer man über die soziale Zwitterhaftigkeit des jechsten Gebotes urtheilt, so dürfte es doch unter Menschen mit einiger moralischer Bildung zweifellos sein, daß Repholts Handlung ein Schurkenstreich war. Doch ich will hierauf nicht weiter eingehen; ich will nur eins noch hervorheben: Das Schauspiel endet mit einer schneidenden Dissonanz: die Ehe zwischen Kai und Florizel besteht fort in all' ihrer Unfittlichkeit. „Die Zukunft wird ein grenzenloses Unglück für uns beide“, sagte er. Sie antwortet: „Und das Kind, Kai?“ Ja, das Kind, das arme Kind! Welche Erziehung kann ihm zutheil werden in einer solchen Familie, zwischen solchen Eltern? Es ist nichts in den Charakteren, in der Handlung, in der Schlußsituation, das uns einen Schimmer von Hoffnung für die Zukunft der Familie erblicken läßt. Das Stück endigt in Nacht und Nebel wie ein grauer Novembertag.

Ist das Poesie? Ich sage: Nein! Hier sind wohl poetische Formen, poetische Momente; aber hier fehlt poetische Totalität. Das Ganze als solches ist unpoetisch: unmoralische Menschen, unmoralische Handlungen, eine Katastrophe, welche ein unmoralisches Verhältniß in perspektivlosem Elend übrig läßt. Ich habe gesagt, der Realismus leide oftmals Schiffbruch auf dem ethischen Gebiet, und ich deutete vorhin an, daß des Realisten Verweilen bei dem Unmoralischen als eine Reaktion gegen die schminkende Unwahrheit eines gewissen Idealismus zu begreifen sei. Daß indessen die realistische Dichtung des Ethischen nicht wirklich mächtig ist, hat wohl einen tieferen Grund, den nämlich, daß der Realismus als Doktrin der ethischen Unterlage entbehrt. Eine Abhandlung in der Kopenhagener Monatschrift „Tilskueren“ über „den Realismus in der Wissenschaft und dem Glauben“ bezeichnet den Realismus im allgemeinen als das Prinzip der natürlichen Ursachen, hebt als das allgemeinste Unterscheidungsmerkmal zwischen Wissenschaft und Glauben hervor, „daß jene den Gesetzen und dem inneren Zusammenhang des Daseins nachforscht, während dieser nach des Daseins ethischer Bedeutung und ethischem Werth fragt“, und lehrt dann, daß Realismus im Glauben „eine Weltanschauung ist, welche den Glauben an den idealen Werth der Weltentwicklung festhält, gleichzeitig jedoch ebenso innig überzeugt ist, daß dieser ideale Werth durch das Wirken der natürlichen Ursachen realisirt wird.“ Hat eine solche Weltanschauung wirklich Raum für das Ethische? Setzt dieses — das Ethische — nicht voraus, daß das handelnde Individuum prinzipiell frei ist von dem Wirken der natürlichen Ursachen, und läßt es sich nicht mit mathematischer Sicherheit beweisen, daß der Glaube entweder mit „der innigen Ueberzeugung“ anfängt, daß der ideale ethische Werth der Weltentwicklung nicht durch das Wirken der natürlichen Ursachen realisirt wird, oder niemals zum Anfang kommt. Wie denkt Ihr über diese realistische Theorie? Sie sieht mir aus wie ein schiefbeiniger Nihilismus. Und

leider, die poetische Praxis entspricht dieser Lehre in wesentlichen Stücken. Laßt mich von Zola, von seinen französischen realistischen und naturalistischen Genossen schweigen; ich denke zunächst an den nordischen Realismus. Dieser wird von Dichtern und Kritikern ersten Ranges vertreten und weist eine Reihe interessanter und bedeutsamer Werke auf. Allein ich vermiße eins in dieser Literatur: eine positive Weltanschauung. Der realistische Verfasser kritisiert die bestehenden Verhältnisse; er zeigt nur im sozialen Leben die Lüge, die Feigheit, die Unfreiheit mit ihren verderblichen Folgen; aber er kommt nicht wirklich über die Negation hinaus. Er bezeichnet wohl direkt oder indirekt Wahrheit, Muth und Freiheit als die Stützen der Gesellschaft; aber er zeigt uns nicht das Erdreich, in welchem diese an und für sich bloß formalen „Stützen“ zu festigen sind. Der realistische Verfasser hat einen scharfen Blick für das Verkehrte in unserem gesellschaftlichen Leben, er hat daneben eine durchdringende Menschenkenntniß und einen sogenannten weiten Horizont. Aber ich vermiße über diesem Horizont die blaue Wölbung; ich vermiße über dem Dichter den hohen Himmel mit den ewigen Sternen unseres Lebens. Das realistische Auge sieht die reale grimmige Wahrheit des Lebens; aber es ist blind gegenüber seiner poetischen Verklärung. Ein charakteristisches Merkmal der realistischen Dramen ist das Fragezeichen, mit dem sie abzuschließen pflegen; dasselbe bezieht sich mitunter nicht bloß auf das Schicksal der handelnden Personen, sondern auch auf das Problem. Der realistische Dichter hat Anschauungskraft, „Wirklichkeitsinn“ und viele andere treffliche intellektuelle Eigenschaften; er hat überdies eine Art von negativem Wahrheitspathos, eine gewisse moralische Erbitterung über die Schlechtigkeit der Welt; aber ihm fehlt das Eine, ohne welches noch nie und nirgends auf der Erde etwas wahrhaft Großes hervorgebracht worden ist, ihm fehlt die Begeisterung.

Du sagst, es sei nicht allein der realistische Verfasser, dem eine positive Weltanschauung fehlt, sondern der Zeitgeist, aus welchem herans er schafft; es sei nicht bloß der Dichter, dem es an Begeisterung gebricht, sondern das Kulturbewußtsein, dessen Wortführer und Dolmetsch er ist. Ist dem wirklich so? Ist also die moderne Kultur selbst poetisch impotent? Nun wohl, dann begreife ich, daß das Publikum an der idealistischen Dichtung kein Gefallen findet. Auf skeptischem, materialistischem oder nihilistischem Boden kann „die blaue Blume“ nicht gedeihen. Eine Civilisation ohne Ideale ist auch ohne Poesie. Dann ist es aber nicht eigentlich die idealistische Dichtung, welche alt und schwach geworden; es ist im tieferen und traurigeren Sinne die Kultur. Sie ist es, der die Freudigkeit und Lust, die schwellende Lebenskraft, der leuchtende Zukunftsblick der Jugend abhanden gekommen ist; sie ist der gebückte Greis, der unverwandt zur Erde sieht, den Lebensüberdruß in den leeren Augen, den Tod in der Brust. „Kann man Trauben lesen von den Dornen oder Feigen von den Disteln?“ Kann man lebenskräftige Dichtungen von einer sterbenden

Kultur erwarten? Eine Dichtung ohne ethische Tiefe und idealistische Höhe ist eben als solche auch ohne schöne Totalität; sie hat nur eins, womit sie imponiren mag, die brutale Wahrheit."

Hier lächelte unser pessimistischer Klubbruder. „Liebe Freunde“, sagte er, „ich stimme Euren Anschauungen in wesentlichen Punkten bei, ich habe nur eine kleine Bemerkung hinzuzufügen. Jenen Mangel an Idealen, den Ihr als ein besonderes Merkmal unserer modernen Kultur bezeichnet, hat nicht diese, sondern das Dasein selbst verschuldet. Es verhält sich damit so: Dem Dasein fehlen die Ideale, die Kultur kommt allgemach — langsam zwar, aber sicher — dahin, dieses zu begreifen. Der Realismus erkennt, obgleich bis jetzt vielleicht nur ahnend, daß die sogenannten Ideale nur Illusionen sind; er ist im tiefsten Grunde pessimistisch. Hierauf eben beruht seine Kraft, sein kulturgeschichtlicher Werth, denn der Pessimismus ist die Wahrheit. Ob diese, ob die Wahrheit angenehm ist oder nicht, ob schön oder häßlich, human oder brutal, ob sie lind einschläfernd klingt — wie ein Wiegenlied oder entsetzlich wie ein Todesgeschrei, dafür ist, wie gesagt, das Dasein verantwortlich zu machen und nicht der Dichter. Dieser letztere steht, wie unser Freund, der Poet, bemerkt hat, im Dienste der Kulturentwicklung; er soll, wie der Philosoph, auf seine Weise ein Apostel der Wahrheit sein; er hat uns das Spiegelbild des Daseins zu zeigen, freilich in poetischer Strahlenkonzentration, aber ohne Schminke, ohne verschönenden Farbenglanz. Es gehören mancherlei seltene Fähigkeiten dazu, ein moderner Dichter zu sein, eine vor allen: Kraft und Muth, der Wahrheit ins düstere Auge zu schauen.

Diesen Muth finde ich bei den nordischen Realisten, und daher preise ich sie. Nach meiner Ueberzeugung hat Schopenhauer recht, wenn er den Optimismus „eine ruchlose Gesinnung“ nennt. Des Dichters Pflicht ist es, diese Gesinnung zu bekämpfen. Die Poesie soll erheben, sagt Ihr. Wohl an, die Poesie, besonders das ernste Drama, die Tragödie, soll uns das Elend der Welt zeigen und uns dadurch willig machen, über dieses Dasein hinauszustreben —“

„Nach dem Nirwāna“, bemerkte der Theologe.

„Nach dem „Nirwāna“, nach dem „Reiche Gottes“, nach „der seligen Schmerzlosigkeit des Unbewußten“, — nenn' es, wie Du willst; kein Sterblicher weiß, was hinter dem Schleier der Maja verborgen ist. Eins nur ist gewiß — und darin liegt das Recht des Realismus —, daß dieses Dasein elend ist, daß diese Welt schlechter ist als keine!

Doch, liebe Brüder, wir werden uns über die prinzipiellen Fragen nicht einigen. Kehren wir lieber zu den Individuen unseres Schauspiels zurück. Es liegt etwas pikantes, etwas aufregendes in dem finalen Fragezeichen des Stückes. Ich möchte dasselbe aufheben; ich bin geneigt, die Handlung in meinen Gedanken fortzusetzen. Wie mag es Kai und Florizel ergehen? Ist keine Hoffnung einer Veröhnung vorhanden, keine Aussicht — vielleicht für eine fernere

Zukunft — auf ein erträgliches oder gar relativ „glückliches“ Zusammenleben? Um hierüber urtheilen zu können, müssen wir nach meiner Meinung in Kai hineinschauen, müssen wir sein Wort verstehen: „Ich richte Dich nicht; aber ich muß handeln, wie ich fühle.“ Was fühlt er denn? Darauf kommt es an.“

„Er fühlt natürlich sittliche Entrüstung darüber, daß er an ein unreines Weib gebunden ist“, antwortete der Dichter.

„Hoho!“ rief der Theologe. „Sollte solch' ein liederlicher Geselle sich über weibliche Unkeuschheit entrüsten können? Mit nichten! Daß aber er, der erfahrene Roué, auf eine so schmähliche Weise angeführt worden ist, daß sein „Freund“ und das Weib, dessen Keuschheit er über jeden Zweifel erhaben glaubte, ihn um sein eheliches jus primae noctis geprellt haben, daß er „wie ein Thor genossen hat“, das erbittert den raffinierten Epitüräer. „Meine Ehre scheint mir gestorben —“, sagt er. Ja wohl, es ist des betrogenen Betrügers gekränkte „Ehre“, die in ihm brennt. Mit wirklicher Moralität hat dieses Gefühl schlechterdings nichts zu schaffen.“

„Ich glaube“, fiel hier der Pessimist wieder ein, „man kann die Sache durch ein kleines psychologisches Experiment untersuchen. Setzen wir einmal den freilich ganz unwahrscheinlichen Fall, daß nicht Kepholt, sondern Kai Neergaard jenes sommernächtliche Abenteuer mit Florizel erlebt hat, daß sie später ohne Wiedererkennung Hochzeit miteinander gehalten haben und erst jetzt auf irgend eine Art erfahren, daß Kai Zettel und Florizel Titania gewesen — was dann? Wie würde Kai Neergaard sich alsdann verhalten? — Er würde stutzen, er würde einen Augenblick die Stirn runzeln. Dann aber würde er erwägen, daß es Florizels einziges Jungfrauenabenteuer gewesen ist; dann würde er denken, vielleicht sagen: „Glücklicher Zufall!“ und lachend das erröthende Weib in seine Arme schließen. Was ersehen wir hieraus? Daß es nicht eigentlich moralische Indignation ist, die ihn bewegt; denn die Personenveränderung hat ja keinen Einfluß auf Florizels Schuld oder Unschuld. Nein, was ihn „peinigt wie einen Wahnsinnigen“ ist der Gedanke, daß es ein anderer ist, der Florizel bethört hat, und daß dieser andere lebt. Es ist wohl etwas von gekränktem Ehrgefühl in Kai, vielleicht auch ein schwaches Moment von sittlicher Entrüstung. Das Gefühl aber, welches ihn beherrscht, durchdringt, liegt nicht auf ethischem Gebiet; es ist von physisch-ästhetischer Natur: er fühlt Ekel.“

Ob nun das Verhältniß zwischen Kai und Florizel sich noch gut oder doch erträglich gestalten kann, hängt davon ab, ob er des beregten Gefühls jemals ledig wird. Ich nehme an, daß die Nachricht von Kepholt's Tode lindernd wirken müßte. Sicher heilend jedoch — vorausgesetzt, daß der Charakter sich nicht wesentlich verändert, — wirkt nur eins: Kais sexuelle Neutralisirung, seine —

„Es ist spät in der Nacht!“ sagte der Theologe. „Laßt uns aufbrechen.“

Sie gingen fort. Ich saß in meinem Lehnsstuhl und hörte sie

das Gespräch mit gedämpfter Stimme auf der Straße fortsetzen. Dann ließ ich in der nächtlichen Einsamkeit meine Gedanken noch eine Weile in der Stimmung der Katastrophe schwingen. Ich suchte den ersten unmittelbaren Eindruck derselben in die Empfindung zurückzurufen, um zu bestimmen, welches Moment des Stückes mich eigentlich so stark ergriffen hatte. Ich fand, daß es vor allem Kais tragisches Geschick sei, jene stumme Ironie, mit welcher die ewige Gerechtigkeit Kais eigene Sünden zermalmend auf sein Haupt fallen läßt. Es sind nicht die handelnden Personen, welche in dem Stück imponiren, dachte ich; es ist die überschwebende Macht. Es ist eine Schicksalstragödie im besten Sinne dieses Wortes. Und ein solches Drama sollte unpoetisch sein? Ist nicht die Kunst des Lebens Aeolsharfe, welche von den ewigen Harmonien flüstert, die in der Tiefe unseres Daseins rauschen? Und wahrlich, hier ist Harmonie! Hier ringt sich eine Tonflut von künstlerisch wallenden, tragischen Dissonanzen zu einem metaphysischen Schlußakkord empor von befreiender Kraft und Klarheit. Ich verweilte mit Wohlgefallen bei diesem Gedanken. Allgemach neigte sich mein Haupt; mein Blick umnebelte sich, ich ertappte mich von Zeit zu Zeit in Gedankenstrudeln, in welchen Realismus, Idealismus und viele andere -ismen, Wahrheit, Florizel, Dämon, Jugend, Altersschwäche, Titania, Kirwäna und manche andere seltsame Gestalten sich in wimmelnder Mannigfaltigkeit wälzten. Plötzlich ward alles wieder klar. Ich sah einen südnenschen Dorfkirchhof, auf diesem Kai und Florizel in tiefer Trauer, zwischen ihnen ein kleines blumenbestreutes Grab. Ihr Kind, kaum drei Jahre alt, ist gestorben. Sie stehen einander eine Weile schweigend gegenüber; dann reißt er ihr langsam über dem Grabhügel die Hand. „Es war unser gemeinsamer Schatz“, sagte er. — „Der Herr nahm ihn von uns“, antwortete sie schwermüthig; „wir waren seiner wohl nicht werth.“ Sie gehen stille heim; Florizel schließt sich in ihren Zimmern ein; Kai sitzt grübelnd am Kamin bis tief in die Nacht. Am nächsten Morgen bringt ihm das Stubenmädchen einen Brief. „Die Frau ist nicht da“, spricht sie unruhig; „ihr Bett steht unberührt, dieser Brief lag auf dem Tisch.“ — Er liest:

„Wir haben nichts mehr gemein. Ich verlasse Dich; ich will Dich von dem schrecklichen Gefühl befreien. Dank für das erste Jahr! Ach, Kai, ich war so glücklich an Deiner Seite. Lebe wohl!

Florizel.“

Am Nachmittage finden sie ihren Leichnam unter dem Erlengebüsch in der Mühlenau. Dann kommt der Abend mit seinen tiefen Herbstschatten. Kai hat seine Büchse untersucht; das Schloß ist verrostet; die Jagd ist niemals seine Leidenschaft gewesen; er war zu bequem dazu. Das alte Pistol ist freilich brauchbar; aber er hat kein Pulver. Sieh da — eine Gardinenschnur, stark und biegsam. Er holt leise eine Flasche Wein im Keller. Dann schleicht er sich hinauf auf die Bodenkammer. Die Schnur wird an einem Balken befestigt. Jetzt trinkt er Portwein in langen Zügen. Der starke,

feurige Trank wirkt wunderbar belebend auf seine Stimmung. Alte Erinnerungen erwachen in ihm, lang vergessene Bilder aus seinem Kindheitsleben umflattern freundlich schmeichelnd seine brennenden Schläfen. Das Leben regt sich schwellend in seiner Brust; es klopf in diesem Augenblick hundertfach in allen Adern; es ist, als bestelte es um Gnade. Er bedenkt sich einige Minuten lang; sein Voratz beginnt zu wanken. Dann setzt er wieder die Flasche an den Mund. Es ist Muth im Wein und, ach, Vergessenheit! Die geleerte Flasche entfällt seinen zitternden Händen. Plötzlich sieht er wieder das gebrochene Auge, er fühlt ihre kalte nasse Hand, und der ganze Jammer seines Lebens durchschauert eiskalt sein tappendes Bewußtsein. Taumelnd rafft er sich empor, steigt auf den Stuhl, legt die Schnur um den Hals, wirft mit dem Fuß den Stuhl an die Seite — hu!

Hier erwachte ich. Es war ein häßlicher Traum. Und ich dankte dem Dichter in meinem Herzen, daß er sein Stück mit dem humanen krummen Möglichkeitszeichen schließt.

Acht Tage später waren wir vier wieder beisammen. Ich erzählte meinen Traum. „Oh“, lachte der Pessimist, „mir träumte ganz anders von den Beiden, freilich im geraden Gegensatz zu meiner Neutralitätstheorie. Aber die Normen des Traumes sind nun einmal so inkonsequent. Ich war an einem warmen Sommerabend mit Kai und Florizel in einem Eisenbahnwagen zusammen. Sie kehrten vom Odenseer Markt zurück, Vater, Mutter und fünf kräftige Knaben, der jüngste drei bis vier Jahr alt. Kai ist corpulent geworden; ich schätzte ihn auf etwa drittehalb hundert Pfund; Mutter Florizel ist eine kleine runde Frau mit einem vernünftigen Gesicht. Heut ist sie umgeben von großen und kleinen Packeten, allerlei Jahrmartts-geschenken für das Gesinde; auf ihrem Schoß liegt eine Puppe mit blauen Augen und „richtigem“ Haar; die ist für ihr süßes Töchterlein daheim in der Wiege. Von Zeit zu Zeit drückt der jüngste Knabe die Puppe auf den Leib, um sie zum Schreien zu bringen. Dann schilt ihn die Mutter. „Stille, Christian! Papa kann nicht schlafen!“ sagt sie und verscheucht gleichzeitig eine Fliege von der ansehnlichen rothen Nase ihres Kai. Um den hat's wahrlich keine Noth; er schnarcht wie ein Kreisel.“

„Ein Trauerspiel und eine Possie in dem gesegneten Fragezeichen!“ sagte der Poet. „Nun möchte ich nur wissen, ob unser Theologus seine Phantasie nicht hat spielen lassen.“

„Ich habe Kai und Florizel gesehen“, antwortete dieser ernst. „Es war an einem Sonntag Vormittag. Sie saßen andächtig bei einander in einer fühnenschen Dorfkirche. Der Geistliche sprach gerade das Vaterunser auf der Kanzel. Als er zur fünften Bitte kam, senkten sie ihr Haupt tiefer und beteten halblaut miteinander und mit dem Pfarrer:

„Vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern.“



## Ein Vogel.

**D**u siehst wohl hin und wieder  
Einen Vogel im Wald, in der Wildniß so weit  
Mit blauem Mantel und purpurnem Kleid,  
Den hat die Schönheit der Welt gefeilt,  
Der singt die liebe lange Zeit,  
Behmüthig süße Lieder.

Was nützt den Vogel sein Singen?  
Sein Singen ganze Wochen lang,  
Sein Singen so selig, sein Singen so bang,  
Womit er so tief Dir Dein Herze bezwang —  
Er verliert darüber den fettesten Fang  
Und fällt in tödtliche Schlingen.

Wenn seine Blütenwimpel  
Der Frühling, der mit Gewalt und List  
Den Winter besiegt, voll Jubel aufhißt,  
Der Vogel ganz singselig ist  
Und alles umher und sich selber vergißt —  
Die Menschen nennen ihn Gimpel.

Benno Rüttenauer.





## Eine vornehme Heirat.

Von Ludwig Kalévy. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen von L. v. S.



„Gute Morgen um zehn Uhr war ich im besten Zuge mich der Sonate Nr. 25, von Beethoven, zu befehligen, als sich die Thür öffnete. Es war Mama! Mama erwacht, Mama aufgestanden um zehn Uhr! Und nicht nur erwacht, nicht nur aufgestanden, sondern angekleidet vom Kopf bis zum Fuß, mit einem Mantel um die Schultern und dem Hut auf dem Kopf. Ich erinnerte mich nicht, Mama jemals um diese Zeit aufgehen zu haben. Sie kann Sonntags in St. Clotilde nie anders, als inmitten der Einuhrmesse eintreffen; und neulich abends sagte sie noch zu dem vortrefflichen Abbé Poetal: „Ihre liebe Religion, Herr Abbé, wäre geradezu vollkommen, wenn Sie die Messe auf zwei Uhr verlegen möchten; man würde dann auch die Konzerte im Konservatorium auf eine Stunde später ansetzen; das würde uns im Winter herrliche Sonntage geben.“

Bei diesem unerwarteten Erscheinen von Mama, rief ich bestürzt: „Du gehst aus, Mama!“

„Mein, ich komme eben nach Hause.“

„Du kommst nach Hause“, rief ich noch mehr bestürzt.

„Ja, ich hatte einen nothwendigen Ausgang heute Morgen vor — Wolle, die ich zu meiner Stiderei gebrauche — Du weißt, dies eine Blau, was gar nicht aufzutreiben ist —“

„Und Du hast es gefunden?“

„Nein, aber man hat mir versprochen, es zu besorgen, und ich hoffe sehr — morgen oder übermorgen spätestens, will man es mir schicken, wenigstens versuchen —“

Mama verwirrte sich in ihren Reden, und nach mühsamen, verwickelten Umwegen theilte sie mir befangen mit, daß wir diesen Abend zu den Merzerys gehen würden, man würde etwas musizieren — sie wußte es schon seit drei Tagen — sie hätte nur vergessen es mir zu sagen.

Ich regte mich nicht, ich hörte zu, studirte sie aufmerksam, und sagte zu mir: „Was bedeutet dies alles? Diesen Ausgang bei Tagesanbruch, diese Auswahl von blauer Wolle, diese musikalische Soirée bei den Merzerys? — Mama faszelt!“ — Und ich ließ sie faszeln, ohne einen Ton von mir zu geben. Als sie ihre Rede beendigt, nahm Mama einen anscheinenden Abgang, wie auf dem Theater, dann kam sie zurück und sagte mit gleichgiltiger Miene: „Welch Kleid denkst Du heute Abend anzuziehen?“

„Heute Abend, Mama? ich weiß noch nicht; das graue, oder die blaue Robe, oder die rosa —“

„Nein, nein, nicht die rosa; ziehe das blaue Kleid an; Du sahst vorgestern bei der Tante Clarissa sehr gut darin aus. Und dann — Du weißt, rosa liebt Dein Vater nicht, und da er heute Abend zu den Merzerys gehen wird —“

„Papa mit zu den Merzerys?“

„Nun ja, warum nicht?“

„Und man will da musizieren?“

„Er weiß das — aber was ist dabei zu verwundern?“

„Nichts, Mama, durchaus nichts.“

Darauf hin ging Mama wirklich hinaus, ohne umzukehren; ich blieb allein; dann ohne mich einen Augenblick zu besinnen, sagte ich mir: es handelt sich um eine Heirat für mich; dies alles ist nur, um mich jemand zu zeigen, darum ist Papa genöthigt mitzugehen.

Dieser arme Papa! sich von Mama zu einer Soirée schleppen zu lassen, wo musiziert werden sollte; das heißt die Welt auf den Kopf stellen. Papa, welcher des Abends nur drei Dinge vertragen kann: „Den Klub, die Oper im Augenblick des Ballets, und die kleinen Theater, die Theater, wo man lacht, wo man sich amüsirt; die Theater, wo wir andern nicht hingehen dürfen, und wo ich mein Leben zubringen möchte, wenn ich verheiratet sein werde. — Ja, es ist wegen einer Zusammenkunft, dessen bin ich sicher, und es muß etwas ganz verblüffendes sein, denn Mama ist heute in einem Zustande — einem Zustande! — Sie hat nicht gefrühstückt, sie bleibt nicht zwei Minuten auf einer Stelle, sie hat eigenhändig an Madame Loïselle geschrieben und sie ersucht, selbst zu kommen, um mich zu frisieren. Sie hat sorgfältig meine blaue Robe gemustert, dann sieht sie mich an und studirt mich mit ganz besonderer Aufmerksamkeit. Plötzlich hat sie einen förmlichen Verzweiflungsschrei ausgestoßen, indem sie entdeckte, daß an meiner reizenden Persönlichkeit ein kleiner Fehler ist.

„Was hast Du da!“ rief sie auf.

„Wo, Mama?“

„An der Nasenspitze!“

„Ich habe etwas an der Nasenspitze?“

„Ja gewiß, eine abscheuliche Schramme!“

Ein wenig erschreckt laufe ich nach dem Spiegel. — Es ist gar nichts, ein kleiner Pfortenhieb von Bob, eine ganz kleine rosige

Schramme, welche kaum noch sichtbar ist. Abends wird nichts mehr davon zu merken sein. Dies kleine rothige Zeichen nimmt in Mamas Augen den Umfang einer entsetzlichen Verwundung an. Nie ist meine Nasenspitze der Gegenstand einer so rührenden Fürsorge gewesen. Mama nöthigt mich, den halben Tag unbeweglich auf einem Armstuhle zuzubringen, kalte Wasserkompressen, wie ein paar Brillengläser, auf besagte Nasenspitze gepflanzt.

Arme, liebe Mama! Sie wünscht so glühend, mich verheiratet zu sehen, und das ist so natürlich! Sie ist sehr schön gewesen, Mama, und abends macht sie noch immer viel Effect; da ist es ihr natürlich nicht erfreulich, ein großes heiratsfähiges Mädchen in der Welt immer neben sich zu haben. Ich bin selbst ganz bekümmert darüber, ich fühle, daß ich sie alt erscheinen lasse, und sowie wir irgendwo zusammen erscheinen müssen, sofort, huich, lasse ich sie los und richte mich so ein, daß ich ihr so wenig wie möglich wieder in den Weg komme. Wir besorgen, jede für uns, unsere kleinen Angelegenheiten, ohne uns gegenseitig zu stören. — Arme, liebe Mama, sie ist so gütig! Es giebt so viele lieblose Mütter, welche ihre Töchter peinigen, sie zwingen, sich blindlings — binnen fünf Minuten — zu verheiraten. So ist Mama aber nicht.

Sie weiß auch, daß ich entschlossen bin, mich nicht so ohne weiteres hinzugeben. Eine Heirat ist keine Kleinigkeit — wenn man sich täuscht, so täuscht man sich fürs Leben. Es ist wohl der Mühe werth, darüber nachzudenken. Ich will eine ernste Heirat schließen; bei mir handelt es sich nicht darum, gleich auf den ersten Blick sich an irgend einen blonden oder braunen Herren zu hängen, und der Mutter beim Nachhausegehen zu sagen: Mama, das ist derjenige, den ich liebe, nur den will ich, Mama! — Nein, man muß sich nicht fortwerfen und ich werde es nicht thun. Ich habe letztes Frühjahr schon fünf annehmbare Bewerber abgewiesen, aber sie boten mir nicht alle die Vorzüge von Geburt, Vermögen und Lebensstellung, welche ich fordern zu können meine. In dieser bevorstehenden Wintercampagne werde ich dieselbe kühle Vorsicht beobachten. Ich bin noch nicht zwanzig Jahre alt und kann noch warten.

Seit heute Morgen bin ich übrigens zufrieden mit mir, sehr zufrieden. — Ich habe mich von Mamas Aufregung nicht anstecken lassen und heute, wie immer, nehme ich meine gewohnten Beschäftigungen ruhig und kaltblütig vor. — Den Tag, als ich achtzehn Jahre alt wurde, habe ich auf der ersten Seite meines sorgsam verschlossenen Tagebuchs die einfachen Worte geschrieben: „Meine Heirat.“ — Und schon haben fünf vor mir im Staube gelegen. Heute Abend, dessen bin ich sicher, kommt der Sechste an die Reihe. Ist es endlich derjenige, welcher bestimmt ist, mein sehr unterthäniger und gehorsamer — Herr und Gebieter zu werden? Möge er nur darauf gefaßt sein, eine sehr strenge, detailirte Prüfung über sich ergehen zu lassen. Ich bin nicht wie Mama, ich verliere den Kopf nicht.

Den 26. November 4 Uhr nachmittags.

Ich irrte mich nicht, es war wirklich der Sechste! Aber gehen wir der Ordnung nach vor; notiren wir nach der Reihe die kleinen und großen Erlebnisse des Abends.

Nach dem Mittagessen ging Mama und ich hinauf, uns anzukleiden; ich habe Zeit und Sorgfalt darauf verwendet, das muß ich zugeben. Erst nach anderthalb Stunden ging ich wieder hinunter. Auf meinem Wege dort fand ich alle Thüren offen, und als ich mich geräuschlos dem kleinen Salon näherte, hörte ich Papa sagen: „Also Du glaubst, daß es nothwendig ist?“

„Durchaus nothwendig“, sagte Mama, „denke doch nach, Deine Anwesenheit ist unumgänglich.“

Die Versuchung war zu groß, ich stehe still und horche. War ich nicht ein wenig dazu berechtigt? Hat es je eine begreiflichere Reugierde gegeben?

„Warum unvermeidlich?“ sagte Papa wieder, „ich kenne diesen jungen Mann ja schon; ich bin ihm oft genug im Klub begegnet, ich habe sogar einen Abend Whist mit ihm gespielt; er spielt nicht übel. Er hat Irene zu Pferde gesehen, er hat sie entzückend gefunden; was habe ich mit dem allen zu thun? Das betrifft Euch nur, Dich und Irene.“

„Mein Freund, ich versichere Dich, daß es der Anstand erfordert.“

„Gut — gut — ich werde mitgehen.“

Darauf Stillschweigen, nichts weiter. Ich wartete immer, den Namen zu erfahren, aber kein Name. Das Herz klopfte mir sehr in der Brust und da ich ein wenig fest angezogen war — sehr fest sogar — hörte ich es ganz deutlich tick tack, tick tack, gegen mein Wieder machen. Ich blieb zwei oder drei Minuten regungslos; man wollte mir noch nichts sagen, ich durfte also nicht den Anschein haben, etwas zu wissen. — Etwas wußte ich indeß und etwas sehr wichtiges: er gehörte zum Jockeiklub. Darauf lege ich vor allem Werth. Wenn ich dem solche Wichtigkeit beimesse, so ist es Papas Schuld. Einer, der nicht zum Jockeiklub gehört, existirt für ihn nicht; ich bin in diesen Begriffen erzogen worden. Mein Mann muß zum Jockeiklub gehören.

Wir drei fahren im Landauer ab; Papa ernst, niedergedrückt, schweigsam; Mama immer in derselben Aufregung; ich anscheinend gleichgiltig, aber innerlich beunruhigt. Warum alles so geheimnißvoll? — Dieser Herr hatte mich gestern zu Pferde gesehen, es war ehrenwerth von ihm, daß er mich entzückend gefunden, doch hat er nun etwa verlangt, mich bei Beleuchtung, im ausgeschnittenen Kleide zu sehen? — Das erschien mir doch nicht in der Ordnung. Man hätte ihn vielmehr meiner Prüfung unterwerfen müssen, diesen jungen Mann, ehe man ihm die Berechtigung zugestand, daß ich ihm zu Pferde und zu Fuß meine Persönlichkeit vorführen muß. Nun, es hilft nichts!

Um halb elf treffen wir bei den Metzgers ein. Ach, armer Papa, es war nur zu sehr eine musikalische Soirée, und was das

Härteste von allem, für jemand, der nichts von Musik versteht — ein Quartett — das Klaffschste, was man sich denken kann. — Nur ein kleiner Kreis — etwa 25 Personen; eine sonderbare Soirée, der man die Eile und Unvorbereitetheit sehr anmerkte; ein kleines vom Zaune gebrochenes Fest, welches weder Körper noch Seele hatte; der Arzt der Merzerys, ihr Baumeister, ihr Notar, — augenscheinlich nur eingeladen, um den Raum zu füllen und die kleine Anzahl zu vergrößern. — Es ist aber auch verzweifelt schwer, im November etwas vernünftiges zusammen zu bringen. Es sind dann so wenige in Paris. Man ist genöthigt, sich bei den kleinen Zusammenkünften mit Leuten zu begnügen, welche man bei den großen Festen, in der vollen Saison, gar nicht zulassen würde.

Beim Eintritt fallen wir gerade in das Andante einer großen Sonate hinein, sodas wir uns nur schnell und geräuschlos irgendwo niederlassen können. Ich laure mich in einen stillen Winkel und von da — mit einem schnellen Umblick — prüfe ich das Schlachtfeld. Hier und da einige Alte und Mittelalterige, verwelt und kahlköpfig, die sind nicht für mich. Aber in der entgegengesetzten Ecke ist ein kleiner Haufen von vier oder fünf jungen Männern, alle viere starr! Ohne Bedenken — da ist der Feind. Ja, aber welcher von ihnen? Ich ziehe den Schluß, der mir durch seine Einfachheit bewundernswürdig erscheint, das es derjenige ist, der mich mit der größten Beharrlichkeit ansieht. Ich senke den Blick, nehme die Haltung einer sehr wohlgezogenen jungen Dame an, welche sich ganz dem ernstesten Genuß einer Haydn'schen Sonate hingiebt. Dann erhebe ich plötzlich das Haupt und lasse meinen Blick gerade auf das Häuflein junger Herren fallen. Aber ich bin genöthigt, ihn schnell wieder zu senken, denn alle viere betrachten mich mit einer auffallenden Neugierde und einem auffallenden Vergnügen. — Ich lasse die Sonate etwas vorschreiten und erneure mein Experiment — aber derselbe Erfolg! Wieder diese vier Augenpaare auf mich geheftet; und so noch mehrere Male.

Ich war, wie ich denke, dieser Aufmerksamkeit nicht unwürdig. Ich war hübsch, sehr hübsch; der Landaufenthalt hatte mir in diesem Jahre bewundernswürdig genügt. Ich war etwas stärker geworden — nicht zu viel, um meiner graziösen, mädchenhaften Erscheinung Abbruch zu thun; gerade wie es sein muß. Virginie, meine Kammerfrau, sagte mir noch gestern Abend beim Ankleiden: „Ach, Fräulein weiß gar nicht, wie Sie sich diesen Sommer zum Vortheil verändert haben!“ — Worin Virginie irrte; Fräulein wußte es sehr wohl; man ist immer die Erste, die dergleichen weiß.

Endlich Ende des Quartetts . . . alles bewegte sich durcheinander . . . ich halte es nicht mehr aus. — Ich führe Mama ein wenig abseits und sagte zu ihr: „Mama, ich flehe Dich an, zeige ihn mir.“

„Wie, kleine Scheinheilige, Du hast es errathen?“

„Ja wohl, ich habe es errathen, aber zeige ihn mir, schnell, schnell, ehe die Musik wieder anfängt.“

„Nun wohl, dieser große brünette Herr, links, unter dem Gemälde von Meissonier. Sieh jetzt nicht hin, er sieht Dich an.“

„Er ist nicht der Einzige, sie thun alle nichts wie das, alle.“

„Jetzt siehst er nicht her, er nähert sich Deinem Vater, er spricht mit ihm, schnell.“

„Er ist nicht übel.“

„Das glaube ich wohl, daß er es nicht ist.“

„Der Mund ist ein wenig groß.“

„Kann ich nicht finden.“

„Doch, doch, Mama, aber das Ganze geht an.“

„Und wenn Du wüßtest, mein Kind, Geburt, Vermögen, Stellung — alles, alles, was man nur wünschen kann. Es ist ein so unerhört glücklicher Zufall.“

„Und er nennt sich?“

„Der Graf von Martelle-Simieuse . . . Sieh nicht hin, er fängt wieder an herzu sehen; ja, es ist ein Martelle-Simieuse, und die Martelle-Simieuses sind Vettern der Landry-Simieuses und der Martelle-Zoesac. Also siehst Du, die Martelle- —“

Einer der Musiker macht toc toc auf einem kleinen Notenpult; das schneidet den Strom von Mamas Beredsamkeit kurz ab. Wir sehen uns; diesmal ist es Mozart. Ich schmiege mich wieder in meine Ecke und vertiefe mich in einen Abgrund von Betrachtungen. Das mußte eine Partie sein, die alles übersteigt, denn Mama war in einem Zustande völliger Aufregung. — Gräfin Martelle-Simieuse! — Zwei Namen! — Es war immer mein Traum gewesen, einen Doppelnamen zu haben. Ich würde „Herzogin“ vorgezogen haben, aber es giebt so wenige Herzöge — wirkliche, unbestreitbare Herzöge, daß es ein Hirngespinnst wäre, darauf zu hoffen — 22 echte nur, glaube ich. Meinetwegen also ein Graf. — Gräfin Martelle-Simieuse, der Name hat Klang; ich wiederhole ihn mir immerfort; ich höre nicht die Spur vom Mozartquartett. Ist es wirklich Mozart, den diese beiden Geigen, das Cello und dieser Bass spielen? Diese vier Instrumente spielen mir nur ein Lied, dessen steter Refrain ist: Frau Gräfin von Martelle-Simieuse! — Der Name ist von hoher Wichtigkeit. Ein Name, welcher sich gut mit dem Titel vereinigt und gut klingt — denn es ist mit dem Titel, wie mit dem Klub. Mich verbürgerlichen, niemals — und wäre es für alle Schätze von „Tausend und einer Nacht“. Lieber noch einen italienischen Prinzen heiraten, welche so üppig jenseits der Alpen sprießen. Da ist man, wenn auch arm, wenigstens Prinzessin. — Gräfin Martelle-Simieuse, — ja ganz entschieden, der Name kann sich hören lassen.

Neues Durcheinander nach dem Quartett. Papa bewegt sich auf Mama zu und ich desgleichen. Raum bin ich bei ihr, als Mama, immer mehr und mehr erregt, mir sagt: „Die Angelegenheit schreitet mit einer wahrhaft betäubenden Schnelligkeit vor; er wünscht mir vorgestellt zu werden und Papa hat bemerkt, daß seine Stimme bebte. Nicht wahr, mein Lieber?“

„Ja“, erwiderte Papa, „sie bebte.“

„Dein Vater wird ihn zu mir führen“, sagte Mama; „wenn er Dir nicht gefällt, dann entferne Dich, gefällt er Dir, dann bleibe mir zur Seite.“

„Ich will gern bleiben, Mama, aber wohlverstanden, daß Du mir Zeit zum Ueberlegen läßt — Du hast mir versprochen, mich nicht zu überstürzen.“

„Du wirst immer vollkommen frei sein, zu thun, was Du willst. Aber bedenke wohl, es ist eine Partie außerhalb alles gewöhnlichen. Wenn Du keine Verwandtschaft kennstest — keine Verbindungen! — Seine Mutter ist eine Perfigny-La Roche! Hörst Du wohl, eine Perfigny-La Roche!“

„Ja, Mama, ich höre.“

„Und es giebt nichts, was über den Perfigny-La Roches stände — nichts darüber!“

„Ruhig, Mama, ruhig.“

Papa war hingegangen, ihn zu holen; er bringt ihn herbei und zwischen zwei Musikstücken haben wir viere eine kleine Unterhaltung. Er war wirklich sichtbar befangen, er, welcher von weitem so viel Kühnheit hatte, mich anzusehen, hatte nahebei nichts mehr davon. Ich war es, welche die Unterhaltung führte, und das mit einer bemerkenswerthen Geschicklichkeit; denn zwischen den üblichen Gemeinplätzen einer Gesellschaftsplauderei habe ich in zehn Minuten zu erfahren gewußt, was mir zu wissen wichtig war, bevor ich die Sache weiter gedeihen ließ. — Er liebt Paris, wie ich; er langweilt sich auf dem Lande — wie ich; er amüsiert sich in Trouville — wie ich. Er hat keinen Geschmack am Scheibenschiefen, dies Martyrium der Frauen, das Scheibenschiefen, welches uns unsere Männer und ihre Freunde den ganzen langen Tag entzieht, um sie uns abends erschöpft, abgepannt und förmlich verdimmt, zurück zu geben. Nie würde ich meinem Maune dergleichen gestatten! — Dagegen vergöttert er die Pferde und die Hezjagden, alles wie ich! Ah, die Hezjagd, das ist etwas anderes, da liegt Leben darin, da können wir dabei sein! Und wie oft habe ich gesagt, mein Mann muß eine Equipage haben — nun, er hat eine, und noch dazu eine Voltry — das Vollenbetste. — Und dann hat er einen Staatsforst, zehn Kilometer von Paris, gepachtet. Man fährt des Morgens um halb neun, von dem bequemsten Bahnhose, dem Nordbahnhofe, ab, um zehn Uhr frühstückt man im Fluge, und trotz eines harten, langen Jagdrennens ist man rechtzeitig für Theater oder Ball wieder in Paris. Das ist noch nicht alles; er ist vollständig Herr über seine Zeit und seine Person und sein Vermögen, hat weder Vater noch Mutter mehr; nichts, wie einen jüngern Bruder, der sein Jahr bei der Artillerie abdient, — und eine Tante, sehr reich, sehr alt und kinderlos. So ist er also ganz unabhängig und Haupt der Familie. Martelle-Simieuse gehört ihm; es ist ein Landsitz irgendwo in der Vendée. Es versteht sich, daß ich nicht die Absicht habe, mich alle Jahre sechs bis acht Monate

dort zu vergraben; aber schließlich — eine Bestizung muß man haben; die Vendée mißfällt mir nicht. Nichts hat einen bessern Anstrich, als die Vendée. — Dies alles habe ich in dem kurzen Zeitraum von etwa fünfzehn Minuten erfahren. Frau von Merzery, uns alle viere in eine ernste Unterhaltung verwickelt stehend — alle viere, ich könnte besser sagen, alle drei, denn Papa sprach kein Wort, — also alle drei — eigentlich müßte ich sagen, wir beide, denn Mama sagte auch nicht viel — also Frau von Merzery (Gott werde ich diesen Satz je zu Ende bringen?) hat die Pause zwischen den beiden Quartetts zu verlängern gewußt.

All' jene Erkundigungen habe ich auf die leichteste, natürlichste Weise eingezogen, nur durch gewisse Wendungen, die ich der Unterhaltung gab, und ohne direkte Fragen zu thun. Mama sagte mir andern Tags, daß ich von einer ganz erschreckenden Ruhe und Sicherheit gewesen wäre. Nun ja, ich habe meine kleinen praktischen Anlagen. Ich will durchaus mein Leben unter gewissen Bedingungen unantastbarer Unabhängigkeit und sicheren Lebensgenusses gestalten. Kein Glück — keine dauernde Liebe ohne diese! So, zum Beispiel, nur keine Schwiegermutter! — Ich weiß nicht, was ich darum geben würde, nur keine Schwiegermutter zu bekommen. Nur keine Schraubereien, keine Kämpfe; man will im eigenen Hause doch alles für sich haben, mit dem Manne anzufangen. — Dies war der Grund, daß ich im letzten Frühjahr dem kleinen Marquis von Marillac — einen der Fünfe — nicht haben wollte. Und er war doch so nett, und so drollig und lustig! Ich hätte ihn von Herzen lieb haben können — ich fing schon damit an — aber da sah ich seine Mutter und hatte genug! — Eine schreckliche Mutter, steif, hochmüthig, pedantisch und dabei von einer fanatischen Frömmigkeit, welche von ihrer Schwiegertochter verlangte, daß sie sich, nur in ihrer Gesellschaft, acht Monate des Jahres in ein Landhaus, im tiefsten Grunde der Bretagne vergraben sollte. Diese Abhängigkeit!! Vom Augenblick der Heirat an, wo man eben aus der Stellung eines bevormundeten jungen Mädchens heraustritt, wieder darin zurückfallen — ich möchte wissen, wozu man dann heiratet??

Wo war ich eigentlich stehen geblieben? Ich weiß nicht mehr! Ah, nun hab' ich's. Also in der Soirée — die Musik fängt wieder an; es ist das letzte Stück. Wir setzen uns nach der Reihe hin: ich, Mama, Papa, dann er. Es giebt merkwürdige Vorbedeutungen; vor kaum einer Stunde habe ich ihn zum ersten Male gesehen, und schon hatten wir den kleinen Anstrich eines Familienkreises. Man spielte eine Reihe kleiner Walzer von Beethoven, mit der kurzen Unterbrechung einer Minute. Erste Pause; Mama fragte mich leise: „Nun jetzt, da Du mit ihm gesprochen hast, welchen Eindruck macht er Dir?“

„Denselben, wie vorher, Mama.“

„Gut also?“

„Nicht übel.“

„Dann darf Dein Vater ihn also zum Essen einladen?“

„O, Mama, das wäre doch zu schnell.“

„Wir sind gezwungen, schnell vorzugehen.“

„Warum, Mama?“

St! Man fängt wieder an.“

Da bin ich nun innerlich beunruhigt. Warum diese Eile nothwendig? Ich finde es anstößig; es scheint mir, daß man mich diesem Herrn an den Kopf wirft. Ich möchte es schnell erfahren, und dieser Walzer scheint mir ewig zu dauern. Endlich, dank dem Himmel, zweite Unterbrechung.

„Mama erkläre mir nur —“

„Ich kann Dir hier nichts erklären, es wäre zu weitläufig; sobald wir zu Hause sind, will ich Dir alles sagen. Aber die Einladung muß heute noch gemacht werden; es ist keine Minute zu verlieren. Also willst Du? Ja oder Nein?“

„Siehst Du, Mama, wie Du mich drängst.“

„Ich dränge Dich nicht, Du kannst noch immer ablehnen.“

„Nun dann — meinetwegen.“

„Also Donnerstag zum Diner?“

„Meinetwegen, Donnerstag.“

Zwischen dem zweiten und dritten Walzer sagt Mama hastig zu Papa: „Lade ihn zum Diner ein.“

„Welchen Tag“, fragt Papa.

„Donnerstag.“

„Gut.“

Papa, — ich hatte ihn noch nie in der Rolle eines würdigen Vaters gesehen, — Papa war bewundernswerth an Sanftmuth und Ergebung. Es ist wahr, daß er erdrückt von der Last der Musik, nicht mehr recht das Bewußtsein seiner selbst zu haben schien. Ich war etwas beunruhigt und dachte, er wird sich irren und einen ganz andern einladen. — Doch keineswegs; er machte seine kleine Einladungsrede durchaus richtig, und sie wurde mit Begeisterung angenommen.

Um Mitternacht brachen wir auf und wir waren kaum aus dem Merzeryschen Hôtel, als ich sagte: „Ich sehe, Mama, Du brennst förmlich, mich diese Heirat schließen zu sehen.“

„O, was das betrifft, ja!“

„Nun, sage mir nur endlich —“

„Laß mich erst ein wenig zu Athem kommen, ich bin wie zerbrochen, zu Hause sollst Du alles hören.“

Und eine Stunde später wußte ich alles. Es ist die seltsamste Geschichte von der Welt. — Gestern Morgen um acht Uhr hat man Mama geweckt, um ihr ein Billet — eiligst — von Frau von Merzery zu überreichen, des Inhalts: „Ich habe die Migräne und kann nicht ausgehen. Kommen Sie sofort zu mir. Irene's Glück hängt davon ab.“ — Mama steht auf und eilt hin. — Doch die Fortsetzung morgen, man ruft mich zum Essen.

Den 27. November.

Also Mama fliegt zu Frau von Mezger und dort hört sie folgendes: Die beiden Martelle-Simieuse, der Ältere, Adrian, — das ist der mir bestimmte — und der Jüngere, Paul, der Freiwillige, haben vor zehn Jahren ihre Großmutter väterlicherseits verloren, eine vortreffliche Frau, sehr reich, etwas bizarr, welche nur noch einen Gedanken hatte, die Fortbestehung ihres Geschlechts zu sichern. Es schien ihr das Ende der Welt zu bedeuten, wenn die Martelle-Simieuses eines Tages daraus verschwinden sollten. Sie war nicht einfältig und ließ in ihrem Testament eine sehr entschiedene Klausel aufnehmen: sie setzte eine Million aus, außerhalb ihres theilbaren Nachlasses, welche mit den dazu geschlagenen Zinsen, ihrem Enkelsohn Adrian gehören sollte, wenn er bis zu seinem fünfundzwanzigsten Jahre verheiratet wäre. Wenn nicht, so sollte diese Million unter denselben Bedingungen auf ihren Enkel Paul übergehen und wenn alle beide eigenfönnig auf der Ehelosigkeit beharrten, sollte diese Million mit den stets dazu geschlagenen Zinsen, alles, alles den Armen gehören. — Nun, dieser von der Großmama ausgesetzte Schatz beträgt jetzt die höchst achtungswerthe Summe von ein und einer halben Million. — Befagter Adrian hatte nun durchaus keine Neigung für die Ehe. Leidenschaftlich eingenommen für Jagd, Pferde, Wettrennen und dergleichen, ein Sportsmann in der höchsten Bedeutung des Wortes, war er vor allem auf die Erhaltung seiner Unabhängigkeit bedacht. „Ich werde mich nie verheiraten“, sagte er, „ich habe hundert und achtzigtausend Francs jährlicher Einkünfte, das genügt mir. Damit und mit etwas Ordnung läßt sich leben.“ — Kurz, er sah den 10. Januar mit vollkommener Gemüthsruhe herannahen, er wird an dem Tage fünfundzwanzig Jahre alt. — Aber er rechnete ohne unvorhergesehene Ereignisse. Gegen Ende des vergangenen Jahres hatte sich der Welt eine große Spekulationswuth bemächtigt, eine Art finanziellen Kreuzzuges gegen die Ungläubigen. Adrian hat sich in die Bewegung mit hineinziehen lassen, weniger aus Berechnung und Habgier, als aus einer Art ritterlicher Großmuth. Es handelte sich darum, wohlgefönnnte, reelle Bankgeschäfte aufrecht zu erhalten. Armer Mann! Er ist in den Krach hineingezogen und das mit einer bedeutenden Summe: eine Million und viermalhunderttausend Francs. — Es blieben ihm nur noch hundert und zehntausend Francs jährlicher Revenuen, und von einem Tage zum andern sah er sich plötzlich in beschränkter Lage. Er hat indeß gute Miene zum bösen Spiel gemacht, hat seinen ganzen Haushalt eingeschränkt, hat Pferde verkauft, Dienerschaft entlassen — sein Entschluß bleibt derselbe: nicht heiraten. — Aber seit einem Monat haben seine Freunde ihn abkapitelt, haben ihm moralische Vorlesungen gehalten, ihm erklärt, daß es unvernünftig wäre, sich anderthalb Millionen entgehen zu lassen, wenn man sie so leicht haben könnte. Es kostete ihn doch nur die Mühe sich zu verheiraten, ein hübsches Mädchen und eine ansehnliche Mitgift zu gewinnen, so daß die Pein sich in Glück ver-

wandeln könne. Er hat sich erst gesträubt, dann erweichen lassen und hat dann seine Cousine, Frau von Niemens, beauftragt, etwas passendes für ihn zu suchen. Sie hat gesucht und gefunden — die große, dürre Hopfenstange, Katharine von Puymarin, welche unerhört reich, aber noch mehr häßlich ist. Es ist sein erster Schrei gewesen: Sie ist zu häßlich und sitzt zu schlecht zu Pferde! — Von dem Augenblick an, wo er sich in eine Heirat gefunden, legte er darauf vor allem Werth: seine Frau muß gut reiten.

Die Zeit ging hin, er wurde so gedrängt, so viel geneckt; er hatte zuerst nein gesagt, dann sagte er weder nein noch ja und hätte wahrscheinlich schließlich ja gesagt, — als der große, dramatische, entscheidende Tag des 24. November anbrach. An diesem Tage, statt wie gewöhnlich nachmittags auszureiten, sollte ich es des Morgens thun, und zwar mit dem vortrefflichen Herrn Coates, welcher mich als seine vorzüglichste Schülerin betrachtet und welcher noch zuweilen eine Tour im Boulogner Wäldchen mit mir unternimmt. Ich brach um zehn Uhr im geschlossenen Wagen mit Miß Morton auf; wir lassen dicht beim Champion halten; rechts am Eingange erwartet mich Herr Coates; der Groom hatte Tribulet hingeführt, welcher nicht sehr bequem geht und welcher an dem Tage sehr aufgereggt war, da er seit acht und vierzig Stunden die Nase nicht herausgesteckt hatte. — Ich hatte mich in großer Eile angekleidet und Virginie mich nur so im Fluge frisiren können, indem sie mein Haar, in zwei dicke Strähnen gedreht, mit einem Duzend Nadeln zu befestigen gesucht. Herr Coates half mir, nicht ohne einige Schwierigkeiten aufzuzitzen, denn Tribulet war der reine Satan. Es wurde aber gleich anders, als er mich auf seinem Rücken fühlte. Er bäumte sich und sprang vorwärts — aber ich sitze fest zu Pferde und kenne Tribulets Streiche. Ich lasse ihm eine strenge Zurechtweisung zutheil werden, aber inmitten dieses Zwiesgesprächs mit ihm rollt und flutet plötzlich etwas über mein Gesicht — meine Schultern — es waren meine dicken Haarsträhnen, welche sich aufgelöst über mich ergossen und meinen Hut in den Untergang mit hineinzogen. Da sah ich nun im bloßen Kopf, auf dem störrischen Tribulet, mein Haar allen Winden preisgegeben. — Genau in diesem Augenblick erschien aus der Mündung der Potcauallé Adrian, Graf von Martelle-Simicuse; er hält wie gebendet in respektvoller Entfernung an, und in einem Augenblick stößt er dreimal einen Bewunderungsschrei aus. Der erste galt der Reiterin: „Ah, wie schön sitzt sie zu Pferde!“ — Der zweite betraf mein Haar: „Und welch prachtvolles Haar!“ Der dritte war: „Und wie hübsch ist sie!“

Indeß hatte sich Tribulet ausgetobt, beruhigt und besänftigt. Der Groom hatte eifrig vier bis fünf im Sande verstreute Nadeln aufgelesen und ich brachte, so gut es gehen wollte, etwas Ordnung in meine Haartracht, meinen Schleier wie einen Strick um den Kopf wickelnd, um die widerpänstigen Haare zusammen zu halten. — Endlich reiten wir fort, Herr Coates und ich, hinter uns der Groom und

in gleicher Entfernung hinter diesem der ältere Graf Martelle-Simieuse, mir zu Ehren nochmals die Tour durch das Boulogner Gehölz beginnend. Ich in meiner Unschuld hatte keine Ahnung von dieser glänzenden Eroberung. Es war scharfe, rauhe Luft, wir gingen im vollen Galopp. Tribulet, durch die Kälte erregt, versuchte zwei- oder dreimal sich zu widersetzen, aber er merkte, mit wem er es zu thun hatte. Herr Coates war sehr zufrieden mit mir. „Heute Morgen“, sagte er, „reiten Sie wie ein Engel.“ — Dieser Ansicht war auch mein zweiter, improvisirter Groom. Ah, wie gut reitet sie, wie schön ist sie zu Pferde! — Er hatte während des ganzen großartigen Spazierrittes nichts anderes im Kopf. Und dann verglich er mich mit Katharine von Puymarin. — Als die Reittour beendigt war, stieg ich zu Miß Morton in den Wagen und vorwärts ging's nach der Straße von Varennes. Graf Martelle-Simieuse folgt uns im Trab und begleitet mich bis an unser Haus. Er sieht den Thorweg desselben sich öffnen, und unsern Wagen in der Vorhalle verschwinden. Er giebt zu, daß ich ein ganz anständiges Haus bewohne, in einer der besten Straßen, und daß ich allem Anschein nach keine Abenteurerin bin. — Ja, aber der Name, der Name der unerjchrockenen Amazone! Dann fällt ihm etwas ganz einfaches ein, aber man muß gleichwohl darauf kommen. Er reitet nach Hause, läßt ein Adreßbuch holen mit den fünfzehnhundert Wohnungen der Straße. Straße Varennes 49, halt — Baron und Baronin von Leoty. So hat er den Namen derjenigen erfahren, welche vielleicht die treue Gefährtin seines Lebens werden wird. Baron von Leoty, er kannte Papa vom Klub her; aber hatte Papa eine Tochter? Und war ich eine Tochter von Papa? Er mußte dies Geheimniß ergründen. Das war nun bald geschehen, denn denselben Abend — o Zufall, so sind Deine Wege, — denselben Abend dinirte Graf Martelle-Simieuse im vertrauten Kreise bei den Merzerys, und so beiläufig in einer Unterhaltungspause fragte er Frau von Merzery: „Kennen Sie nicht Herrn von Leoty?“

„O, sehr genau.“

„Hat er eine Tochter?“

„Gewiß.“

„Wie alt?“

„Ungefähr zwanzig.“

„Sehr hübsch, nicht wahr?“

Da scheint es, brach man zu meinen Ehren in einen allgemeinen Begeisterungsschrei aus. Er war der Einzige, der mich nicht kannte — der Bedauernswerthe! Frau von Merzery forschte nach der Ursache all' dieser Fragen und er erzählte nun feurig unsere Begegnung am Morgen, meine Berwegenheit zu Pferde, von meinen im Winde wehenden Haaren, dem Sonnenstrahl, der darauf ruhte und sie goldig leuchten ließ; kurz, er hatte einen kleinen lyrisch-poetischen Anfall, zum Erstaunen aller, denn man kannte ihn von dieser Seite nicht. Darauf hat Frau von Merzery die allerjeltenste, bewundernswürdigste

Geistesgegenwart bewiesen. Ich muß bemerken, daß sie Mama sehr liebt, dagegen die Puymarins nicht ausstehen kann, — d. h. seit sechs Wochen, denn bis dahin waren sie die intimsten Freunde. Aber sie hat für ihre Abneigung den allertriftigsten Grund. In diesem Jahre haben in Grandchamp bei den Puymarins drei Gesellschaftsferien stattgefunden. Eine mit den Prinzen von Orleans, die zweite mit dem Großfürsten Wladimir, die dritte mit den Leuten ohne Bedeutung, dem sogenannten Ausschuß. Nun hat die Herzogin die Merzerys mit dem Ausschuß zusammen eingeladen. Doch Hochgeboren, wie sie sind und reich, wie sie sind, sind die Merzerys nicht die Leute, die man mit dem Ausschuß zusammen bittet. Von daher ihr heftiger Groll. — Und nun also der Geniestreich von Frau von Merzery. Stehenden Fußes — die Gelegenheit beim Schopf erfassend, ohne sich eine Minute zu besinnen, erwähnt sie vor ihrem ganz verblüfften Mann, daß den nächsten Abend einige befreundete Familien bei ihr sein würden, darunter die Damen von Leoty und daß Graf Martelle-Simieuse sehr willkommen sein würde, wenn er ein wenig Musik nicht scheute und wenn es ihm erwünscht wäre, seine Heldin aus dem Voulogner Wäldchen wiederzusehen.

Herr von Merzery war fassungslös.

„Aber meine Liebe“, sagte er, „irrst Du Dich auch nicht? Morgen Abend gehen wir ja doch ins Theater, um das neue Stück von Octav Feuillet zu sehen.“

„Nein, mein Freund, das ist übermorgen.“

„Erlaube, es scheint mir doch — ich habe ja selbst die Voge genommen —“

„Und ich versichere Dich, daß es erst übermorgen ist.“

Er verhielt sich still und erhielt erst nach dem Diner die Auflösung des Räthfels. Frau von Merzery blieb nicht dabei stehen; sie bemächtigte sich des Grafen Simieuse und unterhielt ihn mit der größten Beredsamkeit, mit einer Lobrede auf meine Vortrefflichkeit. — „Freue von Leoty, das wäre eine solche Frau für Sie! Diese Begegnung heute Morgen, das ist ein Schicksalswink.“

Er erwiderte nur als Refrain: „O, wie gut reitet sie!“

Gestern, nachdem sie Mama gesehen, hat sich Frau von Merzery, trotz ihrer Migräne, muthig in Trab gesetzt, hat die Gäste zusammen geworden, hat die Musiker aufgetrieben, hat Programme drucken lassen — denn sie waren gedruckt — hat die Erfrischungen bestellt! Diese Thätigkeit! — Von welchen Kleinigkeiten hängt doch das Schicksal ab! — Wenn Virginie mein starkes Haar aufgesteckt hätte, wenn Tribulet beim Reiten gehorsamer und sanfter gewesen wäre, wenn die Puymarins die Merzerys nicht mit dem Ausschuß zusammen gebeten hätten, würde er morgen nicht bei uns essen, und ich würde mir nicht die Frage vorlegen: werde ich oder werde ich nicht Gräfin von Martelle-Simieuse sein? — Arme Puymarins, die ganz express nach Paris gekommen waren, um ihr Weltwunder zur Schau

zu stellen. Arme Katharina, soll ich ihn ihr überlassen, ihren kleinen guten Grafen, oder soll ich ihn für mich behalten? Ich weiß noch nicht; aber er hat nicht zu schlecht angefangen, dieser Sechste.

Den 29. November morgens.

Was sind das seit drei Tagen für Berathungen wegen des gestrigen Diners gewesen! Sollte es ein großes Diner, oder ein kleines werden, ceremoniell oder intim; wo sollte er sitzen, mir gegenüber, oder neben mir? Mama war für gegenüber, sie behauptet, daß ich en face sehr viel hübscher bin, wie im Profil, besonders im ausgeschnittenen Kleide, und ein solches sollte ich anziehen. Aber ich selbst war für nebeneinander sitzen; ich fühlte mich durchaus nicht befangen, nicht schüchtern; ich wollte ihn im Gegentheil zum Sprechen bringen und beichten lassen. Immer meine fixe Idee, mich nicht leichtfertig zu verheiraten. Er wurde also an meine rechte Seite gesetzt. Um nicht zu sehr zu hungern und mich meiner Aufgabe ganz hingeben zu können, hatte ich um fünf Uhr stark gevespert. Ich leitete die Unterhaltung auf alle die Gebiete, welche zu erforschen es mir hauptsächlich darauf ankam; man blieb anderthalb Stunden bei Tische und zu Ende dieser Zeit hatte ich die Ueberzeugung gewonnen, daß wir einer für den andern geschaffen wären. Wir haben zuerst von Equipagen und Jagden gesprochen, das war ein vollkommener Anfang. Ich habe sofort entdeckt, daß er denselben Pferdetypus im Auge hat, wie ich; nicht zu schlank, nicht zu feurig, leicht ohne Zweifel, aber nicht mager — leicht mit etwas Fülle. Gleiche vollkommene Uebereinstimmung in allem, was die Anspannung betrifft. Er hat einen Abscheu vor dieser langspurigen englischen Anspannung, welche die Pferde lang schlänkern läßt, er liebt die kurze Anspannung mit strammen Ketten und Gebissen. Er war, glaube ich, etwas erstaunt, mich so sachverständig in dergleichen Angelegenheiten zu finden — überrascht, aber gleichzeitig entzückt! Er war zu Anfang des Diners sichtbar befangen und verwirrt, aber unsere Unterhaltung führte ihn leicht drüber fort; ich habe es ihm gleich behaglich gemacht — wir sprachen dieselbe Sprache und waren geschaffen, uns zu verstehen.

Er jagt das Wildschwein mit einer sehr schönen reinen Meute von achtzig englischen Foxhunden; er hat mir die genaueste Schilderung seines Jagdkostüms gemacht: Französischer Rock, von der Farbe des Herbstlaubes (feuille morte), Aufschläge und Taschen von dunkelblauem Sammet, mit Jägertreffen. Es wird für uns Frauen reizend werden, unsere Toiletten mit diesem Jagdkostüm von rothbrauner Herbstlaubfarbe in Einklang zu bringen; — ich plane schon einen gewissen kleinen Reithut! — er wird entzückend werden! — O, wenn meine gute Cäcilie, meine beste Freundin, doch auch einen Mann fände, der nicht weit von Paris einen Hirschpark hätte! Sie käme zu uns, um das Wildschwein zu hegen, wir gingen zu ihr, um den Hirsch zu jagen — könnte es unter der Sonne zwei glücklichere Frauen geben, wie uns beide! — Aber da spreche ich von

diesem Herrn, als wenn er schon mein Gatte wäre und seine achtzig Fohbunde mir gehörten.

Noch eins, was mich verlockt. Wir sind gewöhnlich verurtheilt, Männer zu heiraten, welche in der vollkommendsten Unthätigkeit leben, und das ist der Grund, warum in so viele Ehen der vornehmen Welt sich sobald Erschlaffung und Langeweile einschleicht. Nun, er hat Beschäftigungen, hat sehr viel zu thun; er hat keine Minute für sich, all' seine geistigen Kräfte und seine Thätigkeit gehören Unternehmungen, die zugleich nützlich und elegant, echt kavaliermäßig sind. Er ist Verwaltungsrath eines kleinen, sehr vornehmen Klubs, welcher erst kürzlich gegründet ist; er ist Mitglied des Comités für den Taubensport und das Schlittschuhlaufen. Er gehört zu einem Vereine der Steeple-chase, dann ist er noch theilhaftig an einem für Pferdezuucht und Wettrennen und für Veredelung der Hunderrassen. Alles das bringt Leben und Bewegung in sein Dasein. — Nach Ablauf einer halben Stunde wußte ich dies alles. — Danach habe ich ihn einem kleinen politischen Examen unterworfen. Große, sehr wichtige Frage! Es stand fest bei mir, daß ich nach dieser Richtung hin nie Kummer und Enttäuschung erleben wollte. Meine arme Mama hat in dieser Hinsicht eine grausame Prüfung erfahren, und ich möchte nicht ähnlichen Heimsuchungen unterworfen werden. Sie ist mit Papa sehr glücklich gewesen, ja sehr glücklich, ausgenommen indeß vom Standpunkte der Politik. Mama hat sich sehr jung mit Papa verheiratet, welcher aus einer alten monarchisch gesinnten Familie vom reinsten Blute stammt, wie Mama auch. Alles ging gut. Doch da geschah es, daß Papa sich dem Kaiserreich anschloß. Nicht aus Gefinnung, sondern aus Gutherzigkeit. Armer, lieber Papa, er ist so gut, zu weichherzig sogar. Er hat es nur aus liebevoller Rücksicht für seinen Bruder, meinen Onkel Armand, gethan, welcher jetzt Divisionsgeneral ist. Damals war er noch Hauptmann, aber schon seit Jahrhunderten. Er avancirte nicht, man trug es ihm nach, daß Papa, trotz alles Entgegenkommens, nie einen Fuß in die Tuilerien — zu diesen Emporkömmlingen — setzen wollte. Endlich hat Papa, welcher Onkel Armand vergötterte, eine Einladung angenommen, und sich verpflichtet Mama dort vorzustellen. Es war eine förmliche Errungenschaft für das Kaiserreich, denn es giebt in der Welt, kein aristokratischeres, altadligeres Blut, wie Mamas; Papa ist ja auch aus sehr edler Familie, aber von etwas weniger reiner Rasse, wie Mama. — Den Tag dieser entsetzlichen Vorstellung in den Tuilerien hat Mama in Thränen zugebracht. Indesß sie mußte sich fügen, aber es hat den Abend, unterwegs im Wagen, eine furchtbare Scene gegeben. Mama hat sich im letzten Augenblick aufgelehnt, sie hatte mitten auf dem Pont-royal, mit ihrem Rosenkranz im Haar und in weißen Atlaschuhen, aussteigen und zurückgehen wollen. Dabei schneite es in großen Flocken. Schließlich hat sie sich in ihr Schicksal ergeben. Onkel Armand wurde vierzehn Tage später ein Orden verliehen und sechs Wochen darauf war er Eskadronschef. Aber

viele Thüren waren seitdem für Papa und Mama verschlossen. Papa, dem war das sehr egal; es machte ihm sogar Spaß; ihm ist die Gesellschaft ein Gräuvel und er hatte seinen Klub. Aber Mama — die vornehme Welt ist ihr eine Lebensbedingung und sie hatte keinen Jockeyklub. — Fast alle diese vornehmen, ihnen verschlossenen Häuser, haben sich seit dem Sturz des Kaiserreichs ihnen wieder geöffnet, weil viel dadurch vergessen ist. Fast alle — aber nicht alle, und diese sollen und werden sich weit, weit aufthun, vor mir, der Gräfin Martelle-Simieuje! — Ueberall werde ich willkommen sein und freundlich empfangen werden. Die politische Führung der Martelle-Simieujes ist seit dem Anfange dieses Jahrhunderts durchaus tadellos gewesen. Kein Straucheln, keine Schwäche, sie haben sich nicht unter den beiden Kaiserreichen gebeugt. — Die Martelle-Simieujes datiren, ohne Uebertreibung und Trug, aus dem vierzehnten Jahrhundert her. Adrians Mutter — gut, nun nenne ich ihn schon Adrian — es ist ein wenig schnell! — Also seine Mutter war eine Perigny-La Roche — und was seinen Vater betrifft — Adrian hat über dessen Genealogie eine kleine Broschüre verfaßt und veröffentlicht, in hundert Exemplaren abgezogen, mit einem Titelbilde, worauf sein schön gemaltes Wappen. Er hat diese Broschüre unter seine Freunde vertheilt; Frau von Merzery hat auch eine erhalten und sie hat sie mir geliehen. Ich habe sie gelesen und wieder gelesen und weiß sie auswendig. Sie stellt durch eine unwiderlegliche Darstellung fest, daß Adrian der drittgrößte französische Graf ist — nicht der vierte! — Nun wohl, wenn man natürlich auch noch so sehr den Adel der Gesinnung und einen vorzüglichen Charakter allem andern voranstellt, muß man doch auch auf diese Dinge Werth legen. Sie haben eine große Bedeutung für die ganze Lebensgestaltung; besonders in diesem Augenblick, inmitten dieser Uebersflutung von gefälschten Adelsdiplomen, in dieser Ueberschwemmung von spanischen Herzögen und italienischen Prinzen, welche, wenn man nicht von unantastbarem Herkommen ist, in unserm eignen Hause den Vortritt beanspruchen. Ich könnte den Gedanken nicht ertragen, bei einem großen Diner erbärmlich am Ende der Tafel mit den Geldprozen, den Künstlern und Gelehrten zusammengeworfen zu werden.

Eine Sache gab mir noch zu denken; es ist nichts geringfügig, wenn es sich darum handelt, gewisse komfortable Einrichtungen fürs Leben zu treffen, sich gegen alle verdrießliche Zufälligkeiten zu schützen. Mama hat für jeden Montag eine Loge in der Oper. Seit langer Zeit ist es mit Mama vereinbart gewesen, daß ich, wenn ich mich verheirate, die Hälfte der Loge zur Benutzung erhalte. Mama geht dann alle vierzehn Tage hin und ich auch. Das ist gut und genügt mir. — Aber nun ist der Dienstag im Theater Français. Mama, Gott weiß es — wie sie sich auch geberdet hat — hat niemals diese unglückliche Dienstage loge loseisen können. Man hat ihr eine für den Donnerstag angeboten, aber sie hat es abgelehnt; ein Donnerstag ist nur ein verfälschter Dienstag; es ist dasselbe Schauspiel, aber nicht

dasselbe Publikum. Nun also, wenn ich ihn heiratete, würde ich vom Dezember bis Juni, jeden Dienstag eine der ersten Logen, der Bühne gegenüber, zu meiner Verfügung haben. Das hängt so zusammen: er hat eine Tante, eine kostbare Tante, sehr reich, ohne Kinder (er erbt noch von ihr), hochbetagt und sehr asthmatisch, welcher besagte Loge gehört, und sie ist ganz geneigt, sie ihm abzutreten, da sie seit drei Jahren das Theater nicht mehr besucht. Kann man sich etwas entzückenderes denken, wie solche Tante?

Das alles habe ich ihn, zwischen der Suppe und der Eispeise, mir mittheilen lassen, und als Mama nach dem Diner auf mich losstürzte und fragte: „Nun, wie ist's?“ habe ich ihr geantwortet: „Ich glaube, Mama, daß ich schwerlich etwas besseres finden könnte.“

„Dann ist es also abgemacht?“

„O, ich weiß nicht, zum heiraten gehören zwei, Mama.“

„Ihr seid zwei, sei ruhig; ich habe ihn während des ganzen Diners beobachtet, wie er Dich immer ansah; ihm ist vollständig der Kopf verdreht.“

Das war freilich meine Meinung auch. Während Mama zu mir hingestürzt war, hatte er sich an Frau von Merzery gehalten, welche natürlich dem Diner beiwohnte. „Nur mich liebe er, nur mich vergöttere er, nur mich wolle er, und keine andere.“ Und er flehte Frau von Merzery an, sofort bei Mama um mich anzuhalten. Sie hat ihn zu beruhigen gewußt und ihm auseinander gesetzt, daß die Sache nicht so überstürzt werden könne. Mama, glaube ich, hätte am liebsten noch denselben Abend alles zum Abschluß gebracht; sie hatte eine entsetzliche Angst vor den Puymarin'schen Plänen. Ich theilte diese keineswegs. Ich war mir des auf ihn ausgeübten Eindrucks vollauf bewußt und fühlte mich Herrin der Situation. Ich habe also Mama an ihr Versprechen erinnert, mir Zeit zur reiflichen Ueberlegung zu lassen. Ich hatte ihn erst zweimal gesehen, abends im Frack und weißer Binde, ich wollte ihn durchaus noch zweimal im vollen Tageslicht und im Ueberrock sehen. Ich wußte, wie es bei meiner Cousine Mathilde zugegangen war; sie hatte ihren Mann auch zweimal bei Tage gesehen, einmal im Louvre-Museum und einmal in der Reitschule. Diese ist augenblicklich geschlossen; ersetzen wir sie also durch die Cloney-Ausstellung. Aber meine zwei Tagesbesichtigungen muß ich haben. Frau von Merzery hat also für heute eine vom Zaune gebrochene Zusammenkunft im Louvre arrangirt, — Punkt drei Uhr vor der Murilloschen Madonna.

Denselben Tag um fünf Uhr.

Eben kommen wir nach Hause. Wir sind eine Stunde lang in den Galerien umhergegangen, ohne die Bilder viel anzusehen. Er ist übrigens — glaube ich — von einer wahrhaft erschreckenden Unwissenheit hinsichtlich der Malerei; aber ich habe ja auch nie die Absicht gehabt, einen Kunstkritiker zu heiraten. — Er ist, auch bei Tage, von angenehmer Erscheinung, kleidet sich gut, spricht gut, ist



Unentschieden.

110

kaltblütig, aber untadelhaft von Benchmen und sagt nie eine Dummheit. Im ganzen war ich zufrieden. Sobald wir in der Rivolistraße allein im Wagen waren, hatte ich einem neuen Anprall von Mama Stand zu halten: „Er ist kostbar, ich denke, daß Du nicht länger auf Clouny bestehst?“

„Nein, ich verzichte darauf, Clouny kann gestrichen werden.“

„Gott sei Dank, Du bist also entschlossen?“ —

„Noch nicht, Mama, man verheiratet sich nicht so ohne weiteres, nur aus Vermögens- und Stellungsrücksichten.“

„Aber was willst Du noch mehr?“

„Ich will ihn zu Pferde sehen; er hat mich zu Pferde gesehen, aber ich ihn nicht.“

Kurz, Frau von Merzery, deren Aufopferung unermülich ist, wird ihm heute Abend zu verstehen geben, morgen früh zehn Uhr, am Eingange der Afazienallee herumzustreifen; sie wird ihm in zarter Weise andeuten, daß er begründete Aussicht hat, uns — Papa und mir — dort zu begegnen. Denn Papa — nein, das muß ich sagen, Papa überrascht mich! Ich meine, er ist ausgezeichnet in der Rolle als Vater, der eine Tochter zu verheiraten hat. Seit vier Jahren ist er nicht mehr zu Pferde gestiegen; morgen will er, auf die Gefahr hin, sich die Glieder zu zerbrechen, der besondern Verhältnisse wegen, mit mir ausreiten.

Den 30. November.

Wir drei haben die Tour durchs Boulogner Gehölz gemacht, Papa, er und ich. Er reitet vollkommen gut; er ritt eine bewundernswürdig schöne Fuchsjute. Ich werde sie für mich nehmen, und ihm dafür Tribulet geben, den ich zu genau kenne, und dessen ich etwas überdrüssig bin. — Zurückgekehrt, bin ich Mama um den Hals gefallen: „Ja, rief ich, jetzt sage ich ja, hundertmal ja!! — Und ich habe ihr mit Thränen in den Augen gedankt, daß sie so nachsichtig gegen mich war, so gütig und geduldig, daß sie mich nicht gequält und mir alle Zeit zur Ueberlegung gelassen.“

Den 4. Dezember.

Heute um drei Uhr soll die alte Tante, die mit der Dienstagloge, kommen und den formellen Antrag machen; und noch vor dem 10. Januar — es muß durchaus wegen des von der Großmama ausgelegten Kapitals sein — werde ich Gräfin von Martelle-Simieuje werden. Adrian wird anderthalb Millionen Francs erhalten und mich mit einer Million als ergänzende Zugabe. Das wird, denke ich, sehr angenehm erworbenes Geld sein. Ich finde ihn nicht gerade zu bedauern, diesen Herrn.

Den 11. Dezember.

Die Heirat ist auf den 6. Januar festgesetzt. Es ist abgeschmakt, sich zu solchem Zeitpunkt zu verheiraten, als ob es ein Neujahrsgeschenk wäre. Aber der Schatz — der Schatz der Großmama! — Und übrigens, wenn ich es recht überlege, mißfällt mir dieser Zeitpunkt durchaus nicht. Wir werden eine kleine, ganz kurze

Hochzeitsreise machen, — eine kleine Spriztour nach Nizza, auf acht, höchstens zehn Tage. Darauf Paris, und Paris in seinem vollen Glanze, mit all' seinen kleinen wieder eröffneten Theatern, die geliebten kleinen Theater von Papa. — Diese unglückliche Louise von Maubriant hat sich letztes Frühjahr, Ende Mai verheiratet, hat eine sechswochentliche Hochzeitsreise gemacht, und ist erst nach Paris zurückgekehrt, als es heiß, unheimlich und ganz verödet war. Und das Variététheater geschlossen! — Sie hat erst vorige Woche Judith hören können — sieben Monate nach ihrer Verheiratung!!

Wir werden vollkommen glücklich sein, ich zweifle keinen Augenblick daran. Er vergöttert mich! Und ich — ob ich ihn liebe? — Man muß ehrlich gegen sich selbst sein; ich würde lügen, wenn ich mit romanhaften Lebensarten versichern wollte, daß ich sterblich verliebt bin, daß ich nicht lebe, wenn er nicht da ist, daß ich beim Geräusch seiner nahenden Schritte zittere, daß ich erbebe beim Ton seiner Stimme und mich erst belebt fühle, wenn er erscheint. — Nein, nein, so leicht bin ich nicht zu entflammen. Man darf von meinem Herzen nicht verlangen, daß es sich so schnell ergiebt. Aber ich habe schon sehr viel Freundschaft, sehr viel Zuneigung für ihn, und die Liebe wird kommen, dessen bin ich sicher.

Die Liebe ist solche Ersparniß in der Ehe. Ich bringe ihm eine Million zu und wir werden unsern Haushalt mit ungefähr 230,000 Francs Revenuen aufangen. Das scheint enorm, aber ist es nicht. Man muß jährlich 80,000 Francs zur Erhaltung von Simieuse, unserm Schloß in der Vendée, und für die Jagd abrechnen. Bleiben uns also zum Lebensunterhalt 150,000 Francs jährlich, — eine vollkommen ausreichende Summe, wenn wir uns lieben, und wir gemeinschaftlich durchs Leben gehen, wie zwei gute Kameraden, die gleichen Schritt halten. Wenn wir aber, im Gegentheil, nach einiger Zeit jeder unsern Weg gehen, wie das die Geschichte der meisten Ehen in unsern Kreisen ist, haben wir nur jeder die Hälfte, also 70,000 Francs zu verzehren, und das würde eine beschränkte Lage werden. Nehmen wir an, daß das Theater — außer Oper und Schauspiel — jährlich 2000—3000 Francs kostet, wenn Mann und Frau immer zusammen gehen, um alle neuen Stücke zu sehen; für jeden einzeln ist es gleich das Doppelte des Budgets.

So zum Beispiel Karoline mit ihrem Manne! Sie haben nur 100,000 Francs jährliche Einkünfte und sie leben doch sehr großartig, ohne genau rechnen zu müssen. Und warum? — Weil sie sich lieben. Sie bewohnen ein kleines Hôtel, ganz bescheiden, welches nur wenig Dienerschaft erfordert; sie verkehren wenig mit der Welt, und je mehr sie allein und einer auf den andern angewiesen sind, desto zufriedener sind sie; und Karoline ist vollkommen glücklich, ob schon sie kaum 10,000 Francs für ihre Toilette verwendet. — Gegen Charlotte, das arme Mädchen, sie hat sich der Heirat nicht erwehren können. Ihre Mutter war es, die der Titel verblendet hatte. Ihre Tochter Herzogin! Das ist freilich etwas, aber nicht

alles. Nun, ihre Ehe mit Gretram hat eine schlechte Wendung genommen, schon von den ersten Wochen an, und sie sind nun in der bedrängtesten Lage, trotz ihren 250,000 Francs jährlicher Einkünfte. Sie giebt ein tolles Geld aus, für lauter luxuriösen Blunder und ruinirende Thorheiten; es ist ja auch viel kostspieliger, aller Welt gefallen zu wollen, als einer einzigen Person. — Der Herzog hat sich dem Spiel ergeben und schon das halbe Vermögen durchgebracht.

Karoline sagte mir neulich, sobald Du Dich verheiratest, suche Deinen Mann zu lieben; das ist in unserer Lebensstellung eine Ersparniß von 100,000 Francs jährlich; und wenn man sich nicht aus natürlicher Neigung liebt, sollte man sich aus Berechnung lieben! — Ja, ich werde ihn lieben lernen — ich werde ihn gewiß lieben! — Heute ist übrigens erst der 11. Dezember. Bis zum 6. Januar habe ich also noch volle sechsundzwanzig Tage vor mir!





## Lagerleben in den Prärien.

Von A. S. P—n.

**G**ines schönen Sommerabends vor wenig Jahren schlich in der wilden Gegend, welche die Amerikaner als Grenzgebiet bezeichnen, ein junger Bursch von etwa sieben-zehn Jahren todtmüde heim, nachdem er den ganzen langen Tag über in der Prärie eine Schafheerde bewacht hatte. Sein Aeußeres schien ziemlich herabgekommen. Noch vor zwei Jahren, zu Hause auf dem väterlichen Besizthum, gehörte er zu den jungen Leuten der besseren Klasse. Jetzt sah man an ihm nur noch ein stark verbranntes, mit Staub und Schweiß bedecktes Gesicht, und seine hagere, etwas gebeugte Gestalt, bekleidet mit verschoffenem blauen Wollenhemd und groben, braunen Leinwandbeinkleidern, welche von allerlei Schmutz so fleckig waren, daß kein Mensch ihre Grundfarbe hätte erkennen können; dazu trug er plumpe Schuhe, nebst einem alten Filzhut, dem gegenüber man nur mit aller Anspannung der Einbildungskraft auf den Gedanken kommen konnte, daß er einmal weiß gewesen sein mochte. Vor ihm wälzte sich seine Heerde hin — vielleicht fünfzehnhundert Köpfe stark — von jeder Größe und von jedem Alter, von den langbeinigen Widdern, die den Vortrab bilden, bis zu den kleinen, die meisten Beschwerden verursachenden Zwei-Monat-Lämmern, welche hinter dem Haufen hertrottdeln und dem unerfahrenen Hüter deßhalb so viele Mühe machen, weil sie immer so müde zu sein scheinen, um keinen Schritt mehr vorwärts thun zu können, bis der Hirt in reiner Verzweiflung sich nicht mehr um sie bekümmert und sie der Gnade des Wolfes und des Berglöwen (Puma) überläßt, worauf sie meist mit jämmerlichem Blöken die Heerde wieder einzuholen suchen. Unser junger Freund ist indeß viel zu erfahren, um auf die kleinen Glieder seiner Heerde besonders acht zu geben. Abgespannt und durstig schleppt er sich seinen Weg dahin, nachdem er fünfzehn Stunden unter brennender Sonne umhergestrichen, mit nichts als einem Frühstück,

das er halb fünf Uhr früh verzehrte, und ohne seit zwei Uhr nachmittags etwas zu trinken gehabt zu haben, während jetzt schon die Nacht herabsinkt. Trotzdem fällt es ihm nicht etwa ein, sich zu beklagen — die Landes-sitte bringt es ja nicht anders mit sich und ganz ebenso ist es ihm jeden Tag der letzten zwei Monate ergangen, so daß er es gewöhnt ist — oder doch sein mußte. Nein, ihm wirbeln ganz andere Gedanken durch den Kopf, und da das einsame Leben bei den Leuten die merkwürdige Gewohnheit, mit sich selbst zu sprechen, ausbildet, so können wir die Ursache seiner Mißstimmung aus den folgenden Worten abnehmen:

„Gottlob, ich denke, heute muß meine Schäferhütte fertig werden, ist das der Fall, so werd' ich morgen hinaus ins Feld geschickt. Da giebt's keine Plackereien mehr, wenn man abends müde heim kommt, kein Holzschneiden, Wasserholen und Waschen und Scheuern, bis einem das Kreuz fast bricht und es halb zehn Uhr vorüber ist, ehe man ins Lager kriechen kann. Und dann, wenn die Schafe am nächsten Morgen nicht mit Sonnenaufgang, d. h. halb fünf Uhr wieder draußen sind, dann brennts auch an allen Ecken.

„Ins Lager — o! Da hab ich zuerst keine Quälereien, Wasser befindet sich dicht neben der Hütte, Holz liegt überall herum und braucht nur eingesammelt zu werden, und dann giebt's keine Seele, für die ich noch etwas zu schaffen hätte. Wird das nicht herrlich sein? Ja, meinen Kopf möchte ich darum verwetten!“

Mit diesen tröstlichen Betrachtungen und der Hoffnung auf zukünftiges Wohlergehen pfeift unser Hirt einmal laut seinen Schafen und geht mit leichterem Herzen, als viele Tage vorher, heim zum Abendbrod und den unausbleiblichen Plackereien, die seiner noch harren.

Da obiges nur eine Skizze des so sehnsvchtig erwünschten Lagerlebens darstellt, wollen wir über die Vorkommnisse der nächsten vier- undzwanzig Stunden schweigend hinweggehen und melden nur, daß der Wunsch unseres jungen Freundes erfüllt wurde. So schließen wir uns ihm erst wieder am nächsten Tage an, während er die Schafe wiederum, dieses Mal aber nach dem „Lager“ zurückführt.

Bevor wir indeß seine Erlebnisse daselbst berichten, wird es dem Leser eine bessere Vorstellung von diesem Leben erwecken, wenn wir sozusagen das Zubehör desselben schildern.

Zunächst befindet sich das Lager völlig abgesondert von der andern Menschheit. Viele Meilen weit in Osten liegt die Farm, zu der die Heerde gehört, wiederum die einzige bewohnte Stelle in weitem, weitem Kreise. Nach Norden, Süden und Westen dehnen sich die wellenförmigen Prärien aus, nur unterbrochen durch die Mesas, das sind Tafellandschaften, deren felsige Abhänge den Wölfen, Bären und Pumas Schlupfwinkel bieten, denn letztere trifft man noch ziemlich häufig in den wilderen Gebieten des fernen Westens.

Das Lager selbst besteht aus einem sogenannten Dug-out, das

ist aus einer kleinen Hütte, welche aus groben, in den Zwischenspalten verstrichenen Scheiten zum Theil auf der Erde erbaut, zum Theil aber aus einem kleinen Hügel „geschnitten“ ist (daher obiger Name), einem Hügel von gewöhnlich fünfzig bis hundert Fuß Höhe, von denen die Ansiedler glauben, daß er in früheren Zeiten von Indianern oder Mexikanern aufgeworfen worden sei, um weithin das Vorhandensein von Wasser anzuzeigen. Dieser Dug-out mißt sechs Fuß im Geviert und hat ein flaches, mit Erde bedecktes Dach, die in der Mitte hoch aufgehäuft, während sie nach der Ecke zu eine immer dünner werdende Schicht bildet, um das Wasser abfließen zu lassen. An einer Ecke des Dachs ist ein Loch ausgepart, durch welches ein altes Ofenrohr gesteckt ist, das aus Höflichkeit Schornstein genannt wird. Unterhalb desselben befindet sich eine offene Feuerstelle, bei der von einem Koste und dergleichen keine Rede ist, so daß der Zug nur durch kunstgerechte Anordnung des Feuermaterials zu erhalten ist.

Die Ausstattung des Hauses besteht aus einem dreibeinigen Stuhl, eigentlich weiter nichts als einem niedrigen Schemel zum Melken, und aus zwei Decken. Die eine davon ist breit, groß und dick und dient als Bettstelle, Matratze und Bett; die andere ist weit dünner und vertritt die Stelle des Deckbettes. Das Kopfkissen besteht aus der Jacke und Weste des Schäfers, wozu wohl noch, wenn die Nacht warm und die Schafe ruhig sind, dessen Hosens kommen. Unter diesem Kissen lugt ein tüchtiger Revolver hervor, der stete Begleiter, Tröster und Freund des Hirten, der Tag und Nacht nie weit von seiner Hand wekommt. In welch' traurigen Umständen lebte der „Westermann“ ohne seine sechs-schüssige Waffe! Bei seinem einsamen Leben mag man ihm alles rauben, nöthigenfalls auch sein Pferd entführen, den Revolver aber muß er behalten.

Zunächst folgen nun die Geräthe, neun Stück an Zahl. 1. Ein kleiner, runder Tisch, etwa achtzehn Zoll im Durchmesser, der zu verschiedenen Zeiten zum Waschen der Kleidungsstücke, wie des Gesichts, der Hände und alles Uebrigen dient, ebenso wie darauf Teich geknetet und das Brod bereitet wird. 2. Ein dreifüßiger Eisentopf, der — ebenso aus Höflichkeit wie der Schornstein — hier der Backofen genannt ist, und in dem Brod gebacken, auch Kaffee geröstet und jede Speise gekocht wird. 3. Ein Zinnlöffel mit langem Stiel. 4. Eine Bratpfanne. 5. Ein Kaffeetopf. 6. Eine Zinnschüssel. 7. Eine ebensolche Tasse. 8. Eine Gabel, welche nicht ganz wie der Löffel, die abscheuliche Gewohnheit hat, zu verschwinden, wenn sie am nöthigsten gebraucht wird, neben 9. dem zu allen Zwecken dienenden unentbehrlichen Fleischmesser, welches unsere Liste vervollständigt.

Au Vorräthen finden sich folgende: eine gejalzene, aber nicht etwa gepöckelte Speckseite; ein Sack mit Mehl, dito mit grünem Kaffee; ein großer Beutel mit mexikanischen Bohnen, eine Blechbüchse mit Soda, welche die Stelle der Hefe vertritt; ein Faß mit Schafffleisch in Salzwasser, um die Monotonie des Specks einmal zu unterbrechen, und einige Zwiebeln.

Das, lieber Leser, sind die Verhältnisse, unter denen das von jungen Leuten so oft ersehnte romantische „Lagerleben“ sich abspielt. Sehen wir nun einmal zu, welche Freuden — oder Leiden — unsern unternehmenden Freund erwarten, Freuden, welche weder das geordnete Leben der Heimat — die übrigens auch jetzt nur mit bebender Stimme, wie etwas ganz besonders geheiligtes, erwähnt wird, noch das sehr urwüchsig aber doch gewissermaßen gesellschaftliche Treiben auf dem Homeranche, (das ist ein Haus, welches als Wohnstätte für die Kuh- und Schafhirten in den westlichen Territorien dient) bieten kann.

Im Lager angelangt, schiebt sich unser Hirt, den wir Jack (Jakob) Alldag nennen wollen, an, sein Abendessen zu bereiten und zu verzehren; doch diesem fehlt ein gewisser Geschmack, den das letzte vor vierundzwanzig Stunden entschieden besessen hatte. Das ist eine merkwürdige Erscheinung, denn die Speisen sind die nämlichen und der Hunger ist derselbe — jener Mangel bleibt aber doch bestehen. Da gewährt es ihm eine, wenn auch nur sehr schwache Befriedigung, Teller, Tasse u. s. w. aufzuwaschen mit Wasser, das er aus dem kleinen Teiche dicht neben seiner Hütte geholt und im „Backofen“ erhitzt hat. Nachher setzt er sich vor die Thür und schmaucht behaglich seine Pfeife und freut sich des Friedens und der Ruhe seiner vereinsamten Wohnstätte. Nach und nach verändert sich aber merklich diese Empfindung. Das Schweigen wird etwas bedrückend, und sich selbst gewaltjam aufrüttelnd, erhebt sich Jakob und schlendert ruhig auf die Schafe zu, welche in der Entfernung von einigen hundert Schritten weiden. Er treibt und lenkt dieselben nach der Seite des Hügels zu, in welchem sein „Haus“ eingebaut ist; dann, nachdem er sich durch einen Rundgang überzeugt, daß jenen keine Gefahr droht, begiebt er sich wieder nach der Hütte. Die Schafe trotten noch ein Weilchen ruhelos umher, dann legen sie sich eins nach dem andern nieder, ebenso die Lämmer, welche nach ihren Müttern blöken, und endlich herrscht — abgesehen von einem gelegentlichen, kaum hörbaren Laut aus der Herde, ein Todesstillen rings auf der umgebenden Natur.

Jetzt, wo die Schafe sich zum Ausruhen gelegt, macht auch Jack sein Bett zurecht und denkt natürlich, daß er bald in Schlaf versallen wird, wie das von jeher seine Gewohnheit war. Der erwartete Schlummer will jedoch nicht kommen. Das unbehagliche, bedrückende, fast elende Gefühl, das sich seiner seit dem Eintreffen hier bemächtigt hat, nimmt noch mehr zu und wird ihm ganz unerträglich.

Plötzlich springt sein Schäferhund „Skip“, der an der Thür der Hütte liegt, auf und eilt laut anschlagend in die dunkle Nacht hinaus. Alldag ergreift den Revolver, tritt vor die Hütte und lauſcht gespannt. Das Wollen des Hundes wird schwächer und schwächer, Skip verjagt offenbar einen Eindringling, wahrscheinlich einen Coyote.

Einen Wolf! Sonderbar, daß das Wort ihm das Herz erbeben macht und sein Finger sich mechanisch an den Drücker der Waffe

anlegt; er weiß doch, daß diese Präriewölfe feige Vurschen sind, und etwas anderes als ein Schaf nicht anzufallen wagen. Was verursacht ihm nur diese nervöse Furcht vor einem Coyote? . . . Nur der Umstand, daß er zum ersten Male ganz allein eine Nacht in der Prärie, fern von jedem menschlichen Wesen zubringen muß. Befürchtungen jeder Art, über die er früher nur gelacht hätte, tauchen jetzt mit ganz anderer Gestalt vor ihm auf. Er bemerkt, daß sein ganzer Körper zittert . . . weshalb denn? Er hat ja gar keine Ursache zur Furcht.

„Ah, was ist das? Das schwarze Ding dort, kaum dreißig Schritte von hier . . . ist es ein Bär? Was mag's wohl sein? Ein Berglöwe (Puma), der es wittert, daß ich allein bin?“ — Zack erhebt schon das Pistol zum feuern, da hört er eben den Hund bellend zurückkommen und die unerwartete Erscheinung — eine große, schwarze mexikanische Kuh — galoppirt davon, so schnell die Füße sie tragen können, wirbelt dabei eine gewaltige Staubwolke auf und protestirt murrend gegen diese Störung.

Nachdem er sich selbst herzlich ausgelacht und den treuen Hund freundlich gestreichelt, legt sich Zack wieder nieder, dieses Mal entschlossen zu schlafen, es möge kommen, was da wolle. Vergebens. Gerade als er im Einschlafen ist, schlägt der Hund zum zweiten Male an, stürmt aber nicht wie beim ersten Mal hinaus — und daneben macht sich noch ein anderes immer näher und näher kommendes Geräusch bemerkbar, bis dasselbe direkt über ihm ist, das dumpfe Trampeln der erschreckt herzulaufenden Schafe. Der junge Schäfer ist in einem Augenblick aus dem Bett und tritt, das Pistol in der Hand, muthig hinaus.

Die Nacht ist pechschwarz, so daß er gar nichts unterscheiden kann. Die Glocken der Schafe läuten aber entsetzlich, ein Beweis, daß die Heerde vor einem unsichtbaren Feind die Flucht ergriffen habe. Auffallenderweise schweigt der Hund nach wiederholtem, fast nervösem Geheul ganz still. Aus diesen Anzeichen erkennt Zack, daß es sich jetzt um einen Berglöwen handeln muß, ein Raubthier, das sich selbst überlassen der Heerde den furchtbarsten Schaden zufügen wird, denn man weiß von einem Puma, daß er binnen einer Nacht wohl dreißig Schafe erwürgen kann.

Zack feuerte sofort den Revolver blindlings in die Luft ab, in der Hoffnung, das Thier durch den Knall für einige Zeit zu verschrecken. Letzterer hat ihm aber für heute die Ruhe der Nacht geraubt und wird das auch noch für manche kommende Nacht wiederholen. In der That ist das die schlimmste Belästigung, die er hier zu ertragen hat. Jede dunkle Nacht wird der Puma in der Nähe umherzuleichen, und nichts als die schärfste Wachsamkeit kann ihn abhalten, unter den unglücklichen Schafen ein furchtbares Blutbad anzurichten.

Diese Raubthiere gehen niemals auf Beute aus, außer in stockfinsternen Nächten, wo man keine zwei Schritt weit sehen kann, und

überdies bewegen sie sich völlig lautlos. Uebrigens ist es ein ziemlich gefährliches Ding sie anzugreifen, wenn man nicht sicher ist, sie auf den ersten Schuß zu tödten, denn verwundet zögern sie gar nicht, sich auf den Menschen zu stürzen und angefichts ihrer Schnelligkeit und Lebensfähigkeit pfllegt man sie als ebenso gefährliche Feinde wie die Grizzly-Bären zu betrachten.

Diese allnächtlich sich wiederholende Störung trieb Jack begreiflicherweise zur hellen Verzweiflung, und ein verzweifelter Mann, vorzüglich wenn er jung ist, wagt zuletzt sehr viel. Nach verschiedenen erfolglosen Versuchen kommt er endlich auf ein Mittel, das ihm seiner Meinung nach nicht im Stiche lassen kann, welches freilich aber mit dem Verluste eines Schafes verknüpft ist. Doch was will das heißen, wenn er sich damit den Berglöwen vom Halse schaffen kann?

Am folgenden Tage schießt er einen jungen Widder, den er nach der Thür der Hütte schleppt und hier abzieht und ausweidet. Dann gräbt er, der Hüttenthür gerade gegenüber, ein kleines Loch aus, um es am Spätabende mit dem Blute des Opferlammes anzufüllen. Die Fleischtheile selbst hängt er innerhalb der Hütte auf und mit einbrechender Dunkelheit löscht er das Feuer, bindet den Hund an, dem er den Maulkorb abnimmt und treibt die Schafe alle in der Nähe zusammen. Dann nimmt er an der Thür Stellung, bereit herauszutreten und Feuer zu geben, sobald er den Puma das für ihn als Lockspeise bestimmte Blut auflecken hört.

Still und träge geht die Zeit dahin. Zuerst erhält die Vorstellung von einem Kampfe auf Leben und Tod mit dem verwundeten Puma den jungen Hirten in ängstlicher Aufregung. Sobald ein Schaf nur niest, hält er in der Meinung, der Feind nahe heran, den Athem an. Aber Stunde um Stunde verinnt und noch immer bleiben die Schafe ruhig und sogar der Hund schläft weiter.

Endlich bemerkt Jack, daß auch er mehr und mehr schläfrig wird. Einmal und zweimal sinkt ihm der Kopf herab und muß er sich mit Gewalt emporrichten, wobei er fast den Revolver aus der Hand verliert. Als er sich eben zum dritten Male empor schnellt, vernimmt er das bedeutungsvolle, nicht mißzuverstehende Geräusch von erschreckt fliehenden Schafen und der Hund richtet sich mit verhaltenem Knurren dabei auf. Jetzt erfüllt den Hirten eine neue Sorge. Wird der Löwe ein lebendes Schaf, selbst wenn er sich dasselbe erst erjagen muß, dem Blute eines todten vorziehen? Schon macht Jack sich Vorwürfe, so vorschnell eines seiner Thiere geopfert zu haben, und doch muß er jetzt die Entwicklung der Dinge, in der schwachen Hoffnung, seine Absicht zu erreichen, ruhig abwarten. Er lauscht gespannt den Ohren; das Getrappel der geängstigten Schafe wird immer schwächer und ihre Glocken und Schellen ertönen nur noch aus weiter Ferne.

Jack schießt sich schon an, die Thür zu öffnen und seiner Heerde nachzusehen, als seine Aufmerksamkeit durch das Benchnen des Hundes

neu in Anspruch genommen wird. Das leise Knurren ist in ein langgezogenes Heulen übergegangen, in den Ausdruck hilflosen Entsetzens, wenn ein Hund jemals solches kundgab. Die Hand auf dem Drücker des Thürschlosses, zögert der junge Hirt noch einmal. Möglicherweise hat der Puma das todte Schaf gewittert und ist er hier in größter Nähe.

„Halt; was ist das? Da strich etwas an der Thür vorbei! Kein Zweifel, das kann nur der Löwe gewesen sein!“ Zitternd vor Erregung drehte er vorsichtig und leise den Handgriff um. Lap . . . lap . . . jener leckt das Blut auf. Nun vorwärts! Mit der einen Hand die Thür öffnend, feuert er mit der andern in der Richtung des Feindes. Ein Bischen wie von einer gigantischen Kaze — dann ist alles todtensill.

Dem Triebe der Selbsterhaltung nachgebend, schließt sich Jack wieder in die Hütte ein. Freilich mit nur wenig Aussicht, dadurch jede Gefahr abzuwenden, denn das Raubthier wäre recht wohl imstande, das hölzerne Füllwerk der Thür mit einem Tapenschlage zu zertrümmern. Wann wird das geschehen? Sollte er jenes auf den ersten Schuß getödtet haben? Es muß wohl der Fall sein, die Entfernung war ja eine zu geringe gewesen. Ein oder zwei Minuten verhält sich Jack still und lauscht, doch bald wird ihm die Ungewißheit unerträglich, er bindet den Hund los, dem er den Maulkorb abnimmt, und zu seinem Erstaunen geht dieser jetzt ruhig nach der Thür und will offenbar hinausgelassen sein. Jack öffnet diese und steht bereit, einen Anfall des Thieres nach besten Kräften abzuschlagen; doch es erfolgt nichts. Stip geht hinaus, schnüffelt hastig umher, zeigt aber sonst keinerlei besondere Aufregung. In Jack dämmert allmählich der Gedanke auf, daß er sich wohl getäuscht hat; daß der Berglöwe gegen seinen Schuß gefeit und dagegen sein „letztes Mittel“ fehlgeschlagen ist.

Es blieb ihm also nichts anderes übrig als der Trost in dem Gedanken, das Thier vertrieben oder vielleicht ernsthaft verwundet zu haben und dann wird er ihn schwerlich wieder beunruhigen. Auf jeden Fall darf er hoffen, heut Nacht ungestört zu bleiben, er sieht also noch einmal nach den Schafen, die sich in der Entfernung von vier- bis fünfhundert Schritt wieder gelegt haben, sucht ringsum nach dem getödteten oder sterbenden Puma und kehrt endlich wieder nach seiner Hütte zurück.

Seine Berechnungen sollen sich leider nicht als richtig erweisen. Mit wahrhaft teuflischer Hartnäckigkeit streift der Puma nach wie vor in jeder finsternen Nacht umher und bringt den armen Jack in einen zwischen Verzweiflung und Gleichgiltigkeit die Mitte haltenden Zustand. Einmal geht jedoch alles zu Ende, und nach Verlauf von drei Wochen soll auch er seine Wiedervergeltung haben. Tag für Tag vor der Nacht, um die es sich handelt, ist die Luft entsetzlich drückend und schwül gewesen und mit Sonnenuntergang thürmen sich schwere Gewitterwolken am Horizont auf; nachdem er sein Nachtmahl

verzehrt und die Schafe zur Ruhe gebracht hat, erkennt er zweifellos, daß es bald ein tüchtiges Unwetter geben wird.

Noch ist alles vollkommen still; man kann die Finsterniß fast fühlen. Plötzlich wird das Himmelsgewölbe von einem glänzenden, langanhaltenden Blitzstrahl erleuchtet. Das Auge in der Richtung nach den Schafen hinwendend, sieht Jack dabei etwas, was ihn veranlaßt ins Haus zu laufen und das Pistol schußfertig zu machen, trotz der großen Regentropfen, welche jetzt zu fallen beginnen. Nur sechzig bis achtzig Schritt lauert ein wirklicher Berglöwe, den er eigentlich zum ersten Mal ordentlich erkennt. Wenn nur noch ein so heller Blitz kommen wollte, bevor der Platzregen niederströmt. Die Schafe haben ihren Feind ebenfalls gesehen und drängen sich nach dem Lager hinauf, blöken um Schutz und schließen sich in ihrer Angst dicht um Mann und Hund zusammen oder suchen auch in die Hütte selbst zu gelangen. So vergeht noch eine Minute; die Waffe in beiden Händen haltend, um sicher zu zielen, wartet der junge Hirt auf einen zweiten Blitzstrahl. Endlich leuchtet dieser auf. Jetzt stand der Puma — wie Jack später behauptete — aufrecht und lauernd nur dreißig Schritt weit von ihm, „so groß wie ein Flußpferd.“

Ein Krachen aus dem Revolver und gleichzeitig damit prasselt der Regen herunter und jeder weitere Laut wird erstickt von dem rollenden Donner, der jenem Blitze folgt.

Jack läuft nach der Hütte zurück, treibt die eindringenden Schafe hinaus und schließt sich selbst ein, um zu warten, bis das Unwetter vorübergeht, während er instinktiv fühlt, diesmal sein Ziel nicht verfehlt zu haben.

Der Regen stürzt aber in so gleichmäßigem Strome herab, daß er die ganze Nacht über anzuhalten verspricht; und Jack rollt sich also in seine Decken und verschiebt jede weitere Nachforschung bis zum Morgen.

Mit Tagesanbruch geht er hinaus in der Erwartung, die Schafe weit zerstreut zu sehen, wie das gewöhnlich der Fall ist, wenn sie sich selbst überlassen bleiben. Dieses Mal hat er sich darin getäuscht — die Schafe sind im Gegentheil alle auf der einen, mehr geschützten Seite des Hügels geblieben.

Zunächst untersucht er nun die Stelle, wo er so sehnlich hofft, seinen feindlichen Plagegeist in letzter Nacht niedergeschossen zu haben. Hier findet er aber keinen Puma; mit Annäherung an die betreffende Stelle entdeckt er dagegen unverkennbare Zeichen des Todeskampfes eines Thieres. Da und dort ist das Gras sammt den Wurzeln ausgerissen und mehrere Löcher zeigen sich mit Blut gefüllt. Offenbar ist der Puma wenigstens schwer verwundet worden. Doch wie dieser imstande gewesen sein mochte, sich — gewiß wenigstens eine Meile weit — noch wegzuschleppen, vermag er nicht zu enträthseln. Wochenlang durchstreift Jack die Umgegend in jeder Richtung, doch niemals entdeckt er den gefallenen Körper des Thieres. Immerhin

wurde sein Wunsch erfüllt und er selbst nicht ferner vom Verglöwen belästigt.

Ein oder zwei Wochen nach dem eben geschilderten Abenteuer lebt Jack friedlich, freilich ganz verlassen und trübselig dahin. Die gegenstandslose Beklemmung, welche er in der allerersten Nacht empfunden, schwächte sich mit der Zeit mehr und mehr ab und an ihre Stelle trat eine rücksichtslose Entschlossenheit, herangebildet durch die ewige Eintönigkeit und Einsamkeit seines Lebens. O, was hätte er um einen Genossen gegeben! Wie freudig hätte er sich jeder Plackerei, jeder Ueberarbeit unterzogen, wenn er nur noch ein lebendes Wesen an seiner Seite gehabt hätte! Doch daran war nicht zu denken. Irgend einer mußte doch die Schafe im Lager behüten, und warum sollte er das nicht sein können? Alle diejenigen, welche sich gern „Westermänner“ nannten, hatten das vor ihm auch gethan. Einmal nur in der Woche kam sein Herr herausgeritten und brachte ihm Nahrungsmittel nebst einem etwaigen Briefe oder Zeitungen von zu Haus. Diese nämlich, ueben seiner Bibel, dem Gesangbuch und Randall's Werk „Ueber Schafzucht“ bildeten die einzige Lektüre, mit der er seine Zeit vertreiben konnte. Unterhaltende Bücher waren nicht gestattet, überhaupt nicht länger fortgesetztes Lesen, weil das hätte seine Aufmerksamkeit von der Herde ablenken können.

So verging Tag für Tag und wuchs seine Gleichgiltigkeit gegen alles mehr und mehr; er war sorgloser geworden, sich jeder beliebigen Gefahr auszusetzen und hätte, wenn ihm ein Verglöwe in den Weg käme, jetzt sofort auf diesen Feuer gegeben, trotz der Ueberzeugung, daß er, wenn dieser nicht schwer verletzt würde, kaum sein Leben hätte in Sicherheit bringen können. Auch das rauhe und sorglose Benehmen seines Brodherrn — rauh und sorglos, weil dieser das nämliche Leben selbst monatelang geführt und die Wirkung des ersten Aufenthaltes im Lager vollständig vergessen hatte — brachte in ihm eine Veränderung zustande, er preßte jetzt meist die Lippen fest aufeinander und zog die Augenbrauen zusammen, wie man das früher an ihm zu sehen nicht gewohnt war. Das waren aber untrügliche Zeichen für den erfahrenen „Raucheman“, der recht wohl wußte, welche Eigenschaften sich in einem angehenden Westermann ausbilden mußten, wenn etwas rechtes aus diesem werden sollte. „Es macht sich langsam mit dem Burschen“, murmelte er heimtöndlich vor sich hin. „Er hat jetzt mehr Selbstbewußtsein und weiß sich leichter zu helfen als früher, ehe er ins Lager geschickt wurde. Nun braucht er nur noch eins kennen zu lernen, und das hätte ich ihm bald selbst gesagt, nur würde er's doch falsch aufgefaßt haben. Wenn er erst das noch durchgemacht hat, dann ist er reif.“

Das „Eine“, was an Jack's Erziehung noch fehlte, sollte denn auch einen Monat nach seinem Eintreffen im Lager sich ereignen.

Die Sonne war eben untergetaucht, der junge Hirt hatte sich Feuer angezündet und den Kochtopf zugefetzt. Wenn das geschehen war, begab er sich auf kurze Zeit nach der Spitze des Hügels hinter

der Hütte, um nachzusehen, was die in einiger Entfernung noch weidenden Schafe machten, vorzüglich, ob sie sich pflichtgemäß anordneten, in die Nachbarschaft des Hauses zurückzukehren oder ob sie etwa einen andern Weg einschlugen. An diesem Abend hatte er eben beobachtet, daß sie sich nach dem Hause zuwenden würden, als er sein Auge forschend über den ganzen Gesichtskreis schweifen ließ und zwei Männer bemerkte, welche, was die Pferde laufen konnten, seiner Hütte zuzueilten schienen. Jack stieg sofort nach dieser hinunter, nahm den geladenen Revolver zur Hand, setzte den Kaffeetopf in sichere Entfernung vom Feuer und trat hinaus, um den sich schnell nähernden Ankömmlingen zu begegnen.

Nach ihrer äußeren Erscheinung zu urtheilen, waren die Fremdlinge „Cow-boys“, das heißt Männer, welche das wilde und halbgzüchtete texanische Rindvieh, das die westlichen Prärien bevölkert, jagen und verkaufen. Sie trugen die gewöhnliche Kleidung ihrer Profession: breitkrämpige graue Hüte, blauwollene Hemden, Reithosen aus Buckskin mit breiten, nach Indianer-Mode längst den Seiten hinabreichenden Streifen, und lange Stiefeln.

Zwei Eigenthümlichkeiten schienen an den beiden Männern bemerkenswerth; erstens waren ihre Pferde ohne Sattel und zweitens blickten sie immer hinter sich, als fürchteten sie verfolgt zu werden. Sie ließen kein Wort vernehmen, bevor sie dicht an Jack herangekommen waren, bis der Eine — offenbar der Aeltere — mit röthlichen und strengen Furchen, die sich besonders um den Mund herum bemerkbar machten, während der Gesamteindruck durch ein Paar fast kindlich blaue Augen gemildert wurde — vom Pferde sprang, Alldags Hand einen Augenblick kräftig und schweigend, wie um Athem zu schöpfen, schüttelte und dann erst das Wort an ihn richtete.

„Sagt an, Fremdling, könnt Ihr uns für diese Nacht in Eurer Hütte Unterkunft gewähren? Wir sind beide todtmüde und ich glaube kaum, daß unsere Pferde noch einen Schritt weiter könnten.“

„O ja“, lautete die Antwort, „wenn Ihr mit Speck und weißen Bohnen vorlieb nehmen wollt. Doch was habt Ihr? Ihr seht erschreckt aus, dazu Eure sattelloren Pferde und . . .“

„Ihr meint wohl auch, daß wir nicht umsonst so hier über die Weidegründe gejagt kommen; doch wartet, bis wir die Pferde besorgt und einen Bißchen im Leibe haben, dann sollt Ihr alles wissen. Vor ein oder zwei Stunden können die Bestien doch wohl nicht hier sein, Jim, nicht wahr?“ setzte er hinzu, sich an seinen Begleiter wendend, einen ruhigen Burtschen, der nur den Kopf leise schüttelte und mit einem kurzen „ich glaub's kaum“, nach der Hütte zuschritt.

Ohne weitere Förmlichkeiten entließen die beiden Fremden sich einige Stride von Jack, banden ihre Thiere zum weiden an einen Pfahl und folgten jenem in die Hütte. Der jüngere, Jim, warf sich ohne Umstände auf die Erde, während der andere die Bratpfanne ergriff und Jack bei der Bereitung des Abendbrodes behilflich war.

Ueber die zu bereitende Speise und die dazu nöthigen Geräthe

wurde zwischen dem jungen Hirten und seinen seltsamen Gästen kein weiteres Wort gewechselt; bald war ein nahrhaftes Mahl fertig, und die drei Männer setzten sich nieder, es mit ihren großen Messern und — mit den Fingern zu verzehren.

Nachdem er eine tüchtige Portion Bohnen, mehrere Schnitte Brod und Schinken vertilgt und sich auch am Kaffee gelabt hatte, erhob der ältere Fremdling, den sein Begleiter mit „Lufe“ anredete, den Kopf und begann ohne besondere Vorrede seine Geschichte mit folgenden Worten:

„Ihr wollt wissen, guter Freund, warum ich und Jim in so rasender Eile dahergejprengt kamen. Nun, erschreckt ja nicht mehr, als die Sache werth ist, doch ich fürchte, wenn der Mond so gegen zehn Uhr heraufkommt, werden wohl etwa hundert Indianer Eure Schäferhütte umschwärmen.

„Indianer!“ rief Zack. „Guter Gott, was meint Ihr?“

„Was ich sage, ich fürchte es“, erwiderte Zack trocken, indem er sich das letzte Stück Speck zulangte. Die Sache liegt nämlich so. Ich und zwei andere Kuhjäger, Jim hier und noch einer, Tom Lakin, wir waren eben auf der Jagd nach ein paar derben Stieren, die sich in hiesiger Gegend verirrt hatten und die unserm Herrn, dem alten William gehörten — ich weiß nicht, ob Ihr mit diesem befannt seid. Nun, wir hatten den ganzen Tag über umhergesucht und tränkten gerade unsere Pferde im Chicareka-Flusse, zehn Meilen von hier, als wir plötzlich einen Höllenlärm vernahmen, und ehe wir noch unsere Sechschüssigen zur Hand nahmen und noch viel weniger gebrauchen konnten, sahen wir uns schon von etwa fünfzig Ute- und Apache-Indianern umringt und gebunden, wie ebensoviele Kälber. Well, das war eine reizende Aussicht, sag' ich Euch! Die Teufel waren in Kriegstracht, und Ihr wißt wohl, wieviel Gnade Kuhjäger von Indianern zu erwarten haben. Uebrigens waren wir offenbar die ersten Bleichgesichter, die sie gefangen hatten, und sie schienen solche Eile zu haben, diese jämmerlich zu Tode zu quälen, daß sie den armen Tom Lakin sofort aufrecht anbanden; uns aber einstweilen uns selbst überließen, während sie um Tom herumspangen und sich an dessen Todeskampfe ergötzten gleich — nun ja, gleich Teufeln, was die Kerle ja auch sind. Teufel, sagte ich? Bei Gott, ein richtiger Erzteufel würde sich noch der Schandthat schämen, welche so einem Ute-Indianer die größte Freude macht.

„Doch, wie gesagt, die Schurken überließen Jim und mich uns selbst und so gelang es mir bald, eine Hand aus meinen Fesseln zu befreien und mein Messer zu ergreifen, das sie mir in der Eile, ihr Satansfest zu beginnen, nicht weggenommen hatten; binnen zwei Minuten waren wir denn auf unsere Ponys gesprungen und jagten davon. Wir wendeten uns genau nach Osten, nach den äußersten Ansiedelungen zu, und Euer Lager ist der erste Platz, den wir antreffen.“

„Meint Ihr, sie werden Euch verfolgen?“ fragte Zack ängstlich.

„Uns folgen?“ wiederholte Lufe mit spöttischem Lächeln. „Sagt

ich Euch nicht schon, daß sie gegen zehn Uhr das Lager hier umschwärmen werden? O, sie haben sich jetzt schon aufgemacht, unserer Spur nachzugehen."

Eine recht verlockende Aussicht, drei Männer mit einem einzigen Revolver und drei Jagdmessern gegen eine Bande bewaffneter Indianer, welche, wie jetzt gewöhnlich, Repetirgewehre bei sich führten. Die schreckliche Erwartung raubte Jack für einen Augenblick fast gänzlich die Sprache. Sein Gast bemerkte seine Erregung und sagte beruhigend:

"Wir werden scharf auslugen und den Sechsschüssigen in der Richtung nach ihnen abfeuern, falls sie uns gar zu nahe kommen, so, mein' ich, werden wir davon kommen. Erinnerung Euch auch, daß die Indianer nicht mehr wagen, als jeder andere; nun können sie sehr leicht glauben, daß wir hier ein Duzend gute Büchsen zur Hand haben, statt eines einzigen Revolvers, und außer in einer Zwangslage greifen sie niemals einen Ranche an, wenn ein bewaffneter Mann darin und dieser auf seinem Posten ist. Wißt Ihr denn nicht, daß sie diese Gegend fast immer unsicher machen, und doch kommt es kaum alle fünf Jahre zu einem wirklichen Kampfe und erfolgreichen Raube; übrigens verlaßt Euch auf uns, wir verstehen schon mit den Rothhäuten umzugehen, wenn sie uns auch vor wenigen Stunden einmal übertölpelt hatten. Ihr allein müßt aber stets hübsch wachsam sein und auch des Abends scharf auslugen, sonst könnt Ihr einmal morgens aufwachen und Euern Skalp vermissen. Es kann keiner sagen, wann jene einmal kommen werden oder nicht; glaubt mir aber, daß sie jetzt in der Nachbarschaft umherischweifen und seid also auf Eurer Hut! Und nun geht getrost mit Jim hinein; ich werde wachen und Euch wecken, wenn sie kommen."

Mit diesen rauhen, aber gut gemeinten Worten, welche von manchem derben Fluche unterbrochen wurden, die ich aus verschiedenen Gründen hier nicht wiedergebe, zündete sich der Ruhjäger seine Pfeife an einer glühenden Kohle an und, setzte sich, die Arme faltend, zu recht, um bequem lauschen zu können, und verhielt sich nun so still und steif wie eine ägyptische Mumie. Jack, der nach diesen vielversprechenden Mittheilungen keine besondere Neigung spürte, sich zur Ruhe zu legen, versuchte den Fremdling noch weiter zu einem Gespräch zu veranlassen, doch vergebens. Die einzige Antwort desselben bestand in einem leisen Murren und in dem nicht allzusauften Hinweis, daß es für ihn (Jack) weit gerathener sei zu schlafen, denn im Laufe der nächsten zwei oder drei Wochen würde er doch nicht dazu kommen; welchem Rathe der junge Hirt, da er doch nichts dagegen einzuwenden wußte, schließlich folgte, da die erstaunliche Kaltblütigkeit des rauhen Westermannes ihn merkwürdigerweise beruhigte.

Lute verhielt sich in derselben Lage wohl schon zwei Stunden lang, gähnte nur zuweilen und streckte die Glieder, seine Augen starren aber unaufhörlich nach einer Richtung hinaus mit einem Ausdruck, den jeder, der die hiesigen Verhältnisse nicht kennt, viel-

leicht für hilflose Schwäche gedeutet hätte, der in Wirklichkeit aber nur die Anspannung seiner ganzen Aufmerksamkeit auf einen Punkt verrieth.

Plötzlich neigte er sich etwas weiter vor; sein vorher starrer Blick wurde nun noch schärfer; er nickte wie befriedigt mit dem Kopfe und murmelte einige unhörbare Worte, während ein verächtliches Lächeln über die wettergebräunten Züge glitt, welches sich endlich in ein wirklich wohlgefälliges Nichern auflöste. Nachdem er noch ein oder zwei Minuten gewartet, berührte er seinen schlafenden Genossen Tim, der sich sofort lautlos aufrichtete. Noch eine Minute verstrich, dann erhob Luke bedeutsam einen Finger und Tim bog gleichfalls das Haupt laufend nach vorn. Er nickte zustimmend aber schweigend und sagte dann lakonisch auf Jack deutend:

„Ihn munter machen?“

„Nicht unnöthigerweise“, meinte Luk, „noch sind sie ja ein Stück von uns entfernt.“

Zehn Minuten schlichen weiter dahin — die Ruhjäger selbst still wie die Statuen. Dann schüttelte Luk den Jack an den Schultern, um ihn zu erwecken. Jack raffte sich eilig auf und griff nach seiner Waffe, fand diese nicht und sprang nun erschrocken vollends auf die Füße.

„Nur gelassen, junger Freund, gelassen!“ ermahnte ihn Luk mit leiser Stimme.

„Sind sie gekommen?“ flüsterte Jack.

„Hört selbst!“ war die Antwort.

Jack that es. Zuerst vernahm er gar nichts; dann tönte fernher aus der Prärie das langgezogene Geheul eines Coyote.

„Hört Ihr das?“ fragte Luke.

„Hören . . . was?“

„Den Ruf des Indianerjptions.“

„Nein, ich hörte nur einen Coyote heulen.“

„Einen Coyote, wirklich?“ erwiderte Luk höhniisch. „Ich glaube, Ihr würdet das Geschöpf, von dem jener Laut ausging, für einen seltsamen Coyote ansehen. Der Coyote sollte aufgeknüpft werden, junger Mann! Paßt nur weiter auf.“

Der Hirt that es, hörte aber wieder nur das Geheul eines Wolfes oder doch die so geschickte Nachahmung eines solchen, daß niemand den Unterschied zu bemerken vermocht hätte. Es entging ihm jedoch nicht, daß der zweite Laut aus einer, der des ersten ganz entgegengesetzten Richtung herkam und ihnen näher zu sein schien. Dann folgte wieder ein langes Stillschweigen, das Jack Alldags Nerven mehr angriff, als er je in seinem Leben empfunden hatte; er wollte auf Luke sprechen, der Ruhjäger gebot ihm aber mit ungeduldigen Geberden zu schweigen. Als er ihm nachgerade unerträglich wurde und Jack auf alle Fälle wissen wollte, woran er sei, erklang plötzlich das melancholische „Woo-oo“ einer Nachtteule, kaum einige Schritte von ihnen und scheinbar der Hüttenthür gegenüber.

Als dieser Laut verhallte, vernahm Jack einen andern, ganz verschiedenen, das scharfe „Klick“ vom Spannen des Pistols, und als er sich rasch umwendete, bemerkte er, wie Luke seinen, Jacks vermissten Revolver, mit Aufmerksamkeit prüfte. Noch ein oder zwei Minuten vergingen, als mit erstaunlicher Deutlichkeit, welche einen Todtenschrecken durch alle Glieder Jacks jagte, das Antwortsignal „Woo-oo-ooo“ sich hören ließ.

Jack hielt die Augen auf die beiden Kuhjäger gerichtet, welche trotz der so nahe drohenden Gefahr jene tödtlich ruhige Kaltblütigkeit bewahrten, wie man sie nur bei Leuten antrifft, deren Leben Tag für Tag auf dem Spiele steht und ihnen so wenig werth ist, daß sie mit großer Gleichgiltigkeit, um nicht zu jagen mit froher Hoffnung, der Aussicht, in ein anderes Land befördert zu werden, entgegensehen. Ohne den schreckensstarrten Blick des jungen Hirten zu beachten, sagte Luke nur ganz unbefangen:

„Nun laßt sie nur etwas näher herankommen. Einem der Kerle muß ich doch ein Luftloch durch die Brust beibringen.“

Wiederum verstrich eine Weile schweigend, dann kroch Luke leise wie ein Panther auf Händen und Füßen vor die Hütte hinaus.

Noch eine Sekunde und der laute Knall des Pistols donnerte durch die stille Nacht; ein zweiter und ein dritter folgte diesem. Die beiden anderen Männer stellten sich, mit den Messern in der Hand, in der Nähe der Thür auf und lauschten auf eine Antwort vonseiten der Indianer. Luke aber kam sofort zurück, um die Waffe noch einmal zu laden, und wettete über sein Mißgeschick, keinen der rothhäutigen Burschen getroffen zu haben. Dann trat er wieder hinaus und spannte, das Ohr auf den Boden legend, auf jeden Laut. Offenbar befriedigt, daß die Indianer scheinbar jeden Angriff aufgegeben hatten, bemühte er sich noch, die erschreckten Schafe zu beruhigen, und sagte, als er raschen Schrittes nach der Hütte zurückkehrte:

„Jungens, ich glaube, für heute Nacht ist's mit der Komödie vorbei. In den nächsten vierundzwanzig Stunden wird keiner von diesen Spitzbuben die Nachbarschaft unsicher machen, wir können also ruhig hineingehen und anschlafen wie überarbeitete Nigger. Laßt mir auch ein Stück von der kalifornischen Decke zukommen, junger Freund“, wandte er sich an Jack, „ich mag nicht um aller Indianer willen, soviel es von hier bis zum Golf von Mexiko geben kann, länger wach bleiben. Gute Nacht!“

Mit diesen Worten breitete der Fremde Jacks große Decke so aus, daß sie für zwei Raum bot, und binnen zwei Minuten lag er schon in gesundem Schlafe.

Wir brauchen wohl nicht zu sagen, daß Jack seinem Beispiele nicht so leicht zu folgen vermochte. Er warf und wälzte sich umher, wurde einmal heiß, dann wieder kalt und fürchtete jede Minute, das verdächtige Signal des Indianerspions zu vernehmen. Endlich ging die Nacht zu Ende und die goldene Morgensonne schien die schwere

Last mit wegzuzaubern, welche unseren jungen Hirten vorher so sehr bedrückt hatte.

Die drei Männer erhoben sich vom Lager, Zack, um den Morgenimbiss zu bereiten, und die anderen, um nach ihren Pferden zu sehen, welche vom gestrigen Abend her nahe beim Lager angebunden worden waren. Luke kehrte schnell zurück und betheiligte sich, als wäre das ganz selbstverständlich, an den Küchengegeschäften, indem er Speckschnitte bratete und mit großem Geschick Brod buk. Jim hütete inzwischen die Schafe, bis jene Vorbereitungen beendet waren, wo er dann durch einen lauten „Texanerschrei“ durch seinen Kameraden herbeigerufen wurde.

Nach eingenommenem Frühstück machten Zacks Gäste ihre Pferde zurecht und bereiteten sich zum Aufbruch. Der wortkarge Jim verabschiedete sich von Zack durch einen kräftigen Händedruck, bestieg mit einem einfachen „Adios“ seinen Pony und setzte diesen in Trab nach der nächsten Grenzniederlassung zu. Luke dagegen verweilte noch kurze Zeit, legte die Hand auf Zacks Schulter und ertheilte ihm vor dem Abschiede noch folgende Rathschläge:

„Well, junger Freund, ich fürchte, Ihr werdet noch eine böse Zeit durchzumachen haben; jene rothen Teufel werden wiederkommen, um sich Euch einmal näher anzusehen; in Mondscheinmächten seid Ihr niemals sicher davor, daß sie Euer Lager umschwärmen. Haltet den Sechsmäuligen immer bei der Hand und brennt ihn ab, wenn Coyote oder Eulen Euch allzusehr belästigen. Das vergeßt niemals, Zack“, setzte er, die Augen fest auf den jungen Hirten richtend und so bestimmt und etwas hingezogen sprechend, wie man es von den Westermännern gewohnt ist, wenn sie ihren Worten einen ganz besonderen Nachdruck geben wollen, zum Schlusse hinzu, „vergeßt nicht, sag' ich Euch, wenn die Ute-Indianer Euch in einer schönen Nacht zu sehr bedrängen sollten und Ihr hättet deren Annäherung etwa verschlafen, denkt daran, niemals lebend in deren Hände zu fallen. Verstehet Ihr mich? Denkt daran, den rothen Teufeln niemals lebend in die Hände zu fallen! Euer großes Messer müßt Ihr jeden Augenblick zur Hand haben. Haltet es fest, so, in dieser Richtung“ — er zeigte dabei auf die Gegend des Herzens — „und wenn die erste Rothhaut die Nase durch Eure Thür steckt, dann stoßt es hinein, bis zum Griffe, das ist alles. Es kommt am Ende auf das Nämliche hinaus, und höchstwahrscheinlich rettet Ihr Euch davor, über schwachem Feuer langsam geröstet zu werden. Nun, haltet die Augen auf, junger Freund, ich sehe Euch wohl noch einmal wieder. Adios!“

Mit diesen recht ermutigenden Abschiedsworten schwang sich der Kuhjäger auf sein Pferd, trieb dieses mit dem Zügel an und galoppirte seinem schon vorausgeeilten Begleiter nach. Zack wendete sich der Heerde zu; sein kaum neugewonnener Muth wurde freilich durch Luks Warnung gar gewaltig abgekühlt; da er jedoch von leichtbeweglichem Temperamente war, so verschwand auch seine Furcht

bald wieder, und als er die ihm längst bekannten Pfade dahinschritt, erschienen ihm die Schrecken der letzten Nacht nur noch wie ein Traum. Als indeß der Abend herabsank, stellte sich beim Verschwinden der Sonne doch die Erinnerung an die Indianer lebhaft wieder in ihm ein und versetzte ihn in eine recht unbehagliche Stimmung. Das Abendejßen war vorüber, die erloschene Nische der letzten Pfeife ausgeklopft und wieder herrschte ringsumher Dunkelheit und Schweigen.

Noch empfand er allerdings nichts schlimmeres, als eine etwas peinlichere Mahnung an das Gefühl von Elend, das ihn während der ersten Nacht seines Lagerlebens gequält; Luke hatte ihm ja versichert, daß vor Aufgang des Mondes von den Indianern nichts zu fürchten sei. Bis dahin mußten wenigstens noch drei Stunden vergehen; so wickelte sich Jack also in seine Decke und bemühte sich, vorläufig einzuschlafen. Er glaubte freilich selbst nicht an ein Gelingen, denn die viel sagenden Worte „falle den Rothhäuten nicht lebend in die Hände“, klangen ihm immer noch in den Ohren nach, als wären sie eben ausgesprochen worden.

Der Mangel an Schlaf während der letztvergangenen Nacht übte aber doch seine Wirkung. Trotz seiner Befürchtungen übermannte ihn endlich die Abgespanntheit und bald schlief er fest wie ein Maulwurf. So vergingen drei bis vier Stunden, wo die Stille nur durch das tiefe Athmen des Schlafers unterbrochen wurde. Plötzlich fuhr Jack auf und war auch in einem Augenblick vollkommen wach. Was war das? Er konnte sich keine Erklärung über seine Unruhe geben, denn nichts war zu sehen und zu hören. „Halt, was ist das?“ Woo-oo-ooo! „Das Eulensignal der Prärie. Gerechter Gott, die Indianer kommen heran. Doch warte eine Minute, vielleicht rührt es immerhin nur von einem Vogel her.“ Jack überließ ein eiskalter Schweiß, während er den Athem anhielt und auf eine Antwort auf jenen Laut lauschte.

Eine Stunde schien zu verstreichen — in der That waren es nur wenige Sekunden — und der junge Hirt wollte schon erleichtert tief aufathmen, als grausam bestimmt und klar von anderer Seite eine Antwort erfolgte. Zum ersten und zum letzten Mal in seinem Leben empfand der junge Mann, was es heißt, „vor Furcht bald zu sterben.“ Er vermochte keine Hand und keinen Fuß zu rühren; er glaubte seine schonungslosen Feinde schon in der Richtung nach der Hütte zu hinschleichen zu hören und rang mühsam, aber vergeblich nach Athem. Jede Einzelheit von den schrecklichen Quälereien, mit denen die Indianer ihre Gefangenen zu martern pflegen, die ihm Luke in den kurzen Worten: „dreistündiges Rösten über schwachem Feuer“, angedeutet hatte, traten ihm mit entsetzlicher Deutlichkeit vor die Augen! Wo war denn das Messer? Er zwang sich mit Mühe, die Hand danach zu bewegen, um es für jeden Fall benutzen zu können. Da strich der Rücken seiner Hand an einem harten, glatten Gegenstand. Das Messer? . . . Nein! Der Griff des Revolvers war's. Seine Finger umschlossen denselben mechanisch und die Be-

rührung der gewohnten Waffe gab ihm das Gefühl des Lebens und der Kraft zurück, das er einen Augenblick aus Furcht vor dem unsichtbaren, schrecklichen Feinde eingebüßt hatte.

Mit verächtlichem, aber verzweifeltem Aufschrei sprang er aus dem Bett, stürmte hinaus und feuerte den Revolver nach rechts und links ab. Jeder Schuß schien seine Erregung zu vermehren. Er leerte alle Kammern, lud die Waffe aufs neue und feuerte wieder in jeder Richtung. Jetzt erschien bei ihm die Gegenwirkung nach der früheren anhaltenden Furcht so stark, daß ihn wohl jedermann für toll gehalten hätte. Mit schäumendem Munde stampfte er mit den Füßen den Boden und schrie höhrend den Indianern zu, welche, als sie erfuhren, daß die Besingung hier noch immer gleich scharfe Wache halte, wahrscheinlich ebenso leise davonschlüpfen, wie sie gekommen waren. Jacks Einbildung nach, krochen sie freilich noch in der Nachbarschaft umher und warteten nur auf den Augenblick, wo er sich einmal vergessen würde, um in seine Hütte einzudringen, ihn zu skalpiren und elend zu Tode zu martern.

Da er jedoch auf seine Herausforderungen ohne Antwort blieb und sein fieberhaft erhitztes Blut sich allmählich abkühlte, so trat Jack endlich in seine Hütte wieder ein. Natürlich schloß er diese Nacht kein Auge mehr. Stunde auf Stunde saß er lauschend mit aufeinandergepreßten Zähnen und weit geöffneten Augen, schrak bei jedem Laut zusammen und hielt sich, trotz ruhiger Ueberlegung, überzeugt, daß die Indianer doch noch wiedererscheinen würden.

Endlich kam der Morgen und zu seiner großen Verwunderung fand er sich noch am Leben und unskalpirt; doch obwohl nach einem guten Frühstück und einem Wege von etwa fünf Meilen, den er der Schafe wegen zurücklegen mußte, sein Muth wieder die Oberhand gewann, kam es ihm dieses Mal doch nicht so vor, als ob die schauerliche Erfahrung der Nacht nur ein Traum gewesen wäre. Das Bemerkenswerthe aber war, daß er jede Furcht vor den Indianern verlor. Wenn er der Finsterniß und der Stille gedachte, während die gespenstigen Signale näher und näher kamen, überfiel ihn, statt eines Durchschauerns von Angst, jetzt eine strenge, todesmuthige Empfindung, die ihm zu sagen schien: „Laß sie beginnen, was sie wollen, mich kümmert's nicht mehr!“

Als so Tag für Tag verging und er keine Nacht, wenn er sich zum Schlummer niedergelegt, mehr sicher war, am nächsten Morgen lebend zu erwachen, erblickte aber doch allmählich sein jugendlicher Enthusiasmus und die Lust an einem solchen Leben. Er wurde zwar nicht wieder von Indianern belästigt, noch bekam er sie überhaupt wieder zu Gesicht, doch immer und immer kam ihm der Gedanke, wie allein und hilflos er hier den gefährlichsten Feinden gegenüberstand. Er brauchte ja nur einmal zu fest zu schlafen — dann blieb ihm nichts übrig als ein Selbstmord, oder die Tortur mit qualvollem Tode.

Nach mehrmonatlichem Lagerleben kehrte er endlich nach dem

Ranche zurück, und so rauh das Leben hier auch war, erschien es ihm doch wahrhaft himmlisch gegen den Aufenthalt allein da draußen in der endlosen Prärie. Sack Uldag war auch niemals wieder längere Zeit allein im Lager, und die Umstände führten es mit sich, daß er nach einigen Jahren in das alte, verlassene Vaterland zurückkehrte. Doch obgleich er jetzt da angesiedelt ist und kaum Aussicht hat, das Leben im fernen Westen wieder aufzunehmen, so hat dieses doch einen Eindruck auf seinen Charakter hinterlassen, der durch die oben geschilderten Erfahrungen sich zu tief einprägte, um sich jemals wieder ganz ausgleichen zu können.

### Im Walde.

**E**s ist gut sein  
Im grünen Walde,  
Im Sonnenschein  
Auf Bergeshalde.

Der Morgenwind  
Haucht aus den Bäumen  
Kühl und gelind,  
Uns zu umsäumen.

Waldvögleinjang  
Tönt in der Kunde  
Und Glockenklang  
Aus fernem Grunde.

So ganz allein —  
Wie träum ich balde:  
Es ist gut sein  
Im grünen Walde.

D. Saul.





## Ein Literaturhistoriker.

Von Max Vogler.

**I**n unserer Zeit mit ihrem unruhewollen Drang, ihrer fieberhaften Hast, ihrer unendlichen Fülle immer neuer Erscheinungen und Strebungen auf allen Gebieten, werden selbst die Besten und Edelsten mit ihren werthvollsten Leistungen schnell vergessen. Das gilt — ganz wenige Ausnahmen ausgenommen — insbesondere auch von den Dichtern und ihren Werken. Die Vertreter der Poesie, der schöpferischen Dichtkunst genießen ja schon bei ihren Lebzeiten nur selten die ihnen gebührenden Ehren; wenigstens werden sie in dieser Beziehung hinter anderen Kunstjüngern, und namentlich den Virtuosen der reproduktiven Kunst, den Bühnengrößen und Musikern, gemeinhin weit zurückgesetzt. Nach ihrem Tode aber ruhen sie meist in den großen Mausoleen der Literaturgeschichte in einsamem Schlaf, und selbst unter den Gebildeten sind es nur wenige, die höherer Stimmung, als sie das Alltagsgetriebe aufkommen läßt, fähig sind, welche dort dann und wann geistige Bedürfnisse zu befriedigen suchen. Weit eher weiß sich das große Publikum mit dem literarischen Bilbe, dem Essay, der Monographie zu befreunden, die ihnen eine hervorragende Persönlichkeit nach ihrer ganzen Bedeutung, in ihrem gesammten Wirkungskreise, mit allen wesentlichen Umständen vor Augen führen, sie für den Leser gewissermaßen geistig auferwecken. Der Monograph, der Essayist unterzieht sich daher auch in der Regel einer viel dankbareren Aufgabe, als der Literaturgeschichtschreiber im gewöhnlichsten Sinne dieses Wortes, und das umso mehr, je größer das Geschick ist, mit welchem er diese Aufgabe zu lösen vermag.

In geradezu meisterhafter Weise behandelt seinen Stoff Ernst Ziel in einer Reihe literarhistorischer und kritischer Aufsätze, die er als „Literarische Reliefs“ bezeichnet, und von denen jetzt (Leipzig, Ed. Wartigs Verlag) der zweite Band erschienen ist. Im Vorwort des ersten Bandes rechtfertigt der Verfasser den Titel der Sammlung

damit, daß er ausführte: wie in der bildenden Kunst zwischen dem in Farben ausgeführten Porträt und der zu plastischer Rundung herausgemeißelten Büste das Menschenbildniß ein Relief, das Flachbild mit dem Rundbild verschmelzend, in der Mitte stehe, so nehme zwischen der rein belletristisch gearteten, oft novellistisch gefärbten Studie über einen Einzelcharakter und der vornehm-gelehrten, biographisch-psychologischen Monographie der moderne literarhistorische-kritische Essay — „der einerseits, ohne die künstlerische Form des belletristischen Charakterporträts erreichen zu wollen, doch dessen farbige Friese nicht entbehren möchte und andererseits unter Verzichtleistung auf den vollen akademischen Apparat, doch der Strenge und des Ernstes der wissenschaftlichen Monographie sich nicht ganz entschlagen darf“ — seine Stelle ein. Es muß ohne weiteres zugegeben werden, daß die vorliegenden „Literarischen Reliefs“ durch das darin liegende Gleichmaß und den Einklang von Friese und Strenge in diesem Sinne ihre Bezeichnung durchaus rechtfertigen.

Der erste Band der Zielschen Sammlung hat in Band II, Jahrgang 1885, Heft 12 des „Salon“ bereits eine kurze Besprechung erfahren, und wenn dort am Schluß der Wunsch ausgedrückt ist, daß der Verfasser sein Werk ausbauen und fördern möge, so ist das in der jetzt vorliegenden Fortsetzung in der glücklichsten Weise geschehen. Was damals der Darstellung Ernst Ziels nachgerühmt wurde: die strengste Unparteilichkeit, großer Scharfblick des Urtheils, ein humaner, vornehm abgeklärter Geist, der aus jedem Worte spricht, das bestätigt die zweite Reihe des Wertes im vollsten Maße. Und nicht zuletzt auch das: daß der Verfasser sich nicht derartig, wie er es thut, in die poetischen Feinheiten hätte vertiefen können, wenn er nicht selbst ein Dichter wäre, und zwar ein hervorragender Dichter, den wir schon längst den Besten und Fähigsten in seiner Gilde beizählen. Bis in alle Einzelheiten hinein weiß der Verfasser den Eigenthümlichkeiten jedes der von ihm behandelten Poeten gerecht zu werden; jede Zeile beweist uns, daß sich sein Urtheil auf die gründlichsten Studien stützt, er ist nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem vollen Herzen, oft mit Begeisterung bei der Sache, und sein lebendiger, bilderreicher, dabei knapper und klarer, stets vortrefflich charakterisirender Stil, muß geradezu für derartige literarisch-kritische Darstellungen als musterhaft bezeichnet werden. Dabei besitzt er ein bedeutendes Geschick, vom eigenartig Allgemeinen zum großartigen oder verwandten Einzelnen abzuleiten, sei es, daß er die Persönlichkeit eines Dichters aus dem geschichtlichen oder kulturgeschichtlichen Charakter der ganzen Zeit heraus erklärt, sei es, daß er das eigenwerthige Schaffen eines solchen der betreffenden literarischen Gattungsrichtung verständnißvoll und wirksam einreicht. Ein derartiges Verfahren ist ja freilich für jeden tüchtigen und rechten Literaturgeschichtschreiber selbstverständlich, da nur auf diese Weise das Wesen und die Bedeutung einer dichterischen Individualität in die richtige Beleuchtung gerückt werden können. So giebt in der „ersten Reihe“

dieser „Dichterporträts“ der ausgezeichnete Aufsatz über Wilibald Alexis dem Verfasser den Anlaß, sich eingehend mit der Stellung und den Aufgaben des modernen Romans zu beschäftigen, wobei „die oberflächliche, schnellfertige Brillantproduktion gewisser moderner Romanfabrikanten“ einige gut gezielte und wohlverdiente Seitenhiebe erhält, diese „modernen Romanfabrikanten, denen gegenüber der bekannte Vergleich an seinem Platze ist, der Vergleich mit einem Taschenspieler, welcher sich den Mund voll Berg stopft, um sodann mit affenartiger Geschwindigkeit endlos nur liebliche Dinge ans Licht zu fördern: Flittergold und bunte Bänder, Knallbonbons und gemachte Blumen“. Das ist in der That eine ganz treffende Abfertigung jener „Firtlesanz-Novellistik“. Und weiter: „Der heutige Sensationsroman — zumal derjenige, mit dem gewisse hysterische Schriftstellerinnen nach wie vor unsere großen und größten Journale unsicher machen — hat auf dem Gebiete des Geschmacks und des gesunden Denkens gar nicht zu ermessende Verheerungen angerichtet: jedes normale Empfinden echauffiren diese auf den Effekt arbeitenden Industrie- und Modeautoren in den Brütöfen ihrer überspannten Subjektivität so lange, bis es sich nur noch vom Standpunkte der Psychopathie aus betrachten läßt; den einfachsten Gedanken spizen sie so lange zu, bis er schließlich zur Marotte wird, und die Sache nach romanhaften Verwickelungen für ihre Handlungen treibt sie so lange in den Irrgängen eines erhighesten Raffinements um, bis ihre schriftstellerischen Machinationen am Ende auf die Findigkeit der Detektives von London und Paris hinauslaufen. Das ist Gift für Herzen und Köpfe. Die robuste Gesundheit im Fühlen und Denken aber, wie wir sie bei Reuter (den Ziel in seiner vor allem nach Lebenswahrheit strebenden schriftstellerischen Eigenart dem kernigen Schilderer von Land und Leuten der Mark Brandenburg an die Seite stellt) und Alexis finden, ist das rettende Heilmittel für solche Krankheiten der Zeit.“ Seine Betrachtungen über die heutigen Aufgaben des Romans nimmt Ziel sodann in dem Essay über Joseph Viktor v. Scheffel im zweiten Bande wieder auf, insbesondere, was die Aufgaben des historischen Romans angeht, dem er als solchen seine Berechtigung keineswegs abspricht. Nur soll derselbe nach Ziels ganz richtiger Meinung vorwiegend die Bahnen der an wirksamen Stoffen so sehr reichen deutschen Geschichte betreten und Einkehr halten, speziell „auf denjenigen Gebieten nationaler Geschichte, welche Geist vom Geist unserer Zeit sind, welche die Bildungselemente unserer Kulturepoche aufweisen, mit uns die gleichen geistigen Voraussetzungen und Ideale gemein haben und etwas wie einen historischen Untergrund bilden für die Fortschrittsbewegung der Gegenwart.“ Obwohl wir es nun Ziel entschieden bestreiten müssen, daß im deutschen Mittelalter — wenigstens was gewisse Perioden und Ereignisse desselben angeht — ein Gesichtsfeld solcher Art nicht zu finden sei, so stimmen wir ihm doch auch darin bei, daß „dem historischen Roman der Gegenwart die Einkehr nicht nur auf nationalen, sondern auch auf modernen Boden aufs innigste zu wünschen wäre.

Hier liegen nach der Anschauung der fortschrittlichen Literaturbetrachtung die Bahnen, auf denen das Ideal der Gattung zu verwirklichen wäre . . . Die Dichtung des Jahrhunderts soll das Jahrhundert widerspiegeln, widerspiegeln in seinen Idealen und Irrthümern, in seinem Ringen und Kämpfen, in seiner Arbeit und Andacht, mit seinen Göttern und Götzen; sie soll das Prinzip des Modernen auf ihre Fahne schreiben, des Modernen zugleich mit dem des Nationalen.“

Ernst Ziel steht auf dem Standpunkte vollständiger Unbefangtheit und eines wohlthuenden Freimuths, wie das insbesondere aus seiner gerechten Würdigung der Bewegung des Sturmjahres 1848 hervorgeht. Man vergleiche in dieser Beziehung vor allem seine Aufsätze über Gottfried Kinkel, Moritz Hartmann, Ferdinand Freiligrath und Gottfried Keller. Die politische Dichtung jener Bewegungszeit ist in dem umfangreichen Essay über Freiligrath ganz vortrefflich charakterisirt: „die jüngere Generation von heute“, heißt es z. B. dort, „nur allzu sehr befriedigt von Deutschlands Machtstellung, Einheit und Kaiserglanz und im ganzen ohne eigentlich freiheitliche Bedürfnisse, begreift kaum, um was es sich damals handelte, was zu erkämpfen, zu erringen war.“ Und ebenso zutreffend ist das Bild, welches der Verfasser im Eingang seines Gustav Freytag gewidmeten Aufsatzes von den Zuständen in Literatur und öffentlichem Leben während der dem Jahre 1848 folgenden schwülen Reaktionsperiode entwirft. Der heutigen Generation, als deren „eigentliches Gepräge“ man „die Gesinnungslosigkeit“ bezeichnet, weiß der Verfasser ebenso gelegentlich sehr ungeschwehlt die Wahrheit zu sagen, wie er an andern Orten beispielsweise der heutigen „praktisch-industriellen Bühnenära“ die gebührende Kritik zutheil werden läßt. Ziel verleugnet aber nirgends den vornehmen, aufs Ideale gerichteten Zug, der seiner menschlichen wie literarischen Persönlichkeit eigenthümlich ist.

An gehaltreichen Gruppierungen, literarhistorischen Einzelstücken und werthvollen Anregungen ist das Zielsche Werk, wie bereits hervorgehoben, ungemein reich. In dem Aufsatz über Freiligrath finden wir u. a. das Aufkommen und die weitere Entwicklung der orientalischen Lyrik in Deutschland in sehr interessanter Weise angedeutet, in dem Essay über Fritz Reuter, Ziels norddeutscher Landsmann, dem er eine besonders liebevolle Würdigung angedeihen läßt, spricht er sich eingehend über die Geschichte der hochdeutschen Schriftsprache und den Charakter des plattdeutschen Idioms ihr gegenüber aus; in dem Aufsatz über Karl Stieler würdigt er das Wesen und die Bedeutung der mundartlichen Dichtung überhaupt, dasselbe geschieht in der Einleitung des auf den Grafen Adolf Friedrich von Schack bezüglichen Essays, hinsichtlich des in der heutigen Welt- und Lebensanschauung sich so vielfach geltend machenden Welt Schmerzes, in dem äußerst gediegenen Aufsatz über Hermann Lingg, in welchem dieser geniale Dichter eine ganz ausgezeichnete Charakteristik erfährt (siehe Band I, S. 114 ff.), giebt er sehr beachtenswerthe Fingerzeige in

Bezug auf die Ziele, denen die moderne Lyrik, wenn sie Bedeutung behalten will, nachzugehen hat, und im Schlußessay des ersten Bandes (Johann Ludwig Runeberg) wird in knappem Rahmen ein lebendiges, farbenfrisches Bild finnischen Lebens und Dichtens entworfen.

Außer den im vorstehenden schon berührten Essays sind in dem Werke noch Aufsätze über den Fürsten Hermann von Fückler-Muskau, Adolf Boettger, den jetzt fast Verschollenen, dessen Andenken Ziel in pietätvoller Weise der unverdienten Vergessenheit zu entreißen sucht, über Robert Hamerling, den „berufensten Vertreter der heutigen psychologischen und sozial-politischen epischen Dichtung in Deutschland“ und Emanuel Geibel, dessen dichterische Individualität nach jeder Seite hin der Verfasser in der warmherzigsten und dabei gerechtesten Weise feiert, enthalten.

Ein goldenes Wort über den Werth und die Stellung der Literatur im nationalen Leben spricht Ziel in dem Essay über Runeberg, der seinem Urtheil nach die Aufgaben der Dichtung in diesem Sinne auffaßte (siehe S. 218/219 des I. Bandes), aus: „Die Literatur eines Volkes ist das Maß für dessen allgemein menschliche Entwicklung, der Gradmesser seines geistigen und ethischen, seines moralischen und ästhetischen Werthes, ein Spiegelbild der Generationen, welche sie schufen und welche mit ihr erwachsen. Aber sie hat neben der mehr passiven Mission, ein todtcs Zeugniß vom vergangenen Leben eines Volkes zu sein, noch jene andern aktive zu erfüllen: Keime zu neuem, künftigem nationalen Leben zu pflanzen und zu reifen; sie hat nicht nur die Fußtapfen abgeschlossener Entwicklungsphasen aufzuweisen und zu bewahren, sie hat auch Anknüpfungs- und Ausgangspunkte zu bieten für neue geistige Pfadfindungen; sie hat nicht nur zu konserviren, sie hat auch zu bilden, zu wecken, zu begeistern, und das ist an ihr die große, die sittliche Seite, ihr vornehmster Beruf.“ . . .

Mit diesen vortrefflichen Worten schließen wir diese Besprechung der Ernst Zielschen „Literarischen Reliefs“, von denen nun noch eine „dritte Reihe“ zu erwarten ist, indem wir das höchst gediegene und fesselnde Werk allen Literaturfreunden aufs wärmste empfehlen.





## Meertraum.

**I**ch sah das Meer in seinem hehren Drang  
Gigantisch wachsend seine Wogen thürmen,  
In wilder Wucht mit brausendem Gesang  
Der Marschen Dämme spottend überstürmen.

Ich sah's von Himmelsbläue angestrahlt,  
Von sanftem Hauch bewegt, zu meinen Füßen;  
Im Widerschein, der gleichen Azur malt,  
Mit treuem frommen Kindesaug' mich grüßen —

Doch sah am liebsten ich's, wenn im Zenit  
Des Mittags heiß darauf die Sonne brütet,  
Und wie ein Fatum lastend, das Gebiet  
Der träumend unbewegten Wasser hütet.

Dann zuckt es jählings aus der Flut empor,  
Als ob ein tiefes Sehnen leise klage, —  
Wie Hoffnung, die den Glauben längst verlor,  
Wie meines Daseins ungelöste Frage.

Hermann Hirschfeld.





## Die Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung in Wien.

Von Max v. Weidenthurn.

„Wenn Weisheit sich mit Schönheit paart,  
Schlägt keins von beiden aus der Art.“



Diese Worte Mirza-Schaffys sind es, die der Niederösterreichische Gewerbe-Verein sich vor Augen gehalten zu haben scheint, als er an die Durchführung des Projektes der Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung schritt. Vor drei Jahren sollte die Landes-Ausstellung in Budapest darthun, wie Ungarn, dieses Land, in welchem die Gewerbe Dezennien hindurch brach gelegen, in verhältnißmäßig kurzer Zeit glänzenden Aufschwung genommen; die hiesige Ausstellung ist eine Huldigung, welche zu Ehren des vierzigjährigen Regierungsjubiläums unseres Kaisers in Scene gesetzt ward, eine Huldigung, bei welcher jeder einzelne Aussteller die Aufgabe hat, sein bestes zu bieten in dankbarer Anerkennung der segenvollen Förderung, welche der Monarch stets für jede strebende Kraft an den Tag gelegt. Die Ausstellung ist denn auch über jede Erwartung glänzend beschiedt worden und hat Dimensionen angenommen, wie man es kaum zu vermuthen berechtigt war. Zurückblickend auf die Welt-Ausstellung des Jahres 1873 fühlen wir uns naturgemäß versucht, Parallelen zu ziehen und müssen uns gestehen, daß im Vergleiche zu der Vergangenheit, verhältnißmäßig der Gegenwart der Vorzug gebührt. Das Jahr 1873 war durch Börsenkraich und Cholera-Panik ein für Zerstreuung und Amüsement möglichst ungünstiges; darin mag auch hauptsächlich die Ursache zu suchen sein, daß der praktische Nutzen der Weltausstellung ziffermäßig nachweisbar ein viel weniger glänzendes Resultat ergeben, als es hätte sein sollen. Diese Schicksalsschläge fehlen glücklicherweise bei der gegenwärtigen Ausstellung und es ist dies mit ein Grund, weshalb sie sich so viel besser präsentirt, als man es in den kühnsten Träumen hatte erhoffen können. Wir vergessen, daß wir es mit einer Landes-Ausstellung zu thun haben, die denn doch nur ein Bruchtheil von

dem sein kann was eine Weltausstellung ist! Unser Auge ruht gefesselt auf dem anziehenden farbenreichen, prachttrozenden Bilde, unser Herz fühlt sich stolz bewegt, wenn wir zur Klarheit dessen kommen, daß alles, was wir schauen, Landesprodukt, ja Provinzprodukt ist.

Der Kaiser, dem zu Ehren wie gesagt die ganze Ausstellung in der Rotunde im k. k. Prater veranstaltet ward, ehrt die Arrangeure, in dem er lebhaftes Interesse für deren Werk bekundet und schon häufig sowohl bei Tag als auch des Abends bei elektrischer Beleuchtung das mühevollte Gesamtbild in all' seinen schönen und lehrreichen Details in Augenschein genommen hat. Die Zeitungen bringen täglich spaltenlange Berichte, in denen sie dem Publikum diese und jene interessanten Einzelheiten erzählen, es von neuem zu melden haben, daß die Theilnahme, welche man der bedeutsamen Schöpfung entgegen bringt, von Tag zu Tag im Steigen begriffen ist. In der Rotunde ist jedes Plätzchen von den Ausstellern auf das Praktischste ausgenützt worden, außerdem aber sind im eingefriedeten Ausstellungspark noch einige zwanzig größere und kleinere Objekte erbaut worden, in denen sich werthvolle und interessante Spezial-Ausstellungen befinden, so der Pavillon der Stadt Wien und der Donauregulirung, des Handelsministeriums, der Sport-Industrie, des Möbelfabrikanten Thonet u. s. w.

Um annähernd ein erschöpfendes Bild des Ganzen entwerfen zu können, müssen wir nach einem bestimmten System vorgehen und so wollen wir denn vor allem vom Südportal aus die Rotunde betreten und Ihnen erzählen, was wir in derselben des Sehenswerthen geschaut, so weit sich dies in dem beschränkten Rahmen einer Monatschrift ausführen läßt.

Da zieht zunächst der prächtige Kaiserpavillon die Blicke des Beschauers auf sich. Derselbe befindet sich dem Südportal gegenüber und ist im österreichischen Barockstil aus der Zeit Leopold I. und Karl VI. vom Architekten Emil Brezler entworfen und auf das Geschmackvollste ausgeführt. Breite schöne Treppen führen an zwei Seiten zu dem offenliegenden Salon empor, über welchem sich hoch oben eine zierliche Krone wölbt, von der aus schwere, kostbare Stoffvorhänge niederfallen, die zeltartig gerafft sind, so daß man von allen Seiten gleich freien Einblick hat in den teppichbelegten Salon, an dessen schmackvoller Ausstattung sich die ersten Decorateure Wiens betheiligten. Von dem erhöht daliegenden kaiserlichen Pavillon aus hat man einen vortrefflichen Ueberblick dessen, was das Innere der Rotunde zu sehen bietet. Die verschiedenen gewerblichen Ausstellungen sind in einundzwanzig Gruppen getheilt worden, wodurch das Sehen und Vergleichen wesentlich erleichtert wird. Dem Kaiserpavillon in direkter Linie gegenüber, erhebt sich im Centrum der Rotunde bis zu deren Kuppel ein ungeheures, phantastisches, bei jedem leisesten Luftzug raschelndes Etwas, über dessen Zweck wir im ersten Moment im unklaren sind; nähere Prüfung ergiebt dann wohl, daß dies der Papierthurm der Aktien-Gesellschaft Schöglmühl ist, ein origineller

Schmuck des inneren Ausstellungsraumes, der gleichzeitig als die gelungenste Reklame im großen Stil bezeichnet werden kann, die Deisterich bis jetzt geliefert. Anregung zur Ausführung dieser eigenartigen Idee gab der Vicepräsident der Papier-Aktiengesellschaft Schlöglmühl Professor Doktor Josef Arenstein, ein Mann mit dem Feuergeist eines Jünglings, dem Schaffensdrang eines tüchtigen Geistesarbeiters. Der Thurm ist 62 Meter hoch; der solid gebaute, weiß bekleidete Sockel ist mit geschmackvollen Aquarellen geziert, welche der Hoftheatermaler Kautsky geschaffen und die Papierfabrik Schlöglmühl, mit ihren Dependancen, den Holzschleifen in Schmitzdorf und Bayerbach, der Cellulosefabrik in Stuppach und einen Arbeitersaal in Schlöglmühl darstellen. Auf dem massiven Sockel ruhen die Lafetten, von denen aus das unendliche Zeitungspapier bis zu der schwindelnden Höhe der Laterne empor gespannt ward. Oben ist die Pyramide von einer Rosette gekrönt, unter welcher die Papierstreifen durch eine Eisenstange zusammengehalten werden. Der ganze Bau ist unendlich grazios und bietet einen Centralpunkt, an welchem man sich leicht zurecht findet. In dem Thurme selbst ist die Ausstellung der Papier-Aktiengesellschaft Schlöglmühl zierlich gruppiert.

In gerader Linie von dem Kaiserpavillon, durch den Schlöglmühler Thurm weiter schreitend, gelangen wir zu dem „Wohnungsfragment“ der Firma Portois und Fix, das zur Gruppe XIV für Industrie und Wohnungseinrichtungen gehört und ein allerliebtestes Home darstellt, zu dessen Anschaffung Fortuna uns aber ein ganz anständig gefülltes Geldsäckchen mit in die Wiege gelegt haben muß. Allgemeine Bewunderung und theilweisen Neid erweckt der Pavillon Haas, in welchem Hofjuwelier Köchert einen Glaskasten ausgestellt hat, der Brillantdiademe, Colliers, Haarnadeln und Medaillons enthält, von denen einzelne der Fürstin Montenuovo, den Gräfinnen Waldstein, Palfy u. s. w. gehören und dessen Gesamttinhalt einen hohen Werth repräsentirt. Zu den wiener Spezialitäten zählt man seit Menschengedenken die Lederwaaren, Galanteriesachen, und da haben auch die Firmen August Klein, Kodesch und Weidmann sich selbst überboten; ersterer stellt nebst kostbaren Bronzen, praktischen und schönen Koffers und Handtaschen mit und ohne Einrichtung eine ganze Kollektion von Geld-, Brief- und Visittaschentaschen aus, von feinstem, hellstem Leder, darauf malerisch hingeworfen reizend gezeichnete Bergiszeinnicht-Sträußchen, in der richtigen „Kaiser Josefblauen“ Schattirung, Gegenstände, die zur Zierde geschaffen, im praktischen Gebrauch aber eben so ungeeignet sind, wie das Wateau-Figürchen des Salons als deutsche Hausfrau in Küche und Speisekammer. Weidmann hat seinen Pavillon, der zu den schönsten der Ausstellung gehört, mit Phantasiemöbeln, Kassetten, Bronzen, Albums, Mappen, Cigarrentaschen, Enveloppes u. s. w. nahezu überladen; Dekorationsobjekte, Fächer und Statuetten erhöhen den Glanz dieser blendenden Ausstellung. An Glas und Porzellan ist das Schönste geboten, was Menschenaugen in diesem Zweige der Industrie

nur schauen können und kaum weiß man, wem die Palme gebührt; es ist da in der Farbenzusammenstellung wie in der Zeichnung viel geleistet worden; Lobmeyer, Bacalovic, Schreiber, Wahliß, Goldscheider, Stellmacher, das sind die Firmen, von denen die eine die andere an Pracht überbietet. Höchst lehrreich sind die Gewerbe-Fachschulen, in denen der Laie erst einen Begriff bekommt, wach'ernstes, gewissenhaftes Studium es bedarf, um in jedem Handwerk auf die Höhe dessen sich empor zu schwingen, was gefordert und geleistet werden kann. Arbeiten der Zöglinge des ersten, zweiten, dritten Jahrganges eines jeden Handwerks werden da gezeigt und es läßt sich deutlich der Fortschritt erkennen, welcher stets nach weiteren Zielen strebt. Kunsttischlerei und Kunstschlosserei bieten des Schönen und Geschmackvollen in überraschender Auswahl; in den Zimmereinrichtungen ist da jedem Geschmack und jeder Börse Rechnung getragen, von der einfachen Bürgerstube bis zum hocharistokratischen Salon, von der Kanzlei des Zahlenmenschen bis zum Atelier des Künstlers; beredtes Zeugniß für den verfeinerten Geschmack der Gegenwart giebt eine Zimmereinrichtung, die uns vorführt, wie es vor vierzig Jahren bei dem begüterten Mittelstand ausgesehen. Auch in der Abtheilung der Bettwaaren-Erzeugung erregt eine Betteinrichtung aus dem Jahre 1848 unser herablassendes Mitleid. Mein Gott, sind die Menschen doch genügsam gewesen! Wollte man heute einer unserer Theaterdämchen oder auch einer hochnothpeinlich ehrbar reichen Patrizierin zumuthen in einem Bett zu schlafen, dem es an Spitzeneinsätzen und seidenen Decken, an Bolants und Deckentaschen gebricht, sie fühlte sich versucht zu behaupten eine Nacht unter freiem Himmel wäre einem solchen Spartanismus noch vorzuziehen! Die Zeiten ändern sich und mit ihnen die Menschen; das hat schon anno 1536 der weise Mathias Borbonius ausgesprochen und seither ist das Citat in den Volksmund übergegangen, weil sich dessen Wahrhaftigkeit nicht anfechten läßt. Der Zimmereinrichtung würdig zur Seite stehen die Hauswirthschafts-Effekten, Patent-Kochgeschirre aus Nickel von Breden, Berndorfer Metallwaaren, Eßbestecke, Tafelaufsätze in brillanter Silberimitation, Badewannen mit Glasplatten-Verkleidung und in der Küche so vielerlei neuartige Maschinen für jede Arbeit und Berrichtung, daß die längst nöthige Denkmaschine für den regierenden Küchengeist bald überflüssig wird, weil jede Arbeit sich von selbst macht. Die Tugenden und Laster des schönen Geschlechtes finden vollste Berücksichtigung; zu den Ersteren darf unbezweifelt der Fleiß gerechnet werden und dem läßt sich in den reizenden Handarbeits-Etablissements der Frau Rabilka, der Kreuzsticharbeits-Firma Hans Denk und auch noch bei manchen anderen Handarbeits-Ausstellungen in reichem Maßstab Rechnung tragen. Die kleinen und größeren angefertigten oder anzufertigenden Kunstwerke werden dort überall auch zum Verkaufe geboten. Daß übergroße Fußsucht unter die Laster eingereicht werden mußte, wird jeder Ehemann behaupten, dem man allzuhäufig die langen Rechnungen

der Konfektionsladen vorlegt, welche Bezahlung heischen; wer nun gegen schöne Seidenstoffe, elegante Hüte, kostbare Spitzen, zierliche Fächer und all' jene andern theuren „riens“, die zur Vervollständigung einer tadellosen Damentoilette gehören, kein mit den stärksten Panzerplatten geschütztes Herz hat, der gehe nicht in die Ausstellung, denn entweder macht ihm das viele Schöne, dessen er ansichtig wird, das Herz schwer, oder die Börse leicht und beides ist kein angenehmer Zustand. Doch wir müssen weiter eilen, wollen wir nicht den Rothstift der Salon-Redaction zum Kampfe herausfordern; und so sprechen wir denn nicht weiter von den schönen Messgewändern und Kirchengewändern, dem werthvollen Geschmeide, den Produkten der Textil-Industrie, bei deren Anblick jeder Hausfrau das Herz im Leibe lachen muß. Wir schweigen auch von dem Maschinenwesen und verlassen die Rotunde um draußen die hervorragendsten Objekte in Augenschein zu nehmen. Da haben wir zuerst den Pavillon der Stadt Wien, einen reizenden Holzbau mit reichem Portal und großen Rundfenstern, der unter der Leitung des Stadtbaudirektors Berger entstand und die Entwicklung Wiens während der letzten vierzig Jahre darthut. In dem Mittelsaal sehen wir einen Riesenplan der Stadt, auf welchem sich der Fortschritt und die Neugestaltung in unserer alten Kaiserstadt und jedem einzelnen Bezirke derselben so recht deutlich verfolgen läßt. Höchst gelungen sind die vier großen Bilder des Malers Petrovitz, der Graben vor vierzig Jahren und jetzt, die Wipplingerstraße im Jahre 1848 und heute. Die Neu-, Um- und Zubauten sowie die Sterblichkeitsverhältnisse sind graphisch verzeichnet und Ziffern beweisen, wie segensbringend die Hochquellenleitung auf die sanitären Verhältnisse der Stadt wirkten. Die Anlagen der Stadtgärten, Badeanstalten und Schulen, des Marktwesens und der Friedhöfe sind in den beiden Nebensälen planmäßig dargestellt, kurzum all' das ist eingehender Auseinanderetzung und bildlicher Vorführung gewürdigt, was zur Förderung und Hebung des Gemeinwesens geschehen ist. Zu den werthvollsten Objekten des Ausstellungsparkes zählt man den Pavillon der Stadterweiterung und Donau-Regulirungskommission; er liegt jenem der Stadt Wien gerade gegenüber. Durch ein am 20. Dezember 1857 publizirtes Handschreiben des Kaisers wurde der Grund zu jener Regulirung der innern Stadt gelegt, deren unmittelbare Folge der Fall der Linienwälle gewesen ist, durch den Wien eine vollständig veränderte Physiognomie angenommen. Im Stadterweiterungspavillon finden wir Pläne und Modelle all' jener herrlichen Neubauten, die unter der Regierung des Kaisers Franz Josef ausgeführt und ins Leben gerufen wurden, so Modelle des Opernhauses, des neuen Burgtheaters, des Maria Theresia-Monuments, dessen Enthüllungsfeier noch warm in dem Gedächtnisse all' jener lebt, welche das herrliche Fest am 13. Mai dieses Jahres mitmachten, und der Hofmuseen. Ueberdies befinden sich in diesem Pavillon herrliche Skulpturen und Gemälde: Beleuchtungsgegenstände, und Gegenstände, die zum Schmuck der Hofmuseen oder des Burgtheaters



Die Vestalin.

Nov 23

bestimmt sind, so auch das Modell der Pallas-Athene und des Helios von Benk, eine Victoria aus Erz von Kundtmann und dessen „Architektur“. Höchst interessant sind die Wandflächen, welche das Donau-Regulirungsprojekt darthun, sind die Zeichnungen und Photographien, welche die Baugeschichte dieser Arbeit uns bildlich vorführen. Niedlich wie ein Spielzeug und doch geistvoll ausgeführt, so daß selbst der Laie die ernste Arbeit erkennen muß, ist das vom Architekten Schindler ausgeführte Relief-Modell, welches die Baustelle des Uferschutzdammes für das Marchfeld, nächst Fischamend darstellt.

Zu den beliebtesten Spezial-Ausstellungen gehört der Sport-Pavillon, dessen Gebäude nach Angabe des Ausstellungsdirektors Architekt E. Breßler von Stadtzimmermeister Klapp erbaut ward. Wir finden in demselben alles, was mit Jagd- und Schieß-, Reit- und Wasser-, Fischerei- und Eislauf-, Spiel- und Fecht-, Turn-, Radfahr- und Touristen-Sport im geringsten in Zusammenhang gebracht werden kann. Wir erkennen die bedeutenden Fortschritte, welche leider Gottes die Waffentechnik gemacht, wir sehen alle Gattungen von praktischem und zierlichem Sattelzeug, Reitstöcken und Hufeisen. Die Mitte des Pavillons ziert ein Rutter unter Segel, dann giebt es Rennriemen mit Flossen, Sculls sowie englische Original-Ruder; ferner sehen wir alle wichtigen Geräthschaften der Angelsfischerei. Der Eisport hat sich mit einer reichen Kollektion aller nur möglichen in Deutschland, England und Amerika gebräuchlichen Schlittschuhen eingestellt; Herr Demeter Diamantidi hat die Eisport-Abtheilung durch ein großes Bild geziert, welches den reich besuchten Wiener Eislaufplatz vorführt und auf dem man zahlreiche Porträts unter den dem Vergnügen des Schlittschuhlaufens huldigenden Herren und Damen erkennt. Nächst dem Spiel-, Fecht- und Turnsport ist besonders den Radfahrern und Touristen viel Raum zugewiesen worden und die zahlreichen Vi- und Tricycles kunstvoller und kostbarer Konstruktion erregen allgemeine Bewunderung. Touristen finden an praktischen und zweckentsprechenden Bekleidungsgegenständen alles, was sie nur irgend begehren, vom Bindschuh und dem unvermeidlichen Bergstock angefangen bis zur Eßtasche und dem Trinkbecher; allerliebste Modelle von Schuhhäusern und Ausblickswarten, Reliefs der Glockner- und Ortler-Gruppe, photographische Aufnahmen verschiedener Sektionen des Touristenklubs. Auch das außerhalb des Sportspavillons befindliche Muster Schuhhaus des österreichischen Touristenklubs mit seiner einfachen und in jeder Hinsicht zweckmäßigen Einrichtung bietet einen Anziehungspunkt, nach welchem emsig gewallfahrtet wird. Daß es überdies sowohl in der Rotunde als auch im Ausstellungspark nicht an Restaurationen fehlt, in denen man leibliche Nahrung in jeder Quantität und Qualität findet, braucht wohl kaum erst erwähnt zu werden, denn bei Ihnen in Deutschland ist es ja ohnehin allgemein bekannt, daß der Wiener gut leben will, folglich diesen Maßstab auch anderen anlegt, was der Allgemeinheit zugute kommt. Gerne möchte ich Ihnen noch vielerlei erzählen von

dem, was sich im Ausstellungsgebiete alles schauen läßt, aber es ist da so verschiedenes anzuführen, daß ich vor der Aufgabe zurückschrecke und Sie bitten muß, sich mit diesem kleinen Wegweiser zu begnügen, der hoffentlich die Lust mehr zu schauen und mit eigenen Augen zu sehen in Ihnen wachruft. Fühlen Sie sich dann angeregt eine Spritzfahrt nach unserer alten Vindobona zu unternehmen, so wissen Sie aus alter Erfahrung, daß Stammverwandte aus dem Reich bei uns immer mit warmem Handschlag und freudigem Herzen empfangen werden; auf Wiedersehen also am Donaustrande.

Wien, im August 1888.

## Der Thau.

**E**s blinkt der Thau auf Blumen gerne;  
Des Himmels Blumen sind die Sterne.

Aus diesem Erdendunkel weht  
Ein Thränenwind zum Sternenbeet.

Vielleicht in jener Himmelsau  
Liegt auf den Sternen auch ein Thau.

Rudolf Knußfert.





## Die Poesie der Gegenwart.

Von H. St.

„Die Poesie der Gegenwart? Sie scherzen wohl, Verehrtester! Poesie? In unserer Zeit? Pflücken Sie eine Blume . . . hier, diese köstliche Rose . . . ein Meisterwerk der Natur! Riechen Sie! Was riechen Sie? Rosenduft? Gott bewahre! Kohlenstaub! Besehen Sie sich dieses Meisterwerk der Natur einmal näher! Was sehen Sie auf den zarten Blättern, im duftigen Kelch? Ruß! Ruß! Ueberall Ruß! Ruß aus den Fabrikseifen ringsum! Ist das Poesie, mein Herr? — Ziehen Sie hinaus aus dem Gewühl der Stadt in die Berge. Ihre Nerven sind zerrüttet, Sie lechzen nach Ruhe und Einsamkeit. Ah, hier dieser prächtige Erdenwinkel — Sie können keinen schöneren finden! Da ist auch schon das Gasthaus! Gasthaus? Ein solides, einfaches Gasthaus nach altem Zuschnitt, wo Sie ein Zimmerchen mit anheimelndem altväterischen Hausrath, gesunde Kost und reine Weine finden, wo die behagliche Ruhe des ganzen Hauses Ihnen wie eine Verheißung entgegen weht, daß Sie hier gefunden werden? Ja, prost die Mahlzeit! Eine parvenühaft herausgeputzte Touristenkaserne, unter der Thür ein Heer von trinkgelblüternen Kellnern, neben Ihrem Schlafzimmer ein verstimmtes Klavier, das unter den Mißhandlungen einer höheren Tochter ächzt, an der Table d'hôte zur Rechten ein Bergsex, der zum zwanzigsten Mal seine schlechterdichteten Münchhausiaden vorträgt, zur Linken ein Börjauer, der während der Tafel Kursdepeschen liest, und gegenüber eine Engländerin mit zwei ungezogenen Rangen, denen sie von jeder Platte die Hälfte auf die Teller häuft: ist das Poesie, mein Herr? In dem lachendsten Thal eine qualmende Fabrik, auf dem idyllischsten See ein pustendes Dampfschiff, auf dem erhabensten Gipfel ein lärmendes Hôtel und in der tiefsten Einsamkeit der gelende Pfiß einer Lokomotive! Das ist Ihre Poesie der Gegenwart!“

„Ich glaube, Ihr Standpunkt ist nicht der richtige. Sie stehen auf hoher Warte, aufgebaut aus den Gedenksteinen Ihrer Jugendzeit, von ihr aus beurtheilen Sie unsere Epoche und verurtheilen sie, weil so vieles, was sich Ihrem suchenden Auge bietet, im grellen Gegensatz zu Ihren lichten Erinnerungen steht. Aber von Ihrer Höhe aus ist es Ihnen naturgemäß unmöglich, sich liebevoll in die Einzelheiten der neuen Zeit zu versenken; Sie sehen nur die Veränderungen, und in Ihrer Anhänglichkeit an die Vergangenheit sehen Sie darin nur Verschlimmerungen. Es ist wahr, unsere Zeit ist der Romantik der „blauen Blume“, dem gefühlseligen Mondsheinkultus

nicht hold; aber daß sie darum poesielos sei, kann ich als echtes und dankbares Kind dieser Zeit nicht zugeben. Ihre Poesie ist nur anderer Art: an Stelle sentimentaler Schwärmerei ist die Poesie der That und Kraft getreten — eine Poesie, die freilich dem Geschmackerer, die sich unter Poesie nur ein wohlgerichtetes Singen von Lenz und Liebe vorstellen können, wenig zusagen mag, dem gesunden, der Welt und dem Leben zugewandten Sinn aber umso größeren Reiz bietet.“

„Und wo steckt sie, diese Poesie der That und Kraft? Zeigen Sie sie mir doch! Ich vermag davon nichts wahrzunehmen!“

„Blicken Sie um sich, in unser geistiges, in unser materielles Leben: überall tauchen poetische Momente in Hülle und Fülle empor. Daß wir uns den Bliß des Himmels, vor dessen verheerender Gewalt unsere Vorfahren zitterten, dienstbar gemacht haben, um unsere Gedanken im Flug über Tausende von Meilen zu tragen; daß wir den Dampf gezwungen, unsere mühseligsten Arbeiten zu verrichten und uns mit der Schnelligkeit des Vogels durch Länder zu tragen, von deren Herrlichkeiten unsere Eltern nur sehned geträumt haben; daß der Geist der Bildung und Aufklärung, das Evangelium des reinen Menschenthums jetzt in Kreise dringt, die früher in thierischer Beschränktheit ihr Dasein verdämmerten: ist das nicht Poesie? Die Vereinigung großer Völkerstämme, die vordem unter der Herrschaft zahlloser kleiner Tyrannen seufzten, zu mächtigen Nationen; die Erschließung ganzer Welttheile, die bisher kaum der Fuß eines Europäers betreten hatte, für Handel und Civilisation; der ungeheure Aufschwung des Menschengeistes auf allen Gebieten des exakten Wissens; die märchenhaftesten Erfindungen, gegen die alle Wunder von tausend und eine Nacht in nichts zerfließen; ist das nicht Poesie? Poesie so hoher Art, daß man es darüber wohl verschmerzen kann, wenn der Jüngling nicht mehr in mondbehlänzter Zaubernacht der Geliebten sein Ständchen darbringt? Große Reiche, wie China und Japan, die sich ein Jahrtausend vor der abendländischen Kultur verschlossen hielten, senden ihre Söhne an die europäischen Universitäten, um sich deren Bildung anzueignen; große Volksschichten, die bisher in Demuth das Joch der Armuth und Unterdrückung trugen, heben trotzig das Haupt und begehren ihren Platz an der Tafel des Lebens: riesige Gebirgsstöcke, die nicht nur mit Mühe überstiegen werden konnten und dem Handel und Verkehr die schwierigsten Schranken setzten, werden durchbohrt und vom Dampfroß in wenigen Minuten durchheilt; Landengen, die früher die Schiffe zu Umwegen von hunderten von Meilen zwangen, werden durchstochen; durch das Meer zieht sich das Kabel, schwimmende Paläste vermitteln den Verkehr der Welttheile unter einander, der Ballon trägt uns durch die Luft über Länder und Meere: Zeit und Raum sind besiegt vom nie rastenden Menschengest! Und in alledem läge keine Poesie? Liegt Poesie nur im Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander, nicht auch im Verhältniß der Völker und Rassen? Liegt sie nur im Er-

wachen der schlummernden Volksseele zu neuem Leben, zu neuen Idealen? Nur im Mondenschein, im Waldesrauschen und Wellengemurmel, nicht auch im Licht der Aufklärung und Freiheit, im Sturm der auseinander platzenden Ideen, im Kampf des Menschengeistes gegen die feindlichen Gewalten der Natur? Und der Held, der in diesem Kampfe unterliegt, verdient er es weniger, vom Strahl der Poesie verklärt zu werden, als etwa ein antiker Held, der lediglich aus egoistischen Motiven, aus Eroberungs- und Ruhmjucht in den Kampf zog? Der Ingenieur, der den Gotthardtunnel bohrt und dabei seinen Tod findet; der Arzt, der sich selbst den Cholerakeim einimpft, um die Wirkung der Krankheit am eigenen Körper zu studiren und die Menschheit von dieser Geißel zu befreien; der Forschungsreisende, der nur von wenigen Dienern begleitet, in unbekannte Länder eindringt und den Kampf mit ganzen Völkern aufnimmt: sind das nicht Helden, würdig des Griffels eines Homer? Der arme Dervisch, der dem Sudan als Prophet ersteht, Hunderttausende um sich scharrt und der brittischen Weltmacht siegreich die Spitze bietet; der englische General, der ganz allein, nur mit seinem Muth und Gottvertrauen ausgerüstet, auszieht, um diesen Fanatiker und seinen Anhang zu besiegen; der deutsche Komponist, der, dem Hohn der Kritik und der Gleichgiltigkeit des Publikums zum Trotz, die Welt durch sein Genie bezwingt und märchenhafte Erfolge erzielt; der türkische Staatsmann, der sein Volk aus der Erschlaffung zu neuem Leben empor reißen will und im Kampfe mit den widerstrebenden Gewalten zugrunde geht — lechzen diese Gestalten nicht förmlich nach dem Dichter? Ich könnte fortfahren, könnte Ihnen noch Dutzende von Beispielen nennen, die meine Behauptung erhärten; aber ich will Ihnen nicht die Genußthuung rauben, selbst einige Entdeckungen auf dem Gebiete der modernen Poesie zu machen.“

„Hm! Was Sie da sagen, klingt nicht so übel.“

„Die Poesie der Postkutschen ist zu Ende, jawohl; aber haben wir, im komfortablen, allen Bedürfnissen gerecht werdenden Salon des Blitzzuges dahinsliegend, Ursache, den engen Omnibus mit seinem Tabaksqualm, seiner Unbequemlichkeit und seinem Schneckengang zurück zu wünschen? Haben wir, in einem modernen, die höchste Eleganz und Bequemlichkeit bietenden Hôtel wohnend, Grund, nach Ihren gepriesenen Gasthäusern von anno dazumal, die die bescheidensten Ansprüche nicht befriedigen konnten, zu verlangen?“

„Ich glaube, Sie verwechseln Poesie mit Bequemlichkeit. Daß diese in unserer Zeit bedeutenden Fortschritt gemacht hat, gebe ich ohne weiteres zu.“

„Und ich glaube, daß Poesie ganz unverträglich ist mit Mißständen, wie sie so zahlreichen, als poetisch gepriesenen Einrichtungen jener Zeit anhafteten. Es ist unmöglich, für Poesie empfänglich zu bleiben, wenn die Nase von stinkendem Tabak beleidigt, das Auge von unreinem Geschirr angeekelt wird. Vor so gemeiner Wirklichkeit flieht die Himmelstochter Poesie. Der Zauber der Postkutsche,

wie überhaupt die Poesie der vielbesungenen guten alten Zeit besteht vielleicht nur darin, daß sie der Vergangenheit angehört. Denn eine der größten Dichterinnen der Menschheit ist die Erinnerung, und zwar ist sie — wie die meisten weiblichen Poeten — eine optimistische, schönfärbende Dichterin, die es mit der Wahrheit nicht sehr genau nimmt. Sie umkleidet die Vergangenheit mit dem reizvollsten Zauber, stellt alle glücklichen Momente in die günstigste Beleuchtung und bedeckt die unglücklichen wohlthätig mit dem Mantel der Vergessenheit oder mildert wenigstens kräftig ihren bitteren Ernst. Vergangene Leiden und Entbehrungen, die uns, so lange wir darunter seufzten, nichts weniger als poetisch erschienen, treten uns in der Erinnerung in einem eigenthümlichen, wehmüthig reizenden Licht entgegen und dienen nur als Folie, von der sich die in der Regel sehr bescheidenen Freuden umso strahlender abheben. Darauf allein, auf dieser verklärenden Macht der Erinnerung, beruht das bekannte Lied von der guten alten Zeit. Unsere Väter sprechen mit Wehmuth von den goldenen Tagen, da der Laib Brod sechs und das Seidel Bier zwei Kreuzer kostete, und vergessen, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sondern zu seinem seelischen Gedeihen auch etwas Freiheit und Aufklärung bedarf — Dinge, die damals von den Machthabern sorgfältig hinter Schloß und Riegel gehalten wurden, damit sie den beschränkten Unterthanenverstand nicht in Verwirrung bringen konnten. Unsere Großväter wiederum preisen ihre Zeit als die wahre gute, denn damals kamen die Brod- und Bierpreise dem Ideal der Billigkeit noch näher; aber sie verschweigen, daß in jener goldenen Zeit viele Landesväter die Gewohnheit hatten, ihre lieben Landeskinder als Kanonensfutter nach Amerika zu verkaufen, um mit dem Erlös ihre Maitressen zu unterhalten. Geht man der Sache auf den Grund, so findet man, daß das gepriesene goldene Zeitalter nie und nirgends existirt hat. Jede Kulturperiode zeigt neben ihren Vorzügen ihre sehr bedeutenden Mängel, und wägt man in der unsrigen beide vorurtheilslos gegen einander ab, so wird man ihr das Zeugniß ausstellen müssen, daß sie ihren Vorgängerinnen mindestens ebenbürtig und daß insbesondere ihr Feinge halt an Poesie nicht ärmer geworden ist. Daß uns diese Thatsache so wenig zum Bewußtsein kommt, liegt wohl — abgesehen davon, daß wir unsere Zeit nicht wie die frühere durch das verklärende Medium der Erinnerung sehen — hauptsächlich daran, daß dieser Feinge halt noch so wenig zu vollwichtigen Münzen ausgeprägt worden ist. Die Poesie der Vergangenheit strahlt uns, losgelöst von allen störenden Elementen, aus zahllosen Dichterwerken in kristallisirter, auch dem blödesten Auge erkennbarer Gestalt entgegen, während die Poesie der Gegenwart noch gebunden ruht, des Dichters harrend, der ihr die Zunge löst. Vielleicht, ja wahrscheinlich, daß derselbe erst kommt, wenn wir und unsere Zeit längst vergangen sind; aber kommen wird er und dann — deß bin ich sicher — werden wir von unseren Nachkommen um die Poesie unserer Zeit ebenso beneidet

werden, wie wir in unserer Kurzsichtigkeit unsere Vorfahren beneiden. Denn dann wird die Klugheit eines Ulysses zurücktreten vor dem gewaltigen Geist eines Bismarck, der in den tausendfältig verzweigten Beziehungen des modernen Lebens mit sicherer Hand die widerstreitenden Interessen bändigte; der Glanz des Argonautenzuges wird verblasen vor dem unerhörten kühnen Zug Stanleys durch den dunklen Kontinent; der That des Columbus wird die Reise Nordenskjöld's um die Welt an die Seite gestellt werden, und die kühnsten Berschwörer des Alterthums werden verdunkelt werden durch die russischen Nihilisten der Gegenwart! Der Lustspieldichter aber, der es unternehmen sollte, unsere Zeit zu schildern, wird es nicht unterlassen, in seine Galerie komischer Charaktertypen den Mann einzureihen, der, rings von strahlender Poesie umgeben, über die Nüchternheit seiner Zeit jammert."

"Ich glaube, Sie werden anzüglich. Adieu! Uebrigens danke ich Ihnen. Vielleicht retten mich Ihre Ausführungen vor dem Schicksal, einem künftigen Molière als Modell zu dienen."

"Ich hoffe es!"

## Das Märchen von der unglücklichen Meerfei.

Frei nach dem Finnischen von Ch. Feldmann.

Signold ist der kühnste Seefahrer, der je ein finnisches Schiff geführt. Er ist auch der schönste Mann in ganz Finnland.

So sagen wenigstens die Mädchen.

Er ist hoch und schlank und eine Fülle brauner Locken weht ihm ums Haupt. Unter dunkeln Brauen blitzen kluge graue Augen und über dem trotigen Mund mit dem vollen krausen Barte schwingt sich eine stolze Nase mit muthig geblähten Nüstern. Ja, die Mädchen sehen nach ihm, wo er auch landet, er aber ist freundlich mit jeder und bekümmert sich doch um keine. So scheint es, doch —

Manchmal, wenn er träumend auf dem Deck des Schiffes liegt und nach dem sternflimmernden Himmel blickt, dann hebt seine Brust ein Seufzer und: „Swea!“ hauchen leise und weich seine härtigen Lippen. Und daheim, wo der Uleael durch den düstern Tannenwald rauscht, im einsamen Köhlerhaus knieet dann wohl ein blondes, blauäugiges Kind auf dem Bänkchen unter dem Fenster, schaut mit nassen Augen den ziehenden Wolken nach und seufzt: „Signold, o Signold!“ Und der Nachtwind trägt das Wort weit, weit auf das Meer zu dem träumenden Mann auf dem schwankenden Schiff; im Traum streckt er die Arme aus und — näher und näher schwebt sein blondes Lieb. Nun sitzen sie allein im Nachen auf weitem Meer. Sie schlingt ihm die langen, gelben Zöpfe um den Hals und dennoch scheint sie ihm so fern; — er zieht sie näher und näher — er will sie küssen — jetzt, — ach jetzt, — da ist er erwacht. Der Nachtwind streicht ihm kalt über die heiße Stirn und sie ist

fern, ach so fern! Noch Jahre können vergehen, bis ein Schiff sein eigen und erst dann wird sie ganz sein. Doch er ist jung, er glaubt an sein Glück und oft, wenn er in stiller Mondnacht am Steuer steht, klingt hoffnungsfreudig sein Lied übers Meer. Dann tragen die Wellen den Schall hinab in die Tiefe und die Meerfrauen tauchen empor und schlingen den Reigen.

Sie wehen mit den weißen Schleiern und ihre bleichen Leiber schimmern im Mondlicht und ihre grünen Augen leuchten wie Phosphor auf dem Wasser.

Und der Steuermann singt und singt; — er steht nur weiße Nebel im Mondlicht sich ballen, sich haschen und verschwinden. Er sieht nicht, wie zwei bleiche Arme verlangend winken, er fühlt nicht, wie zwei leuchtende Augen glühend an den seinen hangen, wie sie näher und näher kommen, wie sie loden und funkeln.

Er weiß nicht, warum sein frohes Lied erstirbt und trübe Melodien aus der Seele auf die Lippe ihm steigen.

Und wenn schwarze Wolken am Himmel hangen, wenn der Donner kracht und wie feurige Schlangen die Blitze züngeln, wenn der Sturm heulend die Wogen peitscht und die Wogen das Schiff umarmen, es pressen und schleudern, daß es seufzt und stöhnt, dann steht im Wettergebraus ruhig der Mann am Steuer. Seine Locken zaust der Sturm, er aber schaut fest hinaus in das tobende Meer. Er sieht den Gischt, wie er weiß zum schwarzen Himmel spritzt, er hört das Pfeifen und Brüllen — doch er sieht nicht das Meerwolk, wie es in tollem Taumel auf den Wellen sich wälzt, wie's auf den Wogen reitend und rasend das uralte Sturmlied heult. Und auf hoher rollender Woge hebt sich ein Meerweib empor. Ihre weißen Arme strecken sich und greifen nach dem Mann am Steuer. Näher und immer näher trägt sie die Woge — jetzt umhüllt schon ihr feuchter Schleier seine Gestalt, ihr nasses Haar schlingt sich um seinen Nacken — aber fest führt er das Steuer und das Steuer gehorcht.

Da berühren ihre kalten Lippen die seinen — ein Schauer durchrieselt den Mann: „Herr, rette das Schiff! Herr, rette mich für Swea!“ So betet sein bleicher Mund. Da sinkt die Woge zurück und mit ihr die Meersei.

Sie rauft ihr langes Haar und klagt und seufzt: „Ich habe ihn geküßt, ich habe ihn geküßt und doch folgt er mir nicht! Aber ich will ihm folgen, wohin auch sein Schiff ihn trage!“ Allgemach legt sich der Sturm und immer ferner verklingt das Gehen und Geschauchze des Meervolks in der Tiefe. Nur dann und wann tönt's noch wie leiser Klageruf durch die Luft.

„Das ist der Schrei der Mäven“, denkt der Schiffersmann. Er schüttelt fröhlich seine nassen Locken und fest und sicher führt er das Schiff den bekannten Weg, den Weg zur Heimat. Hinter dem Schiff in der Tiefe aber schwimmt die Meersei und ihr langer weißer Schleier schwebt oben auf dem Ramm der Welle. Sie

ringt die bleichen Hände und singt ein düsteres Lied, das Lied vom Weh der Liebe. Das Schiff durchzieht das Meer und oft noch rast der Sturm, oft noch küßt das bleiche Meerweib den schönen Mann am Steuer; er aber fühlt es nicht, denn er denkt an Ewea, an ihren warmen, rothen Mund und ihre sonnigen, blauen Augen.

Der Uleaelf ist ein lustiger Geselle; er kommt aus dem dunkeln wilden Forst, in dem kaum je der Schritt eines Menschen erklang. Seine Wiege haben nur wenige gesehen. Er aber kann erzählen von der langen kalten Nacht und der wunderbaren Mitternachtssonne; beide kennt er von Kind an, denn er ist bei ihnen zu Hause. Doch er wuchs und wuchs und sehnte sich nach Menschen. Da sprang er von Klippe zu Klippe, da stürzte er sich tollkühn über schroffe Felsgehänge hinab in den klaren, grundlosen See und rauscht und tobt dabei in wildem Jugendübermuth. Er wirft seinen Wasserstaub den alten düstern Tannen in die grünen Bärte und der lieben Sonne ins Angezicht, wie er meint. Die aber lacht behaglich auf ihn herab wie auf alle andern Thoren. Ihre goldenen Strahlen fangen den Wasserstaub auf und spielen mit ihm, weben siebenfarbige Bänder daraus und spannen sie über den See und die alten Tannen. Wenn aber in feuchtwarmer Frühlings- oder Sommernacht der Vollmond über dem See steht, dann dehnen und ziehen und schlingen sich weiße, duftige Schleier über seine glitzernden Wellen und die Mondstrahlen weben Silberfäden hinein und der Nachtwind baut daraus eine schimmernde Brücke über den See, von einer Klippe zur andern.

Die Wasserschleier aber webt nicht der Uleaelf. So schön der Waldsee auch ist mit seinen Felsen und Tannen, der Uleaelf bleibt nicht bei ihm. Er stürzt weiter, immer weiter; er wird breiter und stärker; jetzt springt er nicht mehr über Klippen. Er rollt stattlich durch Wiesen und Birkenwälder; er küßt übermüthig die schlanken weißen Stämme und die schwankenden zarten Zweige, wenn sie sich zierlich niederbengen, um sich in seinen Wellen zu spiegeln. Nun sieht er auch zum ersten Mal ein Dorf und noch eines und endlich eine Stadt; aber er will weiter, immer weiter! Da umarmen ihn die Wellen des Meeres und ziehen ihn hinab in die Tiefe. Dort, wo der Uleaelf sich ins Meer wirft, liegt das Schiff. Der Schiffersmann aber steht nicht mehr am Steuer. In kleiner Barke trägt ihn der Uleaelf auf seinen klaren Wellen und auf den Wellen blinkt und funkelt das helle Mondlicht.

Die Barke zieht einen breiten Silberstreifen hinter sich her und in dem Silberstreifen schwimmt die bleiche Meersei. Ihre weißen Schleier wehen über der Fläche und die Mondstrahlen weben silberne Fäden hinein.

Schnell gleitet die leichte Barke, denn der Mann drinnen führt rüstig die Ruder. Er ist fröhlich; oft jauchzt er oder singt ein Lied von den blauen Augen seiner Liebsten. Und der Mond erbleicht und der Tag bricht an und rosenroth schimmert der Uleaelf und purpurn glänzen die Häupter der alten Tannen und die weißen Stämme

der zierlichen Birken. Der Mann in der Barke zieht die Ruder ein und spricht leise ein Morgenbet.

Dann packt er aufs neue die Stangen und stromaufwärts gleitet der Kahn. Noch mehrmals erbleicht der Mond vor den siegenden Strahlen der Sonne — da ragen Felsen zwischen den dunkeln Tannen und laut auf jubelt der Schiffersmann: „Swea, Swea ich komme!“ und „Komme!“ giebt ihm freundlich das Echo zurück. Doch hinter dem Boot in der Tiefe schwimmt die bleiche Meersei und ihre weißen Schleier wehen über dem Wasser leise im Morgenwind.

Beim Waldsee springt Signold ans Ufer, die Barke birgt er im Buschwerk und stürmt dann jauchzend waldeinwärts. Mitten im See ragt schwarz und zackig die Klippe und um die Klippe kreist ruh'los die bleiche Meersei. Sie streckt die schimmernden Arme über das Wasser, sie winkt und weht mit den feuchten Schleiern. Er jauchzt wieder und wieder in die Ferne: „Swea, Swea ich komme!“ und „Komme!“ klingt es vielfach zurück von den Felsen. Da steigt die Sonne höher und das Meerweib taucht in die Tiefe.

Und die Sonne sinkt und der Mond lugt verstoßen durch die schwarzen Tannen. Am Ufer des Sees wandelt der schöne Schiffer und die blonde Swea. Er spielt mit ihren gelben Zöpfen und sie lacht, daß es silberhell über den See klingt. Der Mann beugt sich nieder und seine braunen Locken mischen sich mit ihrem Goldhaar. Dann schlingen sie die Arme ineinander, langsamer schreitend, jingen sie ein altes Volkslied. Das Tosen des Wassers nimmt den Schall fast hinweg, aber die Meersei drunten hört es doch, das Lied von der heißen, unendlichen Liebe. Verzweifelt ringt sie die bleichen Hände und ihre Seufzer zittern über den See und durch die Wipfel der Tannen.

„Horch, da singt noch ein Vogel im Traum“, sagt Signold. Leise erschauert Swea und schweigend lehnt sie ihr Haupt an die Schulter des Mannes. Um die Klippe kreist die Meersei. Sie verbirgt ihr bleiches Antlitz in den Schleiern und der Nachtwind weht die Schleier weit über den See von einer Klippe zur andern und die Mondstrahlen weben silberne Fäden hinein. „O, sieh nur den See“, sagt Swea, „er hat eine Brücke von Mondenschein!“

„Komm, wir fahren hindurch!“ ruft der Mann. Er löst den Kahn und hebt das Mädchen hinein. Sie sitzen einander gegenüber. Er rudert mit kräftigen Schlägen gegen die Mitte. Der Vollmond steht hoch über dem See. Silbernen flutet sein Licht auf den Wellen, es webt eine Glorie um Sweas Goldhaar und schimmert weich in ihren feuchten Augen. Der Mann zieht die Ruder ein. Er liegt vor Swea auf den Knien. Er umschlingt mit seinen kräftigen Armen ihren schlanken Leib und schaut in ihre feuchten Augen. Der Kahn treibt unter den Wasserflechern hin der Klippe zu. Auf der Klippe auf spitzem Felsgrat kauert die Meersei. Ihre grünen Augen funkeln und sprühen. Ihr Haar sträubt sich empor, ihre weißen Glieder zucken und winden sich im Krampfe und um sie her flackern

und wehen ihre weißen Schleier und verhüllen sie den Menschenaugen.

„Warum weint mein Lieblich?“ flüstert der Mann vor dem Mädchen. „Ich weiß nicht, weiß es nicht, Signold!“ Und sie schlingt ihre Arme um seinen Nacken und er küßt ihr die Thränen von den Wangen. Da splittert der Felsgrat unter den bleichen Händen der Meerfei. Ein Krach — und den Kiel nach oben treibt der Rahn auf der Flut. Wild jauchzend gleitet das Meerweib zur Tiefe. —

Dreimal steigt die Sonne empor über den dunkeln Wipfeln der Tannen, zum dritten Male gießt der Mond sein silbernes Licht auf den See. Da trägt die Meerfei zwei Leichen zur flachen Uferstelle. Fest umschlungen ruhen sie dort, Brust an Brust. Die Meerfei streicht dem Manne das nasse Haar aus dem Antlitz, sie küßt und küßt seine bleichen Lippen. Sie versucht die starren Glieder zu lösen; sie will durchaus von dem Mädchen ihn trennen. Und wilder und wilder wird ihr Beginnen, verzweifelter, rasender ihr Bestreben. Dann sinken müde die bleichen Arme und ihr Klageruf tönt übers Wasser gleich dem Gestöhn des Windes:

„Wehe, Wehe, Wehe! Sie wollte ich verderben und ich verdarb auch Dich! Den Felsen vom Felsen konnte ich trennen, aber Dich konnte ich nicht trennen von ihr! Nicht sterben darf ich wie Du! So lange des Ozeans Bogen rollen, währet mein Sehnen, währet meine Qual!“ Und sie sinkt zurück in die Flut und schwimmt hinab zum Weltmeer. Wenn aber der Vollmond hoch über dem Waldsee steht, dann sitzt das bleiche Meerweib wieder auf der Klippe und ihre feuchten, weißen Schleier flattern über dem Wasser und das Mondlicht webt silberne Fäden hinein. Und sie ringt die bleichen Hände und sie rauft ihr langes Haar und ihre Klage tönt über das Wasser gleich dem Gestöhn des Windes:

„Den Felsen vom Felsen konnte ich trennen, aber Dich konnte ich nicht trennen von ihr!“

## Die neuen Berliner Theater.

Berlin, Anfang Oktober 1888.

Auf dem Gebiete des Theaterwesens haben sich mit dem Beginn der diesjährigen Wintersaison in der Reichshauptstadt große Umwälzungen vollzogen. Zu den beiden bisherigen Pflegestätten ernster, gediegener dramatischer Kunst sind drei neue hinzugetreten: „Das Lessing-, das Berliner- und das Volkstheater. Das Kgl. Schauspielhaus und das Deutsche Theater bestreiten also nicht mehr allein die Kosten im Haushalt der tragischen Muse. Drei neue Tempel Thaliens treten in energischen Wettbewerb und das Resultat ist eine wahre Hochflut von theatralischen Genüssen, welche dem operette- und posse-müden

Berliner Publikum, dem selbst die Oper — abgesehen von Richard Wagner — kein Interesse mehr abgewinnt, gerade recht ist.

Zuerst eröffnete Oskar Blumenthal die gastlichen Pforten seines, neben dem Circus Krembier, architektonisch ziemlich nüchtern erbauten, den Mauern eines der größten deutschen Denker gewidmeten Theaters.

„Nathan der Weise“ wurde gegeben und — fiel total durch! Poffart in der Titelrolle, in München vergöttert, sang in unerträglich eintönigem Leierton und enttäuschte allgemein. Auf Nathan folgte — nothgedrungen schnell — „Anton Antony“, das neueste Opus Blumenthals, ein Ragout aus dem „Probepfeil“ (Krajinzky) und der „Großen Glocke“. Der moderne Komödientartüffe wurde von Emil Drach (bisher Frankfurt a./M.) richtig aufgefaßt, aber vielleicht zu ontrirt gespielt, das Stück selbst brachte es nicht über einen Achtungserfolg!

Erkman-Chatrion, das elsässische Dioskurenpaar, mußte in die immer größer werdende Brezche eintreten, und — siehe da! — ein zehn Jahr altes Stück, welches keinesfalls „modern“ genannt werden kann, brachte den ersten wirklichen Erfolg. Fürwahr kein glänzendes Zeugniß für den Direktor Blumenthal, denn das so hochtrabend im Prolog angekündigte „Theater der Lebenden“, ist eben nur eine hohle, auf Reklame und Abonnentenfang berechnete Versprechung gewesen!

Ganz anders Barnay, der berühmte Mime, der frühere Societär des deutschen Theaters, der erste Anreger der „Genossenschaft deutscher Bühnengehöriger“, der eminent praktische Theatermann. Er machte nicht Monate vorher die lauteste Zeitungsreklame, er ließ seine Eröffnungsvorstellung „Demetrius“ in Lanbescher Fortsetzung für sich sprechen und siegte glänzend. Das Zusammenspiel war vorzüglich und ließ die Hand des tüchtigen Regisseurs in tausend feinen Einzelzügen erkennen. Auch „Ihe“, Schauspiel von Hans Olden, die erste Novität auf dem Konversationsfelde war ein wahrer Triumph für Barnay, als „Entdecker neuer Talente“. Dabei hat das „Berliner Theater“, früher „Walhalla“, seine Preise — im Gegensatz zum „Lessing-Theater“ — so solid gestellt, daß die breitesten Schichten des Bürgerthums auf guten, bequemen Plätzen dem Bedürfniß nach Erbauung und Erquickung im Reiche des schönen Scheines genügen können.

Gar traurig hingegen liegen die Verhältnisse, wenn wir nunmehr uns dem „Volkstheater“ des Herrn Witte-Wild, früheren Opernsängers aus Dresden zuwenden. Angeregt durch Schönthans Wiener „Volkstheater“, gab dieser Herr, fast ein völliger Neuling als Theaterleiter, dem früheren Stendtheater, unglückseligen Angedenkens, diese Bezeichnung, ohne sich im geringsten über das darin ausgesprochene Programm klar zu werden.

„Eine unglückseligere Wahl wie „Struensee“ von Michael Bear konnte gar nicht getroffen werden“, sagt Hans Herrig im „Deutschen Tageblatt“ und er hat recht.

Was ist uns heutzutage dieser larmoyante Aufguß von „Maria

Stuart“, „Egmont“ u. s. w., was soll dieses todte Lesedrama für eine lebendige Wirkung auf das „Volk“ erzeugen?!

Gewiß wird niemand unbillige Ansprüche an eine Vorstadt-  
bühne stellen, aber die völlige Unzulänglichkeit des Damenpersonales  
und die absolute Talentlosigkeit des Trägers der Titelrolle, welcher  
nur eine unerträgliche öde Routine bei gänzlicher Mittellosigkeit in  
die Wagtschale legen konnte, machte die abstoßendste Wirkung.

Falls die Direktion nicht bald sich befinnt und eine rüstigere  
Kraft als Herrn Welby als Regisseur beruft, so ist das ganze Unter-  
nehmen wieder einmal eine Todtgeburt und das als „Leichenhaus“  
berichtigte Theater hat neue Opfer gefordert.

Hans Derlon.

## Nippachen.

**Fürstliche Pracht.** Unter allen Fürsten seiner Zeit führte Karl der Kühne  
von Burgund (1467—1477) den prunkvollsten Hofhalt, wofür folgende Thatfachen  
einen Beweis bieten. Als Karl im Jahre 1473 nach Trier auf den Reichstag zog,  
zählte sein Gefolge 5000 prächtig gerüstete Reiter. Seine Kleidung bestand aus mit  
den größten Perlen reich besetztem Goldstoff und kam auf 200,000 Goldgulden zu  
stehen. Das Gastmahl zu St. Maximin, zu welchem er den Kaiser, Friedrich III.  
(1440—1493), einlud, entsprach der Prachtliebe des Wirthes. Die Wände und der  
Fußboden des Zimmers waren mit kostbaren Decken bekleidet; alles Tischgeräthe war  
von Silber, die Becher mit Perlen und Edelsteinen reich besetzt. Vierzehn Gerichte  
eröffneten das Mahl, worauf zwölf und dann zehn ebenso köstliche folgten. Endlich  
kamen die allerfeinsten Arten Kaselet, welches auf dreißig goldenen Schüsseln aufge-  
tragen wurde, von denen man eine im Werthe von 6000 Goldgulden schätzte. Beim  
Auftragen eines jeden Ganges gingen 16 Grafen in Goldstoff gekleidet voran, 20  
Trompeter, 4 Pfeifer und 2 Heerpauler. Servirt wurde von 200 kostbar gekleideten  
Dienern und als Tafelwache waren 200 Trabanten zugegen.

Noch viel großartiger war das Gepränge, als im Jahre 1468 Karl seine Hochzeit mit  
Margarethe von England zu Brügge in Flandern feierte. Der Speisesaal war ganz  
mit goldenen Tüchern decorirt. Auf der Tafel standen 30 köstliche Schiffe, beladen  
mit den verschiedensten Braten. Jedes Schiff hatte 4 Boote, in welchem sich Gemüse  
zum Braten befanden. Als nun die Gäste saßen, kam ein als Einhorn decorirtes  
Pferd vor den Tisch; auf ihm saß ein Kuabe, verkleidet in einen Leoparden mit dem  
Panier Englands und einer Perle. Unter dem Schalle der Musik ging das Ein-  
horn um die Tafel, blieb dann vor dem Bräutigam stehen und reichte ihm die Perle  
mit einer Anrede. Nach diesem erschien ein Löwe, in welchem vier Hochfänger saßen,  
die sich mit einigen Gesangsstücken vernehmen ließen; auf des Löwen Rücken saß  
eine Schäferin. Am nächsten Abende spielte man die Abenteuer des Hercules, wobei  
ein Greif verlam, aus welchem allerlei Vögel flogen. Am dritten Abende wurde  
ein großer Thurm aufgeführt, in dessen Fenstern 6 Bären lagen, umerschauend und  
brummend. Darauf erschienen 12 Gaisböcke und Wölfe in friedlichster Eintracht;  
nun kam ein Affe und spielte auf einer Pfeife einen Tanz auf, worauf noch mehr  
Affen herbeiliefen, aus welchem Moreskentang aufführten. Auf der Tafel standen 48  
seidene Gezelte, mit des Herzogs Banner, unter denselben befanden sich Pasteten, ge-  
füllt mit „mancherlei Poffen.“ Endlich kam ein Stockfisch, 18 Fuß lang und 16  
Fuß hoch, in welchem 14 Mann verborgen waren. Als er vor der Braut anlange,  
öffnete sich sein Rachen und warf die Männer heraus, die dann miteinander kämpften.  
Nach aufgehobener Tafel wurde turnirt, gerannt und gestochen.

Diese Hochzeit erforderte täglich 16 Ochsen, 10 Schweine, 600 Pfund Speck,  
250 Hammel, 250 Kämmer, 100 Hasen, 200 Fasanen, 800 Rebhühner, 400 Tauben,  
500 Kapannen u. s. w.

**Hans Wierauer.** Drama in fünf Aufzügen von F. A. Subert. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, Ed. Bartigs Verlag. (Ernst Hoppe. 1887.) Es ist bekannt, daß die menschenfreundlichen Verordnungen des Kaisers Joseph II. von Oesterreich, weil theilweise verkrüßt und überhaftet, häufig Mißverständniß und Verkennen der edeln, großherzigen Absichten des Monarchen bei seinen Völkern fanden. Derartige Vorgänge liegen dem genannten, von E. Grün ganz vorzüglich aus dem Böhmischen übersehten Trauerspiel zugrunde und werden hier auf eine tragische, wirkungsvolle Weise verwertet. Die Bauern des Grafen Langensfeld-Koveredo sind an ihre Frohungsverpflichtung und Leibeigenschaft, sowie an die Mißhandlungen und die Willkür des Güterdirektors ihrer Herrn gewöhnt, sie kennen es nicht besser. Da kommt durch einen jungen Bauernsohn, dessen Vater aus einem benachbarten Dorf ausgewandert, die erste Gährung in die Gemüther, der zu hellem Aufbruch wird, sobald die Leute Wind bekommen, daß der Graf ein Patent des Kaisers erhalten, welches die Leibeigenschaft aufhebt und den Kobot vermindert, aber von der Herrschaft aus gewinnsüchtiger Absicht vorläufig noch geheim gehalten wird. Hans Wierauer, der reichste und vornehmste Bauer des Ortes, bisher mit Leib und Seele der Herrschaft ergeben, wird durch die andern aufgestachel und der Direktor gereizt, der Anführer der rebellischen Bauern zu werden, die das Grafenschloß stürmen wollen; er schießt auf seinen eigenen Sohn, als dieser, der im Schloß bedienstet ist, durch die Liebe zu einem Edelräuflin gefesselt, sich weigert, an der Empörung theilzunehmen. Durch rechtzeitig eintreffendes Militär wird der Bauernaufstand niedergeschlagen, das Patent des Kaisers verkündet den Leibeigenen, daß sie freie Menschen sind, doch die aufrührerischen Bauern sind zum Tode verurtheilt und werden durch kaiserlichen Befehl zu Spieghelnsausen begnadigt. Der alte Wierauer, der den Tod nicht fürchtet, vermag die Schmach der entehrenden Strafe nicht zu ertragen und stirbt, als er gewaltsam in die Ketten der Soldaten geschleppt werden soll. Diese kurze Skizze deutet schon an, daß durch das Stück ein lebenskräftiger Volkschlag geht und daß es in drastischer Weise ein Stück alten Volkslebens veranschaulicht.

**Ein Buch für Alle** von F. E. Die Kunst sein Glück zu machen. Bern und Leipzig, Rud. Jennis Buchhandlung. Ein Vademecum für solche, die auf rechtschaffene Weise ihr Glück machen wollen. Kein Goldmacherbuch; nicht die Kunst in der Porterie zu gewinnen, in Aktien oder sonstigen Werthen zu spekuliren oder durch andere Finessen reich zu werden. Ein Handwerker erzählt hier, wie er aus einem verkommenen, arbeitshenen und verachteten Menschen, durch einen väterlichen Freund ermahnt, ein gesuchter Arbeiter, ein geachteter Bürger, ein glücklicher Gatte und Vater und wohlhabender Mann wurde. Es geht alles ganz einfach und natürlich zu und man möchte denken, ein jeder könnte es ohne Mühe leicht nachthun, so daß es bald lauter glückliche Leute auf der Welt gäbe. Nun, einen Versuch kann ja jeder machen und ohne Nutzen wird nicht leicht einer das Büchlein beiseite legen. Es enthält manchen beherzigenswerthen, wohlgemeinten Rath für's praktische Leben.

**Empor zum Licht.** Erzählung von Wilhelm Kessel. Berlin 1888. Max Breitkreuz. — Unsere Zeit ist das Zeitalter der Ausstellungen, der Denkmalswuth, der Nervosität, der Electricität, der Maschinen u. s. w., aber kein fruchtbarer Boden für ideale Güter: Kunst und Literatur! Das ist eine abgedroschene Wahrheit! Wie aber da Abhilfe schaffen? Der ganze Mensch muß von Grund aus ein anderer werden, d. h. Nerven und Blut müssen eine gesündere Beschaffenheit erhalten, damit der Leib, der Sitz der Seele, widerstandsfähiger im Kampf ums Dasein und aufnahmefähiger für alles Wahre, Gute und Schöne wird. Um dies zu erreichen, ist von ärztlicher Seite eine Hochflut von Kurmethoden in die Welt geschüttet worden, des Pudels Kern liegt aber nach der Doctrin von Wilhelm Kessels trefflichem Roman auf psychischem Gebiet und die Umkehr von der Fleischnahrung zum Vegetarismus bedeutet nach ihm soviel als Genesung von allem Uebel. Ohne die von einem Richard Wagner, Nitsche u. s. w., ebenfalls vertretene Sache des Vegetarismus und die damit verbundenen reformatorischen Pläne ebenfalls aus eigener Erfahrung enthusiastisch empfehlen zu können, muß Referent der prächtigen, von gediegenstem sittlichem Geist getragenen Fabel, der interessanten Schürzung und Lösung des Aetens, der

eingestreuten feinen humanen Polemik seine volle Hochachtung bezeugen. Nicht leicht dürfte heutzutage ein Roman gefunden werden, der so unbedenklich in die Hände der jungen Generation gelegt werden kann und dabei doch gerade auch von Erwachsenen mit Vergnügen und Erbauung gelesen werden kann! Eine herrliche Fülle ethischer Ideale, reife Früchte, abgeschüttelt vom Lebensbaum weiser Welterfahrung, erquickend den von Alltagsorgen bedrückten und vielleicht hoffnungsmüden Leser, dem die Rapselische männlich-tüchtige Arbeit in die Hände fällt. W. A.—t.

**Dirndl und Dachserl.** Welch' eine lustige Scene spielt sich da auf unserm allerliebsten Bilde ab. Die beiden Jäger, der Poldl und der Nazi, sind zum Mittag beutebeschwert bei dem hübschen Fenerl eingelehrt, gefolgt von dem treuen Dachserl. Fenerl hat ihre Sache gut gemacht und die Jäger nicht minder, indem sie wacker in die gefüllten Schüsseln einhieben. Nun räumt Fenerl den Tisch ab und das Dachserl soll nun auch sein Theil erhalten, welches ihm sein Herr, der braune Poldl, bereitet hat. Das soll ihm gut schmecken und vor Ungebuld winselt das Hunderl an seinem Herrn empor. Aber Fenerl ist ein Schelm; sie neckt das Dachserl, zieht ihm die Schüssel fort und erzrimmt es mit den krallenförmig gespreizten Fingern. Darob wird Dachserl „suchti“ und so spielt sich ein Weilschen die Neckerei zwischen Dirndl und Dachserl ab. Aber Dachserl muß ja nicht denken, daß es in diesem kleinen Lustspiel die Hauptperson ist. Zwischen dem Dirndl und dem Poldl ist's nicht recht gebeuer und da heißt's einfach, was sich liebt, das neckt sich, und da muß eben das Dachserl zum Necken herhalten. Wer weiß, wer weiß, wenn der Poldl heut Abend thalwärts steigt, da singt er gewiß mit hellem Zucker:

„Tanzen und singen,  
Das is ja mei Freid',  
Frasen und ringen,  
Da hätt' i a Scheid!  
Und bin i recht zurnig  
Und bin i recht zach,  
Nur Ans macht mi hamlich,  
Nur Ans macht mi wach!  
A Bussel von Dirndl  
Das schmeckt halt so fein!  
Ach ja, a Bussel von Dirndl  
Und guat muß i sein!“

S.

#### Allein zu Hans.

Es ist so hübsch, so eigen,  
So märchenhaft und fein,  
Im tiefen Sommerschweigen  
Allein zu Hans zu sein.  
Am Speiseschrank den Schüssel  
Vergaß man abzudreh'n,  
Hab' mir die Kirschenschüssel  
Gar lange angefeh'n.  
Doch war mir's gar zu heilig  
Im weiten, stillen Haus;  
Ich ließ die Kirsch'n eilig,  
Schau nun zum Fenster aus,  
Schau in den Wald hinüber  
Und dent' mir das und dies;  
Gott freut sich doch wohl drüber,  
Daß ich das Raschen lieg!

S.

**Unentschieden.** „Soll ich, oder soll ich nicht?“ denkt das Bäuerlein auf unserm Bilde, indem es nachdenklich in den geleerten Maßkrug schaut. Das braun-goldene Bier schmeckt halt gut, aber es kostet auch einen Vahen und der ist bei den theuren

Zeiten nicht so leicht verdient. Endlich wird eine höhere Macht zur Entscheidung des Streites herbeigerufen und zwar die Reihe der Knöpfe an des Banern dicken Wams. „Soll ich, soll ich nicht!“ zählt er an den Knöpfen herunter wie weiland Gretchen an dem Maßliebchen ihr: „Er liebt mich, er liebt mich nicht!“ verschämt herunterispelste. Auch bei ihm heißt es zum Schluß: „Ach soll“, wie Gretchen liebestrunken: „Er liebt mich!“ jubelt und ihrem Faust in die Arme sinkt. Auch unser Falöble sinkt seinem Maßkrug gerührt in die Arme, indem er verschmigt dabei lächelt, denn er hat auf der Klaviatur seiner Knöpfe gemogelt. Als er zum Schluß merkte, daß die Sache nicht klappen wollte, spielte er die Vorsehung und griff falsch. Ob Fausts Gretchen vielleicht auch beim Abpflücken der einzelnen weißen Blütenblätterchen der holden Liebesblume gemogelt hat? Doch, wer könnte sich zu diesem Glauben entschließen! Ein modernes Gretchen, eine höhere Tochter der letzten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, würde entschieden das Glück korrigiren, wenn es ihr nicht held wäre, aber das echte, wahrhaftige Gretchen Fausts — nimmermehr! S.

**Die Vestalin.** Tullia verlebte ihre Jugendjahre im heiligsten Dienste, in dem Tempel der Vesta, der Göttin des Herd- und Opferfeuers. Schon in ihrem zehnten Lebensjahre hatte der Pontifex maximus sie zur Priesterin der hehren Göttin geweiht. Als sie sich damals von ihren Angehörigen und Spielgenossen getrennt hatte, hing sie ihre abgeschnittenen Haare an eine Lotusblume, welche den Eingang in den Tempel beschattete, ließ sich in eine schneeweiße, lange Stola kleiden und ihr Haar mit Bändern schmücken; so betrat sie die Schwelle des Tempels der Keuschheit. Für dreißig lange Jahre hatte sich die junge Vestalin den Diensten der schützenden Göttin Roms bestimmt und zur Wahrung der jungfräulichen Keuschheit geweiht. Zehn Jahre sollte das Noviziat dauern, die weiteren zehn Jahre dienten dazu, ihres Priesteramtes zu walten und es auszuüben, während das letzte Dezennium der Erziehung der heranwachsenden Genossinnen gewidmet war. Dann erst sollte sie frei sein, dann erst sich verhebelichen. Das Amt einer Vestalin und ihre Person selbst waren geheiligt, und der Staat selbst sorgte für ihre Ernährung. Tullia erschien nach Vollendung ihres Noviziats in den Gassen Roms in einer Tragbahre getragen, und vor ihr betritten Victoren. Jeder, der ihr begegnete, selbst der Consul, mußte ihr aus dem Wege gehen; die Mitglieder des Magistrats sogar mußten sich vor ihr verbeugen. Einst traf sie auf ihrem Wege einen zum Tode Verurtheilten, der augenblicklich freigelassen wurde, so groß war die Macht und das Ansehen einer Vestalin. Aber alle diese Verehrungen konnten ihr nimmer die Freuden des trauten Haus- und Familienlebens ersetzen. Tullia fühlte sich im strengen Dienste der Göttin einsam und verlassen und ihr thaten- und freudenloses Leben begann ihr eine Last zu werden, besonders von jenem Augenblicke an, als sie Zeugin einer harten Strafe gewesen war, die ihre Genossin Coelia getroffen hatte. Man fand diese nämlich eingeschlummert vor dem heiligen Feuer im Tempel, welches sie nebst dem römischen Paladium, (eine alte hölzerne Minervasatze, welche Aeneas aus Troja gebracht haben sollte) zu bewachen hatte. Für dieses Vergehen wurde die schöne Coelia vor der versammelten Priesterschaft mit Ruthehieben bis aufs Blut gepeitscht. Aber die arme Tullia erwartete ein noch schlimmeres Schicksal. Sie machte einst die Bekanntschaft des Senatorensohnes Cajus und vermochte es auf die Dauer nicht, seinen heißen Liebeswerbungen zu widerstehen. Das Geheimniß der Liebenden wurde verrathen und Tullia zum Hungertode verurtheilt. In eine kupferne Bahre gelegt, trug man sie an das nördliche Ende Roms, dort wo der „Collis Hortorum“ emporragt, auf das „Verbrecherfeld“ (Campus sceleratus), wo sie in einer unterirdischen Halle eingemauert wird. Die Grust schließt sich sieben über der Verurtheilten — sie hört noch, wie der Hentersknecht die Leiter hinwegzieht, auf der sie in den Tod hinabgestiegen, nach dem er ihr einen Krug mit Wasser und eine brennende Lampe mit in das Grab gegeben hat. Im nächsten Augenblick wird die schwere Steinplatte sich über die dunkle Grust legen. Noch einmal schaut Tullia in den Strahl des Tageslichts und in das Leben — dann ein schwerer, dumpfer Schall — und Nacht, tiefe, schwarze Nacht, ewige Finsterniß und Tod rings umher!





## Neueste Moden.

### Ar. 1. Gehäkelte Knabenmühe.

Zur Anfertigung derselben wird beige- oder violettfarbige Caschmirwolle zum Kopftheil und granatfarbige zum umgeschlagenen Rand verwendet. Die Arbeit ist im tunesischen Häkelstich angefertigt. Das Kopftheil besteht aus dreieckig angefertigten, aneinander gehäkelten Theilen. Die obere Mitte ziert ein Pompon.



Ar. 1. Gehäkelte Knabenmühe.

### Ar. 2. Morgenjacke aus corah de l'Inde.

Den vorderen Rand begrenzt eine Spitzenfalbel. Ebenso wird der Stehragen mit einer gleichen herabfallenden Falbel bedeckt und mit einer heliotropfarbigen Schleife geschlossen. Die Ärmel sind am untern Rand verziert.

### Ar. 3. Nachthemd aus Percalé.

Unter dem Faltenlay befindet sich ein glattes Theil, welches vorn herab mit Knöpfen geschlossen ist. Der darüber befindliche Faltenlay ist unten eingereibt und mit einer Falbel begrenzt. Den Rand desselben umgiebt eine breite, gestickte Borde.

mit ebensolcher Schleife. Gleiche Einfassung hat der Matrosenträger, die Ärmel und die Tasche.

#### Nr. 4. Indisches Corset.

Die aus weißem Batist angefertigten Theile bestehen aus einem Vordertheil, welches, in der Taille fattig eingereicht, einem Gürtel angeheft ist, sowie einem Tragband, welches im Rücken am Gürtel befestigt ist. Die Enden des Gürtels sind vorn in der nöthigen Weite aufgeklopft. Am vorderen Anschnitt und auch unter dem Arm herab ist ein bestickter Zwischenjah angebracht, durch welchen ein Band hindurchgeleitet ist zum beliebigen Zusammenziehen der Ränder. Unter Morgenjacke oder Hausrock zu tragen, ist dieses Corset sehr annehmbar.



Nr. 2. Moragnjacke aus corah de l'Inde. Nr. 3. Nachtkleid aus Percale.

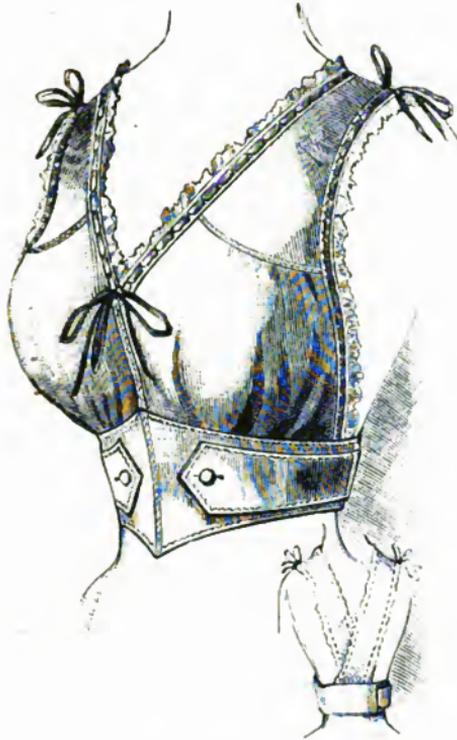
#### Nr. 5. Promenaden-Anzug für kleine Kinder.

Ueber einem Kleiden mit Kaltencod und glatter Taille, um welche eine farbige Schwärze geschlungen ist, befindet sich eine Pelervine aus weißem Blauell, auf welchem cremefarbige Seide durchgehends in schmale Längsfalten gelegt ist. Ein kleiner Krager mit breiten Schleifen und langen Enden von gleichem Stoff und bestickten Rändern bildet den Schluß am Hals. Der runde Hut mit vorn hochaufgebogener Krempe hat zum Schmund ebenauf gleichfarbige Pandschlupfen und Federn. Derselbe Anzug wird auch in Mattblau und Rosa angefertigt.

#### Nr. 6 u. 7. Anzug aus rothem Tuch für Mädchen von 9 Jahren. (Seiten- und Vorderansicht.)

Die vorn glatt herabfallenden Vordertheile des Ueberrodes sehen weit offen und werden am Hals durch einen Krager und in der Taille durch eine Patte ge-

schlossen. Die von der Schulter bis nach der Taille herab sich zuspitzenden Aufschläge sind gleich dem Kragen und der Patte mit Sutasch benäht und werden bis zum Gürtel durch einen Faltenlag ergänzt. Von da aus gehen Toffalten bis zum Rande der Vorderbeile herab, deren Vertiefungen ebenfalls sutaschirt sind. Die Rückbeile haben in der Mitte herab eine Toffalte, welche am Rockbeile in tiefe Falten ausgeht. Die ziemlich weiten Ellbogenärmel sind vom untern Rande aufsteigend ebenso benäht. Der Hut mit niedrigem Kopf hat einen vorn breit emporgebogenen, nach hinten schmalen Rand. Bauschlupfen oder Stoffwindungen vervollständigen denselben.



Nr. 4. Indisches Corset.

**Nr. 8. Matrosen-Anzug für Knaben.**

Der Haltenrod dieses Anzuges ist aus marineblauem Tricotstoff. Die Blause ist cerusfarbig gestreift. Die Aermelaufschläge, Kragen und Lag sind von cerusfarbiger Seide. Kragen und Lag sind bestickt. Niedriger Hut mit rundum aufgebogenem Rand.

**Nr. 9. Lag aus Spitze zum Ausschmücken glatter Taillen.**

An dem mit Spitze belegten Stehkragen ist auf einer Tüllunterlage die breite, den Lag bildende bestickte Spitze, an der rechten Seite in Falten zusammengenommen, angelegt und mit einer farbigen Bauschleife verziert. An dieser Seite bis zur Spitze fällt sie glatt herab. Am Hals ist die Spitze dem Stehkragen faltig untergeheftet und reicht auf der linken Seite glatt bis auf die Schulter. Von da an ist die Spitze bis herab lose in Falten gelegt und vermittelt einer Reihe Bauschlupfen

auf der Lüllunterlage festgehalten. Die Kante der Spitze reicht über die Unterlage hinweg.

**Nr. 10. Rodikante.**

Der untere Rand des Rockes ist abwechselnd mit drei Stickerstreifen und



**Nr. 5. Promenaden-Anzug**  
für kleine Kinder.

**Nr. 6. Anzug aus rothem**  
für Mädchen von 9 Jahren  
(Seitenansicht)

zwei ausgezackten kleinen Seidenfalbeln besetzt. Ueber dieser befindet sich eine breite, zackig ausgeschlagene Seidenfalbel. Die darüber befindliche Gleiche ist oben mit einem mehrfach eingereichten Kopf dem Rock angeheft.

**Nr. 11. Gehäkelter Stern.**

Ein mit Stäbchen umhäkelter Lustmaschenring ist mit einer durchbrochenen

Stäbchenreihe umbäfelt. Die an derselben ringsum befindlichen Blättchen werden mit 10 Luftmaschen begonnen und mit Stäbchen und glatten Maschen umbäfelt. Zwei Touren Durchbruchstreifen, welche die Luftmaschen des Inneren verbinden, beendigen den Stern.



Nr. 7. Anzug aus rothem Tuch  
für Mädchen von 9 Jahren.  
(Vorderansicht.)

Nr. 8. Matrosen-Anzug  
für Knaben.

Nr. 12. Mantel „Empire“ für kleine Kinder.

Derselbe ist aus weißem Caschmir angefertigt und, mehrfach einen Coller bildend, eingereicht.

Am Hals vorn herab und am untern Rand ist eine breite, ausgezackte, dicke Rüsche aus Faisle aufgesetzt. An beiden Seiten der Vordertheile sind Dessnungen für den Arm angebracht.

## Nr. 13. Jacke aus tabakfarbigem Tuch.

Die Vordertheile derselben sind abgerundet und mit einem Ueberschlagtragen versehen, welcher eine mit Knöpfen geschlossene Weste frei läßt.



Nr. 9. Rag auß Spitze zum Aus schmücken glatter Tailen.

Auf der Brust und an der Seite sind Taschen angebracht. Der anliegende Rücken hat unten eine übertretende Patte.



Nr. 10. Rockfante.

Der untere Rand der Aermel ist gleichfalls mit Patten und Knöpfen verziert. Stoff dazu ist erforderlich: 1 Meter 30 Centimeter Inch von 1 Meter 30 Centimeter Breite.

Der Neck des Kleides ist am untern Rand mehrfach mit hellen Perlen besetzt.



Nr. 11. Gebäfelter Stern.



Nr. 12. Mantel „Empire“ für kleine Kinder.

Das Ueberkleid von laurirtem Stoff ist am Vordertheil abgeseägt und läßt den ersten Neck frei.

N<sup>o</sup>. 13. Jacke aus tabakfarbiaem Tuch.

Veractien, Verlag und Druck von A. G. Payne in Dresden bei Leipzig.



*Sonnenuntergang.*

Nach einem Originalgemälde von H. Reincke.

Ms. S.



## Das Kasernengespenst.

Humoreske von Karl Georges.

**I**n den Räumen der Kasinogesellschaft zu \*\*\* herrschte heute eine ganz besondere Freude. Man hatte den ersten Ball in der Saison veranstaltet, und er war zum Entzücken aller Mütter von tanzfähigen Töchtern und zum höchsten Frohlocken der tanzenden Damen selbst überaus zahlreich besucht. Selbstverständlich galt diese fröhliche Zufriedenheit nicht etwa der Thatsache, daß recht viele angehende alte Junggesellen, welche die gesellschaftliche Pflicht des Tanzens längst hinter sich abgeworfen hatten, mit blasirten Mon- und Binocles die schlanken schlepperauschenden Schülerinnen Terpsichores ihre gewohnheitsmäßige kritische Revue passiren ließen. Dieses zweifelhafte Vergnügen hatten die jungen Schönen auch in den beiden vorausgegangenen Jahren hinreichend genossen, ohne daß deshalb ihre jungfräulichen Herzen in lebhaftere Rhythmen wären versetzt worden. Und sündemalen während der beiden Saisons auch nicht ein einziger Fall vorgekommen war, daß einer dieser Augengläserbewaffneten Gelegenheit genommen hätte, die im Ballsaale geübte Musterung mit dem Schlusse zu krönen, daß er sich im engeren Kreise der Familie als ein ernste Absichten verrathender Bewunderer eingefunden hätte; aus diesem mehr wie zureichenden Grunde waren auch die Ballmütter mit dieser in \*\*\* immer zahlreicher auftretenden Spezies junger Herren gefeßteren Alters herzlich unzufrieden. Die Freude, welche heute bei jung und alt — die verehrliche Ballmutter verzeihe die ungewöhnliche Wortfolge — allgemein Platz gegriffen hatte, galt vielmehr dem Umstande, daß veritable Tänzer in mehr wie ausreichender Zahl sich eingefunden hatten. Aber nicht nur die Quantität verurachtete diese Freude; auch die Qualität der erschienenen Tänzer erregte das besondere Wohlgefallen. Denn diese waren nicht nur mit Mon- und Binocles bewaffnet, nein, sie trugen auch eine stählerne Wehr an der Seite: es waren Jünger des Mars von allen Graden der verschiedenen Offizierschergen.

Die Thatfache also, daß die Herren Offiziere heute wieder den civilen Kasinoball mit ihrer Gegenwart beehrten, sie war es, welche die gesammte Dameuwelt in die freudigste Aufregung versetzte. Und sie war ja auch so durchaus begründet. Denn zwei lange Jahre und noch etwas darüber hatten die Bälle des Glanzes der militärischen Uniformen entbehren müssen, in einer Stadt wie \*\*\*, das vier Regimenter der verschiedenen Waffengattungen in Garnison hatte, und außerdem noch der Sitz eines Divisionsstabes, dreier Brigadestäbe und zweier Bezirkscommandos war, ein höchst befremdendes und betäubendes Geschehniß. Das aber hing so zusammen.

Vor drei Jahren hatte der Oberst eines der hier garnisonirenden Regimenter, welcher Mitglied des Kasinovorstandes war, letzteren zu bestimmen gewünscht, in der Generalversammlung der Gesellschaft den Antrag einzubringen, gegen eine vom Regiment zu zahlende Pauschalsumme die Offiziere vom Hauptmann abwärts in corpore als Mitglieder der Kasinogesellschaft aufzunehmen. Das würde zur Folge haben, daß sich sämmtliche Subalternoffiziere, denen aus Rücksicht auf die bekannten kärglichen Gageverhältnisse und die sonstigen hohen Standesausgaben eine derartige pekuniäre Vergünstigung wohl zu gönnen sei, auf den Bällen zur Verfügung stellen und somit dem bisher schon sehr fühlbaren Mangel an Tänzern gründliche Abhilfe schaffen würden. Die Stabsoffiziere würden dann Ehren halber sämmtlich als vollzahlende Mitglieder der Gesellschaft beitreten. Glänzendere Bälle und erhöhte Kasseneinnahmen dürfe man als Gesamtergebnis in sichere Aussicht stellen. Gegen diesen Antrag nun erhob sich aus dem Schoße der Versammlung und namentlich in den Reihen der jüngeren, auf die Erlangung eines Staatsamtes nur erst aspirirenden Herren eine tiefgehende Opposition, die sich hauptsächlich auf die Erwägung gründete, es sei unbillig und ungerecht, von den jungen Civilherren den vollen Jahresbeitrag zu verlangen und ihre Aufnahme in jedem einzelnen Falle von dem oft sehr zufälligen Ergebniß der Ballotage abhängig zu machen, wenn man bei den jungen Offizieren von der Bedingung der Ausfugelung absehe und ihnen noch dazu die erwähnten Vortheile in Betreff des zu zahlenden Beitrags gewähre. Als man schließlich nach langen und erregten Debatten zur Abstimmung schritt, fiel der Antrag des Vorstandes mit einer Stimme Majorität durch. Diese Niederlage konnte der Artillerie-Oberst nicht verwinden; er erklärte kurz darauf seinen Austritt aus dem Vorstande und aus der Gesellschaft. Die Offiziere seines Regiments ahmten alsbald seinem Beispiel nach und keiner von ihnen ließ sich seit jenem Abende in den Räumen der Gesellschaft mehr sehen. Was aber noch schlimmer war, die Kameraden von der Infanterie und der Kavallerie fühlten sich mit denen von der Artillerie solidarisch und nur die vereinzelt vom Train schienen nichts von dem so mächtigen Corpsgeist zu verspüren. Ja, so allgemein ansteckend war dieser militärische Strife, daß selbst von den Offizieren benachbarter Garnisonen, die bisher häufig bei den Bällen in \*\*\*

hospitirt hatten, keiner mehr sich blicken ließ. So war denn das einzige „zweierlei Tuch“, welches noch die Augen der Schönen von \*\*\* bei ihren Tanzvergünungen entzückte, nur solches, welches die Einjährig-Freiwilligen an sich trugen, und auch von ihnen behauptete man, sie wagten erst dann wieder in den verpönten Räumen der Kasino-Gesellschaft zu erscheinen, wenn sie bereits um die Hoffnung, dormalseinst Reserveoffizier zu werden, ärmer geworden seien. Was unter solchen Umständen aus den Bällen und Reunions der Kasino-Gesellschaft wurde, läßt sich nur mit höchst wehmüthigen Worten schildern. Kaum zwei Duzend Paare tanzten in den weitläufigen Räumen, die flottesten Tänzerinnen, die jüngsten und schönsten Mädchen, deren Ballstaat manchen wider Willen in die Ausgabe willigen Vater ein Monatsgehalt gekostet hatte, dienten nur mehr zum Schmuck der Wände und das schrecklichste Schicksal, das einer Mutter blühender Töchter widerfahren kann und gegen welches Niobes threnreiches Geschick nur wie ein Kinderspiel erscheint, das ungeheuerliche Verhängniß, Ballmutter von nicht tanzenden jungen Damen zu sein, es war jetzt der Matronen von \*\*\* ganz gewöhnliches und unabwendbares Schicksal. Und das der Väter war um nichts milder. Denn ihnen klangen nun tagaus, tagein die Klagen von Töchtern und Gattinnen in die Ohren und die, so oft als dringend wiederholte Mahnung, den ganzen Einfluß aufzuwenden, daß das frühere Verhältniß zwischen Civil und Militär wieder hergestellt werde. Aber so oft auch die liebenden Gatten und Väter um des lieben häuslichen Friedens willens den Wünschen der Gattinnen und Töchter Rechnung trugen und mit den Offizieren im einzelnen ausgleichende Verhandlungen anzuknüpfen suchten, sie scheiterten an der eigensinnigen Konsequenz, mit welcher die Kriegerkaste an den einmal gefaßten Beschlüssen festhielt. So schien denn das Zerwürfniß von Saïjou zu Saïjou dauernder zu werden.

Da gestattete endlich das Schicksal einen Wechsel im Regiment-commando. Jener Oberst, der aus Verdruß über seinen durchgefallenen Antrag die ganze Entfremdung zwischen Civil und Militär verursacht hatte, wurde zum Brigade-Commandeur befördert und damit von \*\*\* versetzt. Sein Nachfolger, ein verhältnißmäßig noch junger Mann mit noch jüngerer Gemalin, die ihre Unterhaltung nicht ausnahmslos in den exklusiven militärischen Kreisen und auf den von diesen veranstalteten Privatbällen zu suchen gewillt war, ließ sich als Mitglied in die Kasino-Gesellschaft aufnehmen und sofort wurden seitens des Vorstandes mit diesem zugänglichen und einsichtsvollen Herrn Verhandlungen angeknüpft, welche die Wiederherstellung der alten, guten Beziehungen zwischen der Militär- und Civilgesellschaft bezweckten. Man versprach dem Obersten, daß man ihn bei der nächsten Generalversammlung in den Vorstand wählen und den seinerzeit durchgefallenen Antrag von neuem einbringen wolle, für dessen Annahme die ganz veränderte Stimmung in allen hierfür maßgebenden Kreisen von \*\*\* Bürgschaft gebe. Der neue Oberst war

das zufrieden und übernahm seinerseits die Aufgabe, mit den Offiziercorps der anderen Regimenter die nöthigen Vereinbarungen zu treffen; des eigenen Regiments war er selbstverständlich schon ohne vorgängige Rücksprache sicher. Als dann der große entscheidende Tag der Generalversammlung kam, war diese so ungemein zahlreich besucht, wie es die Annalen der Gesellschaft noch nie verzeichnet hatten. Die Gattinnen und Töchter hatten aber auch keinerlei Entschuldigung gelten lassen, daß die Gatten und Väter ihr Mandat nicht ausübten, und in welchem Sinne sie es auszuüben hatten, das wußten diese Herren der Schöpfung so genau, daß bei der Abstimmung die einstmalige Majorität auf eine nur sieben Stimmen zählende Minorität herabgesunken war. „Natürlich nur an Unverheiratete“, erläuterte der Scrutator in wohlangebrachter Selbstironisirung, da ihn selbst die Gattin und drei tanzbedürftige Töchter zum Aufgeben seiner früheren feindlichen Stellung gezwungen hatten.

Daß unter diesen Umständen die Stimmung in den Kreisen des siegreichen Militärs heute eine außergewöhnlich übermüthige war, wird der geneigte Leser leicht erklärlich finden, und daß infolge davon etliche der epaulettentragenden Herren trotz aller chevaleresken Manieren die Grenzen der Bescheidenheit hier und da eher überschritten als erreichten, wird einer besonderen Versicherung auch wohl nicht bedürfen. Ihre Unentbehrlichkeit war ja aber auch von der Gesellschaft zu \*\*\* mit einer Bereitwilligkeit anerkannt worden, die kaum mehr zu überbieten schien.

Unter denen nun, die am heutigen Abend ihrer bevorzugten Person etwas ganz besonderes glauben zu dürfen, fiel der jugendliche Sekondelieutenant Erich von Nachow noch ganz besonders auf. Einer armen, aber alten Offiziersfamilie der Uckermark angehörig, war er vor kurzem erst direkt aus der Selektta der Kadettenanstalt in das hiesige Infanterie-Regiment versetzt worden; aber trotz seiner großen Jugend versuchte er überall seine hochblonde Persönlichkeit in den Vordergrund zu bringen, wo er dann seine Ansichten mit mehr kindlicher Dreistigkeit vertrat, als daß er sie mit wohlerwogenen Gründen hätte belegen können. Auf dem Baller erwies er sich als der eifrigste Tänzer, der keine Tour vorübergehen ließ und jüngere wie ältere, adelige wie bürgerliche Damen ohne Unterschied zum Tanze aufforderte. Gleicherweise machte er auch keinen Unterschied in der Unterhaltung, überall behandelte er das Thema von der wenig angenehmen Garnison \*\*\* und ihrer allseitigen Inferiorität im Vergleich zu seiner uckermärktischen Heimat. Wagten dann die Damen, die sich durch solch' unqualifizirbare Aeußerungen mit Recht verletzt fühlten, einige schüchterne Einwendungen, so übertrumpfte er sie regelmäßig mit der Mittheilung: „Meine Mama hat es auch gesagt, als sie mich hierher brachte, und sie legt mir in allen Briefen ans Herz, daß ich mich ja nicht hier binden möge; nur aus der Uckermark dürfe ich ihr einmal eine Tochter zuführen!“

Das war empörend, doppelt empörend aus dem Munde eines jungen Mannes, der in der kurzen Zeit seines hiesigen Aufenthaltes weder die Reize der Landschaft, noch die Vorzüge der Stadt oder gar die liebenswürdigen Eigenschaften der Bevölkerung und zumal des weiblichen Theils derselben auch nur oberflächlich konnte kennen gelernt haben. Er war mit solchem vorschnellen Urtheil der Ehre aller Jungfrauen von \*\*\* zu nahe getreten und dies Vergehen erheischte eine exemplarische Strafe. Aber wie sie bewerkstelligen?

Gar bald fanden sich die Damen, die des zweifelhaften Vergnügens, mit Erich von Nachow zu tanzen, theilhaftig geworden, zwischen den einzelnen Tänzen in Gruppen zusammen, welche sich von Pause zu Pause zahlreicher gestalteten, da sich immer wieder ein neues Opfer der schier unbegreiflichen Schmähhucht Nachows ihnen zugesellte. „Unerhörtes Betragen“, „nicht erzogen“, „keine darf ihn in der Damentour auffordern“, „im Cotillon erhält er keinen Orden“ u. s. w. u. s. w. schwirrte es in den revanchebegierigen Reihen der beleidigten Schönen.

„Mit allem einverstanden!“ sanktionirte die reizende Eveline von Kroner die gefaßten Beschlüsse. „Aber das genügt alles nicht, die Beleidigung, die uns widerfahren, zu rächen. Hier an diesem selben Orte, wo er die dünkelfhaften Worte sprach, hier soll er noch solche sprechen, die ihn immer in dem geschmähten \*\*\* unmöglich machen müssen. Und das soll mein Werk sein, verlaßt Euch darauf!“

Mit staunender Bewunderung blickten sie alle zu der um eine halbe Haupteslänge sie überragenden Genossin empor, von der sie schon in den gemeinsamen Schuljahren gewohnt waren, sie stets mit Muth und Entschlossenheit für gebeugtes Recht und nicht zum mindesten auch für das anderer eintreten zu sehen.

„Es sei, wie Eveline gesagt hat! Wir billigen alles, was sie zu thun vor hat! Wenn Du unsere Hilfe brauchst, wir sind bereit“, versicherte man im Chorus.

„Ich werde sie vielleicht in Anspruch nehmen müssen!“ flüsterte Eveline bedeutungsvoll. Damit kehrten die jungen Damen in den engeren Schutz ihrer Mütter zurück, um sich für die folgende Tour bereit zu halten.

Im Cotillon saß Eveline an der Seite ihres Veters Hubert von Horst, welcher der schönen Cousine wie immer den Hof machte, heute aber in diesem Bemühen einen besonderen Erfolg zu haben schien. Denn sie lachte ihn viel weniger aus als sonst wegen seiner schmeichlerischen Redewendungen, ja, es wollte ihn manchmal bedünken, als höre sie seinen Ergebnheitsversicherungen mit einem gewissen sinnenden Ernste zu, den er früher nie an ihr bemerkt hatte. Das Herz schlug ihm wärmer wider den blauen Rock in dem Gedanken, das schöne Mädchen an seiner Seite könne doch am Ende unter der leichten Galanterie, mit welcher er ein tieferes Gefühl für sie verbar, seine wahrhaftige Neigung entdeckt haben, und es pochte schier ungestüm in der Hoffnung, sie möchte etwas wie Gegenliebe

für ihn hegen. Unwillkürlich wurden auch die Worte wärmer und bedeutungsvoller, welche er an sie richtete, dergestalt, daß, wenn sie ihn länger ohne Widerrede anhörte, eine entscheidende Erklärung unausbleiblich scheinen mußte.

„Sachte, sachte, Herr Vetter von Horst!“ fiel ihm daher Eveline in eine seiner schönsten Wendungen und sie schien jetzt wieder ganz den früheren muthwilligen Ton gefunden zu haben. „Sie haben doch noch nicht über dem rauhen Kriegshandwerk Ihren Schiller vergessen? Nicht? Nun, wie sagt Kunigunde:

„Herr Ritter, ist Eure Lieb' so heiß,  
Wie Ihr mir's schwört zu jeder Stund“,

u. s. w. u. s. w., ich ändere den Schluß und sage: ei, so rächen Sie mich und die gesammte Damenwelt von \*\*\* an einem Ungeheuer, das in Gestalt eines Ihrer Regimentskameraden hier umgeht und uns alle — nicht begehrenswerth findet!“

Hubert lachte belustigt auf. „Und das sollte nicht ein Phantasiegebilde sein?“

„Leider, nein! Es giebt einen Lieutenant Ihres Regiments, der, obwohl er jeden Tanz mit einer anderen Dame tanzt, trotzdem behauptet, die hiesigen Damen stünden, wie alles hier, so unendlich weit hinter den Schönen seiner engeren Heimat zurück, daß seine Mutter völlig recht habe, wenn sie ihn — vor einer Mesalliance hier nachdrücklichst warne.“

„Unerhört! Sein Name?“

„Von Nachow!“

„Ah, der junge Dachs! Er soll Abbitte thun, bei jeder der beleidigten Damen einzeln, oder ich schieße ihm jeden Zahn einzeln aus seinem verleumderischen Munde!“

Die Dame lächelte über die bramarbasirende Drohung, dann meinte sie spottend: „Ein Duell wäre zu viel Ehre für den jungen — Mann. Auch könnte es vielleicht“ — und hier schien sie etwas wie eine zarte Besorgniß durchleuchten zu lassen — „einen anderen Ausgang nehmen, als es im Interesse der beleidigten Damen liegen möchte. Darum müssen wir auf eine weniger blutige, aber nicht minder wirksame Rache sinnen. Denn Rache muß sein, darauf haben wir uns das Wort gegeben, und ich versprach, das Werk einzuleiten. Sie aber, lieber Vetter, müssen mir behilflich sein, daß das Werk auch gelingt!“

Wie das klang aus ihrem schönen Munde: „lieber Vetter!“ Um es ein zweites Mal zu hören, hätte er die ewige Seligkeit oder gar seine Epauletten dahingegeben.

„Befehlen Sie über mich, schöne Cousine!“ jagte er feurig.

„Sie wollen mir helfen?“

„Auf welche Weise ich immer kann“, beeilte er sich zu versichern. „Haben Sie schon einen Plan?“

„Erst halb und halb. Fragen Sie doch morgen nach, wie Ihrer Sie so hochverehrenden Tante der heutige Ball bekommen ist; dann

läßt sich wohl ungestörter über die Sache reden. Jetzt wollen wir möglichst unbefangenen unseren Tanzpflichten nachkommen, man möchte sonst auf uns aufmerksam werden.“

Und mit verdoppeltem Eifer folgten sie nunmehr der blumengeschmückten Leier Terpsichores.

Währenddem schritt Erich von Nachow auf der Bahn des begangenen Unrechts unbeirrt weiter und vermehrte die Zahl seiner Feindinnen von Stunde zu Stunde. Daß die von den übrigen Herren so sehr begehrten Auszeichnungen aus zarten Damenhänden für ihn ausblieben, das kummerte ihn wenig. Er tanzte ja hier nur auf Befehl seines Obersten, für ihn ein Dienst wie jeder andere, und er verließ das Haus am Schlusse des Festes mit dem erhebenden Bewußtsein, die Pflichten gegen seinen Regimentscommandeur mit jenen gegen seine Mutter in einen guten Einklang gebracht zu haben. Hätte er ahnen können, welch' ein Ungewitter über seinem Haupte sich bereits zusammen zu ziehen begann, seine Stimmung wäre wohl eine minder zufriedene gewesen.

\* \* \*

In dem kleinen, überaus niedlichen Salon, welcher der einzigen Tochter für ihren Privatgebrauch überlassen war, saß Eveline von Kroner am Vormittag des auf den besprochenen Ball folgenden Tages an dem zierlichen Schreibtisch und malte eilige Schriftzüge auf den vor ihr ausgebreiteten großen Briefbogen. Von Zeit zu Zeit lehnte sie sich in den bequemen Sessel zurück, anscheinend unthätig, in Wirklichkeit aber, um schärfer nachzudenken, und es ging dann zuweilen wie ein leiser, belustigender Triumph über ihr Antlitz, wenn sie das also Gefundene in kurzen Sätzen auf das Papier warf. Jetzt war sie zu Ende. Sie faltete den Bogen mehrere Male zusammen und steckte ihn ohne Enveloppe in die Tasche ihres blaßblauen Negligés, das ihren zarten Teint und ihre blonde Lockenfülle aufs vortheilhafteste hervortreten ließ.

Dieser Wahrnehmung konnte sich selbst ihre Mutter, die verwitwete Frau Präsident von Kroner nicht verschließen, welche sich seit geraumer Zeit schon etwas seitwärts von der angebeteten Tochter in einem Fauteuil niedergelassen hatte und dem Treiben des einzigen Kindes mit einiger Besorgniß, aber doch auch dem gebührenden Maße mütterlichen Stolzes zuschaute.

„Was das nun wieder zu bedeuten hat?“ unterbrach die Präsidentin endlich die Stille, als Eveline sich in dem Stuhle zurücklehnte.

„Staatsgeheimnisse, liebe Mama, würde der selige Papa gesagt haben, wenn er in der gleichen Lage gewesen wäre. Du weißt, er plauderte nie gern aus der Schule!“ klang die schalkhafte Antwort. Die Sprecherin wandte dabei ihr schönes Antlitz der Mutter voll zu und versuchte, was die Worte vielleicht verletzendes haben könnten, mit einem lebenswürdigen, silbernen Lachen zu verschweigen.

Aber die Präsidentin beruhigte sich nicht sogleich hierbei. „Ich möchte trotzdem wissen, Eveline, was Du so eifrig zu schreiben hast. Du bist jetzt manchmal so seltsam, auch gestern Abend auf dem Ballo . . .“

„Störe mir jetzt um alles meine Kombination nicht, süße Mama! Es ist nichts, was ich zu verheimlichen gedächte, und Du wirst naturgemäß die erste sein, welche von dem Gelingen des Werkes, das ich hier soeben eingeleitet, Kenntniß erhalten soll.“

Die Präsidentin schüttelte leicht das Haupt. „Ich begreife Dich jetzt manchmal so schwer, Eveline! Besonders gestern Abend war mir Dein Benehmen geradezu räthselhaft. Ich beobachtete, wie Du Huberts Worten mit einem so außergewöhnlichen Interesse lauschest, daß ich die Erfüllung meines Lieblingswunsches schon in die nächste Nähe gerückt wähnte; dann wieder warst Du so kalt und unnahbar gegen ihn, wie gegen jeden beliebigen fremden Herrn. Ich hätte es nie für möglich gehalten, daß Deinem aufrichtigen Herzen das Kokettiren eine Befriedigung gewähren würde!“

Das klang beinahe herb aus dem Munde der sonst immer so gütigen und nachsichtigen Mutter. Eveline fühlte die Berechtigung dieses Tadel und darum beeilte sie sich mit etwas mehr Ernsthaftigkeit, als sie sonst wohl bei diesem Gegenstand zu bethätigen pflegte, der Matrone zu erwidern: „Sei ohne Sorge, liebe Mama, Dein Schützling war wohl noch nie so zufrieden mit Deiner capriciösen Tochter, als gerade gestern Abend, wo ich ihm eine Probe auferlegte, von deren siegreichem Bestehen sein ferneres Schicksal . . .“

„Eveline, was hast Du vor?“ unterbrach sie die Mutter beunruhigt.

„Herr Premierlieutenant von Horst!“ meldete in diesem Augenblick die Bode und überhob so Evelinen der Sorge, wie sie auch noch fernerhin ihr muthwilliges Vorhaben vor der verständigen Mutter verbergen möge.

„Ist uns willkommen!“ beschied die Präsidentin in augenblicklicher freudiger Erregung, die nur wieder durch die Wahrnehmung, wie gleichgiltig Eveline die Ankündigung des Besuches aufzunehmen schien, um ein wenig gedämpft wurde.

Der Angemeldete betrat den Salon und begrüßte die Damen mit jener vertraulichen Ritterlichkeit, welche die Tante stets von neuem zu seiner geschworenen Verbündeten machte.

„Darf ich fragen, wie die gnädige Frau Tante die Anstrengungen des gestrigen Abends ertragen haben? Ich hoffe, nicht allzu schwer?“ fragte der galante Keffe.

„Und Sie, schöne Cousine“, wandte er sich an Eveline, als er ein zufriedenes Lächeln der Tante empfangen hatte, „haben auch Sie sich von den Mühen und Beschwerden des Balles nach Wunsch erholt?“ Als sie dankend bejahte, fügte er etwas leiser die Frage hinzu: „Weiß die Frau Tante um Ihre — Dispositionen?“

Da Eveline nicht sogleich antwortete, entstand eine kleine Pause

im Gespräch, welche die Präsidentin dahin deutete, daß etwas wichtiges zwischen den beiden unausgesprochen sei; um es ihnen zu erleichtern, ergriff sie einen plausiblen Vorwand, für kurze Zeit in das Nebenzimmer zu treten. Kaum hatte sie den Salon verlassen, als sich Eveline zu dem Better mit der Frage wandte: „Bereuen Sie Ihr gestriges Versprechen?“

„Ich bin der Ihre mit Leib und Seele, jetzt und immerdar!“ erwiderte Hubert, indem er ihr reizendes Bild mit glühender Bewunderung umfing.

Sie senkte unter den brennenden Blicken ihr erröthendes Antlitz und hielt ihm wortlos das gefaltete Papier hin.

„Meine Instruktion?“

„Lesen Sie!“

Er überflog die ihm so lieben Zeichen. Dann sah er fragend zu ihr auf.

„Sie zweifeln, ob er darauf hereinfallen wird?“

„Ein wenig!“

„Und sagten doch selbst, er sei von sehr einseitiger Erziehung und beschränkter Einsicht.“

„Was Sie ihm da zumuthen, überschreitet das glaubhafte Maß.“

Ein spöttisches Lächeln lief über ihre Züge. „Nach dem, was er gestern geleistet hat, wird ihm auch das — nicht schwer fallen!“

Er blickte vertrauensvoll zu ihr auf. „Ich baue auf Ihre Inspiration; aber wenn ich es ausführe, riskire ich den Tadel der Unkameradschaftlichkeit mit allen Konsequenzen.“

Sie reichte ihm die Hand.

„Ah, ich soll Ihre kameradschaftliche Hand als Aequivalent nehmen?“

Sie nickte und er bedeckte ihr zartes Handgelenk mit feurigen Küffen, denen sie sich nicht entzog.

In diesem Augenblicke trat die Präsidentin wieder ein; die bei ihrem Nahen unterbrochene herzliche Vertraulichkeit war ihr keineswegs entgangen. Sie fragte erfreut: „Nun, meine Kinder, sind die Differenzen des gestrigen Abends zur beiderseitigen Zufriedenheit ausgeglichen?“

„Es waren keine Differenzen vorhanden“, versicherte Eveline beziehungsweise, „nur die thatsächliche Uebereinstimmung ist eine noch vollständigere geworden!“

Jede andere Mutter würde vielleicht in diesem Falle die Erfüllung ihrer Wünsche als Thatsache behandelt und mit dem längst bereit gehaltenen Segen zugeklappt haben. Aber so wie sie ihre den Ernst immer mit Scherz vermengende Tochter kannte, begnügte sie sich, forschend zu dem als Sohn ersuchten Neffen hinüberzusehen.

Da auch er keine bindende Antwort gab, so lenkte sie enttäuscht die Unterhaltung auf einen anderen Gegenstand, über dessen Behandlung bald eine allgemeine, unbefangene Konversation zustande kam. Als sich dann Hubert nach Verlauf einer weiteren Viertelstunde verabschiedete, erinnerte nichts mehr an die getroffene Vereinbarung,

wenn nicht die zuversichtliche Phrase Evelinens: „Ich hoffe immerhin, lieber Herr Vetter, daß Sie mich über die Verwirklichung der Pläne nicht allzu lange in Unkenntniß lassen!“

„Nicht allzu lange in Unkenntniß lassen.“ Dies Abschiedswort klang Hubert von nun an ununterbrochen in den Ohren, und als er heute nach gehöriger Erledigung des Dienstes in seine Wohnung, welche er als sogenannter Kasernencommandant in der Kaserne hatte, zurückgekehrt war, suchte er sofort die von der Cousine erhaltene Instruktion hervor, um sie aufs neue und mit um so größerer Aufmerksamkeit zu überlesen. Nachdem er sie wiederholt durchgegangen, holte er ein längst beiseite gelegtes Lehrbuch der Mechanik hervor und begann darin mit großem Eifer zu suchen und zu lesen, und er erfreute sich selbst nach längerem Bemühen mit dem Ausruf, den einst ein größerer Philosoph, aber nicht mit größerer Freude als er jetzt, gethan: „Ich hab's gefunden!“

Alsobald begann er auch die geistige Errungenschaft in körperliche Greifbarkeit umzusetzen. Er ließ sich von dem allzeit dienstbereiten Burtschen, Pappé, Holzleischtchen, Draht, Leim und andere nothwendige Materialien herbeischaffen und versuchte, von dem, was er im großen auszuführen versprochen hatte, sich ein kleines Instruktions-Modell zu konstruiren. Und so eifrig war er bei der Sache, daß er über dem Poffeln Abendessen und Offizierskajino vergaß und bei einem kalten Imbiß fortarbeitete, bis ihn die immer fühlbarer werdende Kälte des Zimmers darauf aufmerksam machte, daß die für heute gelieferten Kohlen längst aufgebraucht seien und darum wohl auch der Burtsche im Nebenzimmer noch weniger als er selbst einen Ueberschuß an Körperwärme verspüren könne.

Schon am anderen Vormittag packte Hubert sein mit ebensoviel Ausdauer als Geschicklichkeit gefertigtes Modell in eine Schachtel und begab sich damit zu seiner schönen Mitverschworenen, welche ob der so baldigen Verwirklichung ihrer Idee, wenn auch zunächst nur zur Probe im kleinen, so erfreut war, daß sie wie ein Kind in die Hände klatschte und den lieben, hilfsbereiten Vetter mit einem Lobe überhäufte, daß es ihm ganz warm im Herzen wurde.

„Jetzt die Ausführung im großen ebenso genau und pünktlich und wir werden einen eklatanten Triumph erleben!“ meinte sie zum Schluß.

„Und dann, schöne Cousine, wenn wir den Triumph haben, was wird mein Lohn sein?“ fragte Hubert und sah ihr heiß in die so wunderbar glänzenden Augensterne.

Sie legte statt jeder Antwort die zarte Hand in seine Rechte.

„Verstehe ich Sie recht, theure Eveline, Ihre Hand wollen Sie . . . .“

„Nicht so stürmisch, Herr Vetter!“ mahnte sie ihn unterbrechend, „erst die Ausführung des Projekts, das übrige wird die Zeit lehren und bringen!“

Das war nun wieder so ganz ihre Art und Weise, mit der

einen Hand zu gewähren, um es mit der anderen wieder fortzunehmen: so fesselte sie ihn jetzt schon zwei Jahre an ihren Siegeswagen. Aber diesmal, das gelobte er sich, sollte sie ihm nicht wieder entchlüpfen; wenn er ihren Willen ausgeführt, dann sollte sie ihm die Hand nicht länger weigern dürfen, von deren Besitz für ihn Sein oder Nichtsein abhing. War er doch so sehr in die Begierde, sie die Seine zu nennen, verstrickt, daß er sogar eine That vorzubereiten sich nicht scheute, die ihn um den Ruf, ein verständiger Mensch und guter Kamerad zu sein, schädigen konnte, Eigenschaften, die er doch bislang gar hoch und werth gehalten.

Schüttle nicht mißmuthig das kühle Haupt, verehrter Leser, ob dem dummen Streiche, dem Du nun unseren Helden von Stunde zu Stunde wirst näher kommen sehen, schlage vielmehr reumüthig an Deine Brust und rufe Dir alle Deine kleinen Sünden ins Gedächtniß und sieh' zu, ob Du unter ihnen nicht auch eine findest, die im Banne eines Paares schöner Frauenaugen begangen wurde. Und auch Du, schöne Leserin, erwäge, ob Du niemals Veranlassung gabst, daß eine Deiner lebenswürdigen Schwächen einem von dem sogenannten starken Geschlechte von dem Pfade des strengen Rechtes ablenkte. Eine solche Selbstprüfung, wenn sie nur mit der rechten Aufrichtigkeit ins Werk gesetzt wird, sie wird für die nun kommenden Ereignisse die beste *captatio benevolentiae* sein.

Als Hubert von Horst am Nachmittag in seine Kasernenwohnung zurückgekehrt war, machte er sich sofort daran, mit Maßstab und Bleistift die Größenverhältnisse festzustellen, in welche er nunmehr sein Modell umzusetzen hatte. Das war leicht zu bewerkstelligen, nicht so auch die Ausführung in diesen Dimensionen selbst. Nach verschiedenen mißglückten Versuchen wandte er sich um Herbeistellung der einzelnen Bestandtheile an die zuständigen Handwerksmeister, denen er die Maße genau angab und die größtmögliche Beschleunigung der Arbeiten abnöthigte. Den Zweck des Ganzen verschwieg er, indem er darauf bezügliche Fragen überhörte. Bald hatte er denn auch die einzelnen Bestandtheile in sorgfältiger Ausführung beisammen und machte sich nun daran, sie zu dem Ganzen zusammenzustellen. Es verursachte ihm keine geringe Mühe, als er aber dann eine Probe damit veranstaltete, arbeitete der Apparat mit geradezu überraschendem Erfolg.

Freudig erregt, verschloß er sein Machwerk in dem zugehörigen Kasten und eilte zu Evelinen, um sie von dem Gelingen seiner vorbereitenden Schritte gebührend in Kenntniß zu setzen.

„Nun noch den richtigen Zeitpunkt erwählen, wann wir unsere Mine springen lassen, und der Sieg ist uns gewiß!“ jubelte sie.

„Wenn nur kein Rückschlag zu unseren Ungunsten eintritt!“ bemerkte Hubert und eine leichte Wolke zog über seine Stirne. „Ich kann mich bisweilen nicht von dem Vorwurf retten, daß wir eine . . .“

„Haben Sie Furcht, Sie Ritter sonst ohne Tadel?“ unterbrach

ihn Eveline und ein leiser Spott zuckte um ihren frischen Mund. „Weder ich, noch meine Freundinnen wollen Sie irgend einer Gefahrt aussetzen, und wenn Sie finden, daß Sie besser thäten, uns diesen Dienst nicht zu leisten, so entbinden wir Sie gerne Ihrer Zusage!“

Sie trommelte trotzig wider die Fenster Scheibe und stellte sich gegen alle erneuten Bethuerungen seiner Ergebenheit taub. Heute war sie nun so, wie sie in alle Zukunft gegen ihn sein würde, wenn er ihren Wunsch nicht erfüllte. Das aber würde er sicher nicht ertragen können und mit dem festen Vorsatz, bei der ersten sich bietenden Gelegenheit seine Zusage einzulösen, verabschiedete er sich von seiner ungnädigen Gebieterin. Zugleich nahm er sich vor, erst wieder mit dem Bericht der vollendeten That vor sie hinzutreten.

Eine zur Ausführung des Vorhabens günstige Gelegenheit sollte nicht lange auf sich warten lassen. Schon an einem der folgenden Tage wurde bei Parole bekannt gegeben, daß von heute auf morgen Sekondelieutenant von Nachow Kasernen-du jour habe. Das war für Hubert das Zeichen, die Katastrophe noch in der heutigen Nacht herbeizuführen. Das Herz schlug ihm etwas unruhig und er tadelte sich selbst ob seines Beginneus, als er in später Abendstunde die letzte Hand ans Werk legte. Aber dann trat wieder das verführerische Bild Evelinens vor sein inneres Auge und verschreckte jedes Bedenken; er mußte sie besitzen, sei es auch mit Hilfe eines thörichten Streiches.

\* \* \*

Wenn Erich von Nachow nicht einer Einladung Folge leisten konnte, brachte er die Abendstunden regelmäßig in seiner Wohnung zu. Das unter so vielem anderen hatte ihm seine Mutter zur Pflicht gemacht, die von dem Besuch der Hôtels und der Restaurationen neunundneunzig Prozent aller ruinirten Existenzen mit mathematischer Gewißheit ableitete. Daher mußte Erich in allen Familien, wohin immer eine Einladung erwartet werden konnte, Besuche machen, und unter diesem Gesichtspunkte waren sogar bürgerliche Familien für Mutter und Sohn annehmbar. Dank seinen Bemühungen, war es denn auch Erich gelungen, fast an jedem Tage ein warmes Abendbrod, das er sehr zu schätzen wußte, ohne Inanspruchnahme eines Gastwirthes zu erhalten. An den wenigen Abenden, die ihm bis jetzt keine Einladung gebracht, war es ihm daher auch nicht schwer gefallen, zu Hause „ex faustibus“ seinen Magen zu befriedigen. Er bedurfte zu diesem Zwecke nur eines kleinen Restes seiner Frühstücksmilch, die ihm sein Bursche von der Straße holen mußte, und eines kernhaften Stückes Commisbrodes, welches ihm ebenderjelbe getreue Warden von der eigenen Portion gegen billiges Entgelt verabreichte. „Die von Nachow haben es immer so gehalten“, erklärte er einem Kameraden, der ihn eines Abends bei seinem frugalen Mahle antraf, „und die von Nachow sind alt dabei geworden. Mäßigkeit

in Essen und Trinken macht einen klaren Kopf und das Herz frei von Begierden“, sagt meine Mama und meine Mama ist eine gar verständige und erfahrene Frau.“

„Das sind sehr ehrenwerthe Ansichten“, hatte der Kamerad geantwortet; im stillen aber wunderte er sich doch, warum Nachow, wenn er die geäußerten Grundsätze wirklich zu den seinigen erhob, am Offiziersmittagsische zur Verzweiflung des Hausverwalters regelmäßig den Appetit von drei anderen entwickelte und auch in den Abendgesellschaften, in welchen er bisher mit dem Enthalt samen zusammen getroffen war, in dem Konsum von Speise und Trank geradezu belustigende Fähigkeiten entfaltet hatte.

Heute nun hatte Erich wieder einen solchen Kopf und Herz klärenden Abend. Nachdem er sich an dem vom Burschen servirten Imbiß gütlich gethan, verwandte er den Rest des Abends darauf, sich auf den wichtigen Dienst als Kasernen-du jour würdig vorzubereiten, indem er nicht nur die speziellen Vorschriften mit Andacht durchlas, sondern auch die allgemeinen Bestimmungen in sein Gedächtniß zurückrief. Also von dem Geiste der Instruktion durchleuchtet, machte er sich endlich gegen Mitternacht auf den Weg, den ihm der heutige Dienst vorschrieb.

Er war noch nicht allzuweit gekommen, als ihm ein zärtliches Paar in Gestalt eines Unteroffiziers und einer, wie der Augenschein lehrte, vollgiltigen Vertreterin des vielbesprochenen Küchenpersonals begegnete; die männliche Hälfte des Paares offenbarte bei dem Anblick des Offiziers so unzweideutige Zeichen der Ueberraschung, daß der Verdacht, der Unteroffizier halte sich ohne Erlaubniß außerhalb der Kaserne auf, nur zu begründet scheinen mußte. Den vorschriftsmäßigen Anruf schien der Untergebene einen Moment mit einem Fluchtversuch beantworten zu wollen. Aber war es die nachwirkende Umarmung des weiblichen Theils, war es die Folge der militärischen Disziplin, das Paar machte plötzlich Halt und nahm die Front nach dem im vollen Dienstschnuck leuchtenden Offizier.

„Haben Sie eine Urlaubskarte?“ inquirirte Nachow.

„Nein, Herr Lieutenant.“

„Wer sind Sie?“

„Unteroffizier Driller von der zehnten Compagnie.“

„Mir bekannt“, brummte Erich und wandte sich ohne weiteres zum Fortgehen.

Diese Wortkargheit er schien der Küchenfee besonders bedrohlich. „Herr Leibnant“, rief sie ihm nach, „warten Sie doch nur einen Augenblick. Sie erkennen mich vielleicht wieder. Ich bin's, die Köchin in Herr Geheimraths W., wo Sie neulich so gut gegessen haben. Beim Heimgehen drückten Sie mir etwas Hartes in die Hand, aber als ich zusah, war nichts d'rin. Ich will ja nichts weiter jagen, aber lassen Sie doch auch meinen Schatz frei aus. Herr Leibnant, Herr Leibnant! . . .“

So haberte sie eifrig fort, aber Erich hörte weder ihre Gründe,

noch die energische Gegenrede des Unteroffiziers, welcher sich vergeblich bemühte, seiner Geheimerathsköchin das Gefährliche ihres Benehmens klar zu machen.

Der Weg führte jetzt Erich an einem kleinen Lädchen vorbei, dessen Schaufenster, wenn man das spärliche Glas so nennen durfte, bereits geschlossen war. Die Thüre war angelehnt und durch den Spalt sah Rachow in dem noch erleuchteten Innern die Gestalt eines Musketiers sich deutlich abheben. „Was hat der noch so spät in dem Geschäft zu thun?“ fragte sich der Dienstleistende und stieß die Thüre auf. Der Soldat erschrak, stellte sich aber sofort in die vorchriftsmäßige Positur.

„Wer sind Sie?“

„Musketier Insel, Bursche bei Herrn Hauptmann von Salisch.“

„Haben Sie eine Urlaubskarte?“

„Nein, Herr Lieutenant.“

„Wie kommen Sie hierher?“

„Herr Lieutenant wissen, daß Herr Hauptmann unverheiratet sind. Herr Hauptmann kommen oft spät aus Gesellschaft und sehen es gerne, wenn ich noch da bin, um ihm beim Auskleiden behilflich zu sein. Unser Brennmaterial war heute zu Ende gegangen, ich froh in der Wohnung und um mich etwas zu erwärmen, wollte ich mir hier im Laden etwas holen.“

„Werde Sie trotzdem melden, gehen Sie sofort mit zur Kasernenwache!“

„Aber wenn mich Herr Hauptmann doch haben wollen!“ klagte der Bursche in weinerlichem Tone.

„Dann muß er Sie eben von der Wache abholen!“ klang die harte Antwort.

Der Arme, der sich doppelt beklagenswerth vorkam, einmal, weil er sein wärmendes Getränk ungenossen stehen lassen mußte, dann, weil er dem Hauptmann Ungelegenheiten bereiten würde und vielleicht gar seinen Burschendienst aufgeben mußte, folgte dem kalt Voranschreitenden zur Kasernenwache, wo er bis zum Blasen der Tagesreveille verweilen sollte.

„Ich hätte auch den Unteroffizier arretilren sollen!“ brummte Rachow in sich hinein. „Zwei Fälle vor der Kaserne, ausgezeichnete Erfolg! Wenn das Resultat innerhalb der Kaserne ein gleich günstiges ist, muß der Oberst meine Schneidigkeit besonders anerkennen.“

Er lieferte den Arrestanten auf der Kasernenwache ab und begann nun seinen Rundgang durch die weitläufigen Räume.

Die Kaserne war vor graner Zeit ein Nonnenkloster gewesen, das bei der Säkularisation zur Unterkunft für die Soldateska bestimmt worden. Im Lauf der Jahre war dann ein Bau nach dem andern, wie es das Bedürfnis erheischte, angefügt worden und so bildete das Ganze jetzt einen höchst komplizirten, nichts weniger als stilvollen, aber doch ganz zweckdienlichen Komplex. Aus der viel-

bewegten Vergangenheit knüpfte sich noch manche Sage an das alterthümliche Haus. Man sollte in stürmischen Nächten oft ein geheimnißvolles Flüstern und Seufzen in den winkeligen Gängen vernommen haben und selbst von gespensterhaften Erscheinungen wußte die Tradition gar manches haarsträubende Exempel zu erzählen.

Am Kasinotisch hatten die jungen Offiziere schon oft Proben solcher Histörchen gegeben und zumal in den letzten Tagen war Hubert von Horst, der in den einheimischen Dingen wie kein anderer bewandert schien, im Erzählen solcher Schauermärchen schier uner-schöpflich gewesen.

Das alles fiel so ganz von ungefähr unserem Erich ein, als er die tiefschattenden Gänge durchmaß, welche nur höchst nothdürftig hier und da von einzelnen, aus Ersparungsrücksichten auf Viertelstärke zurückgeschraubten Gasflammen beleuchtet waren, eine Beleuchtungsort, die ganz dazu geschaffen schien, in der Einbildungskraft des einsamen Wanderers allerlei groteske Phantome zu begünstigen. Dazu umheulte der Wind in allen Tonarten das alte Gemäuer, daß auf dem Dache die Ziegel klapperten und die Wetterfahnen freischten. Zwischenhinein glaubte Erich gar den unheimlichen Ruf des Nachtvogels Kläuzchen zu hören, dessen Existenz und jeweiliges Erscheinen in den Ammenmärchen eine so hochwichtige Rolle zu spielen berufen ist. Von derartigen Einflüssen aber war Erichs Phantasie keineswegs frei geblieben und so sah und hörte er auf seinem einsamen Wege bei jedem Schritt und Tritt etwas, das ihm ungeheuerlich dünkte. Im Grunde verwünschte er jetzt schon den nächtlichen Dienstgang und er war sogar geneigt, auf jeden weiteren guten Fang zu verzichten, wenn er nur erst mit heiler Seele aus diesen schauerlichen, labyrinthischen Gängen würde gerettet sein.

Ganz von diesem Wunsche erfüllt, hatte er plötzlich, in der Nähe einer tiefen Fensternische angekommen, einen Anblick, der ihm das Blut in den Adern erstarren machte. Zu der Aufregung des Moments fuhr er mit der rechten Hand nach seinem Kopfe, wie um dort eine Erklärung der räthselhaften Erscheinung zu suchen. Durch die hastige Bewegung aber zerriß die dünne Schnur, an welcher sein Kneifer befestigt war, und das Binocle fiel klirrend zur Erde. Seine Schkraft war durch diesen unglückseligen Zufall um das doppelte schwächer als sonst. Die unheimliche Erscheinung im Auge behaltend, suchte er mit Händen und Füßen nach dem verlorenen Sehapparat. Aber noch während er sich bemühte, wieder zu seinem Eigenthum zu kommen, verschwand die Erscheinung mit Gedankenschnelle vor seinen Augen, und da der Zwicker trotz eifrigstem und sorgfältigstem Suchen nicht aufzufinden war, so beschloß Erich, ohne denselben seinen Rundgang fortzusetzen. Raun hatte er indeß wieder einen Schritt vorwärts gethan, als die vorhin gesehene Erscheinung abermals vor ihm auftauchte.

„Alle guten Geister“, murmelte der Erschreckte und konzentrierte sich schleunigst rückwärts, um die noch nicht betretenen Räume von

einer anderen Seite aus zu visitiren. Das gelang ihm denn auch ohne Störung und ohne daß er ein nennenswerthes dienstliches Resultat in seinem Geiste hätte aufzeichnen mögen. Und so war er dann wieder in die Nähe der Stelle gekommen, wo er vorhin zweimal die schreckenerregende Vision gehabt hatte. Er ging gerade bei sich zu Rathe, ob er die unheimliche Stelle nun nicht lieber ganz vermeiden und auf dem Platze umkehrend, die Kaserne verlassen solle, was er ja, da alle Gänge abgesucht waren, unbeschadet seiner Dienstpflicht thun konnte, als die Schreckgestalt zum dritten Male vor ihm auftauchte. Der Mond brach gerade durch das zerrissene Gewölk und beleuchtete den oberen Theil des Schemens mit seinem bleichen Lichte, sodasß ihm trotz seiner geschwächten Sehkraft das Schauerliche des Anblicks noch deutlicher wie vorhin zum Bewußtsein kam. Mit einem Schrei des Entsetzens taumelte Erich zurück und verließ eilenden Schrittes den Schauplatz seines Abenteuers.

Als er zu Hause angekommen war, zündete er die Lampe an, um entsetzt vor seinem eigenen Spiegelbilde zurückzuprallen: er war selbst so bleich und fahl wie das Gesicht, das er vorhin gesehen, und die Kopfschwere standen ihm rings zu Berge, wie die Stacheln eines zur Vertheidigung zusammengerollten Igel. Er setzte die Lampe auf den Tisch und sich selbst auf das Sopha, um das erlebte Abenteuer nochmals an seinem Geiste vorüberziehen zu lassen und zu überlegen, was er nun thun solle. Bei diesem Rückwärtschauen fror er am ganzen Körper, trotzdem der Ofen noch eine ganz behagliche Wärme ausstrahlte; er umfing schließlich den wohlthätigen Wärmeerzeuger mit beiden Armen und hatte doch die Empfindung, als erstarrte alles Blut in ihm zu ewigem Eise.

Ja, was sollte er thun? Das Erlebniß auf Grund des Garnisons- und Kasernen-Dienstreglements der Commandantur und dem Regimentscommando melden? Würde man ihm Glauben schenken? Und hatte er auch alles gethan, was er zur Aufklärung des Thatbestandes hätte thun müssen? O nein, er hatte nicht einmal den Thortort untersucht, er konnte also auch nicht einen Bericht von vorchriftsmäßiger Genauigkeit einsenden. Was hätte er jetzt um einen Freund gegeben, in dessen verschwiegenen Busen er seine Besorgnisse und Zweifel hätte ausschütten und von dem er einen guten Rath hätte hören können! Dank der mütterlichen Bevormundung hatte er sich, um die Rachowsche Gesinnung ja rein zu bewahren, von jedem näheren Umgang mit einem Kameraden oder sonstigen Altersgenossen ferne gehalten, und so war er denn auch jetzt mit seinem peinlichen Geheimniß nur allein auf sich selbst angewiesen. Doch nein! Er hatte ja die vortreffliche, verständige, in allen Dingen erfahrene Mutter; an sie mußte er sich auch jetzt wenden. An Schlaf war für diese Nacht doch nicht mehr zu denken, und daher holte er denn einiges Schreibmaterial herbei und bemühte sich, das Erlebniß, so gut es die aufgeregten Sinne und bebenden Hände gestatten wollten, zu Papier zu bringen. Er schrieb:

\* \* \* 28. November 18 . .

Bielgeehrte und theure Mutter!

Meinen treugehorsamen Sohnesgruß zuvor! Es ist vier Uhr morgens und ich stehe noch ganz unter den Wirkungen, welche ein mir räthselhaftes, erschreckendes Ereigniß auf mich hervorgebracht hat. Denke Dir; ich hatte heute Nacht die Kaserne zu visitiren. Es war eine häßliche, regen- und winddurchschauerte Nacht, ganz so wie Du sie zu schildern pflegtest, wenn Du mir von dem Untergang unserer althehrwürdigen Stammburg erzähltest, die ein roher Pöbelhaufe im frevelhaften Drang nach neuen Rechten einäscherte, daß der Schutzgeist des Geschlechts wehklagend auf den Trümmern umherirrte. Ich hatte bereits den größten Theil der Kaserne visitirt, ohne etwas von Bedeutung gefunden zu haben, als plötzlich wie aus der Erde gewachsen, das gespenstige Bild einer Nonne vor mir steht. In der Einwirkung des momentanen Schreckens verlor ich meinen Kneifer, und während ich mich bemühte, ihn zu suchen, verschwand die Nonne vor meinen Augen. Ich suchte lange, aber vergebens, mir um so unangenehmer, als mein Baargeld eben jetzt am nahen Ende des Monats sehr zusammengeschmolzen ist und ich mir kaum mehr den so unentbehrlichen Kneifer wieder von neuem anschaffen könnte. Nach langem, fruchtlosem Bemühen gab ich das Suchen endlich auf und wollte meinen Weg weiter fortsetzen. Aber, o Grauen, die Feder sträubt sich fast, es niederzuschreiben, da stand die Nonne schon wieder vor mir und starrte mich aus ihren tiefen Augenhöhlen an. Ich machte kurz kehrt und suchte die übrigen Kasernenräume auf einem andern Wege ab. Als ich an die vorhin gemiedene Stelle zurück kam, trat mir die Erscheinung zum dritten Male in den Weg, und wie ich jetzt in dem etwas stärkeren Lichte des Mondes ganz deutlich unterscheiden konnte — das Gesicht war ein grinzender Todtenschädel, unter langwallenden Armen des tiefschwarzen Gewandes sahen die klappernden, glänzend weißen Knochenhände heraus, nach unten aber verlor sich die Gestalt in dem unbestimmten Dunkel, welches die tiefe Fensternische als Schatten warf. Ich war ganz konsternirt und zog mich, da die Erscheinung auch der kräftigsten Beschwörungssormel nicht weichen wollte, mit angemessener Eile aus der Affäre, um nun hier zu Hause das Abenteurer in Deiner Gesellschaft — o, wärest Du doch körperlich hier! — nochmals an meinem Geiste vorüberziehen zu lassen und Dich um Deinen erfahrenen Rath anzuwenden. — Der Tag graut bereits. Ich gehe in die Kaserne, um nach meinem Kneifer zu suchen und den Ort der That bei Tageslicht zu sehen. Adieu bis nachher! —

Ich bin zurückgekehrt. Als ich in die Kaserne kam, blies der Signallist gerade die Tagesreville, mir ein gar so lieber Gruß. Ich nahm mir von der Kasernenwache einen Mann mit, der mir sollte suchen helfen. Wir fanden auch gar bald den verlorenen Kneifer, leider war nur noch das Gehäuse in brauchbarem Zustande, beide

Gläser waren zer Splittert. Wie ich vermuthet, war an der un- nöthen Stelle auch gar nichts außergewöhnliches zu entdecken. Die Sandsteinplatten, mit welchen der ganze Gang belegt ist, sind an der Stelle von derselben Beschaffenheit, nichts deutete bei Tageslicht auf irgend etwas hin, das irgendwie zur Aufklärung einen Anhaltspunkt bieten könnte! Wie urtheilst Du über den Vorfall?

Ich habe keine dienstliche Meldung erstattet und werde auch privatim über die Sache Stillschweigen beobachten, da ich nicht weiß, ob ich mich jemandem anvertrauen kann. Schreibe mir bald, was ich thun soll, ich brenne darauf, Deine Instruktion zu erhalten.  
Wie immer

Dein

lieber und treugehorjamer Sohn  
Erich von Nachow

Königlicher Sekondelieutenant im n. Inf.-Rgt."

Mit wendender Post erhielt unser Held folgende Epistel:

„N. N. den 30. November 18 . .

Mein lieber, einziger Erich!

„Es sind die schlechten Birnen nicht, woran die Wespen nagen!“ Das laß auch Dir zum Troste sagen über Dein großes Abenteuer. Denn wisse, die von Nachow sind, solange unsere Familienschronik zurückreicht, immer gerne von Erscheinungen aus der Geisterwelt heimgesucht worden, aber sie haben sie alle immer tapfer bestanden, und daß Du, wie Du mir schreibst, in diesem Muthes keine Ausnahme gemacht hast, giebt mir den erfreulichen Beweis, daß in dem letzten unseres Stammes das Blut der Vorfahren rein und tüchtig erhalten geblieben ist. Anno 1632 war, um nur mit wenigen Beispielen zu dienen, einer unserer Vorfahren als Hauptmann ins Feindesland eingebrochen. Er hatte ein festes Schloß besetzt und seine Mannschaft ließ es sich in dem gut verproviantirten Quartier gar wohl gefallen. Mitten in der Nacht, — die Uhr wird wohl auch gerade die zwölfte Stunde gezeigt haben — stand plötzlich eine weiße Gestalt neben seinem Lager, die ihn bedeutete, schleunigst aufzubrechen und das Quartier zu räumen; denn es würde eine feindliche Uebermacht kommen und alles niederhauen, was sich ihr in den Weg stelle. Dein Ahn nahm die Warnung ohne Furcht entgegen; aber ohne Zaudern ließ er mitten in der Nacht Alarm blasen, satteln und packen und den Ausmarsch antreten. Am andern Mittag schon wehte vom Schloß die feindliche Flagge: die fünffache Uebermacht war daselbst eingerückt. — Anno 1759 hatte ein Fähndrich aus dem von Nachow'schen Geschlechte einen gefährlichen Patrouillengang angetreten. Dieser Dienst führte ihn in ein dichtes Gehölz und in ihm an eine Stelle, wo der Weg sich nach drei Richtungen verzweigte. Er ließ Feuer schlagen und las auf dem Wegweiser: „Zur Hölle,

ins Himmelreich, nach N. N.", d. h. dahin zurück, woher er gekommen war. Die Schrift leuchtete, wie von übernatürlicher Hand geschrieben. Er war, wie alle Nachows, ein frommer Christ. Darum wollte er nicht in die Hölle gehen, wohin er ja auch nicht gehörte; ins Himmelreich einzugehen, fühlte er sich noch nicht würdig genug vorbereitet; daher trat er mit seiner Mannschaft den Rückweg nach N. N. an. Als er im Lager ankam, hatte der Hauptmann, der ihn ausgesendet, eine herzliche Freude ihn wiederzusehen, da ihn der Commandant inzwischen darauf aufmerksam gemacht, es sei wie ein Wunder aufzunehmen, wenn die Patronille von dem Gang in die Nähe des übermächtigen Feindes zurückkehre. Was ihn rettete von dem grausigen Schicksal der Gefangennahme oder gar Schlimmerem, das hat der Fähdrich dem Hauptmann nicht mitgetheilt; aber unsere Chronik hat es gar wohl als einen göttlichen Fingerzeig aufbewahrt. — Solcher Beispiele, daß sich übernatürliche Mächte derer von Nachow angenommen und sie ihres Umgangs gewürdigt, könnte ich Dir aus unserer Chronik noch unzählige berichten, doch wirst Du mir das, lieber Erich, gerne erlassen, insonders auch, wenn ich Dir sage, daß meine Augen in letzter Zeit wieder um vieles schwächer geworden sind. Ich theile in diesem, wie in allem andern das Schicksal unserer hohen Familie, deren Angehörige sämmtlich in heranrückendem Alter eine Schwächung des Gesichts und Gehörs zu erleiden hatten. Nur der Böbel bewahrt seine Sinne in thierischer Frische.

Um wieder auf Dein Abenteuer zurückzukommen: ich finde es durchaus richtig, daß Du keine dienstliche Meldung davon erstattet hast. Wofür auch? Unserm Familienarchiv habe ich Deinen denkwürdigen Brief vom 28. November einverleibt; dort wird er noch in späten Jahrhunderten den Nachkommen ein hochwichtiges Dokument sein. Privatim kannst Du immerhin schon über Dein Erlebnis sprechen. Der Muth, mit welchem Du das Wagniß bestanden hast, wird zweifelsohne Dein Ansehen heben und Dir Bewunderer bringen. Aber da von der Bewunderung zur Liebe nur ein kleiner Schritt zu sein pflegt, so hüte Dich, daß Du nicht in einer schwachen Anwandlung den Schmeicheleien der dortigen Damen erliegen mögest. Daß nur eine einzige, gleich Dir der letzte Sproß unseres einst so weit verzweigten Stammes, Dir zur Lebensgefährtin frommen kann, das weißt Du. Aber ebenso gut weißt Du auch, daß an die Verwirklichung dieser unserer Lieblingsidee erst gedacht werden kann, wenn Du einmal Hauptmann erster Klasse sein wirst. Selbst wenn ich alles daran wenden wollte, würde es nicht eher zu ermöglichen sein.

Um Deinen pekuniären Verlust zu ersetzen, schließe ich hier einen Fünfmarschein ein, für welchen Du Deinen Kneifer wiederherstellen lassen und noch etwas für unerläßliche standesgemäße Ausgaben, wie Wohlthätigkeitsbazar, Aussteuer für arme Waisenkinder, innere Mission u. s. w. erübrigen wirst. Denn „wohlzu-

thun und mitzuthellen vergeßet nicht!" war immer ein Wahlspruch unserer Familie; alle Seiten unserer Chronik weisen darauf hin. Bleibe immer nahe dem Herzen

Deiner

Dich treuinnig liebenden Mutter

Natalie von Nachow,  
née von Nachow."

\* \* \*

Es war der zweite Ball, seitdem der famose Ausgleich zwischen Civilgesellschaft und Militär gefunden war. Die Beziehungen der Familien hinüber und herüber waren vertrautere geworden und manches Band war geknüpft, von dem gehofft wurde, daß daraus ein mindestens für dies Leben dauerndes werden könne. Gott Amor hatte nämlich hinüber und herüber geschossen und in den jugendlichen Schaaren beiderlei Geschlechts solche Verwirrung angerichtet, daß die unbetheiligten Zuschauer zu der Ueberzeugung gelangten, die Bewaffnung des geflügelten Gottes, welche man sich vor drei Jahren noch als einfache Ausrüstung mit klassischem Pfeil und Bogen gedacht hatte, sei seitdem entsprechend modernisirt und in ein massenmörderisches Repetirgewehr umgewandelt worden. Hubert von Horst und Eveline von Kroner waren allen mit dem besten Beispiele vorausgegangen und alle Welt meinte, die offizielle Kundgebung dessen, was alle Welt ahnte, müsse in jedem Augenblick erfolgen.

Nur Eveline selbst glaubte den entscheidenden Augenblick immer noch hinauschieben zu sollen und befand sich darin im schroffen Gegensatz zu Hubert und der Mutter, welchen das Zögern des geliebten Wesens von Sekunde zu Sekunde räthselhafter wurde. Eveline hatte beiden gegenüber die bestimmte Absicht ausgesprochen, auf dem nächsten Ballfeste ihre beiderseitigen Wünsche mit einem öffentlichen Ja zu krönen. Dies Ballfest war nun gekommen, war im besten Zuge und noch immer hielt Eveline mit der Erfüllung ihres Versprechens zurück. Hubert wurde darum viertelstundenlang von allerlei melancholischen Gedanken heimgesucht, die zu seinem sonst so heitern und aufgeräumten Wesen gar nicht stimmten. Ihm schwante etwas, wie wenn seine schöne Cousine auch mit ihm gleich den andern nur ihr Spiel treibe und an eine ernstliche Absicht gar nicht mehr denke. Dann wieder, wenn er durch einen verständnißvollen Blick ihrer blauen, strahlenden Augen aus jenen düstern Träumereien aufgeweckt, sich trotz allem Zögern ihrer entgeltigen Zusage gewiß hielt, beschlichen ihn Zweifel, ob auch ein Liebesbund fürs Leben an der Seite eines so excentrischen Wesens mit allen jenen Segnungen verknüpft sein werde, mit denen er sich das erhoffte irdische Paradies stets so gerne ausgemalt hatte. Schon sah er am Horizont seines Liebeshimmels leichte Wölkchen aufsteigen, die näher und näher kamen, größer wurden, sich verdichteten und Sturm und Unheil zu verkünden drohten. Infolge dieser Verstimmung gab sich Hubert heute weniger eifrig als

sonst dem Vergnügen des Tanzes hin; er pausirte ganze Touren und begnügte sich, an einem Pfeiler gelehnt, dem bunten Treiben zuzuschauen, wogegen Eveline heute den ganzen Zauber ihrer Persönlichkeit frei schalten und walten ließ und durch ihre unwiderstehliche Laune alle, die mit ihr in Berührung kamen, mit fortriß.

Diese Wahrnehmung war nur zu geeignet, die Unruhe und Unbehaglichkeit Huberts auf den Gipfel zu treiben. Schon war er im Begriff, die Tante Präsidentin, welcher er sich momentan ohne Zeugen nähern zu können hoffte, aufzusuchen und in ihren mütterlichen Busen sein Leid über Evelinens offenbare Gefühllosigkeit auszuschiütten, als gerade der Tanz aufhörte und Hubert sich beinahe unmittelbar darauf in einen Kreis junger Damen hineingezogen sah, in deren Mitte Eveline mit Erich von Nachow, ihrem letzten Tänzer, über irgend einen Gegenstand in der ausgelassensten Heiterkeit zu streiten schien.

„Nun sind wir gerächt, meine lieben Freundinnen, dafür, daß Herr von Nachow auf dem vorigen Balle die ganze hiesige Damenwelt geschmäht hat. Denkt Euch nur, eine längst Abgeschiedene hat sich unser angenommen, ist Herrn von Nachow um Mitternacht in der Kaserne erschienen und hat ihn ob seines ungehörigen Benehmens gegenüber den noch im Lichte des Ballsaales Wandelnden bedroht. Ist das nicht eine glänzende Genugthuung für uns, meine Lieben?“ Das hatte Eveline mit erhobener Stimme hervorgesprudelt, während aus ihren Augen der übermüthigste Spott leuchtete.

„Sie irren, Gnädigste, sie hat mich nicht bedroht, ein von Nachow läßt sich überhaupt nicht bedrohen. Aber an die Erscheinung glaube ich, und daß sie nicht aus dem Reiche der gewöhnlich sichtbaren Wesen war. Wir von Nachow haben laut unserer Familienchronik, aus welcher mir meine verehrte Mama erst jüngst einige Beispiele aufzählte, in allen Jahrhunderten derartige übernatürliche Erscheinungen gehabt. Anno 1632 z. B.“, fuhr Erich fort und war im besten Zuge, das jüngst von der gnädigen Frau Mutter gehörte Ammenmärchen wiederzugeben, als er sich durch ein lustiges Lachen aus sieben frischen Mädchenkehlen zugleich unterbrochen sah. Eveline hatte die Zwischenrede des feindlichen Partners benützt, um mit wenigen Worten die Genossinnen über die Situation aufzuklären, und auf diese hatte denn die plötzliche Mittheilung so überwältigend gewirkt, daß sie momentan die strengste Regel des guten Tons durchbrachen und sich dem Zwange der rebellirenden Natur überließen.

Auch Hubert mußte herzlich lachen.

Als Erich verständnißlos bald zu den Damen, bald zu Hubert hinblickte, nahm Eveline den Arm ihres Vetter's und sagte: „Hubert von Horst, mein Verlobter, wird Sie auf Verlangen gewiß gerne das mechanische Kunststückchen lehren, vermittelt dessen er Sie so köstlich düpirt hat. Jetzt komme zur Mama, lieber Hubert, sie erwartet uns längst!“

Und triumphirend führte sie nun den endlich Beglückten zur

Mutter, während die Genossinnen mit der Nachricht des doppelten sensationellen Ereignisses auf den Lippen unter die schützenden mütterlichen Fittiche zurückkehrten und Erich von Nachow gleich einer Bildsäule regungslos auf der Stelle gebannt blieb.

Als die Musik aufs neue zum Tanz aufforderte, erinnerte sich Erich, daß er für alle noch übrigen Touren voraus engagirt hatte. Aber würde er jetzt den übernommenen Verpflichtungen nachkommen können? Seine Niederlage würde jedenfalls in kürzester Frist in der ganzen Gesellschaft bekannt; konnte er sich allen den spöttischen Blicken aussetzen? Er fand wohl kaum jemand, der seine Partei ergriff, dafür hatte sein früheres brüskes Auftreten hinreichend gesorgt. Und doch, sollte er das Feld räumen, ohne etwas zur Herstellung seiner Ehre unternommen zu haben? Wie die Sachen nun einmal lagen, glaubte er am richtigsten zu handeln, wenn er die eben begonnene Tour noch mittanzte; für die übrigen wollte er Unwohlsein als Entschuldigung vorbringen und den Ball verlassen. Das that er denn auch, nachdem er sich noch für den folgenden Vormittag den Besuch eines Kameraden aus einem andern Offiziercorps, der mit ihm gleichzeitig aus dem Kadettencorps hierher versetzt worden war, ausbebeten hatte.

Das neugebackene Brautpaar, welches sich unter so eigenthümlichen Verhältnissen zum ersten Male als solches der Mitwelt präsentierte, war natürlich den ganzen Abend über der Gegenstand der allgemeinsten Aufmerksamkeit. Von der immer ein wenig zum Excentrischen hinneigenden Eveline von Kroner fand man es leicht erklärlich, daß sie mit einem solch öffentlichen Gloriat ihre Verlobung zur Kenntniß brachte; von Hubert, der eben immer als das Vorbild eines besonnenen Offiziers und Edelmanns erschienen war, fand man es schwerer begreiflich, daß er in diese Komödie eingewilligt hatte. Freilich, man wußte ja, wie rettungslos er die Schwingen am Feuer versengt hatte, welches aus den Augen der schönen Erbin strahlte, und so wurde schließlich der größere Theil der Verantwortung für den auffälligen Schritt Evelinen aufgebürdet. Selbst die näheren Freundinnen der jungen Braut, die doch auf die Hevanchéidee so lebhaft eingegangen waren, medisirten schon ein wenig unter vier Augen und fanden es gar nicht angemessen, daß Eveline den Sieg über den gemeinsamen Feind mit einem speziell persönlichen Triumph verknüpft habe. Jede von ihnen würde lieber auf die Vergeltung, die ja auch viel zu grausam ausgefallen, verzichtet, als auf diese egoistische Weise herbeigeführt haben. Der arme Erich! wenn er hätte ahnen können, welche Vertheidigerinnen ihm hier plötzlich aus den anscheinend so feindlich gesinnten Damen erstanden waren! Jetzt würde er es nicht mehr für nöthig befunden haben, die Einsamkeit aufzusuchen und sich nur mit seinen Gedanken auf das Morgen und Uebermorgen vorzubereiten.

Auch in den Kreisen der Kameraden fand Erichs Sache mehr Theilnahme und Entschuldigung, als er selbst wohl hätte erwarten

mögen. Zwar tabelten alle die Rücksichtslosigkeiten, welche sich Rachow auf dem vorigen Ball gegen die hiesigen Damen hatte zu schulden kommen lassen. Doch war man geneigt, das unritterliche Benehmen mehr auf Rechnung seiner allzugroßen Jugend, denn auf einen Charakterfehler zu setzen. Ebenso erregte die kindliche Begierde, mit dem vermeintlich übernatürlichen Abenteuer renommiren zu wollen, mehr Heiterkeit, als Unwillen, und hätte man gewußt, welche treibende Kraft bei dieser Renommage der mütterlichen Autorität zuzuschreiben war, das allgemeine Urtheil wäre noch nachsichtiger ausgefallen. Dagegen verurtheilten sie allgemein die unfameradschaftliche That Huberts, welcher mit Vorbedacht und Ueberlegung Erichs gesellschaftliche Existenz am hiesigen Ort untergraben hätte. Der hier und da von den intimeren Freunden erhobene Einwand, Hubert sei nur das verblendete Nachwerkzeug der von Erich gekräufelten Damen gewesen, konnte im Hinblick auf den Lohn, den Hubert durch die Hand des schönsten und vielleicht auch reichsten Mädchens der Garnison erhalten hatte, nicht allzuschwer in die Waagschale fallen.

Einen Vorgesmack dieser verminderten Sympathie für seine Person sollte Hubert noch im Laufe des Abends zu kosten haben: die Kameraden gratulirten ihm nicht mit der Wärme, die er von ihnen erwartet hatte, für ihn um so empfindlicher, als er bisher stets von der Gunst aller getragen schien. Es lag daher eine leichte Verstimmung über ihm, als er der Braut und der schwiegermütterlichen Tante zum Wagen folgte und sie darin auf dem Heimwege begleitete.

Auch die Präsidentin fühlte sich nicht ganz frei von einem gewissen Unbehagen. Sie benütze die erste Gelegenheit, sagte sie, da sie mit den Kindern allein sei, um ihnen zu sagen, wie sehr sie sich freue, ihren lange gehegten Wunsch nun endlich der Erfüllung nahe zu sehen. Aber sie sei mit der Art und Weise, wie Eveline sie überrascht habe, nicht einverstanden. Hoffentlich sei es die letzte der Excentricitäten des verwöhnten Kindes gewesen und hoffentlich würde sich Hubert künftig weniger nachgiebig gegen ihre capriciösen Launen erweisen, als dieser Anfang des Brautstandes zu verrathen scheinete.

Das klang so herb, wie Eveline sich nicht erinnerte, jemals etwas aus dem Munde der Mutter gehört zu haben. Das gewohnte silberne Lachen erstarb ihr auf den schmollenden Lippen und wollte nicht wieder zurückkehren, ob sie auch Hubert beim Abschied wieder und wieder zärtlich küßte und seine unbedingte Sklaverei für alle Zeiten scherzend in Aussicht stellte.

\* \* \*

Als Hubert von Horst am andern Vormittag seinen Besuch abstattete, um den Damen den Morgengruß zu bringen und den süßen Zoll neuerworbener Rechte einzuholen, fand er Evelinen in Thränen. Auch die Präsidentin schien bedrückt; sie habe eine schlechte Nacht gehabt, nur wenig geschlafen. Eveline sei von schlimmen

Träumen heimgesucht worden, unter deren Nachwirkung sie jetzt noch leide. Der Traum habe ihr gezeigt, wie sich Hubert und Lieutenant von Nachow im Duell gegenüber standen, beide aus hundert Wunden blutend und dennoch den Kampf nicht beendend, weil einer von ihnen fallen müsse. Der entsetzliche Anblick habe ihr stundenlang vorge-schwebt, bis sie schließlich, ohne das graunige Ende gesehen zu haben, mit einem markerschütternden Aufschrei erwacht sei. Die erzählende Mutter erzitterte jetzt noch in der Erinnerung an den erlebten Schrecken.

Hubert bot seine ganze Beredsamkeit auf, die Damen von der Grundlosigkeit etwaiger Befürchtungen, die sie an das Traumbild zu knüpfen-schienen, nach Möglichkeit zu überzeugen. Wie wenig ihm das gelungen war, es zeigte sich ganz auffallend, als er sich zum Abschied wandte. Eveline schmiegte sich bebend an ihn und beschwor ihn, er möge, da er für den Nachmittag seine dienstliche Verhinderung versichert hatte, doch ja morgen möglichst zeitig kommen, um sie über sein Wohlbefinden zu vergewissern. Und er versprach es, tiefbewegt von dem Maß der Zuneigung und Liebe, die sich ihm aus ihren besorgten Worten offenbarten.

In die Kaserne zurückgekehrt, sah sich Hubert von einem Kameraden aus dem Kavallerie-Regiment angesprochen, welcher ihn um eine kurze Unterredung unter vier Augen ersuchte. Er führte den Reiter-offizier in seine Wohnung, aus welcher er den bedienenden Burschen entfernte, und vernahm nun, daß Evelinens Ahnung doch nicht so ganz irre gegangen schien: Erich von Nachow ließ ihn wegen Ver-leidigung zum Zweikampf fordern.

Hubert wählte einen gerade in der Kaserne anwesenden Herrn als seinen Sekundanten und bat ihn, alles Erforderliche mit der Gegenpartei zu ordnen. Die Wahl der Waffen, die Bestimmung der Zeit und des Orts, da das Duell stattfinden solle, überließ er ganz ihrem Ermessen. Nur den allgemeinen Wunsch fügte er bei, daß die Angelegenheit möglichst bald möchte erledigt werden.

Nachdem dann alle für solche Fälle vorgeschriebenen Bedingungen erfüllt waren, wurde bestimmt, daß das Duell am folgenden Vormittag elf Uhr in einem nahe der Stadt gelegenen Gehölz statt-zufinden habe. Und gleich als ob der Traum Evelinens bis ins einzelne sogar sich erfüllen solle, so war — auf Andrängen Nachows — die Bestimmung aufgenommen worden, daß der Zweikampf so lange fortgesetzt werde, bis einer der Duellanten kampfunfähig ge-worden sei.

Eveline hatte im Laufe des Nachmittags das Gleichgewicht ihrer Seele so ziemlich wieder hergestellt. Sie ging am Abend zeitig zur Ruhe, um das Veräumte nachzuholen, und Gott Morpheus war so zartfühlend, sie in dieser Nacht nur mit freundlichen Träumen zu bedenken. Mit einem glücklichen Lächeln sah sie in den jungen Morgen hinein und ging fröhlich an ihre Toilette, um sich für den Geliebten heute doppelt schön zu machen. Und ihre Absicht gerieth

ihr so gut, daß sie schließlich hochbefriedigt dem eigenen Spiegelbilde Kußhändchen zuwarf. Ueber eine für „Ihn“ bestimmte zierliche Handarbeit gebengt, erwartete sie die Stunde, da er bei ihr eintreten sollte.

Jetzt war der kleine Dienst beendet, welcher ihn zu dieser Jahreszeit alltäglich in der Kaserne hielt. Jetzt vertauschte er die Dienstkleidung mit einer glänzenderen, um auch seine Person möglichst vortheilhaft zu präsentiren. Jetzt gab er dem Burtschen für den Nachmittag Verhaltensmaßregeln, jetzt verließ er seine Wohnung und die Kaserne und eilte die Straße herab ihrer Wohnung zu. Jetzt überschritt er jene Querstraße, noch drei, vier Häuser hatte er zu passieren, in jeder Minute konnte er eintreten. Ihr Herz schlug höher, wie sie mit Auge und Ohr dem erwarteten Eintritt vorauseilte. Aber Minute um Minute verrann und Hubert kam nicht. Die Minuten wurden zu Viertelstunden, eine Stunde war vergangen in vergeblichem Warten, die dröhnenden Schläge des ehernen Zeitmessers verkündeten es vom nahen Thurme und steigerten Evelinens wiedererwachtes Angstgefühl zur Unerträglichkeit.

„Mama, sende Johann in die Kaserne, zu fragen, wo Hubert bleibt!“

Johann war von Natur etwas langsam, eine Untugend, die im Laufe der Jahre — er war jetzt schon über dreißig Jahre im von Kronerschen Hause — gewiß eher zu-, als abgenommen hatte. Aber für das gnädige Fräulein that er stets ein Uebriges, zwang er selbst die widerstrebenden Beine zur Eile. Und so auch jetzt. Als er nach Verlauf von zehn Minuten aus der Kaserne zurückkehrte, meldete er, der Herr Lieutenant sei vor anderthalb Stunden etwa mit zwei andern Herren, Lieutenant von Nadelburg und Stabsarzt Dr. Calemberg, im Riethwagen fortgefahren. Es müsse das etwas besonderes zu bedeuten haben, hatte Huberts Militärdiener gemeint, wie aus den vielerlei Vorbereitungen, die getroffen worden, zu schließen sei.

„Mama, lasse anspannen, wir wollen zu Oberst von Grabow fahren, vielleicht, daß wir von ihm näheres erfahren und noch das Aeußerste abwenden können!“

Die Präsidentin erhob Einwendungen.

„Siehe meine Angst und Qual, liebe Mama! Wiegen sie Dir nicht mehr als konventionelle Bedenken?“

Und im raschesten Trabe fuhr die von Kronersche Equipage bei Oberst von Grabow vor.

Frau von Grabow empfing die Damen mit ausgesuchtester Höflichkeit und bemühte sich, eine eingehende Konversation anzuknüpfen. Aber das wollte — für sie eine seltene Ausnahme — heute gar nicht gelingen. Der Besuch blieb schweigjam, schien in irgend etwas in seiner Erwartung getäuscht. Als die Situation gar zu peinlich wurde, rückte Eveline mit ihrem Anliegen heraus: ob sie dem Herrn Oberst nicht eine Bitte vortragen dürfe.

Nach kaum zwei Minuten stand sie dem Commandeur von Huberts Regiment gegenüber, und obwohl er sie mit der seinem Stande

eigenen chevaleresken Zuorkommenheit empfing, hätte sie doch jetzt vor Scham in die Erde sinken mögen. Nur der Gedanke an die Gefahr, in welcher sich der Geliebte durch ihre Schuld befand, stößte ihr wieder einigen Muth ein.

„Herr Oberst, wo und wann ist das Duell zwischen meinem Bräutigam und Herrn von Rachow?“

Der Commandeur runzelte die Stirn. „So hat man Sie von dem Bevorstehenden in Kenntniß gesetzt?“

„Nein, o nein, nur meine Ahnung! Ich möchte hin, das Entsetzlichste zu verhindern!“

Der greise Soldat lächelte. „Das ist Männer Sache und nur Männer haben sie auszutragen. Die Beleidigung war eine so schwere, daß der Ehrenrath ein Duell auf Pistolen nicht nur zulässig, sondern geradezu für geboten erachtete.“

„Aber sie werden sich tödten!“ jammerte Eveline.

„Das steht in Gottes Hand, meine Gnädige. Wir Offiziere suchen nicht muthwillig und leichtsinnig den Zweikampf; wenn er aber für nöthig erkannt worden, dann kämpfen wir ihn aus in einer Weise, daß die Würde der Institution unter allen Umständen gewahrt bleibt.“

„O, mein Gott!“ stöhnte die Unglückliche, „und ich bin die Ursache des schrecklichen Antritts!“

„Ich kenne den Zusammenhang“, bemerkte der Oberst, „und ich kann Sie versichern, gnädiges Fräulein, daß ich Sie ob Ihres Antheils an der Sache aufrichtig beklage. Die jungen Damen sollten eben in ihren kleinen Capricen etwas vorsichtiger sein!“

Wie sie der seine Spott mit vernichtender Kraft treffen mußte! Sie zuckte unter dem Streiche zusammen, aber ohne jede Empfindlichkeit entgegnete sie: „Ich sehe meinen Fehler klar vor Augen und habe nur den einzigen Wunsch, zu sühnen, was ich gefehlt. Darum lassen Sie mich hin, Herr Oberst, an den Ort der graufigen That, ich will als Friedensstifterin kommen und die Kämpfenden trennen!“

Der Oberst lächelte unmerklich. „Ihre Naivetät rührt mich von Herzen, aber es ist unmöglich zu gestatten, was Sie von mir begehren, meine Gnädige. Zudem dürften Sie jetzt“ — er sah prüfend nach der Uhr — „auch schon zu spät kommen!“

„Zu spät?“ wiederholte Eveline bebend.

„Ja doch“, bestätigte von Grabow, „das Duell muß jetzt längst beendet sein. Sobald ich das Resultat kenne, werde ich mir gestatten, Sie davon in Kenntniß zu setzen, damit Sie wenigstens der Ungewißheit enthoben werden.“

Das junge Mädchen fühlte, daß ihr längeres Verweilen nutzlos sein würde, und sie drängte die Präsidentin zum Abschied. Ihre Kniee wankten, als sie das Haus verließ und von der besorgten Mutter zum Wagen geleitet wurde, welcher sie in wenigen Minuten nach Hause führte. Evelinen dünkten sie ebenso viele Stunden unter der Wucht der tödtlichen Angst, welche sie erfaßt hielt, und unter

deren Druck sie sich selbst das feierliche Gelübde ablegte, nie wieder ihrer übermüthigen Laune die Zügel schießen zu lassen.

Als die Damen zu Hause anlangten, fanden sie bereits ein Billet Huberts vor, worin er mittheilte, daß heute Vormittag zwischen ihm und Rachow ein Pistolenduell stattgefunden habe. Im zweiten Gange habe er einen Schuß durch das rechte Ohrläppchen erhalten, Rachow einen solchen durch den rechten Oberarm. Obwohl letzterer nur eine Fleischwunde verurjacht habe, so sei doch das Duell damit beendet gewesen, weil Rachow nicht mehr habe zielen können. Hubert hoffte nur wenige Tage das Zimmer hüten zu müssen.

Eveline dankte dem Himmel für den verhältnißmäßig noch glücklichen Ausgang und sah darin ein Zeichen, daß ihr Gelübde gnädig aufgenommen sei. Was der jahrelangen mütterlichen Anleitung nicht gelungen war, Evelinens Charakter mehr für den Ernst des Lebens zu bilden, das hatte mit einem Male das Wort des Obersten und — eine Pistolenkugel zuwege gebracht. Kein Zweifel, die gezähmte Widerspenstige eignete sich nun vortrefflich zur — Offiziersgattin!

\* \* \*

Es bleibt wenig mehr zu erzählen.

Wie Hubert gehofft, konnte er schon nach wenigen Tagen das Zimmer verlassen. Da er noch keinen Dienst thun durfte, so hatte er hinreichend Zeit, sich der Braut zu widmen. Er war erstaunt, freudig überrascht über die Wandlung, die mit ihr vorgegangen. Die Präsidentin nickte ihm lächelnd zu; auch sie war hochbefriedigt von dem Ausgang.

Erich von Rachow hatte mit seiner Wunde länger zu thun; er mußte mehrere Wochen das Bett hüten, dann aber heilte sie, daß keinerlei Nachwirkung zu verspüren war. Als er sich bei dem Obersten wieder zu Dienst meldete, hielt dieser ihm eine gewaltige Standrede. Er verwies ihm den Uebermuth, mit welchem Erich an dem Werk der Aussöhnung zwischen Civil und Militär, an welchem in \*\*\* jahrelang von den einsichtigsten Männern sei gearbeitet worden, eigenmächtig gerüttelt habe. Seine Aeußerungen den Damen gegenüber hätten ihn hierorts gesellschaftlich unmöglich gemacht, sein Gespensterglaube auch dienstlich. Zu seinen Gunsten spreche, daß er sich im Duell tüchtig benommen habe, und darum wolle er, sobald das militärgerichtliche Urtheil über das Duell gefällt worden, Erichs Veretzung in eine andere Garnison beantragen. Dort möge er dann ein neues Leben beginnen und sich eine Anschauung aneignen, die ihn in den modernen Verhältnissen möglich mache.

Auch Hubert von Horst erhielt seinen Tadel. Er habe unkameradschaftlich gegen einen Regimentsgenossen gehandelt, dessen jugendliches Alter und Auffassungsvermögen entschiedene Schonung verdient hätten. Daß aber Hubert seine Stellung als Kasernencommandant dazu mißbraucht habe, in der Kaserne einen Hofuspokus

in Scene zu setzen, welcher möglicherweise geeignet gewesen, die Ausübung des Dienstes zu beeinträchtigen, das solle nur deshalb nicht nachdrücklich bestraft werden, weil sich der Oberst persönlich von der Reue und Zerknirschung der schönen Anstifterin des Planes überzeugt habe. Bei dieser also solle sich Hubert bedanken, wenn von seiner speziellen Bestrafung abgesehen werde. Um aber den Kameraden eine Genugthuung zu geben, so werde seine Versetzung beantragt werden.

Dieses Schlußwort fiel Hubert schwer auf die Seele. Er dachte dabei nicht an sich, obwohl auch ihm die Losreißung aus den gewohnten Verhältnissen bitter ankommen würde. Aber Eveline, die hier ihre Heimat hatte, würde sie ihm gerne an den Ort der — Verbannung folgen? Man würde ihm dafür nicht gerade das Beste heraussuchen, dessen durfte er sich wohl versichert halten.

Als Hubert von diesen Aussichten bei Eveline eine Andeutung machte, verschloß sie ihm mit Küßen den Mund und flüsterte zärtlich: „Ich gehe mit Dir, wohin es immer sei!“

Das Militärgericht, dessen Zusammentritt der Oberst in seiner Ansprache in Aussicht gestellt hatte, verurtheilte kurz darauf die beiden Duellanten zur vorschrittsmäßigen Festungsstrafe. Erich von Rachow erhielt einen Monat, Hubert von Horst zwei Monate Strafe, welche sie in einer und derselben Festung verbüßten; während der Dauer derselben wurden sie bessere Kameraden, als sie je zuvor gewesen.

Als der Monat um war, hielt Erich seine Versetzung in eine udermärkische Garnison in Händen. Er begab sich hocherfreut an den Ort seiner neuen Bestimmung, wohin ihm seine Mutter folgte, um mit ihm einen gemeinsamen Haushalt zu führen. Beide legten nun ihre Ersparnisse zusammen, um doch vielleicht noch bevor Erich Hauptmann erster Klasse sein kann, jene Verbindung herbeizuführen, welche einzig und allein nach Frau von Rachows — née von Rachow, wie sie nie ihrer Unterschrift beizufügen vergißt — unwiderleglicher Ansicht für den Stamm derer von Rachow erprießlich sein kann.

Huberts neue Garnison liegt an der Ostgrenze des weiten Reiches. Er ging mit einiger Herzbequemung dahin ab, fand es aber doch bald ganz erträglich, da zu leben. Seitdem er nun Evelinen als Gattin heimgeführt, scheint ihm dort gar das Paradies sich erschlossen zu haben. Die Beiden führen aber auch, wie Augenzeugen versichern, das Leben eines Turteltaubenpaares.

Und so könnten wir denn, nachdem wir am Schlusse dieser wahrhaftigen Erzählung angekommen sind, behaupten, daß alle Betheiligten mit den Folgen jenes Ereignisses in der Kaserne zu \* \* \* gar wohl zufrieden seien, wenn uns nicht die Verlassenheit der Präsidentin von Kroner von diesem generellen Ausspruch zurückhielte. Als sie Evelinens Aussteuer rüstete und die Tochter den zarten Wunsch andeutete, auch nach ihrer Verheirathung mit der Mutter vereint zu leben, hatte die Präsidentin diese liebevolle Zumuthung mit den Gemeinplätzen zurück-

gewiesen: „Alte Bäume soll man nicht verpflanzen und junge Eheleute kommen am besten allein miteinander aus.“ Sie blieb, wo sie war, aber das Gefühl der Vereinsamung war seit dem Tode des unvergeßlichen Gatten nie so stark in ihr gewesen, wie eben jetzt nach dem Weggang der einzigen Tochter.

Nun hat aber jüngst die junge Frau ihre Mutter mit der Mittheilung einer Thatsache überrascht und beglückt, in Folge deren es unbedingt nöthig sein wird, daß die Präsidentin die weite Reise nach dem Osten dennoch bald antrete. Wünschen wir, daß das bevorstehende freudige Ereigniß der Anlaß sein möge zur Beseitigung ihrer Vereinsamung.

## Die Bergquelle.

**E**s rauscht die Silberquelle,  
 Sie fließt so demanthelle  
 Herab vom moosigen Berggestein.  
 Was sie in tausend Jahren  
 Im Traum der Zeit erfahren —  
 Es ließ sie unberührt und rein!

Rausch' ohne Rast hernieder,  
 Es flüßtern Deine Lieder  
 Ins müde Herz des Pilgers Ruh,  
 Deß' Fuß an öde Stelle  
 Gebannt Du hast, o Quelle! —  
 Der ruheloser noch, als Du . . .

Frida Schwab.





## Ernst von Wildenbruch als dramatischer Dichter.

Kritische Studie von Ernst Brausewetter.

**W**er entsinnt sich nicht, wie im Jahre 1881 plötzlich nahezu gleichzeitig mehrere Dramen Wildenbruchs bekannt wurden und durch Deutschlands Gänge der Jubelruf ertönte, ein neuer Schiller sei erstanden. Und wenn die Kritik auch nicht unbedingt in diesen Jubelruf einstimmte, so leugnete sie doch nirgends, daß man es hier mit einem wahren Dichter und einem dramatischen Talent von ungewöhnlicher Bedeutung zu thun habe. Der Erfolg ist Wildenbruch seitdem zwar nicht immer ganz gleich treu geblieben, aber immer wieder hat er Schöpfungen geliefert, deren Bedeutung niemand bestreiten kann. Es wird nicht uninteressant sein, die dramatischen Werke dieses Dichters einmal im Zusammenhang zu betrachten, ihre Vorzüge und Fehler ins Auge zu fassen und zu versuchen sich darüber klar zu werden, ob Wildenbruchs Schöpfungen das volle Wiederaufleben des klassischen, historischen Dramas bezeugen, ob sie eine erfolgreiche Zukunft für diese Gattung hoffen lassen.

Wenn man Wildenbruch den neuerstandenen Schiller genannt hat, so ist das nicht ganz ohne Berechtigung. Es ist nicht allein eine gewisse äußere Ähnlichkeit in dem erhabenen Schwunge der fließenden, ideen- und sentenzenreichen Sprache, der echt theatralischen, belebten Handlung, die ihn zu diesem Namen ein wenig berechtigt, vor allem gleicht er Schiller in der machtvollen nationalen Begeisterung, die alle seine Werke durchzieht.

Durch seine „Karolinger“, „Harold“, „Menonit“, „Väter und Söhne“, sein „Kenes Gebot“ zieht sich derselbe nationale Gedanke:

„Des Mannes ganzes Leben  
Ist stummer Treue-Schwur dem Vaterland“

(„Väter und Söhne.“)

wie ein rother Faden hin. Die Vaterlandsliebe strahlt aus ihnen in reiner, hoher Begeisterung wieder.

Die „Karolinger“ behandeln jenen Streit Ludwig des Frommen mit seinen Söhnen erster Ehe (mit Irmengard), der wegen einer neuen Theilung seines Reiches zu Gunsten Karls, seines Sohnes zweiter Ehe (mit Judith) entstand. Die Handlung konzentriert sich um Bernhard, Grafen von Barcelona, der auf Karls Seite steht. Es ist die Tragödie der Herrschbegierde. Dieser Bernhard strebt nach nichts geringerem, als durch den Prinzen Karl die Macht im Frankenreiche an sich zu bringen, ja schließlich über jenen hinweg sich selbst auf den Thron zu schwingen. Wildenbruch liebt aber nicht die Einfachheit der Motive und Konflikte, und so hat er hier dem Bernhard außer der Leidenschaft der Herrschsucht noch die Liebe zur Kaiserin beigelegt. Mag dadurch das einzelne Motiv, jede Leidenschaft für sich schwächer, gleichsam gebrochener erscheinen, mögen seine Gestalten dadurch weniger einheitlich, mehr kompliziert werden, es ist andererseits auch nicht zu leugnen, daß sie dadurch menschlicher, natürlicher werden. Es sind keine abstrakten Begriffe, keine Typen der Leidenschaft, sondern wahre Menschen von Fleisch und Blut, mannigfach in ihren Wünschen und Trieben, wie die wahre Seele des Menschen. Dieser Bernhard ist eine gewaltige, lebenswahre Gestalt. Die Kritik hat in der Doppelheit seines Strebens nach der Macht und nach dem geliebten Weibe einen Fehler sehen wollen, sie hat behauptet, Worte in den ersten Akten, wie:

„Und diese Welt ist dann für Karl und für mich.  
Für Karl? Jawohl, so lang in Judiths Herzen  
Auf gleichen Schalen Karl und Bernhard ruh'n —  
Doch kommen soll die Stunde, da ihr Herz  
Nur noch den Namen Bernhard kennt — und dann,  
Dann Karolinger, Bernhard über Euch!“

ständen in Widerspruch mit seinem Verhalten am Schlusse; anfangs handle er nur aus Ehrgeiz. — Zunächst ist das nicht ganz der Fall. Jene Worte beziehen sich nur auf Karl, und er hebt ausdrücklich hervor, daß dieser so lange herrschen würde, als er in Judiths Herzen gebiete. Darin liegt doch schon, daß sein Ehrgeiz nie den Flug über die Liebe zu Judith hinwegnehmen werde; aber ferner ist es doch möglich, daß anfangs in ihm die Herrschsucht stärker ist als die Liebe, dann aber diese durch den intimen Verkehr mit der Geliebten immer heißer entfacht, selbst jene überflügelt. Gerade in diesem inneren Konflikt Bernhards liegt für mich das Tragische seines Charakters. Er glaubt anfangs auch mit der Liebe zu Judith wie mit der zu Hamatellwa — einer jungen Maurin, die ihm einst das Leben gerettet und ihm aus Liebe nach Deutschland gefolgt ist; als sie seine Treulosigkeit erkennt, nimmt sie sich das Leben — spielen zu können und seinen ehrgeizigen Zwecken dienstbar zu machen, aber das Verhängniß ereilt ihn, die Liebe ist stärker als er und treibt ihn dahin, Dinge zu wagen, die seinen ganzen Plan zum Scheitern bringen und seinen Untergang herbeiführen.

Zweifelhafter erscheint mir der Charakter der Kaiserin. Anfangs

gilt all ihr Streben, ihre ganze Liebe nur ihrem Sohne; später wird sie völlig von der Liebe zu Bernhard beherrscht. Ist eine solche plötzliche Leidenschaft aber, die sie Anstand, Sitte, Treueschwur, alles vergessen läßt, bei einer vierunddreißigjährigen Frau, der Mutter eines bald erwachsenen Jünglings, wahrscheinlich?

Der Hauptfehler der Dichtung liegt in dem Mangel eines eigentlichen Helden, auf den sich unser Interesse durchgängig konzentriert, und demgemäß eines durchgehenden Konfliktes. Hier haben wir einmal den Konflikt zwischen Ludwig oder vielmehr Judith und den Söhnen Trnengards (Lothar und Ludwig der Deutsche), sodann den Konflikt zwischen Ehrgeiz und Liebe (Bernhard — Hamatelliwa), ferner zwischen Kindesliebe und Verachtung der Ehebrecherin (seiner Mutter) in Karl. Bald stehen Lothar und Ludwig, bald Bernhard, bald Karl als Helden im Vordergrund des Interesses.

Soll ich noch die kleinen Schwächen anführen, die nur den Neuling im dramatischen Schöpfungsgebiete verrathen, daß die unglaublichsten Dinge in Karls Schlafgemach vor sich gehen, daß es unfassbar ist, warum Bernhard die Hamatelliwa an den Hof mitbringt und ähnliches? Gewiß, das sind Uebelstände, die namentlich bei der Aufführung stören, aber welcher junge Dichter hätte darin nicht gefehlt? Man verweile lieber auf der kraftvollen Charakteristik Bernhards, Lothars, Ludwigs des Deutschen, des greisen Mauren Abdallah und anderer, weniger hervortretender Gestalten, man erfreue sich lieber an der echt poetischen, tief tragischen Gestalt Hamatelliwas, man beachte lieber diese glänzende, gluthdurchhauchte, stets charakteristische Sprache, diese spannende Handlung mit den effektvollen Aufschlüssen.

\* \* \*

Die Tragödie „Harold“ stellt, wie schon jeder aus dem Titel errathen wird, die Geschichte dieses letzten Königs der Angelsachsen dar, wie er nach der Normandie zog, den hinterlistig erdachten Eid schwur und in der Schlacht bei Hastings den Heldentod starb. Wilhelm von der Normandie sich aber Englands Krone auf das Haupt setzte.

Wer wollte die Fehler leugnen, an denen auch diese Dichtung krankt. Wer wollte es bestreiten, daß der Charakter des Helden zu wenig groß ist, um unser volles Interesse, unser Mitstreben zu erregen. Wer so thöricht handelt wie Harold im ersten Akte, daß er den Mächtigen, den König Eduard, reizt, ohne auch nur über die geringste Macht zu verfügen, seinem Thun Nachdruck zu geben, der kann im Unglück zwar auf unser Mitleid zählen, aber nicht auf unser volles, hingebendes Interesse, da wir ihm von vornherein keinen Erfolg zutrauen können. Auch später sein Eid! Ist es nicht eine thörichte, ja unbegreifliche Uebereilung! Wie kann man diesen Eid — „die Erbschaft, welche Eduard ihm versprach, helf' ich erlangen Wilhelm dem Normannen“ — leisten, ohne sich zu verge-



### **Eine Novität.**

Nach einem Originalgemälde von H. Ketschenreiter.

303  
H. P. K.

wiffern, um welche „Erbchaft“ es sich handelt? Und ferner, wenn er im vierten Akte, als er durch den Boten des Papstes des Meineides beschuldigt und verflucht wird, anstatt sich zu rechtfertigen, dem Volke zu enthüllen, wie man ihn betrog, wodurch er sich sicher einen Theil seiner Anhänger erhalten hätte, nur einige unzusammenhängende Worte stammelt und den Priester vor allem Volke niederstößt! Was sollte dieser Mord? Die Beschuldigung und der Fluch war ausgesprochen, durch Todschlag widerlegt man nicht, aber durch den Mord des heiligen Dieners der Kirche — zudem eines Gesandten — mußte er seine letzten Anhänger verlieren. Trotz dieser Thorheiten bleibt unser Mitleid diesem Harold wohl; wir bedauern es tief, daß sein berechtigtes, edles Streben sein Vaterland zu retten so fehlschlägt, daß dieser freimüthige, heldenhafte Mann so nichtswürdig hintergangen wird und dadurch zugrunde geht, aber können wir fürchten, daß es uns in ähnlicher Lage ebenso ergehen könnte? Werden wir uns nicht etwas mehr Klugheit zutrauen? Erwähnen muß ich auch noch die ziemlich unmotivirte oder wenigstens mit ihrem sonstigen Thum nicht in Einklang stehende Weigerung Gythas, der Mutter Harolds, ihrem Sohne nach der Rückkehr aus der Normandie als König zu huldigen. Dieser Fehler ist deshalb um so empfindlicher, als jene Weigerung einer der Punkte ist, aus denen sich die Katastrophe entwickelt und gerade hierbei größte Folgerichtigkeit und vollste Wahrscheinlichkeit nöthig ist. Diese Fehler sind in die Augen springend, aber werden sie nicht reichlich wett gemacht durch die zahlreichen Schönheiten der Dichtung? War schon in den Karolingern das Zeitkolorit trefflich wiedergegeben, so entwirft uns hier der Dichter ein reiches Gemälde der Zerrüttung der englischen Verhältnisse. Dieser schwache König, der nicht Blut sehen kann, und doch aus Furcht Ströme Bürgerblutes fließen läßt, dieser normännische Adel, dessen Gewaltthatigkeiten Englands Bürger zur Empörung zwingen, und der doch schon fast alle Macht in Händen hat, die Uneinigkeit der angelsächsischen Edlen! Und auf der anderen Seite der normännische Hof voll Hinterlist und Schlaueit, aber auch voll kraftvoller Einigkeit und stolzem Streben, voll Genußsucht, aber auch voll Ritterlichkeit! Und nun vollends Adels, die Tochter des Herzog Wilhelm! Wie süßer Blütenduft geht es von dieser reizenden Gestalt aus und überflutet die ganze Dichtung. Wer so ein zartes, reines, strahlendes Wesen zu schaffen vermag, das vor uns steht in berückender Lebenswahrheit, der hat sich selbst sein hohes Lob gesungen.

Gleiche Bewunderung verdient die Gestalt des Sachsenpriesters Wilfried. In wenigen Strichen eine fest unrißene, klare Gestalt. Und welcher Konflikt in dieser Seele! Vaterlandsliebe und Glauben! Ein Schüler der Priesterchule zu Rom, muß er Zeuge sein der Frevel, die die Kirche an seinem angestammten Fürsten, an seinem Vaterlande verübt, und es noch nach den ihm dort eingepfosten Grundätzen für seine höhere Pflicht halten, ihr dabei zu dienen, um

erst im Tode zu hören, daß er Unrecht that und daß sein Leben verfehlt war. Wildenbruch hat es selbst gefühlt, was in diesem Konflikt liegt, hat er ihn später doch zur Grundlage seines „neuen Gebotes“ verwandt; hier aber leider die Konsequenz nicht mit solcher Schärfe gezogen.

\* \* \*

Es ist vielfach als eine glückliche Idee gepriesen worden, das Verbot der Menoniten: Waffen zu führen zum Konflikt einer Tragödie herauszuarbeiten. Ich kann dem nicht ganz beistimmen. Der Konflikt, den ein dramatischer Dichter wählt, muß, wenn er uns wahrhaft erschüttern soll, ein allgemein möglicher sein. Ergreifen kann uns nur ein Seelenkampf, dessen Möglichkeit wir auch für uns fürchten können. Das ist hier nicht der Fall. Daß, wenn unser Heiligstes, unsere Ehre angegriffen wird, auch selbst der Friedfertigeste zum Schwerte greifen muß, daß man sein untergehendes Vaterland aus Friedensliebe oder gar aus Egoismus nicht im Stiche lassen darf, ist allgemein genug anerkannt, um uns nicht erst in einer Tragödie erweisen zu werden. Daß es vielleicht an 12,000 Menschen giebt, die so denken oder gedacht haben, geht uns nichts an. Mit demselben Rechte könnte man eine Tragödie gegen die Menschenfresserei schreiben. Ja, hätte der Dichter aus seinem Stoffe keine „Ideentragedie“ gemacht, sondern nur kritiklos und objektiv die sich aus der Menonitenlehre ergebenden Konsequenzen gezeigt, so ginge es noch an. Da er aber hier nicht allein die Thatfachen sprechen läßt, sondern mit großem Pathos die Thorheit, die diese Lehre enthält, nachweist, erscheint uns manchmal das Ganze als „viel Lärm um nichts“.

Im übrigen hat Wildenbruch seinen Gedanken trefflich darzustellen gewußt. Das menonitische Friedensprinzip und die Gewalt Herrschaft des Feindes — das Drama spielt zur Zeit der französischen Okkupation in Westpreußen — der Egoismus, die Angst für Hab und Gut der Menoniten und der Dpfermuth Hennekers, Schills Bote, der fern aus Westfalen kommt, um unter steter Lebensgefahr zum Kampfe für die Freiheit zu werben, das sind scharfe Gegensätze, die den Hintergrund für eine dramatisch bewegte Handlung abgeben. Das zeitgeschichtliche Kolorit ist auch hier wieder meisterlich getroffen. Der Konflikt ist, wie fast stets bei Wildenbruch, ein zwiefacher. Reinhold, ein junger Menonit, der lange Zeit „draußen im Reich“ gewesen ist und daher freiere Ansichten hat, wird zuerst, indem er die Geliebte gegen die freche Aufdringlichkeit eines französischen Offiziers schützt, zu der Nothwendigkeit eines Duells getrieben. Also Konflikt zwischen der Lehre der Scenen und seiner Ehre, die das Duell fordert, da er sonst für einen Feigling gehalten würde. Dennoch versäumt er das Duell, da er hofft dadurch die Geliebte, Maria, zu erringen. Als er sich hierin getäuscht sieht, leiht er in Verzweiflung der Werbung des Boten Schills Gehör. Matthias, der bestimmte

Bräutigam Maria's, hat diese Unterredung belauscht und denuncirt ihn bei der Gemeinde, die Auftrag hat Hennecker, sowie jeden, der ihm folgen will, den Franzosen zu überliefern. Vergeblich bemüht sich Reinhold das Vaterlandsgefühl in den Seinen zu wecken. Also Konflikt zwischen dem Menonitenegoismus und der Liebe zum Vaterland.

Daß Reinhold in der Hoffnung, dadurch die Geliebte zu gewinnen, auf das Duell verzichten will, wodurch er doch seine Ehre verliert, ist eben so unbegründet, wie unwahrscheinlich und setzt den Helden in unsern Augen so sehr herab, daß wir ihm nicht mehr unsere volle Sympathie schenken können. Mit seinem Patriotismus ist es auch nicht weit her, da er Hennecker eigentlich doch nur folgen will, weil er sonst nichts anderes anzufangen weiß, und im letzten Akte, als Maria ihn befreit und mit ihm fliehen will, da ist derselbe völlig verraucht. Anstatt die kostbaren Minuten zu nutzen, Hennecker zu retten, seinem Vaterlande in seiner Person einen Kämpfer zu erhalten, das Glück, das sich ihm bietet zu ergreifen, bleibt er, um — Matthias über den Haufen zu schießen. Eine geradeswegs kindische Handlungsweise! Ebenso wenig patriotisch wie wahrscheinlich.

Maria stirbt am gebrochenen Herzen, eine bei tragischen Dichtern zwar sehr beliebte, aber meist durchaus unwahrscheinliche Todesursache. Wildenbruch wußte mit ihr aber wohl nichts anderes anzufangen.

Matthias ist die am besten gezeichnete Figur des Dramas. Dieser scheinheilige, äußerlich ruhige, sittenstrenge Mann, in dessen Innern die Flamme wilder, sinnlicher Leidenschaft wüthet, die er hinter der Larve der Milde und Rechtlichkeit zu verbergen weiß, für den es nicht Vaterland, nicht Glauben, nicht Freundschaft, selbst nicht Liebe, nur Egoismus, Befriedigung seiner rasenden Sinnlichkeit giebt, ist eine ebenso graufige, wie großartige Gestalt.

Der eigentliche fanatische Menonit mit seiner Feigheit und Habsucht, den es nicht kümmert, wer sein Herr ist „der Napoleou oder der da in Berlin“, der das Wort Ehre für Hirngespinnste erklärt, ist in dem hämißchen Spötter Justus trefflich wiedergegeben, der zugleich das scharfe Gegenbild zu dem selbstlosen, von Begeisterung für das Vaterland durchglühten Hennecker bildet.

Die Sprache ist in dieser Dichtung von seltenem Schwunge; namentlich liegt in der Scene mit Hennecker eine Kraft und Poesie, eine Tiefe der Empfindung, die wahrhaft hinreißend wirkt. Ueberhaupt liegt das Hauptverdienst dieser Dichtung, wie das von „Väter und Söhne“, darin, daß sie wahrhaft nationale Dichtungen sind. In diesem Hennecker ist gleichsam die große Zukunft unseres Vaterlandes — unsere Gegenwart — verkündet. Ein Volk, das solche Männer zählt, das kann wohl sinken, doch untergehen kann es nimmermehr!

\* \* \*

Ebenfalls in Preußen im Anfang dieses Jahrhunderts spielt „Väter und Söhne“. Es ist nur zu natürlich, daß es für uns Preußen kaum einen interessanteren, ergreifenderen Stoff geben kann, als das Unglück und die darauf folgende Erhebung unseres Vaterlandes in jener Zeit. Wer wünschte nicht diese traurigen und namentlich diese herrlichen Tage in voller Lebenswahrheit vor sich zu sehen! Ist es darum wunderbar, wenn der Dichter, der Vaterlandsliebe und Begeisterung besitzt, mit einem solchen Stoffe von vornherein unser Beifall gewiß ist? Und nun vollends ein Dichter wie Wildenbruch, der ganze, lebenskräftige Gestalten aus dem Boden ihrer Zeit herauswachsen zu lassen vermag. Wäre „Väter und Söhne“ auch nichts anderes, sicher ist es ein naturwahres, hochpoetisches, ergreifendes dramatisches Bild jener Zeit, voll echt nationaler Gesinnung. Die feige Muthlosigkeit, das Verzweifeln an sich selbst, der völlige Mangel des Vaterlandsgefühls, der durch Unterdrückung und Ungerechtigkeit irgeleitete Geist der „Väter“ ist in wahrhaft staunenerregender Weise porträtirt. Dieser General Ingersleben mit seinem: „Uns verschlingt der Genius unserer Zeit“. Diese Obersten der Festung Künstrin, die jeden Widerstand für nutzlos halten. Dieser Dorfschullehrer Valentin Bergmann, der wegen erlittenen persönlichen Unrechtes — sein Sohn war den Tod durch die Spießruthen gestorben, als er, der hatte studiren wollen, auf zwanzig Jahre eingezogen war und aus Verzweiflung desertirte — nicht nur Rache an der Person dessen, der es ihm zufügte (Ingersleben), sondern an dem Vaterlande haben will, das solch' grausame und ungerechte Gesetze hat. Sie alle zeigen in schauriger Klarheit, wie es zu den Tagen von Jena und Auerstädt kam, warum Festung um Festung ohne Schwertschlag kapitulirte, warum der alte Stamm gleichsam zugrunde gehen, beiseite gedrängt werden mußte, damit Preußen wieder ein großer, freier, lebensfähiger Staat werden konnte. Und in der Jugend, diesen Lieutenant Thynkel, Wille, Ingersleben, in den Frauen ist die Zukunft, die Zeit der Erhebung, Befreiung gleich im Anfange in flammenden Farben gezeichnet. Diese beiden ersten Akte sind auch vom rein dramaturgischen Standpunkte meisterhaft. — Es folgt die Zeit der Erhebung — „der Söhne“ — die die drei letzten Akte darstellen. Und wieder ist es Wildenbruch gelungen den großen Zug der Begeisterung, die diese Zeit bewegte, ihre erhabenen, menschlichen, reinen Ideen zur Geltung und gelungenen Darstellung zu bringen. Selbst die hier eingefügte humoristische Gestalt — das alte Faktotum Riefebusch — ist ein prächtiger „Barometer“ der Zeitstimmung. Er zeigt, wie selbst in dem alten Philister, dessen erste Bürgerpflicht Ruhe war, die Erhebung ihren Wiederhall findet. — So sind wir Zeugen der letzten Momente, die den frechen Unterdrückern in unserer Hauptstadt gegeben sind, grell klingen seine Gewaltthätigkeiten hinein, wir sind Zeugen seiner Vertreibung, Zeugen, wie sich das preußische Volk zur reinen That der Befreiung und wahren Freiheit erhebt, wie es selbst ihm widerfahrendes Unrecht nicht rächt, wenn es von einem

Landesmanne kam. Wir hören von dem großen Siege, den die preussischen Waffen erkämpft, und das Drama schließt mit machtvoll erhebendem Ausklang, wenn der einst durch seinen Vater zum Landesverrath verführte Jüngling — Heinrich Bergmann — den Heldentod für das Vaterland stirbt, und der Vater selbst im Anblick der großen neuen Zeit voll „Güte und Gerechtigkeit“ — sein Unrecht erkennt.

Dennoch bleiben die Fehler der Dichtung als Drama bestehen. Es fehlt der Held. Unser Interesse gehört in den zwei ersten Akten dem Valentin Bergmann. Das furchtbare Unrecht, das ihm widerfahren, erregt aufs tiefste unser Mitgefühl, so daß wir seiner Rache — er ist die Veranlassung, daß Ingersleben die Festung Küstrin mit dreitausend Mann an ein Regiment übergibt, und daß der Sohn desselben für einen Deserteur und Vaterlandsverräther gehalten wird, — mit Furcht und Schauern, aber auch mit tiefster Theilnahme folgen. Wir begreifen hier vollständig, wie er soweit getrieben werden konnte. Wenn er sich später aber für Geld als Spion verkauft, um so die Mittel zu gewinnen seinen Sohn Heinrich studiren zu lassen, wenn ihm förmlich das Verständniß für die Erbärmlichkeit seines Thuns abzugehen scheint, so mag dieses aus der ganz seltenen Verbitterung, in die er sich versenkt hat, erklärlich sein; wir können aber seinem Empfinden nicht mehr recht folgen und die Niedrigkeit seiner Handlungsweise macht unsere Theilnahme unmöglich. Dieselbe geht auf seinen Sohn Heinrich über, der einst, ohne sich seiner That recht bewußt zu sein, an dem Verrath des Vaters und seiner Rache an Ingersleben theilnahm, — was übrigens ziemlich schwach motivirt ist — und der nun, da er selbst den Freischaaren angehört, hören muß, daß er von dem Blutgelde des Vaterlands gelebt hat. Da beschließt er seine an der Familie Ingersleben begangene Schuld dadurch zu sühnen, daß er durch Selbstanklage den Sohn von dem Verdacht des Vaterlandsverrathes befreit. Seine Schuld gegen sein Vaterland sühnt er durch den Tod auf dem Schlachtfelde. Daneben nimmt noch der begeisterte Vertreter der neuen Zeit, Lieutenant Thynkel, zeitweise unser Interesse in Anspruch, sowie der hochherzige und unglückliche Lieutenant Ingersleben, das unschuldige Opfer der Rachepläne Valentins.

Die Handlung des Dramas ist in zwei Theile gerissen: das Drama der Väter und das der Söhne; aber dieser Fehler war für den Dichter nothwendig, wenn er seine Idee zur Darstellung bringen wollte. Er wollte zeigen, wie die Schuld der Väter durch die Söhne gesühnt und gebüßt ist, und diese Idee bedingte die Theilung der Handlung. Wir müßten also entweder auf das Drama verzichten oder diesen Fehler desselben mit in den Kauf nehmen. Die Wahl kann nicht schwer sein.

\* \* \*

Da in Wildenbruchs dichterischer Thätigkeit ein besonders beachtenswerther Fortschritt nicht bemerkbar ist, brauche ich seine Dichtungen nicht in chronologischer Reihenfolge zu besprechen. Ich schließe hier also gleich „das neue Gebot“ (1886) an, da dasselbe auch zu den nationalen Werken des Verfassers gehört. Ein gut Theil des großen Erfolges, den diese Dichtung fand, darf man wohl auf die stark tendenziös gefärbte Idee des Dramas zurückführen. Es ist natürlich, daß die Frage: hat der katholische Priester dem Papste zu gehorchen oder Kaiser und Reich treu zu sein? namentlich in protestantischen Deutschland des größten Interesses sicher ist. Auch diese Dichtung behandelt wieder zwei Fragen zugleich, da auch noch die der Priesterehe dazu kommt.

Das Stück spielt zur Zeit Heinrich IV. und des Papstes Gregor. Ein Priester, Wimar Knecht, geräth zunächst in einen Konflikt des Herzens, das ihn zu König und Reich zieht, und der Pflicht, die ihn dem Papste gehorchen heißt. Der König ist verflucht, es ist seine Pflicht ihn zu verlassen. Als aber die Königin, flüchtig, in Kindesnöthen, zu ihm gelangt und in seiner Kirche Schutz sucht, kann er der Stimme seines Weibes, die Menschlichkeit heischt, nicht widerstehen. Das Herz siegt über die Pflicht. Allein ein neuer Konflikt steht ihm bevor. Der Papst hat das Verbot der Priesterehe erlassen und fordert von allen Geistlichen, daß sie ihre Frauen verstoßen sollen: „denn eure Ehe ist Gräuel vor Gott; eure Weiber, nicht Ehefrauen, Buhlerinnen sind's!“

Als dieses neue Gebot zu Wimar gelangt, wird ihm sein bisheriger Irrthum plötzlich furchtbar klar. Nicht seines Herzens Stimme log:

„Herr der Welt,  
Dich habe ich mein Leben lang gesucht  
Und einen Menschen hab' ich angebetet.“

Eh' er sich von seinem Weibe trennt, die dreißig Jahre treulich mit ihm Freud und Leid getheilt, verläßt er Amt und Gemeinde und zieht in die Einsöde der Wälder. Aber schon im nächsten Frühjahr steht er vor der Leiche der geliebten Gattin, die jenes Wort „Buhlerin“ tödtlich ins Herz getroffen hat. — König Heinrich hat indessen ein großes Heer um sich gesammelt und siegt an der Unstrut über die Sachsen, und sein Schwert trifft mit tödtlichem Streiche im Kampfe den Priester Bruno, der den Fluch und die Botschaft des Papstes an Wimar brachte, und sterbend erkennt derselbe König Heinrich an und bittet Wimar ihm zu verzeihen und die Absolution zu erteilen. Doch Wimar weist ihn zurück und verlangt die Zurückerstattung alles dessen, was Bruno ihm geraubt, und verzeiht erst, als Heinrichs Sieg ihm alles wiedergiebt:

„Ein neu Gebot hast Du uns bringen wollen:  
Seid Gott getreu und treulos Eurem Land,  
Du hast Gott nicht gefannt: er spricht zum Menschen  
Nur in der Heimatsprache heil'gem Laut.  
Liebe zum Vaterland ist Gottesdienst.“

Wildenbruch hat sein Drama „ein Schauspiel“ genannt. Ein Schauspiel ist ein ernstes Stück mit gutem Schluß, das heißt mit dem vollständigen ideellen, wie materiellen Siege des Helden. Der Sieg ist hier aber nur scheinbar ein vollständiger. Es wird im Drama allerdings so dargestellt, als seien mit dem Siege Heinrichs auch die beiden Fragen zur Anerkennung gebracht, um die das Drama sich dreht. Das ist thatsächlich aber nicht der Fall. Erst nach der Schlacht an der Unstrut erfolgte Heinrichs Demüthigung vor Canossa. Aber selbst zugegeben, daß der Dichter, wie Lessing sagt, von der Geschichte nur so viel zu wissen braucht, als ihm beliebt, so muß er doch die Welt kennen und wissen, daß diese beiden Fragen noch heute durchaus nicht gelöst sind. Ein römisch-katholischer Priester darf sich noch heute nicht vermälen, und der Streit über Kaiser und Papst ist noch lange nicht geschlichtet. Ich möchte fast sagen ideell hat die Idee gesiegt, denn der unparteiische Beurtheiler wird ihre Berechtigung anerkennen, aber nicht thatsächlich. Der Stoff eignet sich eben nur zur Tragödie, wo die Idee nur „ideell“ zu siegen braucht, thatsächlich, das heißt in ihrer momentanen Erscheinungsform, zugrunde gehen darf. Ein Beweis für meine Behauptung: wenn Wimars Weib noch lebte, dürfte er auch am Schlusse, trotz dem Siege des Königs, nicht Priester sein. Brunos Reue ändert daran nichts, denn nicht er, sondern der Papst hat jenes „Gebot“ erlassen und der Papst nimmt es nicht zurück. Hier liegt nämlich ein logischer Irrthum. Im letzten Theile wird es so dargestellt, als sei Bruno Wimars Gegner, und seine Reue die Lösung der Frage. Er ist aber doch nur der Bote, gleichsam der Mund des Papstes. Daher hat er auch gar kein „todeswürdiges Verbrechen“, wie Wimar jagt, begangen. Eine Schuld ist nur da denkbar, wo das Bewußtsein der Schuld sein kann. Bruno handelt aber aus Ueberzeugung gut zu thun. Für ihn ist, wie anfangs ja auch für Wimar, „der Papst Gott“. Wie soll er also darauf kommen, daß derselbe ihm etwas unrechtes befiehlt. Sein Thun ist keine moralische oder sittliche Schuld, sondern höchstens eine tragische — sein Irrthum verdient unser Mitleid, nicht unsern Haß. So ist Wimars anfängliches Verhalten gegen ihn wohl natürlich und begreiflich, aber nicht sittlich gerecht und kann daher unsere Billigung nicht haben, was der Dichter doch wohl fordert. Uebrigens ist Brunos Reue unwahrscheinlich. Wie soll der Anblick eines Menschen, wer es auch sei, Lebensüberzeugungen umstürzen können? Wildenbruch liebt es, seine „Gegenspieler“ bereuen zu lassen, was ja wohl auch den Beifall unseres Publikums findet, aber natürlich ist es nicht immer.

Trotz dieser schwerwiegenden Fehler ist das neue Gebot auch abgesehen von seiner interessanten, nationalen Idee, eine bedeutende Schöpfung. Die Charakteristik namentlich Wimars, dieses Mannes mit dem großen Herzen, ist individuell, die Handlung spannend und dabei in fast raffiniert kunstvoller Weise aufgebaut und vom theatralischen Standpunkt von ungewöhnlicher Wirkungskraft. Einige lyrische

Scenen, wie die Liebescene zwischen Wimar's Tochter und ihrem Geliebten Berthold, und die Sterbescene Marthas, der Frau Wimar's, sind von seltener Schönheit, und die Sprache ebenso dramatisch, wie natürlich und doch voll echter Poesie.

\* \* \*

Ließe sich bei den bisher besprochenen Dichtungen vielleicht eine Verwandtschaft mit Schiller nachweisen, so komme ich nun zu zweien, in denen sich eher eine solche mit Shakespeare auffinden ließe. Bei „Christoph Marlow“ (1884) liegt die Verwandtschaft wohl in der kraftvollen Heraushebung einer tragischen Leidenschaft, was Wildenbruch sonst nirgend in so hohem Grade gelungen ist. Im „Fürsten von Verona“ (1886) liegt die Beziehung wohl hauptsächlich im Stoffe.

Der Gedanke:

„Wehe dem Weibe, das auf Mannes Geist  
Sein Leben baut und nicht auf Mannes Herz.“

soll in „Christoph Marlow“ erwiesen werden. Im übrigen ist es eine Charaktertragödie. Die Tragödie des Ehrgeizes, der Ruhmbegierde. Christoph Marlow gehört zu jenen Menschen, die „gefoltet von der eignen Phantasie sich in reine Menschenherzen stüchten und sie verwüsten“. Sein „Faust“ und „Tamerlan“ haben ihn zu Englands gepriesenstem Dichter gemacht, aber dennoch hat seine Seele keinen Frieden, er fühlt sich einsam, da alle andern ihn nicht verstehen, wie er meint. Da sieht er Leonore Walsingham, die Tochter seines Wohlthäters, die ihn längst in seinen Werken bewundert, liebt. Die Dämonie seines Wesens, sein Bekenntniß, daß ohne sie sein Leben einsam sei, daß er nur bei ihr den ersehnten Frieden finden könne, entflammen ihre Leidenschaft vollends. Und er, in dem Egoismus seines Geistes, reißt sie aus dem Frieden des Vaterhauses, von der Seite des ihr mit selbstloser Herzensliebe zugethanen Bräutigams, Francis Archer. Sie fühlt wohl, was sie verliert. „Sein Herz muß groß sein es ihr zu ersetzen, betäuben muß er sie im Rausche durch den Himmel seiner Phantasie.“

Aber Marlow ist nicht, wofür er selbst sich hält; er ist nicht Englands größter Geist und Dichter. Er wohnt der ersten Auf- führung von Romeo und Julia bei und „Gott“ hat sich ihm offenbart. So ist der Glaube an sich selbst und seine Mission dahin, aber auch der Glaube an Leonores Liebe, da er nur Verehrung des Geistes, nicht Liebe des Herzens kennt. Sie liebte ja nur den Dichter in ihm. „Und für den größern Dichter giebt sie den Stümper hin.“ Herzlos schlendert er ihr in seiner Verzweiflung solche Anklagen ins Gesicht und erschüttert so auf das Furchtbarste die selten feinsüßliche Seele der Geliebten. Sie, die ihm alles geopfert, wird so verkannt! Und als nun noch die Kunde kommt, daß ihr Vater in jener Nacht, als sie von Hause entwich, gestorben ist, unnachtet Wahnsinn ihren

Geist. So hat Marlow's Egoismus seinen Wohlthäter und seine Geliebte zugrunde gerichtet. Er selbst aber fällt von der Mäherwaffe Francis Archer's, indem er seinen Geist von der Selblosigkeit des Herzens dieses Mannes für besiegt erklärt, und stirbt im Anblick seines geistigen Siegers:

„Das Bild des Dichters, wie ihn Leonore träumte,  
So groß, so heilig, ohne Hohn und Lächeln  
Und ohne Freude, daß der Gegner sank.“

William Shakespeares. Versöhnt entschwebt sein Geist. Er liebt den Feind.

Eine gewaltige Tragödie, wohl die tragiischste, die Wildenbruch bis jetzt geschaffen; tief erschütternd und machtvoll erhebend. In der Charakterzeichnung unbedingt sein Meisterwerk. Die wilde Phantasie, der egoistische Geist, der sich selbst und alles, was sich an ihn kettet, vernichtet, da er nicht durch die Macht des Herzens geläutert und gebändigt wird, ist in Marlow großartig verkörpert. Der dämonische Zauber, der ihn anfangs umschwebt, so lange er an sich und seine Mission glaubt, ist geradezu bewältigend, und der Vorwurf: Leonore sei untragisch, da sie sich von eitelm Wortgepränge und schwungvoller Bildersprache wie eine Närrin bethören lasse, geradezu lächerlich. Sie steht schon unter dem Bann seines Geistes, ehe sie ihn persönlich kennt. Und nun kommt dieser Mann selbst, berauscht ihren Geist und erregt die Tiefen ihres Herzens. Ihre Bewunderung wächst zu extatische Schwärmerei, ihr Mitleid zu Liebe an. Und als er ihr verkündet, daß sie ihm Glück und Frieden geben könne, daß sie ihm vom Schicksal bestimmt sei, da vergißt sie Kindesliebe, Pflicht, alles; sie folgt dem übermächtigen Drange ihrer Seele zur Erfüllung ihrer Mission. Die Steigerung ist hierin wahrhaft meisterhaft. Daß es bei einem so schwärmerischen Wesen, dessen Denken und Fühlen in wildesten Aufruhr versetzt ist, nur eines erschütternden Gegenstoßes bedarf, um ihren Geist zu zerrütten, ist klar. Dieser ergreifende, tragiische Charakter ist „in dem Zeitalter der Nervosität“ der größten Beachtung werth. Ob er allerdings in den Charakter der Shakespeareschen Zeit paßt, überlasse ich andern zu entscheiden.

Als kraftvoller Gegensatz zu Marlow und Leonore erscheinen der edle Greis Thomas Walsingham und Francis Archer. Der Letztere ist der Vertreter des „selbstlosen Herzens“ gegenüber „dem egoistischen Geist“. Schlichte Bescheidenheit und männlicher Ernst, innige, opferwillige Hingabe ohne wilddrängende Leidenschaft, Gerechtigkeit, Milde und Großherzigkeit, das sind die wahrhaft erhabenen Eigenschaften dieses Mannes.

In den Bedientenscenen und namentlich in den Dichterscenen (zwischen Marlow's Kollegen, die der Vorstellung von Romeo und Julia beiwohnen) hat Wildenbruch wahrhaft Shakespeareschen Humor und Kunst der Charakterisirung in wenig Strichen bewiesen.

Leider wird die tragiische Wirkung dadurch beeinträchtigt, daß der Glücksumschlag und damit die Katastrophe für Marlow nicht eigentlich

aus ihm selbst, sondern von außen durch ein zufälliges Ereigniß erfolgt. Er geht nicht eigentlich durch seinen Ehrgeiz oder Egoismus zugrunde, sondern dadurch, daß er sich für den Größten hält, und sich ein größerer findet. Aber zu jenem Glauben war er berechtigt, denn er war es nach aller Zeugniß — bisher. Es fehlt daher die innere Nothwendigkeit seines Unterganges. Gewiß, seine Einseitigkeit und Ueberhebung forderte sein Schicksal heraus, aber das Erscheinen Shakespeares erscheint als etwas zufälliges, nicht als etwas notwendiges. Ei wenn Shakespeare zu seiner Zeit nicht gelebt hätte? Das war doch Zufall. Wildenbruch hat den Zusammenhang dadurch hereinbringen wollen, daß Walsingham dem Marlow den Fluch nachsendet: „ein Größerer komme über Dich!“ aber diese Verknüpfung ist willkürlich und rein äußerlich.

Dennoch halte ich „Christoph Marlow“ vom rein dramaturgischen Standpunkt für Wildenbruchs vollendetstes Werk.

\* \* \*

Seine neueste Schöpfung ist: „Der Fürst von Verona“, eine neue Auflage des Romeo-Julia Konfliktes. Entsteht bei Shakespeare der Konflikt aber allein aus der Liebe des jungen Paares und dem Haß der Familien, so läßt Wildenbruch ihn hier gleichzeitig aus der Idee des Helden herauswachsen. Mastino della Stala, Fürst von Verona, will seinem Lande den Frieden bringen, den alten Streit der Ghibellinen und Guelfen, auf dessen Hintergrunde sich das Drama aufbaut, endigen. „Es giebt keine Ghibellinen und Guelfen mehr, sondern nur Bürger von Verona.“ An der Unmöglichkeit der Durchführung dieser Idee geht er zugrunde. Wildenbruch hat es in großartiger Weise dargestellt, wie groß der Haß der Parteien ist. Und wenn auch das Liebesband, das Mastino (Ghibelline) mit Selvaggia, der Tochter des Guelfenhauptes, verbindet, einen Augenblick eine Versöhnung möglich erscheinen läßt, bei dem Verlobungsfeste selbst kommt es zu blutigem Streit. Mastinos eigener Bruder tödtet einen vornehmen Guelfen. Und wenn Mastino seine Gerechtigkeit auch durch die Verbannung desselben beweist, die verkündigte Ankunft Konradins von Hohenstaufen ruft neuen Zwist hervor. Mastino verdirbt es, da er Konradin zwar Unterkunft, aber keine Hilfe wider Karl von Anjou gewähren will, mit beiden Parteien. Um einen Ueberfall des Kastells zu verhüten, muß er Selvaggia, die die Thren verlassen hat und ihm gefolgt ist, mit ziemlich geringem Schutze zurücklassen.

Da wird sie denn von Adelaide, ihrer Stiefmutter und Scaramello, den sie früher auf Verlangen ihres Vaters und Adelaides heiraten sollte, überfallen. Sie soll ins Vaterhaus zurückkehren. Sie weigert sich, und als plötzlich die Stimme des zurückkehrenden Mastino ertönt, stößt Scaramello sie nieder, um dann von Reue ergriffen, Adelaide und sich selbst zu tödten. Auch Mastino ist im Kampfe

tödlich verwundet. Er sinkt sterbend in die Arme Selvaggias, vereint mit ihr auf ewig, denn:

„Die Seele des Menschen kann die Ewigkeit ahnen, die Seele des Menschen muß ewig sein.“

Schon die Inhaltsangabe zeigt, wie zahlreiche Einzelheiten an Shakespeares Romeo erinnern, dennoch ist es ein vollständig selbstständiges Werk.

Der Mangel einer tragischen Schuld, den einige Kritiker aufgewittert haben, ist nicht vorhanden. Jeder Mensch muß die nothwendigen Folgen seines Wollens tragen und hat sie in gewissem Sinne auch stets verdient. Wer unmögliches will, mag dasselbe noch so edel sein, geht daran zugrunde und reißt alles, was ihm untrennbar vereint ist, mit sich. Ein solcher Untergang wird auf uns nie peinlich wirken und darauf allein kommt es hierbei an. Wildenbruch hat an anderer Stelle einmal selbst die einfachste und zutreffendste Theorie für die tragische Schuld gegeben, wenn er sagt:

„Des Menschen Wille ist des Menschen Schicksal.“

Dennoch liegt der Fehler in der schlecht motivirten und daher unwahrscheinlichen Katastrophe. An und für sich ist dieselbe nicht unwahrscheinlich, sondern im Gegentheil nothwendig; aber wie sie der Dichter herbeiführt, erscheint sie nicht glaubhaft. Das Volk läßt den Mastino im Stich, „weil die Stausen seine Weiber zu Buhlerinnen machen“ und es dieselben daher nicht in der Stadt haben will. Die ganze Veranlassung zu dieser Ansicht ist aber, daß Cunizza, Selvaggias verstorbene Mutter, die Buhlerin Friedrich II. gewesen ist. Nun ist aber weder von Gewalt noch von Verführung im eigentlichen Sinne des Wortes die Rede. Daß ihm aber eine Kofette willfährig gewesen ist, enthält doch keine Gefahr für die Allgemeinheit und daher auch nichts, was die Stausen mißlieblich machen könnte. Noch unbegreiflicher ist die Wirkung der Beschuldigung, daß Mastino die Selvaggia zu seiner Buhlerin machen wolle, während er gar nicht daran denkt, sondern laut verkündet, daß sie seine Gattin werden würde. Zudem ist es durchaus unklar, warum am Schluß die Parteinahme des Volkes einen so großen Einfluß haben kann, da bisher alles ohne oder gerade gegen seinen Willen geschehen ist. Und warum läßt Mastino seinen Palast so schwach besetzt? Wo hat er die bewaffnete Macht gelassen, mit der er kurz vorher Verona eroberte?

Auch die Charakterzeichnung weist mancherlei Widersprüche auf. Adelaide ist ziemlich unverständlich. Sie liebt Scaramello und will ihn dennoch mit Selvaggia vermählen, von der sie weiß, daß er sie bis zur Raserei liebt. Kann sie dann hoffen ihn je zu besitzen? Solche Adelaiden lieben aber nicht, ohne besitzen zu wollen. Ebenso wenig wahrscheinlich ist Scaramello. Ein solch' rauher, wilder und leidenschaftlicher Mensch, der, wie er selbst sagt, immer gleich Blut vor Augen sieht, soll die Geliebte in den Armen des Rivalen sehen können und beschließen, nicht jenen, sondern sich selbst zu tödten bloß aus Rührung

darüber, daß die Geliebte für ihn beten will! Solche Scaramellos werden nicht gerührt, und die Selbstlosigkeit eines solchen Menschen ist wenig glaubhaft. Dennoch dürfte bei guter Darstellung gerade diese Gestalt zu den theatralisch-wirkfamsten der Dichtung gehören.

Trotz all' dieser Widersprüche und Unwahrscheinlichkeiten bleibt „Der Fürst von Verona“ eine beachtenswerthe und erfreuliche Erscheinung. Auch dieses Drama weist die Tugenden Wildenbruchschen Dichtergeistes auf: Die scharfe Herausarbeitung der Gegensätze, die in die Handlung in meisterhafter Weise verflochtene Darstellung der Verhältnisse, auf denen sich die Tragödie aufbaut. Der erste Akt mit dem Streite der Jungfrauen, dem Erscheinen Scaramellos, um Selvaggia aus dem Kloster zu holen, der dritte und vierte Akt mit dem blutig endenden Verlobungsfeste gleichen großartigen historischen Gemälden; daneben die Liebesscenen Selvaggias und Mastinos voll wunderbarem Zauber der Poesie! Auch die Charakteristik, namentlich in der Gestalt Selvaggias, weist viele Feinheiten auf und zeigt einen Dichter, der seine Gebilde immer gleichsam plastisch erschaut.

\* \* \*

Ich komme zu den Familiendramen des Dichters „Opfer um Opfer“ (1883) und „Die Herrin ihrer Hand“ (1885).

In einem modernen Drama, das sich nicht um große Fragen, um politische, religiöse, nationale, ideelle Konflikte dreht, sondern die feinen Konflikte der Seele, des Herzens behandelt, ist größte innere Nothwendigkeit vounöthen. Die kleinste Unwahrscheinlichkeit verdirbt leicht die ganze Wirkung. Daher ist es thöricht, wenn einzelne Aesthetiker die Ansicht vertreten, daß das moderne, das Familiendrama eine niedrigere Kunstgattung sei. Es verlangt vielleicht gerade im Gegentheil vom Dichter ein viel tieferes Durchdringen seines Stoffes, eine viel schärfere, individuellere Charakteristik, es verlangt die unbedingteste Folgerichtigkeit. All' die Einwände, die gegen das Familiendrama geschleudert werden, gehören nicht auf das Konto der Gattung, sondern der einzelnen Schöpfungen. Das aber ist es, was einzelne Aesthetiker übersehen. Das Familiendrama ist vielleicht die schwierigste Gattung und da es eine verhältnißmäßig neue ist, so haben wir noch keine vollendete, sogar wenig wirklich gute Leistungen auf diesem Gebiete. Beweist das aber, daß wir sie auch nie haben werden?

„Opfer um Opfer“ gehört trotz einer Unwahrscheinlichkeit in der Voraussetzung und einigen Widersprüchen in der Charakterisirung zu dem Besten, was auf diesem Gebiet in Deutschland geleistet.

Es giebt Menschen, die die Liebe egoistisch macht, die sie Pflicht, alle Rücksichten vergessen und nur an die Gewinnung des Geliebten denken läßt. Ein solcher Charakter ist Hedwig Kojlau. Sie liebt den Afrikareisenden Wernshausen, den Schüler und jugendlichen Freund ihres Vaters. Nach zweijähriger Abwesenheit ist er als berühmter Mann zurückgekehrt. Auf Grund der Zuneigung, die er ihr immer erwiesen, hofft sie, daß er ihre Liebe erwidert, gewahrt

aber bald, daß ihr nur seine Freundschaft gehört, und fängt an zu fürchten, daß ihm ihre jüngere Schwester Christine nicht gleichgiltig sei. Da theilt dieselbe ihr mit: ein Herr Kellenberg habe um ihre Hand angehalten, Hedwig möge ihre Meinung darüber sagen. Obwohl nun Hedwig selbst Kellenberg für einen leichtsinnigen Menschen hält, obwohl sie weiß, daß sein Vater ein Güterpekulant ist, obwohl sie einst ihrem sterbenden Vater gelobt hat für Christine wie eine Mutter zu sorgen, — wehrt sie die Entscheidung von sich ab; denn rieth sie ab, so ahnt sie, würde Christine ihn nicht heiraten und dann — wäre Wernshausen ihr verloren. Christine müsse selbst entscheiden. Und diese, die ebenfalls Wernshausen liebt, die aber von Hedwigs Gefühlen für ihn weiß, beschließt sich für Hedwig zu opfern und verneint die Frage der Schwester, ob sie etwa einen andern liebe. So glaubt Hedwig, Christine reiche aus eigenem freien Antriebe Kellenberg ihre Hand. — Kellenberg und Wernshausen gerathen aneinander; ein Duell soll stattfinden; aber Christine, die den Geliebten nicht dem sichern Tode preisgeben will, fordert von Kellenberg als Bedingung für ihre Heirat, daß er sich mit Wernshausen ausfühne. Da Kellenberg soeben die Nachricht erhalten hat, daß sein Vater bankrott sei, thut er es unter der Bedingung, daß Christine ihm schriftlich verspricht, in drei Wochen Hochzeit zu machen. Wernshausen ist über Christinens Verlobung mit diesem unbedeutenden Menschen so empört, daß er sie vergessen will, und sich daher mit Hedwig verlobt. Diese aber kommt bald hinter den ganzen Zusammenhang, erkennt, daß Christine Wernshausen und Wernshausen Christine liebe, und tief erschüttert durch den Opfermuth der Schwester, rafft sie sich selbst zu heroischem Entschlusse empor: „Opfer um Opfer.“ Zunächst gilt es Kellenberg zur Rückgabe des Hochzeitsversprechens Hedwigs zu bewegen, was ihr bei der Lumpenhaftigkeit desselben erst durch Auszahlung von 60,000 Mark Entschädigung gelingt. Aber selbst dann erklärt er, Christine sei noch immer seine Braut, die Hochzeit sei nur aufgeschoben. Allein die plötzliche Nachricht von dem Selbstmord seines Vaters erschüttert ihn so tief, daß er die Erbärmlichkeit seiner Handlungsweise erkennt und auf Christine verzichtet. Alsdann vereint Hedwig Christine mit Wernshausen, „den sie so sehr liebt, daß sie selbst seine Freundin sein kann.“

Der Grundgedanke der Dichtung ist, wie leicht ersichtlich, daß mangelndes Vertrauen, auch selbst aus Opfermuth, nur Unglück für alle Theile bringt, und daß das durch ein Opfer erkaufte Glück anderer glücklicher macht, als das auf Egoismus erbaute eigene Glück. Bedauerlicher Weise gründet sich der Konflikt auf einer Unwahrscheinlichkeit. Christine liebt Kellenberg nicht, ihre Verlobung mit ihm ist ein Opfer und ein solches bringt man nicht ohne unentrinnbaren Grund. Ein solcher liegt hier aber nicht vor. Sie weiß, daß Hedwig Wernshausen liebt, nach allem muß sie auch annehmen, daß ihr Gefühl von ihm erwidert wird. Welche Gefahr konnte es also für das Glück der Schwester haben, wenn sie Kellenberg zurückwies?

Wie soll sie darauf kommen, daß sie einer Verbindung ihrer Schwester mit Wernshausen im Wege stehen könnte? Wenn dieser sie nicht liebte, konnte sie ihn auch nicht für sich gewinnen; aber warum sich an den ungeliebten, geistig fast verachteten Mann ketten? Sie brauchte der Schwester ja nur zu sagen, daß sie ihn nicht liebe, dann war die Sache abgethan — aber auch das Drama unmöglich. Wildenbruch brauchte eben die Verlobung, da dieselbe die Veranlassung zum Duell geben sollte, welches Christine in die Lage bringt, sich an Kellenberg fast unlöslich zu binden. Dieses Bedürfniß des Dichters hilft aber nicht über die Unwahrscheinlichkeit der Handlungsweise Christinens hinweg.

Der Charakter Kellenbergs ist völlig verzeichnet. Anfangs erscheint er als ein leichtsinniger, etwas fader, aber ganz harmloser, nicht geistreicher, aber auch nicht wigloser Mensch. Dann plötzlich im fünften Akt entpuppt er sich als ein vollständiger Lump. Die Erklärung dafür, daß diese Seite seines Charakters durch Hedwig selbst geweckt sei, indem dieselbe ihn so behandelte, ist wenig zutreffend. Was man nicht ist, dazu kann man durch die Behandlung anderer nicht in einem Moment gemacht werden. Wildenbruch hilft sich, wenn er Unwahrscheinlichkeiten vorbringen will, darüber dadurch hinweg, daß er, wie z. B. bei der in einer modernen Gesellschaft ganz unglaublichen Forderung Kellenbergs, daß Christine sich wegen der Hochzeit schriftlich verpflichten soll, die Sache im Drama selbst als „Thorheit“, als „Unvernunft“ bezeichnen läßt.

Andererseits hat „Opfer um Opfer“ so große Vorzüge, daß man nicht umhin kann, dem Dichter das Zeugniß auszustellen, daß er sich auch auf dem Gebiete des Familiendramas durchaus als tüchtiger Dramatiker bewährt hat.

Welch' ein reizender, liebenswürdiger Charakter ist diese Christine, wie meisterhaft ist diese Entwicklung vom harmlosen, lebensfrohen Kinde bis zum ernstesten liebenden Weibe dargestellt. Wie herrlich der Opfermuth, die Selbstlosigkeit dieses edlen Wesens durchgeführt. Wie trefflich die innere Naivetät dieser lieblichen Mädchenblume bis in den letzten Moment festgehalten. Ich denke dabei an die Scene, wenn sie an ihrem Brautkleide in der Nacht vor der Hochzeit näht und sich in den Finger sticht, weil sie gehört hat, daß das binnen kurzer Zeit den Tod nach sich zieht. Der Vorwurf, daß ein solcher Aberglaube bei einem gebildeten Mädchen unwahrscheinlich sei, ist völlig unzutreffend. Der Aberglaube liegt tief im Wesen des Weibes begründet und zudem ist es gar nicht der Fall, daß „gebildete“ Leute über solche Dinge erhaben sind. Man braucht an so etwas nicht zu glauben, um es zu thun. Es liegt uns allen noch immer etwas von jener Furcht der Athener im Geiste, die, um ja keinen Gott zu erzürnen, „dem unbekanntem Gotte“ einen Altar bauten. Wer kann wohl behaupten, daß er nie dieses oder jenes „Zeichen“, als „Knöpfe abzählen mit ja und nein“, die Blättchen des Maßliebchen abpflücken, oder ähnliches um Rath gefragt hätte, wenn er

über etwas, das er wünschte, gern im voraus Gewißheit hätte haben haben mögen. Man glaubt nicht daran, aber man thut es, in der Hoffnung, daß es doch helfen könnte.

Was von der Charakterzeichnung Christinens gesagt wurde, gilt auch von der Hedwigs. Wie kräftig ist in ihr der Konflikt zwischen Pflicht und Egoismus, zwischen Liebe zur Schwester und zum Geliebten herausgearbeitet. Betrachten wir sie als die Heldin des Stückes, so könnte man es fast eine Tragödie nennen und könnte es als Beweis dienen, daß in einer solchen keineswegs der Tod des Helden nöthig ist, sondern nur seine materielle Niederlage. Welches Streben nach der Erreichung des Zieles — dem Besitz des Geliebten —! Es handelt sich nicht etwa um einen reinen Irrthum, wenn sie voraussetzt, daß Christine Wernshausen nicht liebt. Es ist vielmehr jenes echt tragische Sehen und nicht sehen wollen. Welch' erhebender Ausklang, wenn sie mit ihrer „Niederlage“ das Glück des Geliebten und ihrer Schwester besiegelt! Wenn in Wildenbruchs früheren Werken (abgesehen von der stark zurücktretenden Adele in Harold) die weiblichen Charaktere sehr schemenhaft erschienen, so hat er sich in den letzten Werken zu immer größerer Vollendung gerade in der Zeichnung dieser emporgeschwungen.

Bei Wernshausen hat Wildenbruch glücklich die Klippe umschifft ihn zu jenem in Dramen häufig gesehenen Manne zu machen, der sich über seine Liebe nicht klar ist und von einer Frau zur andern schwankt. Er liebt von Anfang bis zum Ende nur Christine, und wenn er Hedwig die Hand reichen will, geschieht es aus Verzweiflung; bei ihr hofft er Erlösung von der qualvollen Erinnerung zu finden.

\* \* \*

Ist eine der Voraussetzungen von „Opfer um Opfer“ unwahrscheinlich, so baut sich „die Herrin ihrer Hand“ auf mehreren Unmöglichkeiten auf. Eine Inhaltsangabe wird das auf das Deutlichste erweisen. Als Motto könnte man dieser Dichtung ganz wohl den Grundgedanken von Christoph Marlow voranstellen: „Wehe dem Weibe, das auf Mannes Geist sein Leben baut und nicht auf Mannes Herz.“

Der Privatlehrer Edmund Westerholz ist ein Phantast. Er hat durch Studien entdeckt, daß unter den Ruinen Babylons und Ninives Steintafeln verschüttet sein müssen, die in Keilschrift ungeahnte Aufschlüsse über dieses Volk bieten könnten. Dorthin zu gehen und dieselben aufzufinden, ist der Traum seiner Seele. Vergeblich hat er bereits an die Thüren vieler reicher Privatleute geklopft, ihm die zu der Reise nöthigen Mittel, etwa 10,000 Thaler, zu gewähren. Zu seinen Schülern oder vielmehr Schülerinnen gehört ein Fräulein Johanna von Steinberg, eine junge Dame, die ebenso wie ihr Bruder Arthur — „früher Sportsmann jetzt Börsenspekulant“ — zu den reichsten Leuten der Stadt gezählt wird. Auch bei diesem Herrn von Steinberg versucht Westerholz — natürlich vergeblich — sein Glück;

aber Johanna, die ihn schon wegen seiner Idealität und Selbstlosigkeit liebt und nun von seinem „Lebenstraum“ erfährt, will ihm das Geld geben; und als dies ihr Vormund verweigert — sie ist noch nicht mündig, — reicht sie ihm ihre Hand, um ihm dadurch ihr Geld zuzuwenden. Sein Bedenken, ein solches Opfer nicht annehmen zu können, weist sie mit der Erklärung zurück, daß es kein Opfer sei, da sie ihn liebe.

Diese Voraussetzung des Dramas ist aber unmöglich, da in Deutschland jeder Unmündige zur Verheiratung der Erlaubniß des Vormundes bedarf, die hier wohl kaum gewährt wäre.

Johannas Familie sagt sich von ihr los. Auch Edmunds Mutter, eine in engherzigen, bürgerlichen Prinzipien wurzelnde Frau, weigert sich sie als ihre Tochter anzuerkennen, da ihr Benehmen unweiblich sei. So steht das junge Paar allein. Aber ein noch schwererer Schlag steht ihnen bevor. Die Bank, wo das Geld der Steinbergs deponirt ist, fallirt, und ist Johanna somit eine Bettlerin. Edmund ist verzweifelt, sein Traum zerstört; aber die Ehre kettet sein Schicksal jetzt an die Verlobte. Er erklärt, daß er eine Lehrerstelle annehmen, und sie doch sein Weib werden würde.

In seiner Abwesenheit trifft eines Tages ein Brief ein, den Johanna öffnet. In demselben wird Edmund von der englischen Akademie, die von seiner Entdeckung gehört habe, die nöthige Summe zur Verfügung gestellt, falls er auf zehn Jahre in ihren Dienst treten wolle und unverheiratet sei. Andernfalls würde jemand anders die Mission ausführen.

Diesen Brief giebt Johanna dem plötzlich heimkehrenden Edmund. Sie rechnet ja sicher darauf, daß er ablehnen wird, daß sie dann sehen wird, wie er sie liebt. Und Edmund? Gewiß wird er ablehnen, und ein anderer wird den ihm gebührenden Ruhm pflücken! Er ist ja nicht mehr frei! Seine Ehre ist verpfändet! — Dieses Wort klärt Johanna schrecklich über ihn auf. Sie zieht den Verlobungsring vom Finger und giebt ihn ihm zurück. „Das Band, das zwei Menschenherzen in Noth und Trübsal des Lebens aneinander halten soll, muß aus stärkerem Stoffe sein, als aus der Verpflichtung der Ehre.“ Und vergessen ist die Verlobte, ihr Opfer, ihre verlassene Lage, alles, nur der Traum seiner Jugend steht vor ihm — er geht! Johanna aber sinkt ohnmächtig nieder.

Die Berufung Edmunds durch die Akademie war das Werk eines Herrn Viktor von Moorsberg, der Johanna liebt und von ihr früher zurückgewiesen war. Er wollte dadurch Westerholz auf die Probe stellen. Er hatte sich auch Arthurs von Steinberg angenommen und demselben wieder emporgeholfen. Als Johanna dies Letztere nach langem Krankenlager — sie war in das Haus ihres Bruders gebracht — erfährt, ist sie über die Handlungsweise Moorsbergs, hinter der sie egoistische Motive sucht, empört und will das Haus ihres Bruders wieder verlassen, um Moorsberg nichts zu verdanken zu haben. Da enthüllt derselbe ihr, daß er selbst, wenn Westerholz

die Probe bestanden hätte, ihm die Mittel für sein Unternehmen dargeboten hätte. Diese Mittheilung, sowie ein Brief Edmunds an seine Mutter, aus dem deutlich hervorgeht, daß er Johanna schon vergessen, daß er glücklich sei, da er sein Ziel erreicht habe, zeigt ihr, welches der große Mann sei, „der nichts gemein hat mit unserer selbstfüchtigen Zeit“, den sie in Westerholz suchte. „Viktor, Du hast gesiegt!“

Daß die eine Voraussetzung, die Johanna's Verlobung möglich macht, unmöglich sei, habe ich schon nachgewiesen. Aber sehen wir weiter. Westerholz braucht für sein, gelinde gesagt, sehr zweifelhaftes Unternehmen dreißigtausend Mark und wendet sich behufs Erreichung desselben an Privatleute. Mit einer solchen Forderung für einen solchen Zweck kann man sich nur an Rothschilds wenden! Also müßten Arthur und Johanna von Steinberg auch so reich sein. Bei einem solchen Vermögen ist es aber undenkbar, daß dasselbe bei einer Bank „deponirt“ sei. Solche Kapitalien legt man in verschiedener Weise an! Und zudem ist Arthur ja Börsenspekulant. Ein solcher benützt sein Geld aber und deponirt es nicht. Auch sind „Depositalien“ doch nur dann gefährdet, wenn zugleich eine Unterschlagung stattgefunden hat, wovon hier aber gar nicht die Rede ist. Kurz das Fallissement einer Bank kann Leute, wie diese Steinbergs, nicht so völlig ruiniren, daß nicht einmal „das Nothdürftigste zum Lebensunterhalte“ übrig bleibt. Und gesetzt auch, Arthur hätte mit seinem ganzen Vermögen wild spekulirt und dabei alles verloren, so bliebe Johanna's Vermögen noch immer unberührt. Diese ganze Voraussetzung ist also auch undenkbar. Aber sehen wir selbst von diesen Neußerlichkeiten ab, so bleiben noch rein innere Unwahrscheinlichkeiten übrig. Mag ein Mädchen noch so freie Ansichten haben und noch so resolut sein; sich dem Manne zur Frau anzubieten, wenn es nicht einmal die leiseste Ahnung hat, ob ihr Gefühl erwidert wird, ist in der That so unweiblich, daß wir es einem sonst so edlen, großdenkenden Charakter, wie dieser Johanna durchaus nicht zutrauen können. Allerdings hat Wildenbruch diese That wohl selbst als Uebereilung (in dem Sinne von *vaporis*), als „Schuld“ darstellen wollen und die schwere Täuschung, die sie erleidet, gewissermaßen als Sühne erscheinen lassen, aber das kann uns über das Gefühl, daß hier ein innerer Widerspruch vorliegt, nicht hinweghelfen.

Ebenso steht die Handlungsweise Westerholz's am Schlusse mit seinem übrigen Thun in Widerspruch. Es ist wohl richtig, er liebt Johanna nicht, und unter andern Verhältnissen wäre nichts dagegen zu sagen, daß er den Ring zurücknimmt, aber so, wie hier die Dinge liegen, durfte er es als anständiger Mann nicht, er durfte das Mädchen, das für ihn alles geopfert, nicht verlassen, auch wenn sie ihn zehnmal frei gab. Johanna's Vormund hat recht, wenn er sagt: „Es giebt Lagen im menschlichen Leben, wo es ein Verbrechen ist ein Opfer anzunehmen.“ Wie ein Verbrecher, ein Ehrloser, erscheint Westerholz bis dahin aber nicht. Die Erklärung Johanna's dafür, daß es wohl im männlichen Herzen begründet sein müsse, werden

wohl wenige als zutreffend anerkennen wollen. Eine solche Handlungsweise hatten wir ihm nicht zugetraut und daher sind wir verblüfft und zugleich empört. Wir ärgern uns, daß wir so lange unsere Sympathie einem Menschen geschenkt haben, der sie so wenig verdiente. Und das darf im Drama nicht geschehen.

Trotz dieser Widersprüche und Unmöglichkeiten ist auch „die Herrin ihrer Hand“ eine interessante Erscheinung und kann sich mit manchem Erzeugniß gefeierter Salondramatiker noch immer messen. Die Gestalt des Herrn von Moorsberg ist so musterhaft durchgeführt, der Herr von Steudel ein so prächtiger Vertreter „der obersten Zehntausend“, der Charakter der Johanna, abgesehen von jener Voraussetzung, so lebensvoll gezeichnet, die Handlung so spannend und einheitlich, daß wir auch hier einer unbedingt achtunggebietenden Leistung gegenüber stehen.

Daß Wildenbruch in seinen letzten Schöpfungen sich wieder vom Familiendrama abgewandt hat, beweist wohl, daß er sich auf diesem Gebiete nicht ganz heimisch fühlt, und ich möchte trotz seines „Opfer um Opfer“ auch annehmen, daß wir auf dem Gebiete der nationalen Tragödie Hervorragenderes von ihm zu erwarten haben.

\* \* \*

Werfen wir auf Wildenbruchs gesamntes Schaffen als Dramatiker einen Blick zurück, so treten uns fast überall dieselben Fehler, dieselben Eigenthümlichkeiten, dieselben Vorzüge entgegen. Die Katastrophe ist fast überall mehr oder weniger ungenügend motivirt oder nicht völlig natürlich und aus innerer Nothwendigkeit entspringend. Dabei macht sich eine starke Neigung bemerkbar, die „Gegenspieler“ am Schlusse bereuen zu lassen.

Die Konflikte sind immer mehrfacher Art. Verschiedene Leidenschaften, verschiedene ideelle Fragen, die mehr oder weniger miteinander verwandt sind, kämpfen in der Brust des Helden. Der anfängliche Konflikt wird durch ein neues Ereigniß, durch Anwachsen einer anfangs gering erscheinenden Leidenschaft in den Hintergrund gedrängt. Ich habe schon an den betreffenden Stellen darauf hingewiesen und auch bemerkt, daß dies nicht gerade als ein Fehler zu betrachten ist. Die dadurch scheinbar aufgehobene Einheit wird durch die größere Lebenswahrheit, die es seinen Menschen giebt, wett gemacht; nur bekommt dadurch die Handlung manchmal ein etwas zerbröckeltes Ansehen.

Die Vorzüge sind fast überall dieselben: hoch interessante, spannende, theatralisch ungemein geschickt geführte Handlung mit glänzenden Aktschlüssen, eine schwungvolle, gedanken- und bilderreiche Sprache, zutreffende, nur manchmal zu zahlreiche, aber durchaus aus der Handlung und den Charakteren fließende Sentenzen, eine lebensvolle, klare, stark nach der individuellen Seite hinstrebende Charakteristik, die verhältnißmäßig selten Widersprüche oder Unwahrscheinlichkeiten aufweist, ein aus tiefstem Herzen quellendes, wahres und

inniges Gefühl, eine begeisternde, echt nationale Gesinnung, das sind die Tugenden, die seine Werke auszeichnen.

Wenn ich aber die Frage beantworten soll, ob wir von Wildenbruch noch etwas wirklich durchaus Vollendetes zu erwarten haben, muß ich es verneinen. Seine Fehler sind einmal überall dieselben und offenbar solche, die aus seiner tiefsten, inneren Natur stammen. Höheres als er in seinem „Marlow“, „Väter und Söhne“, „Opfer um Opfer“ geleistet hat, ist kaum zu erwarten, aber hoffentlich noch recht vieles, wie diese.

Und nun zu der wichtigsten Frage: hat das historische Drama, dem Wildenbruch so treffliche Werke zugefügt hat, seine wirkliche volle Lebenskraft für ein größeres Publikum, die Möglichkeit seines frischen Wiederauflebens erwiesen? Ich glaube kaum. Zwar hat das Publikum Wildenbruchs neuererscheinenden Werken immer eine lebhaftere Sympathie, manchmal sogar großen Enthusiasmus entgegengebracht, aber derselbe ist nirgend von langer Dauer gewesen. Als Novität überall ein großer Erfolg, und dann waren seine Dichtungen in der Theaterbibliothek begraben. Ich erkläre mir das so: Die Presse hat einstimmig den neuerstandenen „Schiller“ gefeiert, und so war das Theaterpublikum, das sich schon gewöhnt hat, über historische Sattendramen zu lächeln, neugierig, zu sehen — was thäte das Publikum nicht aus Neugierde? — ob hier wirklich etwas interessantes vorliege, ob man ein solches Stück wirklich noch im Ernste sehen könne. So strömte alles in die Theater, und die Stücke sind gut, theatralisch wirkungsvoll, kein Wunder, daß sie selbst rauschenden Beifall, volle Häuser erreichten. Wildenbruch ist Mode; man muß seine Werke kennen. Aber im Grunde ist das Theaterpublikum mit dieser Richtung fertig, die Klassiker sieht es aus Anstand, wegen der Darstellung durch große Schauspieler, wegen der Ausstattung. Der neue Dichter, der solche Werke schreibt — und wäre es ein echter Schiller oder ein Shakespeare — wird schnell vergessen. Wohl gemerkt: ich spreche vom Theaterpublikum, das heißt jenem, von dem die Theater leben, das im Parkett und in den ersten Rängen sitzt. Das Volk liebt solche Dichter und solche Dichtungen, aber das Volk kann unsere Theater nur herzlich wenig besuchen. Für die Theater ist nur ihr Publikum maßgebend. Daß dieses mit dem historischen Drama fertig ist, das ist tief bedauerlich, denn ich für mein Theil halte daran fest, daß das historische, auch das Sattendrama ebensolche Berechtigung, wie das moderne hat, sofern es uns nur „Menschen“, nicht Begriffe oder personifizierte Ideen vorführt. Es wäre tief zu beklagen, wenn dieser Geschmack unseres Theaterpublikums sich nicht änderte, auch nicht angesichts solcher wahrhaft nationaler Dichtungen, die uns mit Stolz und Freude erfüllen müßten, aber daß zur Zeit dieser Geschmack herrscht, kann niemand, der sehen und hören will, bestreiten.





## Die letzten Tage Voltaires.

Von Richard George.

„Plus bel esprit que grand génie  
Sans loi, sans mœurs et sans vertu,  
Il est mort comme il a vécu,  
Convert de gloire et d'infamie.“

J. J. Rousseau.

**V**oltaire war der personifizierte Widerspruch; er vereinigte die größten Lichtseiten und die ärgsten Schattenseiten der menschlichen Natur in sich: in Berlin verwickelte sein schmutziger Geiz ihn in widerwärtige Händel mit einem Juden — in Ferney gab er Hunderttausende für die Armen aus; er war herrsch-, haß- und eifersüchtig, kleinlich neidisch, verlogen, jähzornig — und doch können wir ihn nicht einen schlechten Menschen nennen, wenn wir berücksichtigen, wie edelmüthig er sich gegen die Enkelin des großen Pierre Corneille gezeigt, wie eifrig er sich der Familie des unschuldig verurtheilten und enthaupteten Calas angenommen; Voltaire schrieb an den großen Preußenkönig, ein tüchtiger Monarch mit Geld und Truppen könne in seinem Lande der Religion entbehren — und war doch kein Atheist.

Der Schlüssel zu allen diesen Widersprüchen liegt im Grundzuge seines Wesens, in seiner maß- und zügellosen Eitelkeit, die ihn zur Selbstvergötterung trieb, die ihn in der Anbetung seines Ich die höchste Befriedigung finden ließ.

In keiner Epoche seines Lebens tritt der Götzendienst, den er mit sich trieb und den andere mit ihm trieben, mehr hervor als in den letzten Tagen, die ihm das Schicksal zu leben vergönnt hatte. Sie sind gewissermaßen ein Bild seines viel bewegten Daseins; in kurzer Zeit zeigt er am Abende desselben noch einmal, welche Blüten seine Eitelkeit treiben könne.

Am 5. Februar 1778 begann Voltaire jene Reise nach Paris, von welcher er niemals zurückkehren sollte. Was trieb den „greisen Patriarchen von Ferney“ aus der ländlichen Stille in die unruhige

Hauptstadt? Nur seine Eitelkeit; man hatte ihm vorgeschwatzt, die Königin Marie Antoinette und der Hof von Versailles wünsche seine Gegenwart in Paris, er müsse nach der Hauptstadt reisen, um bei der Einstudirung seiner Tragödie „Irene“ gegenwärtig zu sein — und so bestieg denn der 84jährige Greis die Post und langte nach fünf Tagen an dem Ziele seiner Sehnsucht an.

Die Kunde von seiner Ankunft verbreitete sich mit Blitzesschnelle, und die klatschfüchtigen Bewohner der Hauptstadt sprachen bald nur von ihm: „Er ist hier? Haben Sie ihn gesehen? Wie geht es ihm? Wo kann man ihn sehen?“ so schwirrte es auf den Straßen, in den Restaurants, in den Salons durcheinander. In der Rue de Beaume, wo er im Hôtel des Marquis de Villette mit seiner Nichte, der Frau Denis, Wohnung genommen, sammelten sich die Menschen zu Hunderten an und blieben so lange stehen, bis der alte Herr sich von ihren neugierigen Blicken hatte begaffen lassen. In seiner Behausung selbst hatte Voltaire nicht einen Augenblick Ruhe, da sein Empfangszimmer vom frühen Morgen bis zum späten Abend mit Besuchern angefüllt war, die er alle stehend empfing und mit Liebenswürdigkeiten überschüttete.

So sagte er dem Ex-Minister Turgot, der sich seiner Gicht wegen kaum noch auf den Beinen halten konnte: Erlauben Sie, daß ich die Hand küsse, welche das Heil Frankreichs unterzeichnet hat; Ihre Füße sind gebrechlich wie Thon, aber Ihr Kopf ist klar wie Gold!“

Der berühmte Marine-Maler Horace Vernet nannte ihn unsterblich; Voltaire wies dies zurück mit den Worten: „Sie gehen zur Unsterblichkeit, die Wahrheit Ihrer Farben führt Sie dahin.“ Als der Maler dem alten Schmeichler die Hand küssen wollte, wehrte dieser die Huldigung ab und sagte: „Wenn Sie mir die Hand küssen, werde ich mich genöthigt sehen, Ihnen die Füße zu küssen.“

Ein Dichter, namens de St-Ange, verstieg sich bei seinem Besuche zu den Worten: „Heute bin ich gekommen, um Voltaire zu sehen, morgen komme ich wieder, um Euripides und Sophokles zu begrüßen, dann Tacitus, Lucian“ — „Ich bin sehr alt, mein Herr“, entgegnete Voltaire, „können Sie diese Besuche nicht alle mit einem Male abmachen?“

Die Herzogin de la Vallière schickte dem Gefeierten kostbare Kleinodien; sogar Franklin, der damals als Bevollmächtigter der Vereinigten Staaten in Paris weilte, beehrte diesen durch seinen Besuch; er führte seinen 15jährigen Enkel mit sich, zu dem er sagte: „Knie nieder vor diesem großen Manne und bitte ihn um seinen Segen!“ worauf Voltaire die Hände erhob und mit Pathos und theatralischer Geste die Worte: „God and liberty“ aussprach.

Wenn Voltaire sich auf der Straße sehen ließ, so konnte er sich kaum vor den andrängenden Bewunderern retten. Es muß ein seltsamer Anblick gewesen sein, wenn der 84jährige Greis, der einem wandelnden Skelett nicht unähnlich sah, in seiner aus Jersey mit-

gebrachten Kutsche durch die Straßen von Paris fuhr und die Passanten derselben neugierige Blicke auf den azurblauen Grund seines Wagens warfen, welcher mit goldenen Sternen besetzt war. Die funkelnden Augen des Greises hatten noch denselben Glanz, den sie in ihrer Jugend besaßen; sie leuchteten so lebhaft in die Welt hinein, als seien sie unverwundlich. Die Kleidung Voltaires erinnerte die Pariser an längst vergangene Jahrzehnte; er trug ein rothes, mit Hermelin gefüttertes Kleid, eine schwarze, ungepuderte Lockenperrücke und eine rothe, viereckige mit Pelz besetzte Mütze. In diesem Kostüme sahen die Pariser ihr Götzenbild in seinem „Empyreumswagen“, wie sie seine Kutsche nannten, durch die Straßen fahren.

Der allgemeine Taumel des Enthusiasmus fand seinen Ausdruck auch in den damaligen Zeitungen, die ganze Spalten mit dem füllten, was Voltaire that und sagte. Zahlreiche lobhudelnde Hymnen, die uns geradezu anwidern, wurden auf Voltaire gedichtet. Als Beispiel für den Wahnsinn, zu dem man sich in damaliger Zeit versteigen konnte, wollen wir hier den Anfang eines solchen Lobliedes folgen lassen:

„Quelle fête au sacré vallon!  
Platon et Démosthène,  
Plutarque, Eschyle, Homère, Euclide, Anaacréon,  
Tous sept, au même jour, sont rentrés dans Athènes!“

„Man erstickt mich“, rief Voltaire eines Tages aus, „aber unter Rosen!“ Das Bild war auch insofern sehr gut gewählt, als sein dortiger Aufenthalt nicht ohne Dornen war; denn die Jubelhymnen der Lobhudler waren nicht imstande, ganz die Rufe einiger Widersacher zu übertönen, die sich sagten, daß es eine Schande für die Pariser sei, mit einem Menschen einen derartigen Kultus zu treiben. Dies fand seinen Ausdruck in zahlreichen Spottversen, von denen wir ebenfalls einige citiren wollen:

„Le sieur de Villette, dit marquis,  
Facteur de vers, de prose et d'autre bagatelles  
Au public donne avis  
Qu'il possède dans sa boutique  
Un animal plaisant, unique,  
Arrivé récemment  
De Genève en droiture;  
Vrai phénomène de nature:  
Cadavre, squelette ambulante,  
Il a l'oeil très vif, la voix forte;  
Il vous mord, il vous caresse, il est doux, il s'emporte.  
Tantôt il parle comme un Dieu,  
Tantôt il jure comme un Diable“ etc. etc.

Das waren so kleine Stiche, die den eitlen Greis empfindlich trafen. Noch schmerzlicher war es für ihn, daß der Hof ihn fast gar nicht beachtete, daß das Königspaar ihn nicht auszeichnete. Der Geistlichkeit war der im Verdachte des Atheismus stehende alte Spötter ein Dorn im Auge. Ein Abbé Marthe drang mit List in sein Zimmer und wollte Voltaire zur Beichte zwingen, so daß er mit Gewalt entfernt

werden mußte. Harmloser gestaltete sich die Sache mit einem anderen Priester, der sich zu ähnlichem Zwecke Eintritt zu schaffen gewußt, und den Voltaire einen „guten Schaafskopf“ nannte.

Der erstere war gesund und munter in Paris eingetroffen. Die Aufregungen, unter denen er in der Hauptstadt lebte, der fortwährende Zwang, den er sich auferlegen mußte, die rastlose Thätigkeit, die er entfaltete, traten jedoch bald in ihren nachträglichsten Folgen zutage. Am 25. Februar citirte Voltaire, wie er es stets zu thun pflegte, in seinem Bette liegend. Plötzlich knistete er heftig und sagte angstvoll: „Oh, oh, ich spucke Blut!“ Als sein Sekretär Wagnière an das Bett trat, flossen Ströme Blutes aus Mund und Nase. Frau Denis eilte hinaus: das ganze Hans gerüth in Aufregung; man ließ den Dr. Tronchin holen. Voltaire rief nach einem Priester, da er nicht auf dem Schindanger sterben wolle. Wagnière, Protestant und Freigeist vom reinsten Wasser, wollte seinem Herrn diese Inkonsequenz ersparen; er that nur so, als ob er an den Abbé Gautier geschrieben und versicherte, man habe denselben nirgends finden können. „Sie werden Zeugen sein, meine Herren“, sagte Voltaire zu seiner Umgebung, „daß ich das erfüllen wollte, was man hier seine Pflicht nennt.“

Vier Tage später erschien der Abbé de Gautier wirklich; man führte ihn zum Kranken, der ihn mit den Worten anredete: „Vor einigen Tagen habe ich Sie bitten lassen, mich zu besuchen; Sie wissen ja schon warum. Wenn Sie wollen, können wir das Geschäft so gleich abmachen.“ Gautier fand sich wirklich bereit, die Komödie zu spielen: er nahm Voltaires Beichte entgegen und ließ denselben folgende Erklärung unterschreiben:

„Ich Endesunterzeichneter erkläre, daß ich, da ich seit vier Tagen Blutsturz habe und zu schwach bin, mich in die Kirche zu schleppen, dem Abbé de Gautier gebeichtet habe und daß ich, wenn Gott über mich verfügt, in der heiligen katholischen Kirche sterbe, in der ich geboren bin, indem ich auf die Barmherzigkeit Gottes hoffe, die mir meine Fehler verzeihen wird, und daß ich, wenn ich der Kirche Aergerniß bereitet habe, deßwegen Gott und sie um Verzeihung bitte.“ So schrieb derselbe Mann, der sich in seinen Briefen den burlesken Namen „Christmoque“ beilegte, der während seines ganzen Lebens der wüthendste Feind des Christenthums gewesen; und warum? Um nicht auf dem Schindanger zu sterben! Gegen seine intimere Umgebung äußerte er, er würde, falls er am Ufer des Ganges geboren wäre, nicht abgeneigt sein, auch mit dem Kuhschwanz in der Hand zu sterben.

Die Annahme des Abendmahls verweigerte Voltaire mit den frivolen, cynischen Worten: „Lieber Herr Abbé, ich spucke noch fortwährend Blut; man muß sich hüten, das Blut Gottes mit dem meinigen zu vermischen.“

Uns Modernen ist diese Handlungsweise, mögen wir auch den religiösen Fragen gegenüber die verschiedenartigsten Stellungen einnehmen, ein Räthsel, ja, sie widert uns an, wie das Treiben der

ganzen Zeit in uns Ekel erregt. Die Krankenstube Voltaires bietet ein Bild davon im Kleinen: sie macht in den Schilderungen Wagnières den Eindruck eines Tollhauses. Es hatten sich unter den Freunden und Verwandten des todtkranken Greises zwei Parteien gebildet, von denen die eine für den Dr. Tronchin, die andere für den Dr. Corri eintrat. Der Erstere hatte der Umgebung des Kranken die größte Ruhe zur Pflicht gemacht. Aber die zahlreich erscheinenden Besucher machten einen Lärm, als ob trunkene Bauern versammelt wären, die im Begriff ständen, sich zu prügeln; dazu drängte jeder Besucher seine Hausmittel auf, die dieser zum Theil wieder von sich geben mußte.

Dr. Tronchin ließ Voltaire zur Aber; dennoch hörte der Bluterguß vollständig erst nach 25 Tagen auf. Daß Voltaire überhaupt wieder hergestellt wurde, erscheint uns nach dem Gesagten fast als ein Wunder. Am 16. März 1778 fand die Vorstellung der „Zrene“ statt; neben frenetischem Beifallsjubel hörte man auch leichtes Zischen. Die Abgesandten, welche Voltaire von Viertelstunde zu Viertelstunde Nachricht brachten, erzählten ihm natürlich nur von dem Ersteren, und begierig forschte der alte Mann, der noch mit dem Tode rang, welcher Vers, welches Wort die Zuschauer am meisten begeistert hätte.

In unglaublich kurzer Zeit erholte sich Voltaire wieder; schon am 30. März konnte er sich zur Akademie fahren lassen und der sechsten Vorstellung der „Zrene“ beiwohnen. Er war in seinem Wagen buchstäblich seines Lebens nicht sicher; das Volk küßte seine Hände, Mütter zeigten ihn ihren Kindern; er wurde gleichsam auf den Armen von ganz Paris, das sich schon damals mit Frankreich identifizirte, ins Theater getragen. Bei seinem Eintritt in dasselbe erhoben sich alle Anwesenden. Aus hundert Kehlen tönt der Ruf: „Der Kranz! der Kranz!“ Er begrüßt gerührt das Publikum; der Schauspieler Brigard tritt in seine Loge und überreicht ihm einen Lorbeerkranz, den er sich von Frau de Villette aufs Haupt setzen läßt. „Ach Gott“, ruft er aus, „man will mich tödten!“ dabei stürzen Thränen der Freude, der Rührung aus seinen Augen. Der Lärm, den das vor Begeisterung fast tolle Publikum macht, wird immer größer, so daß die Schauspieler kaum spielen können.

„Es lebe Voltaire! Es lebe Homer! Es lebe Sophokles!“ schreit man durcheinander. „Ehre dem einzigen Manne! Ruhm dem Universalgenie!“ brüllen andere. Vergebens versucht Voltaire zu danken. Endlich ist das Stück zu Ende; der Vorhang hebt sich nochmals: man erblickt auf einem Fußgestell die Büste Voltaires. Die Schauspieler umstehen dieselbe; jeder von ihnen hat einen Lorbeerkranz in der Hand. Fr. Bestris deklamirt Verse von Saint-Marc, die mit den Worten schließen:

„Voltaire, reçois la couronne  
Que l'on vient de te présenter;  
Il est beau de la mériter  
Quand c'est la France qui la donne!“

Dann küßten die Schauspieler und Schauspielerinnen die Büste; eine der Letzteren streichelt sogar die Wange derselben, und der greise Voltaire sieht diesem widerlichen Vorgange thränenden Auges zu! Sapiienti sat!

Bei dieser ungeheuren Begeisterung, dieser öffentlichen Vergötterung, die dem alten Manne zutheil ward, wurde es der lebenslustigen, vergnügungsfüchtigen Nichte desselben nicht schwer, den Onkel zum dauernden Aufenthalt in Paris zu bewegen; er erwarb ein Haus daselbst käuflich, das er jedoch nicht mehr beziehen sollte.

Nach seiner Wiederherstellung hatte Voltaire nämlich wieder seine gewohnte fieberhafte Thätigkeit aufgenommen; er diktirte sieben bis acht Stunden täglich, hielt in der Akademie mehrstündige Reden, stand Gebatter, wurde Freimaurer, stattete allen denen, die ihn besucht hatten, Gegenbesuche ab und stürzte sich mit einem Worte aus einer Anstrengung und Aufregung in die andere. So war es denn ganz natürlich, daß er sich Mitte Mai aufs Krankenlager legen mußte, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Infolge des übermäßigen Genußes von Kaffee, den Voltaire zu sich genommen, um auch zur Nachtzeit arbeiten zu können, litt derselbe jetzt an unaufhörlicher Schlaflosigkeit, welche ihn von Tag zu Tag mehr entkräftete. Der Marschall v. Richelieu schickte Voltaire ein narкотisches Getränk, von dem der Letztere eine so starke Dosis nahm, daß er 48 Stunden im Delirium lag. Als er aus demselben erwachte, stellte sich heraus, daß der Magen gelähmt sei; auch das Blasenleiden, an dem Voltaire schon seit Jahren litt, nahm in sehr schmerzhafter Weise seinen Fortgang. Kleine Eisstücke, die er verzehrte, um die Hitze, die er in sich spürte, zu vertreiben, waren während seiner letzten Tage seine einzige Nahrung. Am Abend vor dem Tode, wo er verschied, schien er seinen Verstand und seine Kräfte wiederzubekommen; bald aber schlug sich der Brand auf die Blase und er hörte auf zu leiden.

Kurz vor seinem Ableben kam der Abbé Gautier mit dem Curé de Saint-Sulpice zu ihm, um ihm seine Dienste aufs neue anzubieten. Voltaire war jedoch so krank, daß der Beichtiger nichts aus ihm herauspressen konnte. Sein Begleiter drang durch die Philosophen Diderot, d'Alembert, La Harpe, Grimm, welche das Bett umstanden, bis zu dem Sterbenden durch und sagte zu demselben in mildem Tone: „Herr Voltaire, Sie sind am Ende Ihres Lebens, erkennen Sie die Gottheit Jesu Christi an?“ Der Sterbende zögerte eine Minute, hob dann seine Hand und stieß den Pfarrer mit den Worten zurück: „Lassen Sie mich in Frieden sterben!“ darauf wandte er sich ab. „Sie sehen wohl, daß er seinen Verstand nicht mehr hat“, sagte der Pfarrer zum Beichtiger und verließ mit ihm das Zimmer. Voltaires Pfliegerin trat an sein Bett; er rief ihr mit ziemlich starker Stimme zu: „Ich bin todt!“ und verschied sechs Stunden darauf am Sonnabend, den 30. Mai 1778. —

So ging der Mann aus der Welt, der dem geistigen Leben des 18. Jahrhunderts seinen Stempel aufdrückte, der die innigste Wechsel-

wirkung zwischen Leben und Literatur hervorrief, der (zum Theil unbewußt) der Bahnbrecher einer neuen Zeit war, welche mit der großen französischen Revolution ihren Anfang nahm. Wir können ihn nicht lieben und können ihn auch nicht verachten; er ist die Personifikation des Zeitalters der geistreichen Frivolität. Diese Epoche wäre für einen Charakter wie Schiller zu schlecht gewesen. Der Verfasser der „Bucelle“, des „Mahomet“ war die geeignete Kraft, auf sie einwirken zu können und der Menschheit neue Bahnen zu eröffnen. Von diesem Gesichtspunkte aus hat David Friedrich Strauß recht, wenn er Voltaire „ein Rüstzeug Gottes“ nennt, so paradox dies bei dessen Gesinnungen auch klingen mag.





## Menschtbum.

**W**ie ich auch stille jegliches Begehren,  
Das, edlen Ursprungs in mir auferwacht,  
Am Wissenshimmel goldner Sterne Pracht  
In stillem Aufgeh'n schaue sich vermehren,

Nur einem Drang kann ich nicht Ruhe lehren;  
Er lockt am Morgen, schleicht ans Lager sacht,  
Wenn ich nur Frieden will in müder Nacht —  
Verließ er mich, ich könnt' ihn nicht entbehren!

Es ist Erhoffen reiner Liebe! — Gößen  
Die Götter mir ins Herz der Sehnsucht Stilling,  
Dann wär' mein Leben allen Wunsch's Erfüllung!

Und nein! Wenn ihre Fluten mich umflößen,  
Ich schwämme wieder nach dem öden Lande,  
Und sehnte mich ins blaue Meer vom Strande!

Alfred Friedmann.





## Taube Blüten.

Von Clara Müller-Golberg.



### I.

Geiern gegen Abend erschloß sich in seiner Wohnung in der Wilhelmstraße der Gerichtsassessor Friedrich G., ein zu den glänzendsten Hoffnungen berechtigter junger Mann. Die Ursache des Selbstmordes ist unbekannt.“

Das war die Zeitungsnotiz. Eine kurze Grabrede für so viel Jugend, Kraft und Schönheit. Armer Friedrich!

Sie haben sich eine ganze Weile das Hirn zermartert, um des Räthfels Lösung zu finden, die guten Freunde und getreuen Nachbarn. Sie steckten die Köpfe zusammen und zischelten und klatschten und zuckten die Achseln und warfen Steine auf den frischen Hügel, — und dann war Friedrich Georgi vergessen.

Mich hielt die Geschichte wie mit eisernen Klammern gepackt. Wo ich ging und stand, tauchte das bleiche Gesicht des Jugendgenossen vor mir auf. Ich mußte den Spuk los werden und schrieb meinen ersten Versuch. —

### II.

Auf seines Vaters Gut, draußen in Lichtfelde, lernten sich die beiden kennen, der lebensfreudige, übermüthige Bruder Studio und die ernsthafteste kleine angehende Gouvernante. Vor ihm lag die Welt und vor ihr ein Leben voll Entsagung und Plackerei; aber wenig nur sorgten sich beide in jenen sonnigen Tagen um die Zukunft.

Ich sprang sozusagen mit beiden Füßen in den kleinen Roman hinein. An einem lachenden Augusttage war's, als ich der Einladung meiner Verwandten folgte, um draußen auf dem schönen Gut ein paar vergnügte Wochen zu verleben. Meine Cousine und die Vettern kannte ich zur Genüge; Edith war mir fremd. Ihre zarte, biegsame Gestalt, das keineswegs schöne, aber von Jugendliebreiz

umflossene Gesichtchen und die blauen, einen Abgrund von Liebe und Treue verrathenden Augen berührten mich äußerst sympathisch. Mit der Raschheit meiner siebzehn Jahre streckte ich dem Mädchen die Hand entgegen, und ein: „Wie lieb Sie sind; wir wollen gute Freundschaft halten!“ gewann mir ihr liebebedürftiges Herz.

In der Gaisblattlaube draußen in dem parkähnlichen Garten tranken wir an demselben Nachmittag Schwestererschaft — in Milch. Friedrich saß dabei und sah Edith schmachkend an.

„Wer's doch auch so gut hätte wie Du, Cläre“, meinte er, an dem kleinen dunklen Schnurrbärtchen zupfend, „nach sechsstündiger Befauntschaft mit dem reizendsten Wesen schon auf Du und Du!“

Edith erröthete bis unter die braunen Haarwellen; mir erschien die Bemerkung unjagbar albern, und mit der ganzen Würde meiner siebzehn Jahre fragte ich ironisch: „Wie alt wirst Du eigentlich am Sonntag, Friedrich?“ —

„Zweiundzwanzig Jahre, — und der väterlichen Autorität vollständig entwachsen, schöne Cousine“, versetzte er lächelnd, — „und immer bereit, mein Herz zu verlieren, wenn sich nur irgend eine mitleidige Seele finden möchte, um dasselbe aufzuheben.“

Seine Schwester Alice wandte sich heftig um, und ich sah wohl, daß ihr irgend eine scharfe Bemerkung auf den Lippen schwebte, die sie wohl nur mit Rücksicht auf Edith unterdrückte.

„Wenn Dein Herz nur so viel Werth hat, um die Mühe des Aufhebens zu lohnen“, kam ich meiner Cousine zu Hilfe. Im Grunde begriff ich nicht, was sie an der kleinen Plänkelei verdroß, und auch Ediths Haltung erschien mir räthselhaft. Ich hätte dem ungezogenen Jungen anders gebient.

Am Abend sang Edith im Salon. Ihre Stimme war wenig geschult, klang aber süß wie Vogelgezwitscher. Sie sang das alte Lied:

„Wenn's Mailüsterl webet,  
Vergeht im Wald drauß' der Schnee,  
Dann heben die klauen Beigerl  
Die Köpferl in die Höb', —  
Und die Vögerl, die geschlafen bab'n  
Die lange Winterszeit,  
Sie werden wieder munter  
Und singen vor Freud'!“

Alle Jahr' kehrt der Frühling,  
Ist der Winter vorbei, — —  
Der Mensch aber hat nur  
Ein'n einzigen Mai!  
Und die Vögerl fliegen südwärts  
Und kehren wieder her:  
Der Mensch, wenn er fort ist,  
Der kehrt nimmermehr. — — —

Mir traten die Thränen in die Augen.

„Ja — der Mensch, wenn er fort ist, der kehrt nimmermehr —  
nimmermehr — — — —“

Friedrich hatte mich in der dunkeln Ecke, in welche ich mich zurückgezogen, um dem Gesange ungestört lauschen zu können, entdeckt und vermuthete, da er wahrscheinlich meine Thräne bemerkt hatte, wohl ein mitfühlendes Herz in mir.

„Ist sie nicht bezaubernd?“ flüsterte er dicht an meiner Seite, „armes Ding, und soll in die Welt hinaus, allein und ohne irgend eine Seele, die mit ihr empfindet.“ —

Ich sah ihn erstaunt an. Seit wann war mein lustiger Vetter sentimental? —

„Aber Deine Schwester hat ja auch ihr Examen gemacht und will eine Stellung einnehmen“, warf ich ein.

„Ach, Alice“, jagte er leicht, „Alice mit ihrer Selbstständigkeit, ihrem geringen Liebebedürfniß — und Edith! ich bitte Dich, Cläre, Du siehst doch sonst ein wenig tiefer, wie kannst Du da eine Parallele ziehen?“ —

„Wenn ich tiefer sehen soll, so sehe ich vor allen Dingen, daß Du bis über die Ohren verliebt bist, Fritz!“

„Nicht verliebt, ich bin ihr wirklich gut. Bedenke doch: ohne Eltern, ohne Freunde! Es ist ein guter Zug von Alice, dem kleinen Mädchen hier noch ein paar fröhliche Wochen zu vergönnen, eh' sie hinaus muß ins feindliche Leben.“ — — —

„Es wäre vielleicht besser, sie müßte gleich hinaus.“

Friedrich schien mich nicht zu verstehen.

„Höre“, sagte er leise.

Edith sang:

„Noch ist die blühende, goldene Zeit,  
Noch sind die Tage der Rosen!“ —

„Sie antwortet für mich, Cläre. Der Mensch aber hat nur einen einzigen Mai! Weiß Gott, was die Zukunft auch bringen mag, mein treuer Kamerad!“

Am Abend vertraute Alice mir ihre Besorgnisse an. Sie war ein starkgeistiges Mädchen und weichen Gefühlsregungen wenig zugänglich, des Vaters Liebling und von ihm wohl ziemlich in alle die verwickelten Verhältnisse der großen Wirthschaft eingeweiht. Dieser Umstand mochte das junge Mädchen auch veranlaßt haben, dem Wunsche der Eltern entgegen, ihr Staatsexamen als Lehrerin zu machen. Im Seminar hatte sie Edith kennen gelernt und nach gemeinsam bestandener Prüfung dieselbe zu ihrer Erholung in das gastfreie Haus meines Oheims eingeladen. Nun kam ihr die durchaus unvorhergesehene Leidenschaft des Bruders für das keineswegs schöne Mädchen unangenehm in den Weg.

„Bring' Du dem Jungen etwas Vernunft bei, Cläre, ihr habt ja immer so gut mit einander gestanden“, schloß Alice ihre Rede, „dazu hab' ich die Kleine doch nicht eingeladen.“

Ich sah den Grund ihrer Besorgnisse nicht ein. „Laß doch, Alice, wenn sie sich nur lieb haben.“ —

„Macht Liebe satt?!“

„Mein Gott, satt sind wir doch noch alle Tage geworden, und Fritz und Edith werden in Zukunft auch nicht hungern. Ich finde sie sehr passend für einander. Und hochmüthig seid ihr doch nie gewesen.“ —

„Es wär' besser gewesen“ — Alice hätte offenbar noch mehr gesagt, wenn in diesem Augenblicke nicht Edith eingetreten wäre, einen prachtvollen Strauß halberblühter Rosen in der Hand tragend.

„Seht die himmlischen Rosen“, rief sie selig lachend uns entgegen, „ich fand sie drinnen auf meinem Schreibtisch.“ —

Alice seufzte hörbar. Ich beugte mich über die Blumen, um ihren balsamischen Duft einzuathmen; dabei fiel mein Blick auf ein Papier, das sich in dem Strauß verbarg.

„Schau, Edith“ — ich zog den Zettel aus seinem duftigen Versteck — „das hättest Du bald übersehen.“

Die Verse standen darauf, welche sie heut' gesungen:

„Und frei ist das Herz und frei ist das Lied,  
Und frei ist der Bursch', der die Welt durchzieht,  
Und ein rosig'er Kuß ist nicht minder frei,  
Wie spröb' und verschämt auch die Lippe sei!  
Wo ein Lied erklingt, wo ein Kuß sich beut,  
Da ist noch die blühende, goldene Zeit,  
Da sind die Tage der Rosen!“ —

### III.

Und eine goldene Zeit war es wirklich, die in jenen späten Sommerwochen für uns alle erblühte. Es schien, als strahle noch einmal aller Glanz und alle Lust, welche die Räume des weinlaubumspinnenen Schloßchens je durchflutet, blendend auf, so wie die Sonne in den schönsten Farben erst vor ihrem Untergang erstrahlt.

Wenn ich jetzt an jene Zeit zurück denke und mir die lieben, vertrauten Gestalten vergegenwärtige, so will es mir wohl scheinen, als hätte ein aufmerksamerer Beobachter, als ich es damals war, die dunkeln Schatten unter meines Oheims Augen, das wehmüthige Zucken um die Lippen seiner Gattin bemerken müssen. Aber das ist ja der Jugend selig Vorrecht, nur die Lichtseite aller Dinge zu sehen — und das tiefe Schattendunkel des Lebens bleibt ihrem Aug' verborgen:

Und herrlich war die Gegenwart  
Und sorgenfrei das junge Herz, —  
Und jeder Blick war lichte Glut  
Und jedes Wort war lecker Scherz!

Friedrich ging nicht im Sturm auf sein Ziel los; seiner für jeden Scherz empfänglichen Natur behagte das lustige Versteckspiel, und ich stand ihm treulich zur Seite, enthusiastisch für den kleinen, sich gleichsam unter meiner Negide abspielenden Roman.

Onkel und Tante schienen in der That keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt zu haben. Friedrich machte mir den Hof so ernstlich, daß selbst Ediths klare Augen sich mitunter mit Thränen

füllten, wenn sie uns beide in den dunkeln Parkgängen im vertraulichen Zwiegespräch traf. Das arme Ding! wenn es gewußt hätte, um welchen Gegenstand sich diese heimlichen Unterredungen drehten!

Ein Tag ist mir besonders klar in der Erinnerung geblieben; vielleicht, weil das Schicksal an demselben den ersten Faden zu jenem Netze knüpfte, das meinen armen Freund unentrinnbar in seinen Maschen verstricken sollte.

Am Nachmittag war Besuch gekommen, ein Studiengenosse Friedrichs, Referendar Schröder. Derselbe traf die ganze Gesellschaft im Garten beim Croquetspiel versammelt, — wir huldigten diesem edlen Sport weiblich — und trat, da einer meiner jüngeren Cousins soeben den Spielplatz verließ, sofort in die Partie ein. Ich habe nie wieder einen Menschen gesehen, dessen erster Eindruck nur entfernt mit demjenigen verglichen werden konnte, den Hermann Schröder auf mich machte.

Die Erscheinung des schlankgewachsenen, hochblonden Mannes war nicht unangenehm, sein Wesen verbindlich, wenn nicht galant; und dennoch konnte ich mich eines eigenen Schauers nicht erwehren, wenn ich in dies gleichsam unter den Lidern versteckte, grünlich schillernde Augenpaar sah. Ein seltsam erregender, ich möchte fast sagen grausamer Ausdruck lag in ihm verborgen; ähnlich mag der Blick der Schlange sein, der ihr Opfer unentrinnbar fesselt.

Als der Gang des Spieles mich in meines Veters unmittelbare Nähe führte, flüsterte ich ihm zu:

„Ist das Dein Freund, Friedrich?“ —

„Nein“, sagte er, „aber wir haben manchen fidelen Abend miteinander verlebt. Weshalb fragst Du, Cläre?“ —

„Weil ich Furcht hatte, er könne Dir mehr sein, als ein bloßer Studiengenosse.“

Friedrich lachte mich an. „Bist Du etwa eifersüchtig? Ein hübscher Junge, Cousinchen, — aber gefährlich!“ —

„Mir nicht“ — ich hatte nur ein Achselzucken, — „aber sieh' die Blicke, welche er Edith zuwirft.“ — — —

Friedrich ward augenblicklich ernst. „Laß gut sein, Clärchen“, flüsterte er noch hastig, da die Reihe des Spielens an ihn kam, — „ihrer bin ich sicher, und seinen Eroberungsgelüsten werde ich einen Damm vorbauen.“

„Wie das?“ —

„Ich will's Dir heut' Abend sagen, im Park, — gelt, Cläre, Du kommst?“ — —

Alice sah uns flüstern und lächelte verstohlen. Ich triumphirte, selbst seine scharfsichtige Schwester ging in die aufgestellte Falle. Nur flüchtig sah ich noch, wie sie sich zu Edith gesellte und eifrig auf diese einsprach; dann nahm das Interesse am Spiel mich ganz gefangen.

Am Abend benutzte ich einen günstigen Moment, um mich aus der im großen Saal versammelten Gesellschaft hinauszustehlen. Mein Oheim hatte sich in sein Zimmer zurückgezogen, wo ein Herr aus



### Ein Prieschen.

Nach einem Originalgemälde von H. Ketschreiter.

1895

der Stadt ihn schon stundenlang geschäftlich in Anspruch nahm, Schröder unterhielt Alice, Edith saß am Klavier und phantasierte, Friedrich war nicht anwesend.

Im Park draußen traf ich ihn. Er war erregt und seine Stimme zitterte.

„Dank, daß Du kommst, meine liebe Cläre“, flüsterte er und faßte meine Rechte mit herzlichem Druck. „Sieh', Alice kann ich mich nicht anvertrauen; ich habe das Gefühl, daß sie meine Liebe mißbilligt; Vater hat den ganzen Tag seine Wirthschaft im Kopfe, und Mama weint heimlich — weiß Gott, was ihr das Herz schwer macht, — liebste Cläre, willst Du mir rathen?“ —

Er war erst zweiundzwanzig Jahre, ich freilich noch ein Theilchen jünger und mein Rath wohl nicht von Bedeutung, aber die Jugend muß sich jemand anvertrauen und ich zitterte vor Rührung über seine Liebe und vor Stolz über meine Wichtigkeit.

„Sprich, Fritz!“

„Soll ich, — soll ich's ihr sagen?!“ — — —

„Aber natürlich, wenn Du sie ernsthaft liebst, natürlich“, rief ich vor Eifer glühend.

„Ernsthaft!“ Ein seltsames, verklärendes Lächeln ging über sein junges Gesicht. „Aber ich bin noch nichts, Cläre, ich habe noch nichts.“ —

„Aber ihr seid ja jung und könnt' doch warten, — und Du brauchst dann nicht in Angst zu sein, daß sie Dir am Ende noch ein anderer fortnimmt.“

Es mußte etwas in meinen Worten sein, was eine empfindliche Stelle bei ihm berührte. „Du meinst Schröder“, sagte er rasch, „er läuft jedem Mädchen nach, — und ich könnt' es auch nicht mit ansehen, daß er ihr die Cour schneidet und ein Recht zu haben glaubt, Jagd auf sie zu machen, wie auf eine wehrlose Beute.“ — —

„Siehst Du — siehst Du wohl?“ rief ich lebhaft, „weßhalb also willst Du zögern?!“

„Cläre, ich will's Dir sagen. Morgen früh fahren wir auf den Dohnenstieg, früh, wenn Schröder noch schläft. Du und Edith und Alice natürlich, — ohne die geht es nicht, sie muß ihre Augen überall haben. Ohne Kutscher, Clärchen, Alice fährt ja stets allein! Und dann —“

Er hielt wie aufjauchzend inne. Durch seine Gestalt rann ein Schauer der ersten, himmelstürmenden Leidenschaft. Und als müßte er an irgend einem Gegenstand die Gewalt seiner Liebe beweisen, so umfaßte er mich plötzlich und drückte mir einen glühenden Kuß auf die Lippen.

„Friedrich!“ —

Ein erstarrter Schrei im Gebüsch, — ich rang mich los.

„Ungezogener Junge, — wenn das Edith sähe!“ —

Er war plötzlich ernüchtert. „Hörtest Du etwas?“ —

„Geh', geh' hinein“, sagte ich rasch, „fühle Dich drinnen ab in der gemäßigten Gesellschaftstemperatur.“

„Ein brüderlicher Kuß, — bist Du böse?“ versuchte er eine Entschuldigung.

„Geh“ — und wenn es auch kein brüderlicher Kuß war, — ich nahm ihn für Edith.“

Er lachte und haschte nach meiner Hand, um dieselbe kameradschaftlich zu schütteln. Dann schlugen die Zweige hinter ihm zusammen und seine hohe Gestalt versank in den Schattenwogen.

Nun lag der Mondschein schimmernd auf den Parkwegen, aber ich hatte kein Auge für die Schönheit der Nacht. Eilig bog ich in den nächsten, durch eine hohe Buchenhecke abgeschlossenen Gang ein und sah, daß ich mich nicht getäuscht. An der Hecke lehnte, von den Mondesstrahlen wie von einer Gloriole umgebend, erzitternd in herzbrechendem Schluchzen — Edith.

„Edith!“

Sie bebte zusammen und streckte mir abwehrend beide Hände entgegen.

„Fort!“ kam es von ihren Lippen, — „o, ich war eine Närrin, wenn ich seinen Blicken glaubte, o fort — nur fort! Alice hatte doch recht, recht wie immer.“ — — —

„Liebe Edith“, — ich versuchte, ihre Hände zu fassen und sie an mich zu ziehen, was mir erst nach einiger Anstrengung gelang; aber dann war auch ihre Kraft zu Ende und wie eine geknickte Rose lag ihr Köpfchen an meiner Schulter. „Was hat Alice Dir gesagt, Edith?“

„O nur die Wahrheit: daß Friedrich Dich liebte und Du ihn, und daß er leichtsinnig genug sei, mit mir zu spielen, — und daß ihr beide ein Rendez-vous hättet im Park, — und da bin ich euch nachgeschlichen und hab' es selber hören und sehen wollen.“ —

„Und nun höre auch Du mich an, Edith“, sprach ich ernst. „Es ist wahr, daß Fritz und ich uns lieb haben, — wie sich eben Schwester und Bruder lieben. Und es ist auch wahr, daß wir uns im Park trafen, um über Dich zu reden und seine Liebe zu Dir, — und es ist wahr, daß er mich geküßt hat, aber nur im Uebermaß des Entzückens, als ich ihm sagte, daß Du ihn liebtest, Edith.“ —

Sie lauschte, wie in Träumen versunken, mit dem Lächeln eines Kindes um den knospenhaften Mund.

„Kannst Du mir das alles beschwören?“ fragte sie zuletzt zaghaft.

„So wahr ich Dich im Arm halte, Edith, ich habe die Wahrheit gesagt!“

Da löste sie sich leise aus meinen Armen und glitt auf die mondenschimmernde Erde nieder. Und die Kinderhände falteten sich zum Gebet.

Ein großer, dunkler Nachtschmetterling flatterte mit müden Schwingen um ihr gesenktes Haupt, um sich dann auf einem in der Nähe stehenden Rosenstrauche niederzulassen. Ich war dem Fluge des Falters mit den Blicken gefolgt und gewahrte im hellen Mondlicht noch eine verspätete Rosenknospe.

Und behutsam brach ich die Rose und befestigte sie in Ediths braunem Haar.

Noch ist die blühende, goldene Zeit. — —

„Sei getrost, Edith!“

#### IV.

Der nächste Morgen kam nicht licht und sonnenstrahlend herauf wie alle seine Vorgänger. Dampf und dicht lag der Septembenebel auf den Gartenwegen und schlich wie ein Geist des Unheils drohend um das Haus.

Wir waren heut' ungewöhnlich früh um den Kaffeetisch versammelt, um zur rechten Zeit auf den Dohnenstiege zu gelangen.

Tante präsidirte, da ihr Gatte nach einer schlummerlosen Nacht noch Morgenruhe hielt, und sah merkwürdig alt und verfallen in dem kalten Licht dieses Nebelmorgens aus. Auch Alice erschien mir nur gezwungen freundlich, während Friedrich strahlte und Edith wie eine junge Rosenknospe glühte.

Der Referendar schloß wirklich noch, und wir waren kindisch froh, seiner Begleitung entgangen zu sein.

Während der Fahrt lichtetet sich der Nebel mitunter und Friedrich prophezeite uns den schönsten Tag. Gewandt brach er einen rothen Ebereschenzweig, der während des raschen Fahrens unsere Köpfe streifte, und befestigte die leuchtenden Beeren an Ediths Hut.

„Und nun, Fräulein Edith, geht Ihnen jeder lose Vogel ins Garn; Sie brauchen nur die Schlinge anzuziehen, so haben Sie ihn fest“, lachte Fritz übermüthig, aber dies Lachen tönte ein traumhaft hohles Echo in der Nebelatmosphäre wieder; „geben Sie nur acht, mit welch' reicher Beute Sie heut' heimkehren werden.“

„Ich werfe keine Schlinge aus“, gab sie heiter zurück, „und nach losen Vögeln trag' ich kein Verlangen.“

„Und fahren doch auf den Dohnenstiege“ — — —

„Um gefangene Vögel aus den Netzen zu lösen“, fiel sie rasch ein.

„Und finden Sie doch nach Ihrem Geschmack, wenn sie fein zugerichtet auf die Tafel kommen.“ Friedrich triumphirte wieder.

Unter solchen Plänkeleien waren wir im Walde angelangt. Friedrich hatte bald den Strich gefunden, aber er führte durch dichtes Gebüsch, und unser Wagen mußte zurückbleiben. Alice erklärte, nicht in der Stimmung zu sein, durch Gesträuch und süßhohes, nebelfeuchtes Gras sich einen Weg zu bahnen; sie wollte bei den Pferden bleiben. „Im übrigen will ich auch den Damen den Kavalier nicht rauben“, schloß sie ihre Begründung.

Uns war's recht; der Zufall schien absonderlich günstig. Wir begaben uns auf den Weg und fanden wirklich ein gut Theil Krametsvögel in den Schlingen hängen, die ihr Verlangen nach den leuchtend rothen Beeren mit dem Tode hatten büßen müssen. Zuletzt konnte ich Friedrichs bittenden Blicken nicht mehr widerstehen

und erklärte, die lästige Beute zum Wagen tragen zu wollen; die beiden sollten ruhig weiter gehen, ich käme sofort wieder zurück. Ueber Edith schien eine eigene Verwirrung zu kommen. Sie hängte sich an meinen Arm und wollte durchaus mitgehen, und es kostete Fritz und mir nicht geringe Ueberredungskunst, um sie zum Bleiben zu bewegen.

„Und verirrt Euch nicht im Nebel, damit ich Euch auch wiederfinde“, rief ich noch lachend über die Schulter zurück, um dann langsam meinen Weg zu verfolgen.

Der Rebel theilte sich wirklich und gab hin und wieder schon eine Fernsicht frei. Alice, die in tiefes Sinnen verloren am Wagen lehnte, hatte mich nicht gehört und schrak sichtlich zusammen, als ich sie anredete.

„Du allein, Cläre?“ unterbrach sie mich erregt, „wo sind die andern?“ — —

„Ins Garn gegangen!“ lachte ich lustig, da es mir nicht länger nöthig schien, mein Geheimniß zu bewahren. „Gelt, Alice, Du bekommst doch eine reizende Schwägerin; ich könnte Dich beneiden!“

Sie fuhr heftig auf und faßte mich krampfhaft bei der Hand. „Sag, Du lügst!“ rief sie rauh, als ob die Erregung ihrer Stimme ersticke, „ich bitte Dich um Gottes willen, sag, Du lügst!“ — —

Ich stand starr; das hatte ich nicht erwartet. Verabscheute Alice wirklich das holde, kleine Mädchen? Und warum hatte sie Edith dann mitgebracht? Hundert Fragen blitzten mir durch den Kopf, aber ich stammelte nur verwirrt. „Nein. Ich begreife Dich nicht, — ich rede wahr, — warum bist Du so dagegen?“ —

Sie lachte grell auf. „O du liebe Einfalt! Weil — weil — wir ja doch am Bankerott sind, weil Friedrich kaum noch die Mittel haben wird, um sich als Referendar durchzuschleppen, — weil Edith bettelarm ist und nichts besitzt als die Kleider auf ihrem Leibe, — weil — weil — doch wem predige ich das alles?“ unterbrach sie sich leidenschaftlich, — „was hast Du für eine Idee von des Lebens Noth?! O hätt' ich doch gesprochen und gewarnt! Aber wer mag's denn sagen, das Ungeheure: Es ist aus, und uns bleibt der Bettelstab!? — Und warum führtet Ihr die abscheuliche Komödie eigentlich auf, als liebte Friedrich Dich, die ihm doch eine anständige Mitgift mitbringen könnte, — doch nur, um uns alle blind zu machen, nicht wahr?“ — —

Nun war es mir gesagt, klar und deutlich, woran mein Rindskopf nie auch nur im Traume gedacht. Ein Sonnenstrahl durchbrach die flutenden Nebel, scharf die verstörten Züge des Mädchens beleuchtend, und ein warmes Mitleid mit Alice durchzog mein Herz.

„Aber das ist ja ein furchtbares Unglück“, sagte ich bebend, „und ist denn keine Rettung mehr möglich?“

„Keine“, versetzte sie dumpf, „seit gestern Abend keine mehr!“

„Und doch“ — ich kam hartnäckig auf meine alte Idee zurück — „und doch sehe ich nicht ein, warum selbst unter diesen Verhältnissen

Fritz und Edith sich nicht lieben und aufeinander warten sollen? Und wenn auch dies absolut unmöglich ist, warum, Alice, warum habt ihr Friedrich denn nichts gesagt?"

"Kind", antwortete sie mit qualvoll gepreßter Stimme, "Du weißt nicht, was Du sprichst. Vater ist krank und ganz gebrochen durch diesen Schlag; Mama ist stets die große Dame gewesen, nur gewöhnt, über ein Heer von Domestiken zu befehlen, — meine Brüder sind sämmtlich unversorgt, und uns bleibt kein Pfennig übrig, kein Pfennig, Kind — — Herrgott!" schrie sie auf, "wie es werden soll, wir wissen's nicht, — und da soll der Knabe sich an das kleine Geschöpf hängen, seine schönsten Jahre vertrauern, um dann später, wenn sie verblüht und seine Jugendideale verronnen, als ein gebundener Mann seine Knabenthorheit zu verfluchen, oder ein ehrloser Schurke zu werden an seinem Wort?! Und warum wir ihm nichts gesagt haben, fragst Du? — Um dem süßen Jungen das Leben nicht zu verbittern, Cläre, die zärtliche Mutterliebe litt es ja nicht, — und weil wir immer noch auf Aufschub hofften und Rettung, auf Rettung, bis gestern Abend der Jude aus K. kam und all' die verfallenen Wechsel in Händen hatte, da ihm eine Prolongation nicht mehr räthlich schien, — und weil, — was soll ich mich denn wiederholen? — weil wir glaubten, daß Du" — — —

Sie brach jäh ab, und es war auch unnöthig für mich, daß sie weiter sprach; jetzt verstand ich. Ich sah in den goldenen Morgen hinein, aber die Welt erschien mir öder und grauer wie vordem, als der Nebel noch zwischen den Bäumen hing. Vor meinen Blicken war auch ein Schleier zerrissen, und die plötzliche grelle Helle um mich und in mir that mir weh. Als ich aufsaß, war Alice verschwunden, und nur ihr helles Kleid sah ich noch fern zwischen den Bäumen flattern, und ich wußte wohl, wohin sie eilte in dem hohen, nassen Grase. — — —

Ich setzte mich wie betäubt auf einen Baumstumpf nieder und wartete.

Sie kamen bald. Friedrich nickte mir glückstrahlend zu, Ediths Züge färbte verrätherische Rosenglut; ihre süßen blauen Augen schimmerten feucht.

Alice sprach krampfhaft in einem Fort, als sei es ihre Absicht, durch lebhaftes Reden zu verhindern, daß auch nur ein verrätherisches Wort fallen könnte. Während unserer Heimfahrt herrschte eine schwüle Stimmung in dem kleinen Gefährt, — jeder einzelne suchte zu verbergen, was doch alle wußten.

"Und nun, Fritz", sagte Alice zu ihrem Bruder, als wir wieder auf der großen Freitreppe des Schlosses standen, wo Referendar Schröder uns ernstlich schmollend empfing, "nun komm' zum Vater; er hat nach Dir verlangt, um sich in geschäftlichen Angelegenheiten mit Dir zu berathen."

Friedrich sah sie erstaunt an, warf dann übermüthig den Kopf in den Nacken und folgte der Schwester.

Mich fröstelte es; es schien, als sei die Sonne mit einem Male untergegangen.

Allzu lange hielt ich es auch draußen nicht aus; das Lachen und Plaudern Schröders und meiner jüngeren Vetter machte mich nervös. Ich trat ins Haus und schlich über den Korridor in das kleine Zimmer neben meines Oheims Arbeitskabinett. Wurden sie drinnen mit ihrer Berathung denn nie fertig?

Friedrichs Stimme klang manchmal laut und heftig aus dem dumpfen Gemurmel hervor, dazwischen das leise Weinen einer Frau, — Tante war also auch darinnen. Ich schämte mich plötzlich meines Thuns und presste, mich abwendend, die Stirn gegen die Fensterscheiben. Im Garten ging Schröder mit Edith spazieren und unterhielt sie aufs eifrigste. Arme, arme Edith! —

Da wurde die Thür hinter mir geöffnet; Friedrich trat aus dem Kabinett bleich bis in die Lippen. Als lachender Knabe war er hineingegangen, ein fertiger entschlossener Mann stand er vor mir.

Ich streckte ihm stumm die Hand entgegen.

„Du hast es gut mit mir gemeint, mein treuer Kamerad“, sagte er mit leiser, ruhiger Stimme, „und hast mir eine Sekunde des höchsten Glückes verschafft, — Gott segne Dich dafür viel tausend Mal! Sie haben es mir aber da drinnen eben verzweifelt klar gemacht, daß es jetzt meine Pflicht sei, mein Leben und meine Liebe für die Eltern zu opfern und mir so bald wie möglich eine reiche Braut zu suchen, — sie sprachen auch von Dir, Cläre“, — und der Schatten eines Lächelns huschte über seine steingewordenen Züge, — „aber sei ruhig; einestheils weiß ich, daß Du mich nicht so liebst, wie Du's für die Ehe für nöthig hältst, und anderentheils steht Du mir auch viel zu hoch für die gemeine Spekulation.“

„Armer, lieber Fritz“ — und die Thränen liefen mir über die Backen.

„Alice kam ja gerade zur rechten Zeit“, fuhr er fort, „ehe ich mich noch durch irgend ein Wort gebunden, und überlegt, wie sie stets ist, laut unsere Namen rufend, um ja nicht die Zeugin unseres Bundes werden zu müssen. Was thut auch ein Ruß, — Du kennst ja das Lied: Frei ist der Bursch' und frei ist das Lied, und ein rosiges Ruß ist nicht nunder frei. — Siehst Du, Cläre, das haben sie alles ganz genau durchdacht, so daß ich mir gar nicht mehr den Kopf darüber zerbrechen brauche. Und ich trüg' es ja auch, aber sie — Hölle und Teufel — meine Edith!“ —

Und sein Blick fiel durch das Fenster, und ein Schauer rüttelte seine Gestalt, als er die Geliebte wahrte.

„Ich reise heut' noch ab, — Schröder begleitet mich natürlich“, fuhr er heftig sprechend fort, „das Examen steht vor der Thür, — aber ich habe noch einen Wunsch, eine Bitte!“ —

„Ich weiß es, Fritz, Du willst ihr Lebewohl sagen?“

„Ja“, sagte er leidenschaftlich, „sie soll nicht glauben, daß sie eines Schurken Umarmung litt. Komm mit, Cläre, beschäftige

Schröder vor allen Dingen. Den Brautkuß nahmst Du im voraus — den Abschiedskuß soll sie allein haben.“

\* \* \*

Edith wandte sich purpurglühend um, als sie Friedrichs Schritt erkannte.

„Entschuldige, Hermann“, sagte mein Vetter ohne viele Umstände, „entschuldige, wenn ich Dir Deine Dame auf eine Viertelstunde entführe. Meine Cousine wird so liebenswürdig sein, Dir die Schönheiten unseres Parks zu zeigen. Fräulein Edith, ich versprach Ihnen neulich, Ihnen eine neue Komposition Ihres Lieblingsliedes vorzutragen, — wenn es Ihnen jetzt gefällig ist?“ —

Schröder sandte dem sich entfernenden Paare einen heimtückischen Blick nach.

„Begreife eigentlich nicht recht, mein gnädiges Fräulein, warum nicht auch wir an diesem Genuß theilnehmen dürfen?“

„Bermuthlich, weil der Komponist kein großes Auditorium wünscht“, erwiderte ich kühl und unterzog mich dann mit bewunderungswürdiger Geduld meiner Aufgabe.

Bei Tisch fehlte Edith; sie ließ sich wegen Kopfschmerz entschuldigen. Als ich später hinaufging, fand ich sie auf ihrem Sopha liegend, bleich und mit verweinten Augen.

Sie kam mir langsam entgegen und schlang beide Arme um meinen Hals.

„Sprich mir keinen Trost zu“, sagte sie mit leiser, müder Stimme, als ich die Lippen öffnen wollte, „ich bin wirklich nicht unglücklich in dem Bewußtsein, so treu und innig geliebt zu sein. Mir thut auch nichts leid, höchstens, daß ich den Frieden dieses Hauses gestört habe. Gestern Abend wollte ich's nicht ertragen, Dich in seinem Arm zu sehen; ich glaube, ich wäre wahnsinnig geworden, wenn ich die Hoffnung auf seine Liebe hätte aufgeben müssen. Aber nach dieser Stunde weht mich kein Sturm mehr um. Ich las gestern im „Dahem“ eine Stelle ausgeschrieben, die für mich passen würde und habe darum geschrieben; sieh' Dir den Brief an.“ —

Und sie zog mich nach ihrem Schreibtisch; aber zu gleicher Zeit fielen unsere Blicke auf die Blumenvase, welche den Aufsatz des zierlichen Möbels schmückte. Darin hing zerbrochen, verwelt, entblättert die letzte Rose, welche ich ihr gestern gepflückt.

„Schau“, sagte Edith schmerzlich lächelnd, „nun ist die Rosenzeit doch vorüber. Was thut es auch?“

Alle Jahr lehrt der Frühling,  
 Ist der Winter vorbei;  
 Der Mensch aber hat nur  
 Einen einzigen Mai.“ — — —

## V.

Sie starben beide nicht an diesem jähen Erwachen aus ihrem schönen Jugendtraum. Im Gegentheil, was schwankendes in ihrer Seele gelebt, erstarrte und nahm feste Form an. Edith hatte die Stellung einer Erzieherin in einem hannöverschen Pfarrhause inne und fühlte sich, ihren Briefen nach, von dem neuen Wirkungskreise befriedigt. Friedrich war eisern fleißig; er arbeitete nach glänzend bestandener Prüfung als Referendar am Landgericht in C., dem Heimatsorte Schröders, wo er mit dem alten Studiengenossen zusammentraf und bald in einen lebhaften Verkehr trat. In seinem väterlichen Hause sah es indeß trübe genug aus. Zwar war es meinem Oheim gelungen, noch einmal nutzlosen Aufschub des drohenden Unheils zu erzwingen; dennoch schwebte das Damoklesschwert stündlich über seinem Haupte, und der eigenthümlich schlaffe Zug um seinen Mund trat um so schärfer hervor, je spärlicher und lichter das Haar an seinen Schläfen wurde.

Wir sahen es alle, wie der alte Mann versiel, und doch war jede augenblickliche Hilfe, die ihm gute Freunde bieten konnten, nur wie ein Tropfen, der auf heißen Stein fällt und zischend verdampft.

In jener schwülen Zeit erhielt ich einen Brief von Friedrich, in welchem er mich bat, doch mitunter hinauszufahren, — Lichtfelde war nur eine halbe Stunde von meiner Heimatstadt entfernt — und seiner armen Mutter einigen Trost zuzusprechen. Er schilderte sein Leben und Treiben in C., aber so ruhig und leichtsin auch diese Zeilen lauteten, mein Ohr hörte doch die Bitterkeit hindurchklingen.

„Ich verkehre viel in Schröders Familie“, so lautete eine Stelle des Briefes, „es ist ein gastfreies, liebenswürdiges, wohlhabendes Haus. Der alte Rechnungsrath hat außer Hermann nur noch eine Tochter, Gerta. Sie ist munter und sehr lebhaft, wenn auch nicht verblüffend geistreich, und erinnert mich in ihrer Erscheinung zuweilen an — doch wozu alle Erinnerungen wieder aufreissen?! Passons-là-dessus! Hermann vergöttert seine Schwester. Mengstige Dich nur nicht wieder vor meiner Freundschaft mit Schröder, mein treuer Kamerad; die Zeiten, in denen sie mir gefährlich werden konnte, sind lange vorüber. Meine Abende sind nur gewöhnlich sehr einsam, und — wie gesagt — es ist ein wohlhabendes Haus und für Unterhaltung reichlich gesorgt.“

Diese Worte berührten mich peinlich, ohne daß ich mir einen Grund hierfür angeben konnte. Ich las die Stelle wiederholt, und bei der Erwähnung seiner „einsamen Abende“ ward mir unwillkürlich das Auge feucht; ein nebelhaftes, fremdes Etwas schien zwischen Fritz und mich zu treten. Mein verwöhnter Vetter, dem einst die Sterne nicht zu fest genagelt erschienen für sein Begehren, dem der Champagnerkelych der Freude von Feenhänden stets neu gefüllt wurde, sobald er nur den Schaum davon geschlüpft, ging jetzt, um seine „einsamen Abende“ auszufüllen, alltäglich in das „wohlhabende Haus“

des Rechnungs-raths, — ich empfand ein erkältendes Gefühl im Herzen. Friedrichs Bitte kam ich treulich nach, umsomehr, da auch Alice in dieser schweren Zeit das Vaterhaus verließ, um die erworbenen Kenntnisse genügend zu verwerthen.

Das ist ja der Armuth härtester Fluch, daß sie das Kind aus den Armen der Eltern reißt, um die Broddbroden zu sparen zu einer Zeit, da der Liebe Lächeln am nöthigsten thut, um ihnen die bittere Speise zu versüßen.

Zum Frühjahr fiel der langerwartete Schlag.

Lichtfelde wurde unter Sequestration gestellt und das Inventar des Schlosses von den Gläubigern mit Beschlagnahme belegt. Dieser Zustand der Dinge schleppte sich fort, bis die Rosen zum andern Male blühten.

Zwei Jahre hatte Friedrich doch gebraucht, um sein zuckendes Herz ganz in Staub zu treten. Und zuletzt trat das Gespenst der Noth grinsend vor ihn hin und wies ihn auf den einzigen Weg zur Rettung.

„Die Verlobung ihrer einzigen Tochter Gerta mit dem Gerichts-Referendarius Herrn Friedrich Georgi zeigen hiermit ergebenst an C., im Juli 188.. Schröder, Rechnungs-rath und Frau.“

Und die Noth war zu Ende, der Schwiegervater warf seine Börse in den klaffenden Spalt. Meine Tante weinte, als ich zur Gratulation hinausfuhr, vor Rührung und Freude.

„Gott segne meinen guten Jungen“, schluchzte sie, „das ist doch ein Lichtstrahl in die Finsterniß, die uns umgiebt! Schröder hat viel Geld, Cläre, und kann Fritz anständig über Wasser halten, bis er in Amt und Würden ist.“ —

Ich stand mit abgewandtem Gesicht am Fenster und starrte in den vernachlässigten Garten hinaus. Von der fahlen Veranda bröckelten die Steine nieder, drunten auf dem Rasenplatz aber dufteten süß und berauschend die Rosen. Der Springbrunnen warf keinen kühlenden Silberstrahl mehr empor in die warme Sommerluft, — der eine Arm des Tritonen lag zerbrochen zwischen den Rosenbüschen. Ich sah das alles wie im Traume, während meine Lippen murmelten: „Ja, Gott segne ihn, — Gott segne ihn“, aber sie thaten es nur mechanisch, und ich glaubte nicht an den Segen.

Bald darauf kam Lichtfelde unter den Hammer; ein spekulativer Geschäftsmann erstand das schöne Gut um einen verhältnißmäßig hohen Preis, um es später in Parzellen wieder zu verkaufen. Und das Schloß, welches mein Oheim sich in seiner besten Zeit erbaut, — leider damit auch den Grundstein zu seinem Ruin legend, — kam in die Hände eines fündigen Restaurateurs, welcher dort ein Vergnügungsort für die erholungsbedürftigen Städter anlegte. Seine Idee bewährte sich glänzend, — Lichtfelde ist heute ein viel besuchter Ausflugsort — sie transit gloria mundi! —

Meine Verwandten siedelten in die nahe Stadt über. Von dem einst so großen Vermögen war nichts gerettet, — und es mußte ein

Glück genannt werden, daß meinem Onkel die Agentur einer Versicherungsgesellschaft übertragen wurde, deren Einkünfte die Familie doch vor der äußersten Noth schützten — oder vielmehr schützen sollten. Denn vier Wochen, nachdem der alte Mann sich blutenden Herzens von dem Erbe seiner Väter losgerissen, bahrten sie ihn in dem engen Wohngemache seines neuen Heims auf.

Die flackernden Lichter zu Häupten seines Sarges warfen einen verklärenden Schein auf das stille, friedliche Antlitz.

„Ihm ist wohl, Tanten, er hat Ausgerungen“, flüsterte ich der gebrochenen Frau zu, die in thränenlosem Schmerz zu Füßen des Sarges kniete, — ein banaler Trost und dennoch der größte, den ein Mensch zu spenden vermag.

„Ja, ihm ist wohl“, wiederholten ihre zuckenden Lippen, „und die Kinder sind ja auch versorgt. Werner und Max will meine Schwester in Mex zu sich nehmen, — es ist freilich ein bißchen weit, — aber sie sind gut aufgehoben, — und nun kann ich ja auch wohl sterben.“ — — —

Am Nachmittag kam Alice, fassungslos, so innerlich vernichtet, daß ich das willenskräftige Mädchen nicht wiederzuerkennen glaubte. Und der Abendzug brachte Friedrich.

Er war blaß, wie der Todte im Sarge.

„Ich wollte Gerta mitbringen, Mutter“, sagte er heiser, — „ich glaubte, sie sollte Dich trösten; aber sie kann keine Leiche sehen — und kommt morgen zum Begräbniß, wenn der Sarg geschlossen ist.“

„Gott segne ihn, — Gott segne ihn!“ Der alte Segenswunsch kam mir in den Sinn. Aber was that es denn, daß Gerta Schröder keine Leiche sehen konnte? Sie brachte ihrem zukünftigen Gatten ja Schönheit und Frische und Jugendkraft mit in die Ehe und Geld, — Geld genug, um ein Menschenleben in Lust und Herrlichkeit zu verbringen, — was hatte Gerta Schröder mit dem Tod zu thun? —

## VI.

Hatte sich der Zug verspätet! Friedrich ging finster und ungeduldig umher, den Blick wieder und wieder auf das Zifferblatt der Uhr wendend; aber die Zeiger rückten unerbittlich, langsam vorwärts, ohne daß Gerta erschienen wäre.

Im Nebenzimmer waren die Leidtragenden versammelt; der Geistliche, welcher nicht länger Herr seiner Zeit war, trat endlich zu dem Sohne des Hauses heran und mahnte ihn zum Beginn der Trauerfeierlichkeit. Wie aus tiefem Traume erwachend, sah Friedrich starr in das ehrwürdige Gesicht vor ihm und sagte abgebrochen: „Wohl, wohl, — Herr Pastor, — fangen wir an, — ich glaube, ich warte doch vergeblich!“

Und der Geistliche sprach die alten, ach so oft vernommenen Worte des Trostes, die alles Weh im Menschenherzen wieder aufwühlen bis in die tiefste Tiefe und zu gleicher Zeit doch lindern

Balsam in die offenen Wunden träufeln. Ernst und zuversichtlich klang seine Rede von der Fürsorge Gottes für die Wittwen und Waisen, verkündend, daß Er dennoch einen Weg erschau und Licht in der Finsterniß erstrahlen ließe, wenn das kurzfristige Menschenauge nur Dunkel und unwirthbare Dede erblicke. —

Ein leiser, knarrender Laut unterbrach die Kirchenstille des Trauerzimmers. Ich sah empor und erblickte Friedrich mir gegenüber sich schwer auf den kleinen Ecktisch stützend, neben welchem er lehnte. Und dann berührte ein kühler Luftzug meine Stirn, hinter meinem Rücken wurde eine Thür geöffnet. Ein leises Rauschen — ein halb erstickter Schrei — ich fühlte instinktiv, daß dies Gertas Stimme sei — und die Thür schloß sich wieder; neben mich trat, nur mit den Augen grüßend, Hermann Schröder. Sie kam doch zu früh, die junge Braut, sie sollte das stille, todte Antlitz noch sehen.

Als die Hammerschläge verhallt waren, ließ Friedrich seine Mutter, die er in dem schwersten Augenblicke, der einem Frauenherzen beschieden, fest im Arme gehalten, vorsichtig auf das Sopha neben Alice gleiten und ging hinaus.

Jetzt kam Leben in Hermann Schröder. Er bot mir, die ihm zunächst stand, die Hand und versuchte eine Entschuldigung der entstandenen Störung. Seine Schwester sei äußerst nervös und er habe, um ihr den unangenehmen und nutzlosen Eindruck zu ersparen, sie veranlaßt, lieber zu Fuß zu gehen und bei dem herrlichen Wetter noch einen kleinen Spaziergang mit ihr gemacht. Mich widerte sein Wortgeklingel in einem solchen Augenblicke unsagbar an. Ich setzte daher kühl: „Sie thäten wohl besser, Herr Referendar, meiner Tante Ihr Beileid zu bezeigen, als sich bei mir zu entschuldigen“, — und ließ ihn stehen.

Jetzt trat Friedrich mit seiner Braut ein, um dieselbe seiner Mutter zuzuführen. Das also war Gerta Schröder! Zierlich, feingebaut, hochblond wie der Bruder, ein allerliebstes Gesichtchen mit einem capriciösen Zug um den kleinen Mund, in diesem Augenblick indeß erregt und ziemlich verdrossen dreinblickend. Mit scheuem Auge streifte die schöne Braut den geschlossenen Sarg, die Trauerkleider und das verweinte Gesicht der alten Dame vor sich.

„Sei ihr eine gute Tochter, Gerta, und steh' ihr bei in schwerer Stunde“, sagte Friedrich mit schleppender Stimme und einer müden Armbewegung, — klirrte nicht die Fessel an seinem Handgelenk? Und Gerta machte einen zierlichen Pensionstrix und küßte der Schwiegermutter die schmale, durchsichtige Hand.

Auch die dunkelsten Stunden gehen vorüber, und das Leben stellt an den schmerzgebeugten Menschen seine unerbittlichen Forderungen.

Als wir später im engsten Familienkreise versammelt waren, gab sich Gerta freier und lebhafter, wenn auch noch einigermaßen von dem konventionellen Zwange eingeengt, den das traurige Ereigniß ihrer erregten Natur auferlegte. Das verwöhnte Kind schien

ernstlich mit dem Bräutigam zu schmollen, daß dieser sie am Begräbnistage nicht selbst am Bahnhofe erwartet habe.

Friedrich entschuldigte sich. „Lieb“, sagte er bittend, „ich konnte Mama nicht verlassen in jener Stunde und glaubte überdem, daß Hermann Dich sicher und ohne einen Umweg hergeleiten würde.“

„Aber ich“, rief sie lebhaft, den in seinen Worten enthaltenen Vorwurf sowie ihre Umgebung scheinbar ganz ignorirend, „ich hätte Vater und Mutter und alles vergessen, um Dir entgegen zu eilen. Bist Du böse, Fritz?“ setzte sie schnell hinzu, als sie den verstimmten Ausdruck in seinen Mienen wahrnahm, „böse, weil ich Dich so lieb habe?“ —

Und leidenschaftlich beide Arme um den Hals schlingend, küßte sie ihn heftig auf den Mund.

Ich las es in Friedrichs Augen, was seine feinfühlende Natur dabei litt. —

Und konnte ihm nicht helfen. — — —

Mich beehrte Gerta Schröder mit einer ganz besonderen Abneigung, deren Ursache ich zuerst nicht begriff, allmählich aber, da ich diese krankhaft-sensitive Natur näher kennen lernte, als eine rasende Eifersucht erkannte auf jedes Wesen, das Friedrich in irgend einer Art nahe stand.

Die erste Probe dieser Eifersucht gab sie, als sie auf halben Befehl ihres Bräutigams und hierdurch vielleicht schon gereizt, in meiner Familie einen Besuch machte, bei welcher Gelegenheit sie mich leider allein zu Hause traf. Im Laufe unserer Unterhaltung gerieth ihr mein Photographie-Album in die Hände. Und als ihr, während sie achtlos die Blätter desselben umwandte, Friedrichs Bild in die Augen fiel, küßte sie das Porträt leidenschaftlich und sagte, mich fast drohend dabei ansehend:

„Mein ist er und mein bleibt er, und niemand soll ihn mir abspenstig machen. Ich habe ihn mir gekauft, Fräulein Clara, halten Sie mich nicht für so dumme, daß ich das nicht wüßte!“

Eiskalt durchschauerte es mich. Bis jetzt hatte ich sie nur für ein vermöhntes Kind gehalten und sah nun, daß ich mich geirrt. Sie war mehr. Und hatte recht; das war das schrecklichste. Sie hatte sich den Mann gekauft, aber — man jagt es doch nicht.

„Sie wundern sich über meine Rede“, fuhr sie erregt fort, „aber sind Sie einmal seine Vertraute, so können Sie auch gleich die meine werden. Sie können es ihm auch wieder sagen, wenn Sie Lust dazu haben!“

Friedrich, Friedrich! Ich sprang auf; in meinem Hirn trieben tausend Kobolde ihr Spiel. Und meine Lippen öffneten sich nur mit Mühe.

„Danken Sie Gott, Gerta, wenn ich ihm das nicht wiederhole! Sie könnten den Ausspruch bereuen!“

„Bereuen?“ Gerta Schröder lachte hell auf, — „aber ich bitte Sie, geliebte Cousine in spe, — ich halte ihn doch in Händen! —

Und wer ist dies?" fuhr sie in ihrer sprunghaften Weise fort, auf die Photographie neben Friedrichs Bild deutend, „warum haben Sie dies Mädchen an seine Seite gesteckt?“ —

„Edith“ — entschlüpfte es mir, und grausam deutlich stieg die Vorstellung in mir auf, wie so anders es heute hätte sein können.

„Wer ist Edith?“ inquirirte Gerta weiter.

„Beunruhigen Sie sich nicht, Fräulein Gerta“, erwiderte ich, in äußerster Erregung meine Worte nicht mehr wägend, „Edith ist eine bettelarme, kleine Gouvernante im fernen Hannover, — sie kann Ihnen nicht mehr gefährlich werden.“

„Nicht mehr?!“ Und Gerta Schröder sprang auf, gerade als Friedrich im Rahmen der Thür erschien, um seine Braut von ihrer Visite abzuholen. Eine grenzenlose Bestürzung malte sich in seinem schönen, blassen Gesicht, als Gerta, ihm entgegeneilend und seinen Arm umklammernd, mit fliegendem Atem ausrief:

„Wer ist Edith, Fritz? Was ist sie Dir? Und weshalb hast Du mir nie von ihr erzählt?“

„Wer hat Dir denn von Edith erzählt?“ Und der erste vorwurfsvolle Blick aus meines Freundes Augen traf mich.

Gerta war der Richtung dieses Blickes gefolgt. Nun lachte sie bitter auf.

„O, beruhige Dich, lieber Fritz! Fräulein Clara weiß das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen; sie hat mir nichts von Edith erzählt. Aber mein Herz hat es mir zugesprochen, daß dies Mädchen Dir werth gewesen — oder noch ist?“ setzte sie fragend hinzu, da sie den aufglimmenden Funken in ihres Bräutigams Augen wahrnahm, „o, Fritz, Fritz, hüte Dich! Du bist und bleibst mein — verzeih das nie und — hüte Dich!“ — —

Als habe ihn eine Biper berührt, so schleuderte Friedrich Georgi des Mädchens Hände von seinem Arm und that einen Schritt seitwärts. Dann klang seine Stimme dumpf und grollend wie nahendes Gewitter:

„Hüte Du Dich, Gerta! Noch eine solche Scene und ich vergehe Ehre und Pflicht und Zukunft, alles — Gerta, hörst Du? Mahne mich nie an Edith — Du am allerwenigsten! Und nun“, setzte er langsam und jedes Wort betonend hinzu, da er sah, daß sie wieder emporsfahren wollte, — „und nun verbiete ich Dir, noch ein Wort über diesen Gegenstand zu sprechen! Versteh' mich wohl: ich verbiete es Dir!“

Das moralische Uebergewicht des zürnenden Mannes verfehlte doch seinen Eindruck nicht auf das Mädchen. Langsam, mit weit offenen Augen in sein Gesicht starrend, wich sie vor ihm zurück, um sich zuletzt, beide Hände vor das Gesicht schlagend, von konvulsivischem Schluchzen erschüttert, in einen Sessel zu werfen.

Ich stand rathlos. Es war eine tobende Angst in mir und ich wagte nicht zu reden. Friedrich aber trat, wie von einer weicheren Regung erfaßt, der Weinenden näher und sagte, mit der Hand

über Gertas blondes Lockengewirr streichend, mit gedämpfter Stimme: „Du bist krank, Kind, komm fort.“ — — — —

„Ja, Du hast recht, Fritz, ich bin krank, — krank von dem Anblick des Todten, von den schwarzen Gewändern“, — und mit fiebernder Hand zerriß sie die schwarze Krepptrause, welche ihren Hals umschloß, — „krank von dem ewigen Weinen und Jammern um mich her, krank, weil ich Dich nicht allein für mich haben kann, — ja, komm fort, Fritz, aus diesem Hause, aus dieser Stadt, in welcher mich nichts interessirt als die Steine, welche Dein Fuß berührt.“ —

Während Gerta im Nebenzimmer ihre Sachen anlegte, trieb es mich mit heimlicher Gewalt in die Stube zurück.

Am Tische vor dem aufgeschlagenen Album stand Friedrich. Seine Brust hob und senkte sich in langsamen, schweren Athemzügen, während die Augen sich in Ediths Bild hineinzubrennen schienen.

Mit fliegendem Wuseln trat ich auf ihn zu. Ich mußte der namenlosen Angst in mir Luft schaffen, selbst auf die Gefahr hin, ihm weh zu thun.

„Friedrich, um der Barmherzigkeit Gottes willen, — wie konntest Du — — — —?“

„Halt!“ — seine erhobene Hand gebot mir Stillschweigen. „Ich habe es gewählt. Und nun rühre mir nie mehr daran, sondern bete lieber zu Deinem Gott, daß er mir die Kraft gebe, es zu tragen!“

## VII.

Nun war Jahr und Tag entschwunden. In meinem Leben hatte eine einschneidende Veränderung Platz gegriffen; von K. hatte mich das Geschick an den sturmumtobten Strand der Ostsee verpflanzt. So kam es, daß der innige Verkehr mit der Georgi'schen Familie ein Ende erreichte und deren ferneres Ergehen mir nur in seinen äußeren Umrissen bekannt wurde. Alice hatte eine Privatschule in K. errichtet, um ihre Mutter bei sich haben zu können, und glückliche Sterne lächelten über diesem Unternehmen von Anfang an. Werner Georgi war nach abgelegtem Abituriertencxamen in den Postdienst getreten und stand schon auf eigenen Füßen, während Max noch bei den Verwandten in Mez weilte, um dort das Gymnasium zu besuchen.

Von Friedrich hörte ich verhältnißmäßig am wenigsten; nur vereinzelt Briefe von Alice brachten mir hin und wieder Kunde von ihm. So erfuhr ich, daß er als Assessor sich in der Landeshauptstadt aufhalte, in nächster Zeit seine Ernennung zum Richter erwarte und daß die Hochzeit in Aussicht genommen sei. Gerta hatte sich nach ihrem ersten Besuch nie wieder veranlaßt gefühlt, ihre Schwiegermutter aufzusuchen, obwohl Alice die Ferien mitunter im Schröder'schen Hause verlebte. Nach einem solchen Aufenthalt schrieb sie mir einmal, daß Gerta launenhafter denn je sei, Hermann seine Schwester aber trotzdem abgöttisch zu lieben scheine.

Das war alles.

Und dann war es wieder an einem sonnenleuchtenden blüthen-  
duftigen Tage in der Rosenzeit. Blau und licht wie einst in Licht-  
felde spaunte sich der Himmel über der See, lächelnd und wolkenlos,  
als ob es kein Ungewitter geben könnte im Himmelsraum und kein  
Leid im Menschenherzen. Am Strande auf und ab wogte der  
Schwarm der Badegäste, lachend, schwägend und den Becher des  
Lebens schlürpfend bis zur Neige. Und inmitten dieser glücklichen  
Tausende fiel mein Blick auf das Zeitungsblatt, welches ein dienst-  
beflüssener Kellner wohl in Erwartung eines reichlichen Douceurs  
auf den Tisch vor mir gelegt. —

Die rauschende Musik der Badekapelle tönte an mein Ohr, —  
lachende und plaudernde Stimmen umwogten mich, doch ich hörte  
keinen Laut mehr von all dem Treiben um mich her. Ich las und  
las wieder und las zum dritten Male, — und langsam erst drängte  
sich das Verständniß der wenigen Zeilen mir auf, über die meine  
Blicke irrten:

„Gestern Abend erschloß sich in seiner Wohnung in der Wilhelm-  
straße der Gerichtsassessor Friedrich G . . . . .“

„Ewige Barmherzigkeit!“ Alles hatte ich erwartet — das nicht,  
nein, das nicht!! — Ehre und Zukunft, das Leben selbst hatte der  
Unglückliche geopfert um dieses Weibes willen, — eine taube Blüte  
am Baum der Menschheit war er vom Sturm der Vernichtung in  
den ewigen Abgrund geschleudert, ohne eine andere Spur mehr zu  
hinterlassen, als wehmüthige Erinnerung. — — —

Am Nachmittag erhielt ich die Todesanzeige. Im knappen Stil  
theilten die Hinterbliebenen das plötzlich erfolgte Ableben ihres  
Sohnes und Bruders mit; von der Braut kein Wort, keine Er-  
wähnung. —

So bald es meine Zeit erlaubte, fuhr ich nach A., ohne indeß  
hier die erhoffte Lösung des Räthfels zu finden. Meine arme Tante  
konnte ich nur Momente sehen, da dieselbe, von rasendem Kopfweh  
gefoltert, das Bett hüten mußte; Alice dagegen fand ich auffällig  
kühl und dem Anscheine nach nur empört über die Schmach, welche  
der Unselige seiner Familie angethan. Der eine Umstand war mir  
neu, — und derselbe verwirrte mich noch mehr, — daß Friedrich,  
von dem Vater seiner Braut zur Hochzeit gedrängt, das unglück-  
selige Verlöbniß fast im letzten Moment gelöst hatte.

„Nun war er aber doch ein freier Mann“, gab ich meiner ersten  
Empfindung Ausdruck.

Alice lachte bitter.

„Ein freier Mann mit dieser Ehrenschild?! Ein freier Mann  
mit dem Bewußtsein, das Mädchen vier Jahre lang am Narrenseil  
herumgeführt zu haben, vier Jahre lang von der Gnade des Schwie-  
gervaters unterhalten zu sein, ihm alles zu verdanken, von dem  
Glase Wein auf seinem Tisch bis zu dem Leinen auf seinem Leibe?!  
— — Glaub' mir, ich habe Friedrich gekannt, besser als ihr alle, —

und er hätte — ehrenhafter gehandelt, wenn vor seinem Auge nicht noch immer Ediths Bild gestanden und ihn gelockt hätte, immer weiter bis zu jenem Punkte, wo ihm das Manneswort nichts mehr galt und er „ein freier Mann“ wurde! Geh, Kind, diese Freiheit war es, die er nicht ertragen konnte!“ —

„Am Narrenseil soll er Gerta herumgeführt haben?“ gab ich entrüstet über die schonungslose Härte ihres Urtheils zur Antwort, „ich sage, sie schleppte ihn an der Sklavenkette vier Jahre lang! Und daß er diese endlich doch zerriß, als sie ihn ganz zu Boden drückte und knechten sollte, wer will ihm das verargen?“

„Die Welt“, jagte sie kalt, „die Welt sieht die Oberfläche, und was darunter verborgen liegt, kümmert sie nicht. Die Welt sieht den Schuldchein über Tausende in der Hand von Gertas Vater, sie sieht das vernichtete Leben des Mädchens, das Terzerol in der Hand des Selbstmörders, — und zieht ihr Facit. Und uns bleibt die Schande.“

Das war die Grabrede der Schwester.

Ich grüßte kalt und ging.

### VIII.

Bald darauf befand ich mich auf dem Wege zur Residenz, um mir hier Klarheit zu verschaffen.

Ich sollte sie finden.

Friedrichs Wirthin empfing mich freundlich, nachdem ich ihre erste Zurückhaltung überwunden und die mißtrauisch klingende Frage: „Sind Sie etwa die Braut?“ — kurzweg verneint hatte. Die alte saubere Frau mit dem schwarzen Spizenhäubchen auf dem schlichten grauen Haar hatte „ihren Herrn Assessor“ geliebt und wohl einen tieferen Blick in das Seelenleben des unglücklichen Mannes gethan, als die eigenen Angehörigen. Das bewies mir diese erste Frage.

Und nun stand ich oben in dem trauten Stübchen, darinnen mein armer Vetter den letzten, schweren Kampf gekämpft.

Nichts erinnerte den Besucher an das schauerliche Drama, das hier gespielt, und die Augustsonne blitzte lachend und heiß durch die blütenweißen Vorhänge, welche das Fenster schmückten. Und doch war es mir, als blickte mich ein bleiches Antlitz an, wohin ich auch die Augen wenden mochte, und zwei verfärbte, zusammengepreßte Lippen öffneten sich, um mir wie grüßend zuzuraunen: „Mein treuer Kamerad.“ — — — —

Die alte Frau sah meine Bewegung.

„Ja, ja, er war ein lieber, prächtiger Mann, mein Herr Assessor“, sagte sie, „und wohl werth, daß ihm eine Thräne nachgeweint werde. Gut und freundlich war er zu jedem, der ihn ansprach, und war's auch der gemeinste Mann. Nur wenn die Briefe von der Braut kamen, dann ist's aus gewesen mit aller Freundlichkeit, — dann konnte er stundenlang sitzen und vor sich hinjarren, — — ja Fräuleinchen, die hat ihm keine Thräne nachgeweint!“

„Doch — doch“, dachte ich bei mir. Sie hatte ihn doch auch geliebt, wenn auch auf ihre eigene unedle Weise. „Und wie war es, Frau Erwin, als er von seiner letzten Reise zurückkehrte?“ fragte ich laut.

„Fräuleinchen, er kam anders wieder als er hinging; aber nicht, als ob er die Braut verloren hätte, sondern wie ein freier, glücklicher Mann. Er hat ja nicht gesagt, was da passiert sein mag, aber das sieht unsereiner doch auch, wenn der Ring am Finger fehlt, wo er so lang gefessen. „Und jetzt heißt es zusammenhalten und sparen, Frau Erwin“, hat er dann wohl gesagt, aber so glücklich gelacht dabei, als habe ihm einer goldene Berge versprochen. Nun, ich habe das meinige gethan, Fräuleinchen; er hat das Zimmer fast um die Hälfte gehabt, mein lieber Herr Assessor, weil ich's ja deutlich genug gesehen habe, wo ihn jetzt der Schuh drückte. Er hat auch um ein billiges an meinem Tisch gegessen und ist nicht mehr in die theueren Restaurants gelaufen, aber lang hat die Herrlichkeit doch nicht gedauert, Fräuleinchen.“ — — —

„Ja, Frau Erwin, und wie kam es nun, daß“ —

Sie unterbrach mich. „Wie's kam, Fräuleinchen? Ihnen will ich's sagen, Ihnen allein; vor den andern hab' ich mich geschämt, einzugehen, daß ich gehorcht habe. Aber du liebe Güte, hab' einer 'mal einen Menschen recht von Herzen lieb, dem ist das Hörschen wohl zu verzeihen, wenn da hinter seiner Thür gezankt und gepoltert wird, als sollt' drinnen gleich einer abgethan werden — — — und er hat ihn doch auch eigentlich abgethan, der Rothkopf.“ —

„Wer?!“ Mir war's, als habe der Blitz vor mir eingeschlagen.

„Kennen Sie den Menschen, Fräuleinchen? Den Bruder von dem gnädigen Fräulein Braut, mit den Baronsmanieren und den grünen Augen, die immer thun, als sähen sie einen nicht, und doch alles merken, was rund umher vorgeht?! Mir ist doch gleich der Schreck in die Glieder gefahren, wie ich den Menschen so die Treppe hinaufgehen sehe, und im stillen hab' ich gedacht: „Was will denn der jetzt noch bei meinem Herrn Assessor, nun doch alles aus ist und vorbei?“ Damals bin ich ihm aber noch nicht nachgegangen, sondern hab' nur an der Treppe gestanden, und das Herz hat mir geschlagen, daß ich es ordentlich hab' hören können. Als es oben aber laut wurde und immer lauter, da“ —

„Und da, Frau Erwin?“ —

„Da hab' ich gehorcht, Fräuleinchen! Den Assessor hab' ich zuerst gehört. Er hat dem andern Vorwürfe gemacht, daß der ihn ja immer wieder in sein Haus gezogen und ihm von der Gerta großer Liebe solange erzählt habe, bis er sie zur Braut genommen. Aber der Rothkopf achtete darauf gar nicht, sondern schrie ganz laut und heftig; „Und magst Du Dich drehen und wenden, wie Du willst, ein ehrloser Schurke bleibst Du doch! Läßt Dich jahrelang durchfüttern, um am Ende, wenn Du es nicht mehr nöthig hast“ — — — Und dann gab's ein Gepolter, als ob ein Stuhl umgeworfen würde,

— und ich hört' meinen Herrn Assessor deutlich stöhnen; aber verstanden hab' ich kein Wort mehr von dem, was da drinnen noch weiter verhandelt wurde. Nur ein Klirren und Klappern hört' ich noch, als ob mit Würfeln gerollt würde, aber — Herrgott! es wär' doch wie Wahnsinn gewesen, wenn die beiden gespielt haben sollten nach all dem“ — —

„Frau Erwin, um Gottes willen!“ mir schlug das Herz zum Zerpringen — ich stand vor des Räthfels Lösung.

„Dann wurde die Thür aufgerissen“, fuhr die Frau fort, „und der Rothkopf kam heraus, ganz kalt und ruhig, als sei drinnen gar nichts passiert. Ich hatte mich hinter den Treppenhofen gedrückt, und er dacht' wohl nicht, daß einer ihm in das hämische Gesicht sehen könnte. Beim Hinuntersteigen hat er ganz laut gepöfien — Gott verzeih' ihm die Sünde, es klang wie: ‚Ach, du lieber Augustin.‘ — Und als ich mich eben von meinem Schrecken erholt hatte, schob mein Assessor drinnen den Riegel vor, und ich hab' ihn den ganzen Tag nicht mehr zu Gesicht bekommen. Und als er am Abend fort war und ich hinausging, um sein Zimmer in Ordnung zu bringen, da fand ich auch richtig noch die Würfel auf dem Tische liegen und tröstete mich damit, daß dem Anschein nach doch der Streit nicht so groß gewesen sein konnte. Aber das Bett hab' ich vergeblich aufgemacht, denn erst am grauen Morgen ist mein Herr Assessor nach Hause gekommen. Gott erbarme sich, wie sah er aus, — und wenn ich hundert Jahre alt würde, den Anblick vergesse ich nie! Die Kleider mit Schmutz bespritzt bis obenhin, es hatte die ganze Nacht geregnet, den Hut verdrückt und das Gesicht blaß wie eine Leiche. Und seine hübschen, freundlichen Augen, — Fräuleinchen, die jahen aus, als hätte einer eine Hand voll Asche hineingeworfen. Er wünschte mir Guten Morgen, als er mich unten im Flur traf und bat sich eine Tasse Kaffee aus, da er einen ordentlichen Nachspaziergang gemacht habe. Du lieber Himmel — Nachspaziergang! Als ob einer aus purem Vergnügen in Nacht und Wetter auf den Feldern umherrennen würde! Nun, seinen Kaffee hab' ich ihm gemacht, und als ich ihm das Getränk brachte, saß er am Tisch und schrieb und wollte sich partout nicht stören lassen. Den Brief hat er nachher auch noch selbst fortgetragen. Und dann, Fräuleinchen, hat er sich eingeschlossen, so daß ich dachte, er schliefe sich gründlich aus, und hab' ihn nicht mehr gesehen, bis — — bis — —“

Die gutherzige Frau übermannte die Rührung. Sie trocknete sich die Augen und ihre Lippen flüsterten den frommen Wunsch: „Gott sei seiner Seele gnädig!“ —

Nun hatte ich die gesuchte Lösung gefunden. Und dort auf dem Eckische stand der verhängnißvolle Würfelbecher. Ich hab' ihn Frau Erwin abgekauft und später in das Meer geworfen, das mit seinen Wogen alle Sünde bedeckt und alle Schande. Es sollte niemand mehr im Spiel die Würfel rollen lassen, die todbringend über meines Freundes blühendes Leben entschieden.

Also war es doch Hermann Schröder gewesen, der zerstörend in Friedrichs Dasein gegriffen, und nicht umsonst hatte ein guter Genius mir jene Warnung einst auf die Lippen gelegt.

Und im Geiste durchlebte ich mit Friedrich noch einmal all' die schweren Kämpfe der letzten Zeit. Ich sah ihn ringen mit sich selbst in strenger Ehrenhaftigkeit und endlich dennoch den großen Entschluß fassen, um jeden Preis frei zu werden und, nicht länger von unwürdigen Ketten herabgezogen, als freier Mann sich zu des Lebens höheren Zielen emporzurichten. Ich sah ihn die Ehrenschild unterzeichnen, um dann, von dem alten, freudigen Jugendmuth besetzt, die graue, trostlose, dornige Bahn der Entbehrung zu beschreiten, an deren äußerstem Ziele ihm wohl gleich einer lockenden *fata Morgana* das alte versunkene Paradies von Liebe und Glück zu winken mochte, — und ich hörte dazwischen das heimtückische Lachen seines bösen Dämons, und vor mir tauchte Hermann Schröders rothblonder Kopf empor, und seine schmalen Lippen öffneten sich, um laut und hohnvoll zu rufen, damit alle Welt es vernehmen sollte:

„Und ein ehrloser Schuft bleibst Du doch!“ — — — —

Nein, ein Heros war mein unglücklicher Freund nicht gewesen, nur ein Mensch, aber ein Mensch von seltener Gemüthsstärke, und als solcher trug er auch die Konsequenzen seiner Handlungsweise.

Nun blieb mir noch ein Gang.

Und lachender Sonnenschein lag über den Gräberreihen und flimmerte auf den Goldbuchstaben der Kreuze und Gedenktafeln. Schwül stieg der Rosenbusch aus diesem Todtegarten empor und das Rauichen der Cypressen klang mir im Ohre wieder; aber nicht todesbang und klagend, sondern sehnjüchtig und liebeelig:

Noch ist die blühende, goldene Zeit,

Noch sind die Tage der Rosen! — — —

Nicht zwischen den Ruhestätten der Todten wandelte ich. Im Garten von Lichtfelde war's, und die Sommer Sonne strahlte durch die hohen Parkbäume und wob einen Glorienschein um Ediths jugendschönes Haupt. Sie stand an die Buchenhecke gelehnt und ihre Lippen sangen leise das alte Lied.

Da rührte der Wind die Hecke an und Edith wandte sich — nein, nicht das junge, holde Antlitz war's, das Friedrich einst so süß gelächelt. Ein paar große, traurige Augen blickten mir überrascht aus einem frühverblühten Gesicht entgegen. Und dann that Edith einen Schritt vorwärts, und der Schleier zerriß — — —

„Edith!“

Sie streckte mir die Hand zum Gruße entgegen.

„Er rief mich“, sagte sie trübe lächelnd, „und ich habe ihm die Rosen wiedergebracht, mit denen er mich einst geschmückt. Sieh' sein Vermächtniß“ — und sie zog einen Brief aus dem Busen. Eine Locke lag darin von Friedrichs Haar, aber nur eine Zeile enthielt das Papier: „Meiner einzigen Liebe mein letzter Gedanke!“ — —

Das einsame Grab des Selbstmörders war mit blühenden Rosen überdeckt, deren Duft uns süß und betäubend umfing. Aber die Cypressen rauschten kein Lied mehr von Lust und Lebensfreude. Leise und klagend klang ihr Gesang an mein Ohr, so wie Edith einst in Lichtfelde gesungen: „Und der Mensch, wenn er fort ist, der kehrt nimmermehr — der kehrt nimmermehr!“ — — —

## Messalina.

**I**ch strebt' nach Dir! In Deiner Liebe glaubt'  
 Ich jene heil'ge Flamme zu erkennen,  
 Die dem Olymp der Promethide raubt,  
 Die heilet, reinigt, ohne zu verbrennen.

Mit meiner Seele weih't ich den Altar,  
 An dem ich gläubig diente ihrer Lehre,  
 Mein Heiligstes bot ich ihr freudig dar,  
 Mein Glauben, meine Hoffnung, meine Ehre.

Es hat mir Deiner Flamme Blut gelohnt;  
 Sie zehrte gierig reinen Herzens Minne  
 Und löschte aus; nur Aschrest blieb, so todt —  
 Erinn'rungsqual vom Gözendienst der Sinne.

Dahin! Was heil'ge Flamme mir gedäucht,  
 Mit der Verklärung Strahl der Blick umgaukelt,  
 — Ein Irrwisch war's, aus Moderduft erzeugt,  
 Der tückisch auf verfall'nem Grab sich schaukelt.

Hermann Hirschfeld.





## Ueber Fremdwörter.

Von Dr. Karl Pauli.

„Seit ältester Zeit hat hier es getönt, und  
so oft im erneuenden Umschwung  
In verjüngter Gestalt aufstrebte die Welt,  
Klang auch ein germanisches Lied nach.“



So sang einst Platen und wollte sagen, daß auf Deutschlands Boden jeder staatliche Aufschwung auch einen Aufschwung der Dichtkunst nach sich gezogen habe. Er hat recht, aber auch noch eine andere Folge hat jedesmal der staatliche Aufschwung, sei es, daß er schon vollzogen war, sei es, daß er sich vorbereitete, gehabt, sofern die Stärkung des deutschen Volksgefühls sich auch in einem Kampfe gegen die Fremdwörter äußerte. So war's, als Deutschland unter und nach dem schrecklichen Elend des dreißigjährigen Krieges sich auf sich selbst zu besinnen anfing — da kämpften der „Palmenorden“, die „Deutschgesinnte Genossenschaft“ und die „Begnüschäfer“ für die Reinheit der deutschen Sprache; so war's zur Zeit der Befreiungskriege, als der alte Turnvater Jahn die Fahne der Sprachreinheit hochhielt; so ist es jetzt nach der Neugründung des Reichs, wo nicht bloß Seine Ausgezeichnetheit, der Unterzustandsgeheimnißer für Stellwagen- und Fernschreibwesen Lehrer von Kranz, der auf Deutsch Se. Excellenz, der Unterstaatssekretär für Post- und Telegraphenwesen Dr. von Stephan heißt, für die Reinlichkeit das Seine thut, sondern wo auch kürzlich ein eigener Verein mit hochachtbaren Namen an der Spitze sich gethan hat, um uns zu einer reinen deutschen Sprache zu verhelfen. Die Vorschrift — fast hätte ich das Fremdwort Rezept gebraucht — zur Bewerfstellung dieser Reinigung klingt auch einfach genug: „Werft alle entbehrlichen Fremdwörter hinaus und setzt deutsche Wörter an ihre Stelle!“ aber in der Ausführung hat die Sache doch ihre sehr erheblichen Schwierigkeiten. Diese liegen in der schwankenden oder fließenden Bestimmung der Begriffe „Fremdwort“ und „entbehrlich“, der Begriff des „Hinauswerfens“ ist weniger schwierig.

Wir haben den Satz: „Die Tinte, mit der ich diesen Brief geschrieben, ist mir von dem Verkäufer angepriesen worden.“ Das ist doch ein schönes reines Deutsch, und doch sind nicht weniger als fünf Wörter fremden Ursprunges darin: „Tinte, Brief, schreiben, kaufen, preisen“, kommen allesammt aus dem Lateinischen, die echt deutschen Ausdrücke dafür heißen: „Schwärze (für Brief fehlt ein solcher völlig), rizen, erhandeln, loben.“ Wie nun, soll ich alle jene Wörter hinauswerfen und die letztgenannten an ihre Stelle setzen? „Mit nichts“, wird man mir entgegen, „die sind ja längst eingebürgert und so gut wie deutsch“. Die Antwort ist durchaus zutreffend und völlig richtig, aber es ist doch ein Aber dabei. Denn es erhebt sich sogleich die Frage: wenn die eingebürgert sind, können das denn andere nicht auch, die es jetzt noch nicht sind? Das ist denn doch nur ein zeitlicher Unterschied, sofern die eingebürgerten nur eine längere Zeit im Munde unseres Volkes umgelaufen sind, als die nichteingebürgerten, und eben dadurch die Möglichkeit gehabt haben, sich in Laut und Form (pfiu, schon wieder ein Fremdwort!) unserer Sprache anzubequemen. Es ist wahr, dieses Aubequemen geht jetzt langsamer von statten als früher, wo man die Sprache nur sprach, während man sie jetzt reichlich ebensoviel schreibt (und druckt), und die Schrift übt auf alle Sprachformen, also auch die fremden, einen erhaltenden Einfluß aus, aber daß trotzdem auch die jetzt noch nicht eingebürgerten Fremdwörter zu irgend einer Zeit einmal eingebürgert sein werden, ist nicht zu bezweifeln, zumal ihnen eben dies Einbürgern durch die neue Rechtschreibung in etwas erleichtert ist, denn ein „Konzert“ hat entschieden ein deutscheres Aussehen, als ein „Concert“.

Woher will man nun das Recht nehmen, diesen Einbürgerungsvorgang, der doch ein geschichtlich gewordener ist, zu unterbrechen, und wo will man die Grenze ziehen zwischen eingebürgerten und nicht eingebürgerten Fremdwörtern? Von letzterem zuerst.

Man könnte geneigt sein, in Gemäßheit des oben Erörterten die Grenze zwischen eingebürgerten und nicht eingebürgerten Fremdwörtern zeitlich ziehen zu wollen. Die Fremdwörter sind zu sehr verschiedenen Zeiten in unsere Sprache gelangt und lagern darin in bestimmten, zeitlich verschiedenen Schichten. Nun könnte man sagen wollen, die älteren Schichten sind eingebürgert, die jüngeren nicht. Aber das entspricht den Thatsachen nicht. Die Fremdwörter „Meter“ und „Liter“ z. B. gehören der allerjüngsten Schicht an und doch sind sie zweifellos eingebürgert: jeder Bauerburfsche, jedes alte Weiblein kennt und braucht sie und verschmäh't um ihretwillen die deutschen Ausdrücke „Stab“ und „Kanne“, die das Gesetz neben den fremden als zulässig hingestellt hatte. In dem Alter der einzelnen Fremdwörter kann also der beregte Unterschied nicht liegen.

Aber vielleicht in ihrer Form? „Meter“ und „Liter“ klingen so hübsch deutsch, daß man ihnen den fremden Geburtschein nicht mehr anmerkt. Die Wörter „Posaune“ und „Trompete“ sind doch gewiß eingebürgert, denn auch sie versteht jeder Bauerburfsche und

jedes alte Weiblein, und doch ist ihr Klang und ihre Form so gar nicht deutsch, schon die Betonung allein kennzeichnet sie als Fremdlinge. Form und Klang kann also den Unterschied auch nicht begründen. Aber halt! jetzt haben wir's doch wohl! Bei den vorstehenden Beispielen ist immer das als eingebürgert angesehen worden, was jeder Bauernbursche und jedes alte Weiblein versteht. Darin also wird's liegen! — Vielleicht. — Wenn sämmtliche Bewohner Deutschlands ein Fremdwort kennen und verstehen, dann ist es sicher eingebürgert, das läßt sich wohl nicht anfechten. Wenn aber nicht sämmtliche, wie liegt die Sache dann? Etwa die Mehrzahl? Ja, wer soll denn das bestimmen? Man kann doch nicht über jedes Fremdwort eine besondere Volkszählung abhalten, um festzustellen, wie viele es kennen und verstehen. Wenn das aber nicht geht, so sind wir bei dem einzelnen Fall auf eine Schätzung angewiesen. Das aber ist ein ledig subjektiver — man verzeihe mir das Fremdwort, aber ich weiß keinen deutschen Ausdruck dafür — Maßstab, für den keine Gewähr der Richtigkeit gegeben ist. In einer großen Anzahl von Fällen wird ja allerdings die Schätzung von allen Seiten unbestritten sein, aber es giebt doch auch eine ganze Anzahl derselben, über welche die Ansichten auseinander gehen werden und über die man daher eine sichere Entscheidung nicht wird fällen können.

Wir sehen also, daß, wie man die Sache auch drehen und wenden mag, ein sicheres Kennzeichen, ob ein Fremdwort eingebürgert sei oder nicht, sich nicht findet. Es werden immer eine Anzahl Fälle übrig bleiben, bei denen man schwanken wird, ob die Einbürgerung stattgefunden habe oder nicht.

Wenn dem aber so ist, dann tritt sofort die weitere, schon oben berührte Frage an uns heran, kraft welches Rechtes man die bei jedem Wort begonnene und bei manchen schon recht vorgerückte Einbürgerung glaubt unterbrechen zu dürfen.

Man wird vielleicht sagen: „Weil wir eine reine deutsche Sprache haben wollen.“ Als ob es irgendwo in der Welt eine in diesem Sinne reine Sprache gäbe! Die giebt es so wenig, wie es reine und ungemischte Völker giebt. Im bunten Getriebe des Lebens wandern nicht bloß Personen von Ort zu Ort und lassen sich unter stammfremden Leuten nieder, sondern es finden auch gewerbliche Erzeugnisse, Erfindungen u. s. w. des einen Volkes Eingang und Verbreitung bei den andern, und in beiden Fällen dringt gar leicht ein Fremdwort ein, insbesondere behält zumeist eine fremde eingeführte Sache auch ihren fremden Namen. Daher wimmeln denn auch Sprachen, von denen man es gewöhnlich gar nicht annimmt oder vermuthet, von Fremdwörtern. Einige Beispiele mögen das zeigen.

Als Ulfilas zum ersten Male die Bibel in deutsche Zunge übertrug, da war doch sicherlich der Vorwurf der Fremdländerei, wie man ihn uns so oft macht, gegen die Gothen nicht zu erheben, und dennoch stroßt seine Bibelübersetzung von Fremdwörtern. Nicht bloß,

daß er für die religiösen und kirchlichen Begriffe, wie *apostolus* „Apostel“, *evangelio* „Evangelium“, *sabbato* „Sabbath“, *angelus* „Engel“, die fremden Ausdrücke beibehielt, nein, auch sonst steckt das Gothische voller Fremdwörter aus aller Herren Länder. So sind z. B. lateinisch *aurali* „Schweistuch“ (= lat. *orale*), *aurkeis* „Krug“ (= lat. *urceus*), slavisch ist *plinsjan* „tanzen“, gallisch sind *reiks* „König“, *eisarn* „Eisen“ und manche andere. Da es sich hier um Ausdrücke des gewöhnlichen Lebens handelt, so ist mit Sicherheit anzunehmen, daß nicht etwa Alfilar dieselben in die gothische Sprache einführte, sondern daß sie bereits vor ihm im Munde des Volkes gang und gäbe waren.

Auch das Französische ist von Fremdwörtern in einer geradezu erschreckenden Weise durchsetzt, nur daß die Sache hier minder auffällig ist, weil die Fremdwörter zumeist derselben Quelle entfloßen sind, wie die echt französischen Wörter, nämlich dem Lateinischen. Der Unterschied ist der: echt französisch sind diejenigen Wörter, welche von den Römerzeiten her bei den Galliern und ihren Nachkommen in ununterbrochenem Gebrauche geblieben sind, lateinische Fremdwörter sind diejenigen, welche erst zu einer späteren Zeit, vielfach durch Gelehrte, in die französische Sprache wieder eingeführt sind. Beide Arten von Wörtern sind für den Sprachforscher sehr leicht an ihrer verschiedenen lautlichen Gestalt zu unterscheiden. So ist z. B. *nation* ein Fremdwort, echt französisch müßte es *naison* heißen, wie es *raison*, *déclinaison*, *conjugaison* heißt. So ist *chose* echt französisch, *cause* ein Fremdwort, beide vom lateinischen *causa* herkommend; ebenso ist *naif* echt französisch, *natif* ein Fremdwort, beide auf lateinisch *nativus* zurückgehend.

Diese Beispiele genügen wohl, um zu zeigen, daß nicht bloß unser jetziges Deutsch, sondern alle andern Sprachen auch voller Fremdwörter stecken. Das Fremdwort ist der Niederschlag des Verkehrs von Volk zu Volk, und eine Sprache ohne Fremdwörter ist überhaupt nur denkbar bei einem Volke, welches fernab vom Weltverkehr irgendwo im Ozean auf einer entlegenen Insel wohnt. Aber sobald das erste europäische Schiff zu diesem kommt und ihm die Bekanntschaft mit dem „Feuerwasser“ oder dem Schießgewehr vermittelt, dringt das Fremdwort auch in diese Meereseinsamkeit. Mit der fremden Sache stellt auch das fremde Wort sich ein.

Von dieser Seite aus betrachtet, sind die Fremdwörter nicht bloß ein geschichtlich gewordener, sondern auch ein geschichtlich höchst interessanter, ja selbst wichtiger Theil der Sprachen. Es spiegelt sich in ihren verschiedenen Schichten der Entwicklungsgang der ganzen Kulturgeschichte eines Volkes wieder, und sie sind gleichsam die Wahr- und Merkzeichen in der Sprache, an denen man diesen Gang verfolgen kann. Sie anstiften, heißt einfach, an Stelle eines natürlich gewachsenen Waldes eine Baumschule setzen, und die Bestrebungen in diesem Sinne sind etwa den Bestrebungen derer zu vergleichen, die unsere geschichtlich gewordene Rechtschreibung durch eine „fonetische

Orthografi“ ersetzen wollten. Auch jene Tempelschändungen sind ähnlich, die in manchen Städten aus den herrlichen alten Straßen mit ihren Beischlägen, Erfern und dergleichen geradlinige Fahrwege schufen, an beiden Seiten eingerahmt von elenden Miethskajernen. Der Mangel an geschichtlichem Sinn ist es, der in allen diesen Dingen sich zu erkennen giebt.

Aber nicht bloß die Entscheidung ist schwer zu treffen und schwankend, wie wir soeben gesehen, ob ein Fremdwort eingebürgert sei oder nicht, sondern auch der Begriff „Fremdwort“ selbst wird gewöhnlich ganz einseitig gefaßt und infolgedessen manches gar nicht als Fremdwort angesehen, was doch im richtigen Sinne durchaus ein solches ist.

Die Sache, die ich im Auge habe, ist die folgende. Bekanntlich hat jedes Wort zwei Seiten, eine innere und eine äußere, seine Bedeutung und seine Form. Die landläufige Bestimmung der Fremdwörter geht nun ganz einseitig nur von der äußeren Seite aus, indem es ein Fremdwort nur das nennt, was der Form nach aus der Fremde stammt. Aber die innere Seite des Wortes ist nicht minder maßgebend, ja vielleicht noch wichtiger, weil in ihr die abweichende Anschauung des fremden Volkes sich darstellt, die fremde Volksseele, wenn ich so sagen soll. Wenn man dies erwägt, so findet man leicht, daß es drei verschiedene Arten von Fremdwörtern giebt, solche, in denen Inhalt und Form, solche, in denen nur die Form, und solche, in denen nur die Anschauung aus der Fremde herüber genommen ist.

Wenn der Franzose *le heimweh* oder *heimvé* sagt, so braucht er ein Fremdwort der ersten Art, denn Begriff und Form des Wortes ist ihm beides gleich fremd. Bemüht er sich, es zu übersetzen, etwa durch *le mal du pays* oder *le désir de la patrie*, so hört er zwar heimische Laute, aber ein Fremdwort braucht er doch, denn der Begriff, die in dem Worte liegende Anschauung ist ihm eine fremde. Von Fremdwörtern dieser Art, die man indeß gewöhnlich gar nicht als Fremdwörter rechnet, sind aber die Sprachen nicht minder angefüllt, als von denen der bloßen Form. So ist in diesem Sinne, um noch ein weiteres Beispiel anzuführen, französisches *la contrée* ein Fremdwort, denn es verdankt seinen Ursprung dem deutschen „Gegend“, nach dessen Muster man sich von *contre* „gegen“ das neue Wort *contrée* bildete.

Fremdwörter dieser Art haben wir auch im Deutschen genug, aber es wird bis jetzt die Angabe darüber vermißt, wie sich der neue deutschgesinnte Verein gegen dieselben verhalten will. Will er auch diese verbannen, so wird er fürwahr ein hart Stück Arbeit haben. Will er, was ich für wahrscheinlicher halte, es nicht, so erhebt sich billig die Frage, weshalb er so einseitig nur gegen die Wörter vorgehen wolle, die ein fremdes Gewand tragen, nicht aber gegen die, welche ihrem innersten Wesen nach Fremdlinge sind. Das ist ein Verfahren, welches doch lebhaft an den alten Spruch erinnert: „Die kleinen Diebe hängt man, die großen läßt man laufen.“

Das Vorstehende wird zur Genüge dargethan haben, daß in der That der Begriff „Fremdwort“ ein schwankender und fließender ist. Nicht besser aber steht es mit dem Begriffe „entbehrlich“. Hier fehlt die Bestimmung, wem entbehrlich. Das macht schon bei Gegenständen des gewöhnlichen Lebens einen bedeutenden Unterschied, wenn man im Auge hat bei der Frage, ob etwas entbehrlich sei. Dem Dandy sind Lackstiefel und Monocle unentbehrlich, mir persönlich sind sie sehr entbehrlich. Eine Weckuhr hingegen ist mir unentbehrlich, aber dem Dandy sehr entbehrlich. Noch mehr aber tritt dieses Wem? hervor bei Dingen, die das geistige Leben betreffen. Ein lateinisches Wörterbuch und Lessings sämtliche Werke sind mir nicht entbehrlich, aber einem Bauernburschen sehr. Und eben so steht's auch mit den Fremdwörtern. Ich kann die Fremdwörter „subjektiv“ und „objektiv“, für die ich keinen deutschen Ausdruck weiß, nicht entbehren, dem Kaufmann werden sie entbehrlich sein. „Kredit“ und „Check“ hingegen, die mir sehr entbehrlich sind, werden diesem unentbehrlich sein. Dem Bauernburschen aber werden sie alle entbehrlich sein.

„Nun gut“, werden die Fremdwörterstürmer sagen, „so wollen wir das hinausthun, was allen entbehrlich ist.“ Das ist sehr schön so weit, aber ich habe doch auch hier meine Bedenken. Sind wir denn überhaupt in der Lage, festzustellen, ob ein Fremdwort allen entbehrlich ist? Das ginge doch in aller Schärfe wieder nur durch eine Volksabstimmung in jedem einzelnen Fall. Da das aber eben nicht angeht, so sind wir wieder, wie bereits oben in einem anderen Falle, auf Vermuthung und Schätzung angewiesen. Das ist aber wieder nur etwas Subjektives, welches in jedem einzelnen Falle auch der abweichenden und entgegenstehenden Ansicht Raum läßt. Damit aber ist der Begriff „entbehrlich“ schwankend und fließend geworden.

„Aber es giebt doch auch ein objektives Kennzeichen“, würden die Deutschthümer erwidern, „ob ein Fremdwort entbehrlich sei oder nicht“. „Objektives Kennzeichen“, das ist schweres Geschütz! Also demaskirt eure Batterie (pfui, pfui, „Demaskiren“ und „Batterie“!) ihr Herren. „Fremdwörter sind dann entbehrlich, wenn es einen deutschen Ausdruck für den betreffenden Begriff giebt.“ Vortrefflich, aber — „Schon wieder ein Aber!“ Ja, es thut mir leid, aber ich kann's nicht ändern.

Giebt es denn überhaupt in je zwei Sprachen Ausdrücke, die sich in ihrer Bedeutung völlig entsprechen? Das französische *aimer* und das deutsche „lieben“ decken sich in ihrer Anwendung zwar vielfach, aber durchaus nicht immer. Die Summe der möglichen Anwendungen eines Wortes macht aber eben seine Bedeutung aus. Ist ein solches Nichtsichdecken aber schon bei so alltäglichen Wörtern, wie den genannten, der Fall, so wird das um so mehr sein bei Ausdrücken aus dem Gebiete des höheren geistigen Lebens. Hier ist die Zahl der Fälle eine recht große, in denen wir einen deutschen Ausdruck haben, der dem fremden anscheinend entspricht und der in einer Reihe von Anwendungen ihm auch wirklich entspricht, der aber dann in einem

besonderen gegebenen Fall plötzlich versagt und sich mit dem fremden nicht mehr deckt, so daß man nach einem anderen deutschen Ausdruck suchen muß und zu dem schließlichen Ergebniß gelangt, daß man für das eine Fremdwort zwei oder auch noch mehr verschiedene deutsche Ausdrücke nöthig hat, um demselben in allen Verbindungen gerecht zu werden.

Das wäre nun freilich an sich nicht schlimm, aber nicht selten wird doch auch der Fall eintreten, daß sich zwar für die Mehrzahl der Fälle ein deutscher Ausdruck einsetzen läßt, der aber dann plötzlich in einem Falle nicht paßt, ohne daß ein zweiter deutscher Ausdruck sich finden will, so daß man also dann doch das Fremdwort beibehalten muß und es somit nur für einen Theil der Fälle „entbehrlich“ ist. Dann läßt sich aber doch billig fragen, warum man es denn nicht lieber überhaupt weitergebrauchen solle.

Wie man sieht, ist es also doch auch mit diesem objektiven Kennzeichen für die Entbehrlichkeit der Fremdwörter recht mangelhaft bestellt.

Eines aber hat mich bei dem obigen Sage recht angenehm und wohlthuend berührt. Dankbar anzuerkennen ist es, daß die neuen Begriffschäfer nur diejenigen Fremdwörter für „entbehrlich“ halten wollten, die allen entbehrlich sind, daß sie also die sogenannten Kunstausdrücke, die termini technici der einzelnen Wissenschaften oder Kreise des gewerblichen Lebens, schonen wollen, wenn nur — ich komme hier einmal der Abwechslung halber mit einem Wenn statt einem Aber — es ihnen hiermit auch wirklich Ernst ist. Aber es liegen allerhand bedenkliche Anzeichen vor, die in Bezug auf diesen Punkt etwas mißtrauisch machen. Daß man vonseiten der Reichspostverwaltung die siamesischen Zwillinge Telegraph und Telephon von einander geschnitten und aus letzterem einen Fernsprecher gemacht hat, ist schon recht bedenklich, noch bedenklicher aber, daß kürzlich auf einer Erzzimmermann-Versammlung, die sich bedauerlicher Weise Architekten-Versammlung nannte, alles Ernstes gefordert ist, es sollten auch die Fremdwörter in der Baukunst, so wie auch in der Grammatik durch deutsche Ausdrücke ersetzt werden.

So ist's recht, Ihr Herren! Führt das nur einmal folgerichtig einige Jahre durch, und Ihr werdet schon sehen, was für Folgen das hat. Wenn Ihr Euch freiwillig auf den Isolirschmel setzt, so werdet Ihr auch bald genug isolirt sein. Die internationale Wissenschaft wird über Eure Werke, deren Verständniß Ihr ohne Noth so erschwert, bald genug zur Tagesordnung übergehen und Euch der selbstgewollten Isolirtheit überlassen.

Und nun gar erst der zweite Vorschlag! Die Schule wird recht dankbar sein, daß Ihr gerade jetzt, wo das Geschrei über Ueberbürdung aus allen Winkeln erschallt, den Schülern eine doppelte Garnitur grammatischer Ausdrücke, deren Zahl doch keine kleine ist, aufbürden wollt. Zu entbehren sind selbstverständlich die fremden Ausdrücke nicht, denn der Unterricht im Lateinischen verlangt sie mit

gebieterischer Nothwendigkeit, und ebenso auch der im Französischen und Englischen, denn Franzosen und Engländer sind zu praktische Völker, als daß sie einer bloßen Schrulle zuliebe auf diese internationalen Ausdrücke Verzicht leisten sollten. Nur unseren deutschen Schulen will man daneben noch „vaterländische“ Bezeichnungen aufpacken.

Aber dabei ist man noch nicht stehen geblieben. Kürzlich hat man auch die medizinischen Kunstausdrücke verbannen zu wollen Miene gemacht. Es muß recht hübsche Wortbildungen geben, wenn man z. B. den *museulus sternocleidomastoideus* auf deutsch bezeichnen will. Und recht nützlich wird's ja auch sein, wenn die medizinischen Ausdrücke deutsch sind, denn die Zahl derjenigen Leute, die derartige Ausdrücke überhaupt gebrauchen, wie groß ist sie denn noch außer den eigentlichen Fachleuten!

Nur zu auf diesem Wege, Ihr Herren, dann wird der Fluch der Lächerlichkeit sich bald genug von selbst an Eure Fersen heften! Nur muthig so weiter!

Doch man mißverstehe mich nicht! Ich bin nicht etwa ein Gegner, wenigstens kein grundsätzlicher, dieser Sprachreinigungsbe-  
wegung. Das, worauf es mir bei diesen Erörterungen ankam, war nur zweierlei, einmal, zu zeigen, daß die ganze Frage keineswegs so leicht und einfach ist, wie der gewöhnliche deutsche Wald- und Wiesen-  
Sprachphilister sie sich vorstellt, und zweitens, zu warnen, daß man doch ja fein vorsichtig und besonnen vorgehe, damit man nicht wieder das Kind mit dem Bade ausschütte und sich selbst überdies lächerlich mache.



## Der Fuchs.

Nach dem Französischen von S. Ludwig.

Der Baumgarten meines Pathen zeigte mir noch ganz das alte Gesicht; in Leier- und Fächerform gezogene Birnbäume standen in einer Reihe längs der Einfassungen da, und an den Ecken der Gemüsebeete zeigten sich die hübschen Apfelbäume in Form von Champagnergläsern oder gefälligen Vasen. Die Folter und Mißhandlung der Bäume triumphirte hier bei jedem Schritte.

Auch mein Pathe hatte sich nicht verändert. In der grünen Laube sitzend, las er noch ohne Brille seinen alten Horaz, den ich von weitem auf den ersten Blick erkannte. Auch den alten Strohhut, der seinen Kopf bedeckte, glaubte ich wieder zu erkennen. Die Tasche seiner blauen Schürze barg eine Baumschere und ein Messer zum Pflöpfen. Als er mich kommen hörte, erhob er sich lebhaft; sein mageres Gesicht klärte sich auf und überzog sich mit freundlichem Lächeln.

„Wie, Du bist es?“ Bei diesen Worten umarmte er mich und küßte mich auf beide Wangen. „Run denn“, begann er nach einem Weilschen, „was verschafft mir das Vergnügen Deines lieben Besuches? Angenehm in der That, nur etwas zu selten, ohne Dir jedoch deßhalb Vorwürfe machen zu wollen.“

„Pathe, ich komme, Sie um einen guten Rath zu bitten.“

„Willst Du? Und zu welcher Veranlassung?“

„Zwei Familien, die ich besuche, haben beschloffen, mich zu verheiraten.“

„Den Teufel auch!“

„Man hat mir zwei junge Mädchen vorgeschlagen, die beide gleich reich und gleich hübsch sind; die eine ist brünett, die andere blond, und . . .“

„Zwischen den beiden schwankt Dein Herz.“

„Gewiß, so ist es. Soll ich die Blonde über die Brünette heiraten?“

„Oder nehme ich weder die Dunkle noch die Helle?“

„Was denken Sie dazu, mein theurer Pathe?“

„Run, wenn Du durchaus meine Meinung hören willst, so denke ich wie Pantagruel, daß es eben so viele Gründe für als gegen die Heirat giebt.“

„Im vollen Ernst, welchen Rath geben Sie mir?“

„Bewahre mich der liebe Himmel, Dir in dieser Angelegenheit zu rathen!“

„Und warum nicht?“

„Ueberlege doch, wie viel Kummer es uns bereiten würde, wenn mein Rath schlecht wäre und Du befolgest ihn, oder er wäre gut und Du befolgest ihn nicht . . .“

„Was wünschen Sie dann, das ich thue?“

„Thue jetzt gar nichts! . . . Warte noch!“

Das Leben gleicht einer aus vielen Theilen zusammengesetzten Uhr, deren Ueberwachung man dem Uhrmacher überlassen muß; je mehr wir uns um ihre Zeiger und Räderchen bekümmern, desto mehr riskiren wir, ihre Bewegung in Unordnung zu bringen.

„Sie meinen also?“

„Die Sachen arrangiren sich immer ganz von selbst; mischen wir unsere Hände darein, werden wir sie nur mehr verwirren.“

„Gestatten Sie!“

„Du kennst die Geschichte von Aristomenes, dem wackeren Vertheidiger seines Vaterlandes Messenien.“

„Derfelbe, der in einen Abgrund hinabgestürzt wurde?“

„Genau derselbe; er wurde von den barbarischen Spartanern mit einem Theil Kampfgenossen gefangen genommen und in eine tiefe Felsenschlucht hinabgeworfen. Alle seine Kameraden zerfchmeterten sich beim Hinabfallen an den rauhen Felsenwänden die Schädel. Nur Aristomenes fiel lebend auf die Leichname seiner Kampfgenossen; er überlebte sie aber nur, um einen längeren Todeskampf auszuhalten. Ein Ungebuldiger hätte sein Leiden abgekürzt und an dem harten Felsen sich den Schädel eingerannt. Er, nicht so dumm, wartete, wartete lange . . .“

„Endlich kam ein Fuchs, angezogen von dem Geruch der Leichen . . . Er ist doch nicht vom Himmel herabgefallen, sagte sich Aristomenes, dieser Abgrund muß demnach auch einen unbekanntem Ausweg haben!“ Auf diese Annahme hin lauerte er auf den Fuchs, heftete sich an seine Schritte und gelangte hinter ihm her durch eine Oeffnung ins Freie, erschien wieder in Messenien und, indem er aufs neue den Muth seiner Krieger anschürte, zwang er die Spartaner, den Krieg von vorn anzufangen.“

„Ja, und Ihre Meinung?“

„. . . Ist, daß der Fuchs schon kommen wird; es genügt, ihn zu erwarten.“

„Sie haben gut reden.“

„Ich spreche darüber freilich etwas gelehrt; allein ich habe mich selbst in demselben Abgrunde befunden, in dem ich Dich sehe . . .“

„Sie?“

„Und der Fuchs ist gekommen, mich herauszuziehen.“

„Ei was! Man sollte kaum denken . . .“

„Setze Dich, ich will Dir das erzählen, indeß Katharine uns das Frühstück zubereitet.“

Ich setzte mich auf die ländliche Bank, die Bienen summten um die Laube herum, angezogen von dem süßen Duft des Jasmin; in

der Hecke ließ ein Rothkehlchen seine liebliche Weise ertönen und auf einem benachbarten Kirschbaume zankten sich eine Bande Spazierherum.

„Ich war damals in Deinem Alter“, begann mein Pathe, „ebenso erpicht auf die Geschichte wie Du auf die Malerei es bist. Ich theilte mein Leben in zwei Hälften: sechs Monate des Jahres durchstöberte ich die Bibliotheken von Paris, sechs Monate hindurch reiste ich durch Europa, stets auf der Suche nach geschichtlich genauen Thatfachen und Ausstaffirungen.“

Es war jene Zeit, wo ich mein Buch über die „Normannen in Sicilien“ vorbereitete. Ganz in diese Arbeit vertieft, hielt ich alles von meinem Leben fern, was nicht irgend eine Beziehung zur Herrschaft der Normannen hatte, und bewegte mich fast nur unter Gelehrten, welche stark im Entziffern alter Urkunden und vergilbter Handschriften waren. Wenn ich aber von diesen Abendzirkeln nach Hause kam und mich ins Bett legte, so träumte ich doch nur von den Normannen und ihrer Baukunst in Palermo und Messina.

Niemals hatte ich daran gedacht, daß noch etwas an meinem Glück fehlen könnte. Unglücklicherweise hatte aber doch jemand für mich daran gedacht. An dem Tage, wo ich meinen Onkel Charles und meine Tante Godet benachrichtigt hatte, daß ich bald nach Neapel abreisen werde, schrieben sie mir zu gleicher Zeit, gerade als ob sie es mit einander abgekartet gehabt hätten:

„Ich hoffe recht sehr, daß Du nicht an Versailles vorüberreisen wirst, ohne mir einige Tage zu schenken.“

Ich hatte beabsichtigt, ihnen 24 Stunden zu widmen und bildete mir ein, damit völlig genug gethan zu haben, so sehr hatte ich mit der Zeit geizen gelernt, die ich den Normannen entzog; allein beim Empfang dieses doppelten Briefes fühlte ich doch, daß diese Knauerei mit der Zeit mich einer doppelten Verschuldigung von Undankbarkeit aussetzen möchte.

Alles, was ich war und hatte, verdankte ich meiner Tante Godet und meinem Onkel Charles. Allein in der Welt geblieben und beinahe ohne alle Hilfsmittel, auch absolut untauglich zu einem einträglichen Geschäft, würde ich ohne die Unterstützung, die sie mir zufließen ließen, niemals so theuere Studien haben fortsetzen können, die mir zu jener Zeit auch nicht das Mindeste einbrachten. Gewiß hatte ich nicht das Recht, dies zu vergessen und durch meinen Besuch ihnen zu zeigen. Ich sagte ihnen daher eine volle Woche zu, und die habe ich ihnen denn auch geschenkt.

Die ersten Tage verfloßen auf die beste Art von der Welt und ich hegte nicht das mindeste Mißtrauen. Ich speißte bei meinem Onkel Charles zu Mittag und bei meiner Tante Godet zu Abend; sie schienen beide nicht gut auf einander zu sprechen — er sanguinischen und sie cholericischen Temperaments, liebten sie sich wenig und sahen sich höchst selten. Ich erzählte ihnen von den Normannen, sie hörten mir gern zu und so stand die Konversation nie still.

Den Sonntag nun — mein Lebtag werde ich jenen Sonntag nie mehr vergessen — hatte ich bei meinem Onkel, welcher damals in dem Hause wohnte, das ich heute bewohne, zu Mittag gespeist. Nachdem die Vesperglocke verhallt war, traten wir beide Arm in Arm unten in Baumgarten, wo wir jetzt sind, einen Spaziergang an, und ich erzählte meinem Onkel eben wieder von den alten Korkmännern und ihren Bauten, als er auf einmal hastig stehen blieb und zu mir sagte: „Apropos, wann willst Du Dich verheiraten?“

„Ich . . .?“

Diese von einem verstockten, alten Junggesellen kommende Anforderung zum Heiraten hatte für mich etwas so unerwartetes, daß ich mich nicht enthalten konnte, in ein lautes Lachen heraus zu plagen.

„Lachen Sie nicht, Monsieur“, fertigte mich mein Onkel kurz ab, „das ist durchaus nicht zum Lachen.“

Und er gerieth in der That in einen wahren Eifer, und ohne etwas hören zu wollen, hielt er dem Ehestande eine feierliche Vertheidigungsrede, in der er die drolligsten mit den ernstesten Gründen mischte und bald Stellen aus der Bibel und den Kirchenvätern, bald aus Rabelais citirte; alles war ihm recht. Ich war außer mir vor Erstaunen.

„Wenn er nur vom gesundheitlichen Standpunkt wäre!“ sagte er dabei. „Giebt es wohl etwas, das Deiner ganzen Lebensweise nachtheiliger sein könnte, als diese ewige Kost im Speisehause? Willst Du denn auch schlagflüssig und gichtkrank werden wie ich? Oder gelb- und gall-süchtig wie die Tante? Oder ziehst Du es etwa vor, eine Haushälterin zu nehmen, die Dein Vermögen aufzehrt und Dich nur schulmeister?“

„Aber mein lieber Onkel . . .“

„Ach, hier giebt es kein „aber mein lieber Onkel!“ . . Ich rede in Deinem Interesse, und wenn Du das nicht gutwillig begreifen willst, so werde ich Dich wohl zwingen, es zu begreifen . . . Ich werde Dir Deine Leibrente entziehen! . . .“

„Meine Rente!“

„Dann giebt es keine Unterjuchungen mehr! keine Reisen! keine Normannen! Ich bleibe taub und werde kein Wort erwidern.“

Nur mit Mühe vermochte ich heraus zu stottern: „Das werden Sie thun?“

„Gewiß, Monsieur!“

„Und auf welche Veranlassung hin, mein gebietender Herr? Warum?“

„Warum? . . . Weil ich Dich lieb habe! Weil ich Dir nicht ein so abgeschmacktes Leben wünsche, wie ich es führe, und damit Du nicht einen so schlechten Magen bekommst, wie ich ihn mir mache. Weil auch in der Schrift geschrieben steht: „Der Mensch soll nicht allein sein!“ Und gewiß hat der, von dem diese Worte geschrieben worden sind, auch recht gehabt.“



Mutter und Kind.

Ms. A. 9. 2

„Mein lieber Onkel . . .“

„Ich entziehe Dir Deine Leibrente und damit Basta!“

Es war unmöglich, ihn davon abzubringen. Für den Augenblick wenigstens war er unbeugsam und ich wohnte nur dem Ausbruch einer seit langem geladenen Mine bei. Ich fand es daher einfacher, den Rückzug anzutreten und versprach, mir die Sache zu überlegen, schlenderte hin und her, nach Ausflüchten suchend, fand aber nur schlechte.

Als ich zu meiner Tante Godet kam, um mit ihr zu Abend zu speisen, mußte sie auch meine Verzweiflung auf meinem Gesichte gelesen haben; denn kaum war ich zu ihr eingetreten, so fragte sie mich schon: „Sage mir, was ist Dir?“

„Mir? Nichts . . . Nur der Kopf ist mir ein wenig eingenommen.“

„Armer, lieber Sohn!“ rief sie plötzlich mit einer mitleidigen Stimme aus; „ich errathe Deine Beschäftigungen und erwartete auch dieses Vertrauen von Dir . . . Du hast gehört, die Rathschläge der Natur . . .“

„Sie wollen jagen? . . .“

„Du bist unzufrieden mit Dir! Du fühlst wohl, daß dieses Leben so nicht mehr länger fort dauern kann. Du begreifst endlich, daß der Augenblick gekommen, Dich zu verheiraten.“

Ein Angstschrei ent schlüpfte mir: „Wie? . . . Noch einmal!“

„Noch einmal? Solltest Du schon verheiratet sein? Etwas im geheimen?“

Ich hatte nicht den Muth zu dieser Täuschung, die mich vielleicht gerettet hätte. Ich schützte eine tolle Leidenschaft für eine Frau vor, die ich nicht ehelichen könne, da sie mir in der Erinnerung immer als eine Todte erscheine.

„Die Ehe wird Dich heilen“, erklärte sie, „wird Dich beruhigen.“

Und sie schaffte die Argumente mit einer Begeisterung herbei, die ich sonst an ihr nie bemerkt hatte. Und mit welcher Beredsamkeit ließ sie mich in die Leere meines freudlosen Daseins hineinschauen!

„Willst Du denn, wenn Du krank wirst, von Fremden gewartet und gepflegt werden? Willst Du sterben, ohne Kinder zu hinterlassen, als Erben Deines Talents, um Dein Werk fortzusetzen? . . .“

Sie schloß ihre feierliche Rede mit den Worten, die ich erwartete: „Was ich Dir sage, ist nur in Deinem Interesse, und wenn Du eigensinnig Dich nicht davon überzeugen willst, so hoffe ich, Dich dahin bringen zu können; ich werde Dir Deine Leibrente entziehen!“

Diesmal hatte es ein schönes Ende genommen. Jetzt galt es, sich zu entscheiden: entweder den Normannen zu entsagen, oder mich in eine weibliche Gewalt zu fügen, zwei Perspektiven, welche mir einen gleichen Schrecken einflößten. Endlich versuchte ich zu antworten:

„Aber, meine gute Tante, meine Kinder, wenn ich welche habe,“

werden vielleicht gar nicht wünschen, mein Werk fortzusetzen, und die Gegenwart einer Frau wird mich verhindern, selbst es fortzusetzen."

Diese letzte Aeußerung rief einen neuen Strom von Beredsamkeit hervor: „Ganz im Gegentheil!“ rief meine Tante aus; „die Gegenwart eines liebenden und geliebten Wesens wird Dich er-muthigen und Deine Kräfte verdoppeln. Das ist ja gerade das Wunderbare in der Ehe: sie schützt Euch vor allerhand Widerwärtigkeiten; sie verdoppelt Eure persönlichen Hilfsmittel; sie fügt jedem der Gatten sämtliche gute Eigenschaften der andern bei; sie . . .“

Sie sprach noch lange, aber ich hörte sie nicht mehr, da fiel ein Lichtstrahl von oben herab und erleuchtete meinen Abgrund. Ich erblickte den Fuchs . . . Und als sie geendet hatte, fing ich an:

„Sagen Sie mir doch, meine liebe Tante, wenn Sie in der Ehe so viele Vollkommenheiten finden, warum haben Sie sich nicht verheiratet?“

Meine Tante machte ein den Umständen angemessenes Gesicht und seufzte: „Ein junges Mädchen ist nicht die Herrin ihres Schicksals.“

„Nun gut“, wagte ich fortzufahren, „aber eine ältere Dame?“

Sie blickte mich erstaunt an: „Was willst Du damit sagen? Erkläre Dich!“

Meine Idee war wohl ein wenig machiavellistisch; allein es blieb mir eben keine andere Wahl der Waffen; „Ich will sagen, meine Tante, daß ich mich gern verheiraten werde unter der Bedingung, daß Sie mir mit einem guten Beispiel vorangehen . . .“

„Ich!“

„Erlauben Sie! Wenn Sie nach Verlauf ihrer ersten drei Honigmonate mich noch er-muthigen, eine Frau zu nehmen, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß ich Ihnen das Vergnügen machen werde.“

„Da kannst Du leicht Dein Wort geben; aber Deine Voraussetzung ist abgeschmact, denn Du weißt wohl, daß ich gar nicht daran denken kann, mich zu verheiraten.“

„Sagen Sie nur, daß Sie nicht wollen!“

„Du bist närrisch! In meinem Alter?“

„Ach, Sie sind noch sehr flott! . . . Nur zu ängstlich.“

„Machst Du Dich etwa über mich lustig?“

„Gott bewahre mich! Fragen Sie nur meinen Onkel Charles, was er darüber denkt! . . . Er sprach erst vorhin noch mit mir über Sie.“

„Dein Onkel Charles?“

Meine Tante war wie aus einem Traume erwacht; aber dieser Name stieß sie weniger zurück, als ich befürchtet hatte. Es blieb mir demnach nur übrig, zu halten, was ich gesagt, und ich hielt es mit kühner Stirn.

Ich erklärte daher, daß ihre beiderseitige Antipathie ein Mißverständnis wäre, daß sie sich alle beide mehr liebten, als sie es selbst glaubten, daß sie nur sich geschämt, es sich einzugestehen, daß ich — Dank dem Himmel! — klar in ihr Herz sähe, daß ich nur

nach Versailles gekommen wäre, zwei so unähnliche Wesen näher zu bringen und demgemäß dazu beizutragen, sich zu verstehen.

Meine Tante hörte mich ergriffen, geschmeichelt und sich etwas zierend an. Ich kehrte alle Argumente zu Gunsten der Ehe, die sie vorher mir vorgeführt hatte, gegen sie um und fügte noch die hinzu, deren sich mein Onkel gegen mich bedient hatte. Eine volle Stunde hindurch sprach ich mit einer feurigen Beredsamkeit, deren ich sonst nie fähig gewesen war, und ging endlich von dannen, die würdige Frau in der Ueberzeugung zurücklassend, daß mein Onkel sie schon seit zwanzig Jahren im stillen verehere.

„Brechen wir denn auf! Und stimmen Sie ein, liebe Tante?“

„Wenn ich jemals einwilligte“, erklärte sie, „indem sie mich hinausbegleitete, so geschähe es nur um Deinetwillen, um Dich zu bewegen, mir nachzuahmen.“

Am folgenden Morgen hatte ich meinem Onkel Rede zu stehen, der mir schon mit der Frage entgegenkam: „Nun? Wann verheiratetst Du Dich?“

„Nach Ihnen!“

„Ich?“

„Wollen Sie denn, wenn Sie in eine Krankheit fallen, von Fremden unterstützt und gepflegt werden, während Sie die prächtige, liebenswürdige Frau bei der Hand haben, die Sie höher schätzt, als ich Ihnen sagen kann . . .“

„Wen meinst Du?“

„Meine Tante Godet.“

„Treibst Du Scherz?“

„Durchaus nicht, Onkel; ich weiß es von ihr selbst . . .“

Kurz, er setzte sich zu Tisch, überzeugt, daß ihn meine Tante immer geliebt habe. Beim Dessert rief er dann aus: „Wahrhaftig, wenn ich jemals einwilligte, so geschähe es nur, um Dich zu zwingen, mir nachzuahmen.“

Am folgenden Tage veranstaltete ich zwischen beiden eine Zusammenkunft, und drei Monate nachher war meine Tante Godet Madame Charles.

Bei meiner Rückkehr von Neapel frühstückte ich bei ihnen und ich habe sie seitdem oft gesehen. Niemals aber hat mich weder das eine noch das andere an mein Versprechen erinnert oder meine Rente zurückgehalten. Sie haben mich ganz ruhig bei meinen Normannen gelassen. Doch gehen wir nun hinauf zum Essen, denn Katharine erwartet uns; aber sprich nicht mehr zu mir von der Braunen und von der Blonden, denn ich will Dir nichts sagen, was einem Rathe ähnlich sähe. Warte, bis der Fuchs kommt, ja der Fuchs!

## Grillparzer in Norddeutschland.

(Anlässlich der Erstaufführung der „Jüdin von Toledo“ am 8. Oktober 1888 am „Deutschen Theater“ zu Berlin.)

Was ist uns schließlich Lessings imgrunde völlig undramatischer „Nathan“ (Eröffnungsaufführung am Lessingtheater) im üppigsten Bühnengewande und Schillers „Demetrius“ (Eröffnungsaufführung am Berliner Theater), dieser herrliche Torso mit der banausischen Fortführung des „bühnenpraktischen“ Altmeisters Laube, gegen ein Werk wie Grillparzers „Jüdin von Toledo“, dieses köstliche, dramatische Juwel, welches uns soeben in würdiger Fassung vom „Deutschen Theater“ dargereicht wurde?! Das deutsche Theater hat entschieden mit dieser — im Gegensatz zu Nathan und Demetrius — für Berlin leider! — wie so mancher von Grillparzer bisher nicht vorhanden gewesenen Dichtung den Manen des Dichters ein herrliches Opfer gebracht. Die „Jüdin von Toledo“ ist uns eine Novität gewesen; dieses fatale Faktum ist bezeichnend für die Gleichgiltigkeit und Verkennung, welche Grillparzer bis jetzt — 16 Jahre nach seinem Tode! — vonseiten des norddeutschen Publikums entgegengebracht wurde . . . Sah man doch hier bisher mitleidig lächelnd auf den „Donauschiller“ herab; das wird nun anders werden müssen! Derjenige kennt Grillparzer nur wenig, der ihn nach seiner trefflichen „Medea“ (dem Paradesped aller Heroinen) beurtheilt; der ganze dramatische Reichthum dieses würdigen Genossen eines Goethe, Schiller und Kleist muß uns nach und nach plastisch-verkörpert von der Bühne entgegen treten — der Anfang ist gemacht worden! — dann wird mancher reuig seine einem Carlyle u. s. w. nachgebeteten kritischen Formeln ad acta legen und beschämt sich vor der Größe des Genius beugen. Ein wundervoller poetischer Reichthum offenbart sich in Grillparzers Werken (12 an der Zahl!). Der Zauber einer minutiös-feineisirlirten, märchenhaft-süßen Sprache, mit den herrlichsten seelischsinnlichen Accenten Ohr und Seele berauschend, durchzieht — oft wie Musik aus anderen Welten — die Werke dieses größten aller Epigonen, und trotz der Romantik des Stoffes, der Musik der Sprache ist Grillparzer ein echt moderner Dichter in der nervös-psychologischen Anlage seiner Gestalten, in dem grüblerischen Anpacken tiefster Seelenprobleme, in der Betonung des Schopenhauerischen „Unbewußten“. Wie Calderon ist ihm das Leben nur ein Traum. Aber nur einmal — vorübergehend — bekannte er sich in seiner „Ahnfrau“ halb und halb zu den Prinzipien eines Werner, Müllner und Houwald. Bald in lauten, bald in leiseren Schwingungen erklingt überall bei ihm mächtig ergreifend die Klage der Endlichkeit und Vergänglichkeit alles Irdischen, aller irdischen Lust und Thorheit . . .

Mit Recht hat Professor Johannes Volkelt in Basel, welcher unserem Dichter jüngst eine prächtige Monographie „Franz Grillparzer als Dichter des Tragischen“ gewidmet hat, das Tragische in

Grillparzers Werken in der des Dichters unselig-sensitivem Temperament entsprechenden, echt modernen Ausprägung hervorgehoben! Für Grillparzer jängt die Zeit rechter Würdigung jetzt erst an. Seine tiefe, zarte Innerlichkeit, welche in glühend-optimistischer Daseinbethätigung der Sinne Befreiung sucht und dabei an den Rissen der rauhen Wirklichkeit den naturnothwendigen Schiffbruch leidet, wird naturgemäß immer lebhafter, mächtig fortreißender auf das sanguinischere Temperament des Süddeutschen einwirken, dem die Magie der Sprache, der Bilder und Tropen berauschend wie Asti dünkt; aber, wenn auch verstandeskühler, so stehen wir Norddeutschen Grillparzer auch desto objektiver und nunmehr, in dem Bestreben begangenes Unrecht wieder gut zu machen, um so entgegenkommender gegenüber; dieses zeigten in hochehrfurchtlicher Weise die unlänglich der Erstausführung der „Jüdin von Toledo“ in den maßgebenden Berliner Blättern erschienenen — geradezu Abhandlungen zu nennenden — Besprechungen und Recensionen; da konnte einem das Herz aufgehen über diese warmen Töne der Anerkennung, diesen überströmenden Tribut hohen Dankes, den die norddeutsche Kritik (allerdings etwas post festum!) dem großen Todten darzubringen sich veranlaßt fühlte. Der natürliche Enthusiasmus des durch den Zauber echter Genialität gepackten Publikums, die Ehrfurcht und Objektivität, welche die Erhabenheit des Todes dem Genius gegenüber verleiht, war auf die ewig mäkelnden, zünftigen kritischen Stribenten übergegangen und hatte sie, die sonst — gerade entgegen Winkelmanns herrlicher Anweisung! — immer nur die schlechten Seiten an den Werken aufstrebender junger Talente (allerdings Lebender!) aufspüren, gezwungen wahr zu sein. Endlich einmal konnten sie ehrlich und uneingeschränkt ihrer wirklichen Ueberzeugung Ausdruck geben und sie thaten es mit wahrer Wonne. Mit das Beste gab der — Schauspielreferent der „Freisinnigen Zeitung“ in einem ausführlichen Feuilleton, aus dem ich einige markante Stellen hier herzusetzen mir nicht versagen kann, da sie — in seltener Weise kernig und offen — uns Norddeutschen über Grillparzer die Leviten lesen und einem Dichter zu seinem Rechte verhelfen, welchem „Unrecht widerfahren ist im Leben wie im Tode“. Grillparzer war eine zu vornehme, feinfasertete, porös-innerliche Natur, dabei ein Todseind aller Reklame, um bei Lebzeiten durchzudringen; seine Werke sollten für sich sprechen und an diesem natürlichen Verlangen — heutzutage der größte taktische Fehler! — ist ihm manche ideale Forderung an Publikum und Kritik gescheitert — „der Rest ist Schweigen“. Hören wir nun unseren „freisinnigen“ und „feinsinnigen“ Kritiker! Da heißt es zunächst mit Bezug auf die „Jüdin von Toledo“: man hat den Sargdeckel gesprengt, den Vorurtheile, kritische Oberflächlichkeit und das Nachbeten von Schlagworten seitens eines „gebildeten Pöbels“ über eine der herrlichsten Dichtungen aller Zeiten gesenkt und verwundert mag sich mancher die Augen reiben und ausrufen: „Giebt es in der literarischen Schatzkammer der Nation so viele Kleinodien, daß man dieser Perle nicht

achtete?!“ Grillparzer lebt und soll uns erhalten bleiben! Es gab eine Zeit — heißt es dann weiter — sei ihrer stets als einer unseligen gedacht — da im deutschen Geistesleben auch ein preußischer Partikularismus bestand, der aus den Vorurtheilen von Jahrzehnten seine Sumpfnahrung zog: man nannte Grillparzer den österreichischen Dichter, die widersinnigste aller Bezeichnungen, als ob es ein Ausland gebe im idealen Leben der Nationen! Das muß nun anders werden — meint unser wackerer Kritiker, — denn „Grillparzer war ein Seelenverkündiger und in seinem jeelischen Aug' gewann das Getriebe der Welt eigenes Leben und eigene Bedeutung“. Freudig wird jeder ehrliche Literaturfreund diese Ausführungen aus vollstem Herzen unterschreiben! Auch in der Jüdin von Toledo „giebt es Sonnenflecken“ aber „was wollen sie besagen gegen das glutvolle Leben, das in blutwarmen Strömen sich durch diese Dichtung ergießt, gegen den reifen Tiefsinn, den dieses Werk predigt“. Die sonnenklare Wirklichkeit, der echte poetische Realismus ist es, der Grillparzers „Jüdin von Toledo“ so bedeutend macht. Grillparzer übernahm von Lope da Vega nur das Rohstoffliche; wie aber wußte er ihm das individuell-nervös Sprudelnde, innerlich Wühlende, Nagende, Bohrende seines tragischen Selbstes einzupumpfen, sodaß die ursprünglichen Thatsachen sich zu einer Fülle von Konflikten von überwältigender Tragik gestalteten und in den Rahmen der Tragödie hineinwuchsen! . . . Dieses schöne Judenmädchen Rahel, halb Kind halb Dämon, mit seiner verblüffenden Natürlichkeit und Sinnlichkeit ist eine der großartigsten detail-psychologischen Studien, eine Meisterprobe profunder Kenntniß der Frauennatur, und dieser König Alfons — welch' vollendete, magische Verkörperung des Kampfes zwischen menschlichen Gelüste und Herrscherpflicht und Herrschergröße stellt er dar! Ueber dem letzten Akt liegt es wie ewige Dämmerung, aber nach der in der Weltliteratur einzig dastehenden Auseinandersetzung zwischen Mann und Weib (Königin) steigt die Sonne der Versöhnung am Himmel auf und selbst der Fluch, den die Schwester der ermordeten Rahel dem König nachsendet, klingt in wehmüthiger Skepsis aus . . . Ueber der glanzvollen Inszenirung lag es (namentlich im III. Akt) wie Märchenhauch; alle Spieler gaben ihr Bestes, allen voran Joseph Rainz, der Darsteller des König Alfons, welcher — wie uns versichert ward — lange nicht einen so guten Abend hatte und zum guten Theil die harten, Bitterkeit und persönliche Gereiztheit verathenden Anklagen widerlegte, welche jüngst in der „Gesellschaft“ ein sonst verdienstvoller junger Schriftsteller — „ohne Schminke“ — gegen diesen einem vollsten Realismus fröhenden, manierirten, aber trotz alledem talentvollen, allerdings in Berlin sehr überschätzten Schauspieler vorbrachte. Daß Joseph Rainz als Liebhaber längst über seine Glanzepoche hinaus ist, wird jeder, der ihn seiner Zeit in München kennen lernte, bestätigen. Das Organ hat bedeutend nachgelassen, dabei weisen Figur und Physiognomie, sowie die pointirte Spielweise den Künstler auf Aufgaben des Charakterfaches

wie Franz Moor und Mephistopheles hin; thut er den angedeuteten Schritt, so wird sich ihm noch ein weites Feld originalen Schaffens öffnen, im andern Fall wird sein Talent mehr und mehr verkümmern. An ein Indischraukentreten mit einem Matkowsky kann Mainz nie denken, es sei denn er gäbe als Franz Moor die vielleicht dämonische Folie zu Matkowskys wunderbarem Karl. In solchen Rollen liegen die Quellen Mainzischer Kraft. Um auf Grillparzer zurückzukommen, so war es kein Geringerer wie Lord Byron, welcher zuerst diesen „Großen“ erkannte, indem er in sein Tagebuch am 12. Januar 1821 schrieb: Mitternacht: ich las Guido Sorellis italienische Uebersetzung der Sappho des deutschen Grillparzer. Ein verteneselter Name, aber die Welt wird ihn aussprechen lernen müssen!“ Nun, sie hat sich bis jetzt gesträubt, aber vielleicht ist der Name Grillparzer bis zum Heilsjahre 1900 den Gebildeten deutscher Nation geläufiger und verehrungswürdiger geworden.

Wilhelm Arent.

## Bildwerke.

Fluderei von Marthe Asmus.

Auch ohne die Unterschrift und ohne die den Beschauern eingehändigte gedruckte Erklärung würde man sogleich erkennen, was Frau Schmidt von Preuschen auf ihrem privatim ausgestellten Bilde zeigen wollte. Wir sehen ein mit dem Hermelin behängtes Gerippe. Den ersten Fuß setzt es auf die Weltkugel, mit der rechten Hand faßt es ein Schwert, mit der linken stößt es einen Thron um. Das Scepter rutscht vom Sessel, hat sich aber wahrscheinlich mit einer Verzierung in das Kissen gehakt, da es nicht fällt. Die Krone ist schon fast auf dem Fußboden angelangt. Wie sie und die abfallenden Blätter der Rosen und Lorbeeren sich in der Luft halten, ist nicht zu sehen. „Mors imperator“ will die Malerin mit ihrem Werk darstellen. Durch die Haltung des rechten Fußes zeigt uns der Tod, welcher in dem Gerippe ver sinnlicht ist, an, daß er über die Welt herrscht, außerdem erinnert noch die linke Hand, daß auch die Throne in derselben Welt in seiner Macht sind.

Aber empfinden wir die Macht des Todes durch das Betrachten jener Gegenstände? Fühlen wir nicht ganz dasselbe, wenn wir die Buchstaben ablesen: „Mors imperator?“ Die Malerin führt uns ein Gerippe vor, wir besinnen uns, daß darunter der Tod verstanden sein soll. Wir sehen einen Thron und schließen, daß damit die Fürstenmacht gemeint ist. Die Rosen stellen uns die Liebe vor, der Lorbeer den Ruhm, der Globus die Welt, die alle auf demselben Bilde vorggeführten Einzelheiten in sich schließt. Wir müssen uns diese Symbole in ihre Bedeutungen übersetzen und dann durch Schlüsse unser Gefühl dazu bringen, sich die Macht des Todes zu vergegenwärtigen. Dazu aber brauchen wir schon das Bild nicht mehr. Wenn

wir übersetzt haben, können wir für die weiteren inneren Vorgänge die Augen schließen. Die Malerin will diesem Bilde noch ein Seitenstück geben: „Regina vitae.“ Wahrscheinlich wird auch dieses sich begnügen, durch Symbole die Gedankenarbeit anzuregen, anstatt die Idee selbst darzustellen. Die beiden Gemälde sollen den Spruch illustriren: „Die Liebe ist stärker als der Tod.“ Wenn wir das Bild: „Zairi Töchterlein“ von Gustav Richter ansehen, so empfangen wir jenen Eindruck durch die Kunst selbst. Nicht unsere Reflektion, sondern der Künstler giebt ihn uns. Wir sehen mit unseren Augen die Macht des Todes und die Herrlichkeit des Todüberwinders.

Die Symbolik ist in der Kunst ausgeschlossen. Wenn sie sich in einem Kunstwerk findet, z. B. in den Attributen eines Gottes, so hat der Künstler damit nur der Geschichte gerecht werden wollen, aber die Kunst hat keinen Theil daran. Er muß die Idee in die Gestalt legen, sonst hat seine Kunst sie nicht ausgesprochen. Wir müssen Zeus, Neptun, Venus nicht an ihren Attributen erkennen, oder diese würden gleichbedeutend mit auf die Gestalten geschriebenen Namen sein.

Dagegen leihen sich allegorische Figuren vollkommen der künstlerischen Darstellung. Sie sind die Personifizirung einer Idee. Wir empfinden ohne Reflektion, ganz unmittelbar den künstlerischen Gedanken. Wir sehen die Freiheit in dem Weibe mit dem kühn getragenen Haupte, dem stolzen Lächeln der Lippen, in der erhabenen Haltung der Gestalt. Niemand würde sie mit der Germania verwechseln, welche uns die Kraft, die Treue und Geradheit unserer Nation vorführt. Die Wissenschaft, die Poesie, der Glaube, die Hoffnung und viele andere Abstrakta stellen sich uns durch allegorische Figuren dar. Aber nicht alle. Die einzelnen Künste würden sich z. B. schwer individualisiren lassen. Die Darstellung schöner Frauen mit den entsprechenden Kunstwerkzeugen würde den Gedanken wieder zu verstehen geben, ihn aber nicht malen. Wer lacht nicht herzlich über die Eingangsillustrationen zu den bekannten Geschichten: „Die bösen Buben von Corinth“ und „Der Elefant“ — „Nachdenklich liegt in seiner Tonne — Diogenes hier in der Sonne“ und „Den Elefanten sieht man da — Spazieren gehn in Afrika“ —? Aber in einer schönen Frau mit dem Pinsel und der Palette erkenne ich ebenso wenig die Malerei wie in zwei aus einer Tonne hervorstechenden Beinen den Diogenes, oder wie in einigen Strichen und Palmen den Erdtheil Afrika. Die Kunst weiß genau, in welches Bild die Idee zu fassen ist und grenzt sie scharf ab gegen andere, und der wahre Künstler geht nicht irre.

„Die Parzen“ von Thumann bedürfen der Attribute, um verständlich zu werden. Ein junges Weib löst den Faden von der Spindel, ein anderes, reifer erblühtes, das Lorbeeren und Blumen in der Hand und im Schoße hält, nimmt ihn auf, eine Alte kauert daneben und hebt die verhängnißvolle Scheere. Wir empfinden durch die Darstellung nicht die Bedeutung der Beschäftigung jener Wesen,

wir halten uns an die Betrachtung ihrer Formen. Die Mythologie muß den Eindruck vollenden. Das Bild bietet kein Ganzes, denn die Stellungen weisen auf eine Bedeutung hin, die außer dem Bilde liegt.

Andero ist es mit der plastischen Gruppe „Amor, von Venus gezüchtigt“ von Gustav Eberlein. Wir sind durch den Anblick befriedigt und verlangen keine Erklärung, auch wenn wir nichts von dem Bogen und dem Köcher des Knaben wissen. Wir sehen, daß der Mutter ein Leid von dem Kleinen zugesügt ist, ihr verzagtes Gesichtchen spricht von eigenem Schmerz und die Züchtigung ist sowohl Erziehung als Rache. Das Werk bietet an sich ein Ganzes. Wohl wird unser Interesse noch lebhafter erregt, wenn wir erfahren, daß hier der Uebelthäter, gegen den wohl jedermann eine Beschwerde aufzuweisen hat, ein Mal für viele Male bestraft wird, und daß es Herzschmerzen sind, welche die Thränen aus den Augen der pietätslos behandelten Mutter locken. Aber wie man diese Erklärung nicht braucht bei der Betrachtung, so erhöht sie auch nicht das Kunstgefühl. Den schadenfrohen Kizel fügt die Geschichte hinzu. Er ist uns willkommen, aber für das Kunstwerk können wir ihn missen.

Dasselbe ist es mit allen der Geschichte entnommenen Gegenständen. Wenn die Gemälde erklärt werden müssen, um verständlich zu werden, wenn sie gar einer am Rahmen angebrachten Erzählung bedürfen, so sind sie keine selbstständigen Darstellungen, geben keinen vollen Eindruck, sind also keine Kunstwerke. Steigt unser Interesse und unsere Befriedigung durch die Kenntniß der geschichtlichen Thatsache, die aber zur künstlerischen Vollendung des Bildes nicht gehören darf, so vereinigen sich zwei in sich vollendete Kräfte zur Wirkung auf den Menschen, die Kunst und die Geschichte, wie sich Wort und Melodie im Liede verbinden, die Seele in ihren Tiefen zu fassen.

Der Künstler muß ein Ganzes geben, darum muß er den vollendeten Kunstgedanken in sich aufgenommen haben und neu schaffen. Weder die Idee noch die Formen dürfen mechanisch kopirt werden. Ein beliebiges Stückchen Wirklichkeit bietet kein Kunstwerk. Es muß abgeschlossen sein, fertig empfunden und gegeben von dem Schöpfer, einheitlich wirkend auf den Beschauer. Wenn so nicht jede Wirklichkeit wahr ist, so ist das Wahre doch nur in der Wirklichkeit. „Auf dieser Erde wurzeln unsre Freuden“ und jede Regung unserer Seele. Bei den märchenhaften, mythologischen und biblischen übernatürlichen Wesen ist das Unnatürliche fast immer eine Zusammenziehung des Natürlichen und wirkt, wo es nicht das Wesentliche des Wertes ausmacht, nicht störend auf den Kunstsin. Es ist mit den Engelsflügeln, mit den Faunsfüßen u. s. w. wie mit den schon erwähnten Attributen der Götter: das Wesen jener Gestalten liegt nicht in diesen Außerlichkeiten. Aber wie soll eine Landschaft mit unnatürlichen Farben Stimmung erwecken? Wenn Böcklins Farben die Allgemeinheit des realen Bodens verlassen zu Gunsten des Individualismus einer ungenügsamen Phantasie, wenn Makarts Farben aus höflicher Rück-

sichtnahme für einander ihre Natur verleugnen, wie sollen diese Farben unser Empfinden wecken? Die Stimmung ist zum großen Theil Erinnerung und läßt nur die Saiten ertönen, die schon einmal geschwungen haben. — — — — —

### Der historische Hut.

Einem vor längeren Jahren erschienenen Aufsatze eines Pariser Hutmachers über den bekannten historischen Hut, entnehmen wir folgende Stellen: Seit meiner frühesten Jugend mit der Hutfabrikation beschäftigt, habe ich alle Fortschritte dieser Branche aufmerksam beobachtet. In diesem Aufsatze aber möchte ich mich über die Frage aussprechen, ob und in welcher Weise zwischen dem Hut und dem Gesichte eine Wechselbeziehung besteht? Der Hut deckt das Haupt, schützt es, verbirgt seine Mängel und hebt die Züge und Physiognomie hervor. Der runde Hut datirt sein Entstehen aus dem 14. Jahrhundert. Er soll äußerlich den achten Theil des menschlichen Körpers darstellen, er soll dem Kopfe, den er repräsentirt, angepaßt sein. Er soll im gehörigen Verhältnisse zum Körper stehen, soll er anders nicht entstellen. Der Hut muß mit dem Gesichte, der Stirne, den Schläfen, den Haaren und der Taille harmoniren. Ist der Kopf klein, so muß der Hut diesen Fehler decouvriren; das Gesicht zu vergrößern, ist er eine Hauptaufgabe. Ist dagegen der Kopf stark, so soll der Hut nichts, als eine enge Einhüllung des Gesichtsumfanges sein. Im ersten Falle thun die Haare gute Dienste, und fehlen sie — die Perrücke.

Kaiser Napoleon I. widmete dem Anzuge überhaupt, besonders aber dem Hute, große Aufmerksamkeit. Doch liebte er es, durch Einfachheit den größtmöglichen Effekt hervorzubringen. Bonaparte wählte den grauen Ueberrock und schuf den historisch gewordenen kleinen Hut. Ich weiß von jemanden, der damals in den Tuilleries angestellt war, daß, als Napoleon zum ersten Male diesen kleinen Hut aufsetzte, er mit der größten Aufmerksamkeit die verschiedensten Stellungen damit versuchte. Zuerst setzte er denselben der Länge nach auf. Da er aber bemerkte, daß dieses der Gravität seiner Figur Abbruch that, so setzte er den Hut schnell in die Breite. So gefiel er sich und so ward es beibehalten, denn in dieser Art wurde der Ausdruck seines Gesichts gehoben, der dadurch freilich mehr strenge als grazios wurde. Wenn dieser Heros eilenden Schrittes durch seinen Garten ging, nachdem er kurz vorher einer Staatsrathssitzung beigewohnt hatte, sah man seine Gesichtszüge unter dem kleinen Hut sich auffallend beleben, und seine Augen glänzten. Stieg er aber im Toben der Schlacht zu Pferde, um das Feldherrntalent zu üben, so drückte er den Hut, verbunden mit einer raschen Veränderung der Haare, tief ins Gesicht, derselbe bildete dann gleichsam die Begrenzung seiner energischen Figur, und Napoleon erschien wie ein Siegesgott.

Dieser Hut kann als Meisterhut betrachtet werden, und es ist in der That schade, daß man ihn nicht mehr tragen kann.

Murat hatte in seinen Jugendjahren volle runde, rothe Wangen, Augen voll Feuer, natürliche Eleganz; seine Figur war die eines entschiedenen Charakters; dessen ungeachtet gefiel er mehr im Salon als zu Pferde, wo er mehr einem Tankred ähnlich sah. Als Murat noch Marschall war, hatte er seinen dreieckigen, weiß ausgeschlagenen Hut der Länge nach sitzen. Allein er wendete oft kokettirend den Kopf, um von vorn gesehen zu werden. In der Schlacht, wenn man ihn von vorn sah, hatte sein Gesicht etwas martialisches, hinreißendes. Damals trug Murat das schöne, weiße, himmelblau ausgeschlagene Kleid, mit Diamanten besetzte Epauletten, einen Anzug, von dem schon so viel erzählt worden ist. Nachdem Murat König geworden, so war sein Hut bald der eines kaiserlichen Großwürdenträgers, bald der Czako eines Reiters. Seht ihr ihn, wie er, mit Gold, Seide und Edelsteinen bedeckt, einer der Vordersten beim Einzug in Straßburg, auf die Kosaken eindringt? Seht ihr ihn wie er Reitschlenke und Edelsteine austheilt, wie er durch Luzus und Muth die Begeisterung der Seinigen erregt? Wer gab das Zeichen zur Schlacht bei Dresden? Es war ebenfalls wieder Murats Hut, der sich auf den Höhen von Blauen zuerst sichtbar machte. Sein Kleid pflegte mit einem goldenen Gürtel umschlossen zu sein, in welchem ein prächtiger Säbel hing. Allein alles dies gab ihm nicht so viel Ausdruck, als der Hut mit den wunderschönen Straußfedern; das war der Anzug, in welchem Murat seine Soldaten ins Feuer führte; in diesem Anzuge steht er an ihrer Spitze, selbst auf Wegen, die durch Roth und Schmutz unzugänglich sind. — Dürö widmet seinem Hute gar keine Aufmerksamkeit; daher entstellte er auch seine Figur.

Noch eine Menge solcher Beispiele könnte ich anführen, um zu beweisen, daß ausgezeichnete Männer großes Gewicht auf die Art ihrer Kopfbedeckung legten, aber ich komme zu meinem Thema zurück. Langen schmalen Gesichtern sagen am besten längere Hüte mit breiten Rändern zu; breiten volleren Gesichtern aber mehr kürzere Hüte mit aufgebogenem Rande. Lange, gebogene, herunterhängende (auch rothe) Nasen verlangen einen breiten Rand des Hutes, überhaupt einen Hut, der diese Fehler bedeckt. Kleine Leute sollen es ja nicht versuchen, durch hohe Hüte ihre Gestalt vergrößern zu wollen, so wenig als große Leute ihre Höhe durch niedere Hüte vermindern dürfen (nach dem Grundsatz, daß der Hut den achten Theil des Körpers ausmachen soll.) Lasset die gewölbte Stirn hervorragen, dieses stolze Zeichen der Intelligenz. Die Engländer, welche diese Regel außer acht lassen, sind keine Meister in der Wahl der Kopfbedeckung. Man sieht stets ihre langen Gesichter in hohe Hüte gedrückt, ihre Augenbrauen sind versteckt, und ihren Augen sind nur wenige Linien zum sehen vergönnt.

## Ein ungarischer Essaiist.

Dr. Adolf Kohut, in Mindszent in Ungarn 1847 geboren, hat schon eine große Anzahl Bücher veröffentlicht. Es ist nun einmal Mode geworden, daß die — Faulen dem Fleißigen vorwerfen, sie seien von „unheimlicher Fruchtbarkeit“. Jensen, Telmann, Heyse, Spielhagen, Ebers, Wolff u. v. a., jeder der seiner Muse lebt und jedes Jahr ein Buch von 1—3 Bänden veröffentlicht, das doch niemand gezwungen ist, zu kaufen oder zu lesen, sie sind alle denen ein Dorn im Auge, welchen die Zeit es nicht erlaubt, ihre zerstreuten Feuilletons oder Novellen, oder sonstigen Kleinigkeiten in einem Konkurrenzbande auf den Markt zu werfen. Karl Bleibtreu bemerkt im „Magazin“ sehr richtig: „Schwer möglich ist echte Freundschaft nur unter Kollegen, in welchem Stande auch immer, denn im Kollegen steckt immer der Rival.“

Dr. Adolf Kohut nun macht eine löbliche Ausnahme. Er hat neuerdings zwei Bände „Essays“ herausgegeben, unter den ebenso bezeichnenden als originellen Titeln: Essays und Skizzen: „Leuchtende Fackeln.“ (J. C. C. Bruns. Minden. 1887. Mark 2,40) und „Ragende Gipfel“. (Ebendaj. 1887 Mark 3.) Sie sind unter dem Zeichen freudiger Anerkennung, menschenfreundlicher Milde und oft mit wirklicher Begeisterung geschrieben. Sie zeichnen sich durch einen leicht flüssigen, allgemein verständlichen Stil aus, gerade wie sich der Verfasser selbst durch eine stupende Belesenheit und Gelehrsamkeit auszeichnet. Die „Ragenden Gipfel“ sind Geistesheroen aus dem letzten und diesem Jahrhundert. Es ist höchst interessant, Aussprüche Lessings über Schriftstellerhonorar, (S. 13) Herders, des Humanitätsapostels, über das größte Duldung und Humanität gebietende Christenthum, (in Stöckerschen Zeiten!) zu lesen! Kohut führt uns Schiller im Urtheile seiner Zeitgenossen und seine Adelserhebung vor, bei welchem Anlaß Cotta nach Weimar schrieb: „Es ist eine seltene Erscheinung, daß das Diplom durch den geadelt wird, dem es erteilt wurde!“ Der Verfasser führt uns dann Max von Schenkendorf, Leopold Schefer, Barnhagen von Ense, Bettina von Arnim, Arago, Humboldt, Justinus Kerner, und den Charakterkopf des rechtsgelehrten Schriftstellers Rudolf von Ihering vor; und wenn der Literaturgeschichtskundige die Worte Goethes bei Kohut wiederholen möchte: „Stoff und Bezüge sind uns bekannt“, so müßte er auch den zweiten Theil des Satzes hinzufügen: „aber wie er sie wieder aufnimmt, erscheint er uns neu und individuell.“ Der Laie wird aus den beiden, gut ausgestatteten Bänden eine Fülle von Anregung und Belehrung schöpfen. Wenn ich etwas zu tadeln hätte, so wären es manche der angeführten Beispiele, die für die pietätvolle Verehrung der Geistesheroen Kohuts Propaganda und Proselyten machen sollen, die aber unseren heutigen Geschmack nicht mehr so ganz befriedigen. So das Gedicht Leopold Schefers: „Wonne ist Wonne“ u. s. w. Das Gedicht des gleichen Autors: „Der Liebendste ist der Glücklicste“, scheint mir doch nur

eine Paraphrase des bessern, weil so viel kürzeren Goetheschen: „Glücklich allein ist die Seele, die liebt!“ Sehr bezeichnend nennt Kohut Bettina von Arnim, das Kind, „eine sich in ihren Phrasen betauschende Bacchantin.“ Oesterreichische Leier werden sich besonders an den Aufsätzen über Josephine Gallmeyer, Marie Geistinger, auch Jenny Bürde-Mey erfreuen; für Musikfreunde sei die „Dresdner Oper“ empfohlen, welcher Kohut kürzlich übrigens auch ein Prachtwerk gewidmet hat. Daß Dr. Adolf Kohut nicht nur großen Todten, wie etwa Friedrich dem Großen, sondern auch noch nicht fertig abgeschlossenen Lebenden Denkmale setzt, ohne sie gleich, wie die Frankfurter ihr Börne-Denkmal, mit Tinte zu besudeln, spricht für seine literarische Urbanität. Er meint nicht wie Saphir: „Ach, über wen soll man denn Witze machen, als über seine Freunde? Die Feinde nehmen es Einem gleich übel!“

Dr. Alfred Friedmann.

### Tippsachen.

**Ein altes Universalheilmittel.** Eine Broschüre aus dem Jahre 1713 hat folgenden Titel: „Ausführliche Nachricht von der sehr nützlichen Magenbürste, welche igo zu bekommen bey dem Bürstenbinder in des alten Hoff-Sattlers Hause auf der Breiten Straffe in Gölln an der Spree.“ Es mag wohl schon mancher gewünscht haben, seinen Magen einmal gründlich auspugen zu können, und jener spekulative Bürstenbinder hat diesem Wunsche schon zu Beginn des achtzehnten Jahrhunderts greifbare Gestalt verliehen. Diese in der Broschüre abgebildete Magenbürste ähnelt einem modernen Pseifenreiniger, ist jedoch entsprechend größer angelegt. Der Stiel besteht aus vierfach zusammengedrehtem Draht, der mit Zwirn, Seide oder Bändchen umwunden ist und nach Vorschrift 26 Zoll Länge hat. Die am unteren Ende befindliche Bürste ist 2 Zoll lang und 1½ Zoll breit, sie besteht aus Ziegenbarts-Haaren, wenn man sich jedoch 3 bis 4 Wochen an ihren Gebrauch gewöhnt hat, läßt man sich eine andere Bürste aus Pferdehaaren machen, „denn diese Haare sind etwas stärker und thun daher besseren Effekt.“ Die Anwendung dieser „fürtrefflichen“ Bürste ist sehr einfach: man drückt sie durch den Eschlund bis in den Magen hinab und puht denselben durch Hin- und Herziehen resp. Heraus- und Herunterstoßen der Bürste ordentlich aus, dann trinkt man kaltes Wasser oder Franzbranntwein, setzt die Bürste wieder ein und puht so lange, bis der Magen gänzlich rein ist. Die „Kur“ ist jeden Morgen zu wiederholen.

„Im Anfang“, sagt der Verfasser des Buches, „wird Dir es etwas incommode fallen, ehe Du die Bürste hinter kriegst, aber indem Du solche oben an dem Gaumen und zum Munde hineinsteckst, so ziehe zugleich Wind und Athem an Dich, und stecke sie in währenddem Anziehen gemächlich nach und nach hinunter, so wird sie ohne sondere Mühe leicht hinuntergehen, es ist um die ersten 8 oder 14 Tage zu thun, Du wirst es also in wenig Tagen gewohnt werden als das tägliche Essen und Trinken.“

Natürlich ist die tägliche Anwendung der Magenbürste das unfehlbare Mittel gegen alle Krankheiten, die man sich überhaupt denken kann. „Wer diese Kur gebraucht, bedarf keiner andern Medizin, denn sie ist gut vor alle kalte, bixige und giftige Fieber, macht Appetit zum Essen, ist gut vor Engbrüstigkeit, Blutstürzungen, vor Haupt-Wehe, so aus dem Magen entsteht, vor Brustbeschwerung und Husten, vor die Schwindtsucht, dem Schläge, vor Zahn- und Augenwehe, Bauch-Kuhr, Bräune der Zungen, vor die Bräune im Halse und Halsgeschwüre, vor dem Herz-Span und Magenbrücken, befördert die Dauung, stärket das Hertz, vertreibt die Hitze im Haupt, beunimmt die Trunkenheit, ist wider das Würgen des Magens und den Zwang im

Leibe u. s. w., machet allzufette und engbrüstige und aufgeschwämmte Leute mager, hingegen magere fett.“ Diese großartige Wirkung wird jedoch nur erreicht, wenn man die Bürste in Verbindung mit einem Elixir gebraucht, dessen Zusammensetzung der „Bürsten-Binder auf der Breiten Strasse“ offen mittheilt: „Aloes 2 Loth, Safran 1 Dntl., Rhabarbara  $\frac{1}{2}$  Loth, Perchenschwamm 1 Dntl., Zimwer  $\frac{1}{2}$  Dntl., Enzian  $\frac{1}{2}$  Dntl., Myrrhen 1 Dntl., Theriac. Opt.  $\frac{1}{2}$  Dntl.“ Der Iherial durfte zu damaliger Zeit natürlich in keinem wirksamen Medicament fehlen. Der Iherial, jenes unflüchtige Gemisch von Arzneimitteln, wurde ja in Gegenwart der Magistratspersonen unter Pauken und Trommetenschall bereitet, für so wichtig galt er als Arcanum gegen alle Krankheiten. Von diesem Elixir hat man nach der Magenwäsche 40 bis 60 Tropfen in Wein zu nehmen, dasselbe „präservirt 24 Stunden vor allem Gift und Pestilenz.“

Das interessante Büchlein von der „Magen-Bürste“ befindet sich im Besitze des märkischen Provinzialmuseums.

**Ueber Steinkohlenformation.** Die Steinkohle besteht ohne Zweifel aus vegetabilischen Stoffen, wie aus ihrer chemischen Zusammensetzung, ihrer mikroskopischen Struktur und vor allem durch die in ihr so oft noch deutlich erkennbaren Pflanzenreste hinlänglich bewiesen wird. Weniger sicher ist man indessen hinsichtlich des Processes, durch welchen die Kohlenbildung vor sich gegangen ist. Nach der Meinung der meisten Geologen bestehen unsere Kohlenflöze aus Pflanzen, welche auf den unmittelbar unter denselben befindlich gewesenen Erdschichten ihren Standpunkt hatten. Diese Annahme findet Bestätigung durch den Umstand, daß Baumstämme, welche in den Kohlen erkennbar waren, mit ihren Wurzeln bis tief in dem unter dem Kohlenflöz gelagerten sogenannten „Liegenden“ verfolgt werden konnten. Da alle diese Unterlagerungen der Steinkohle aus Schichten bestehen, so muß ihre Bildung unter Wasser vor sich gegangen sein und man vermuthet, daß sie einst die Sohle von Marschen, Flußmündungen oder Lagunen gewesen sind, auf welchen sich unter günstigen klimatischen Bedingungen eine Vegetation entwickelt hat, die wilder und üppiger gewesen, als sie je eine frühere oder spätere geologische Periode hervorzubringen vermochte. Bei dem gleichzeitigen, beständigen Entstehen und Vergehen mächtiger Wäldungen auf derselben Stätte und vielleicht auch durch auf Strömen aus anderen Gegenden herbeigeführte und angeschwemmte Pflanzen und Pflanzentheile, mußte sich allmählich eine enorme Masse vegetabilischer Stoffe an einzelnen Stellen anhäufen. Die Umwandlung dieser Stoffe in Kohle ging wahrscheinlich während eines langsamen Sinkens der Bodensfläche vor sich, auf welcher diese vorweltlichen Riesenpflanzen wuchsen; durch die Wärme und unter dem Druck der sich auf ihnen anammelnden neuen Schichten, sowie durch nicht genau nachweisbare chemische Veränderungen unterlagen diese Massen einer Zersetzung und allmählichen Verfeinerung, d. h. ihre Umwandlung in Steinkohle ging während einer außerordentlich langen Zeitperiode vor sich. Unzählbare Generationen von Pflanzen mußten leben und sterben, ehe der dicke, fruchtbare Pflanzenschlamm sich auch nur in einen Quadratsfuß Steinkohle umbilden konnte. So erzählt uns unser Brennmaterial, welches man mit Recht versteinertes Sonnenlicht nennt, wunderbare und seltsame Dinge aus einer fernen, nicht mit Zahlen nachzurechnenden Urzeit.

**Der Opal als Verfünder der Zukunft.** Henry Ward Beecher (geboren 24. Juni 1813 zu Litchfield in Connecticut), einer der berühmtesten amerikanischen Kanzelredner der Neuzeit, war in einem großen Skandalprozeß wegen angeblichen Ehebruchs mit der Frau seines ehemaligen Freundes Tilton verwickelt. Dieser Prozeß dauerte vom 4. Januar bis 2. Juli 1875 vor dem Vrooklyn Gerichte, wobei sich die Geschworenen nicht einigen konnten, da neun für Freisprechung und drei für Verurtheilung waren. — Beecher hatte seiner Frau an einem Sabrestage, ihrer Vermählung, einen Opalschmuck verehrt, den sie jedoch nur wenig trug. Kurze Zeit vor Beginn des erwähnten Skandals wollte sie den Opalschmuck anlegen und bemerkte, daß die Steine trübe, wie mit Dampf beschlagen, ausluden. Alles Putzen war vergeblich und von schlimmen Ahnungen erfüllt, schloß sie den Schmuck wieder in seinen Behälter. Als der Skandal seinen Höhepunkt erreicht hatte, hatte der Opal jeden Glanz verloren und gewann

diesen immer mehr wieder, je mehr die über Beechers Hause schwebende Trübsalswolke sich klärte, aber Frau Beecher bat den Schmutz niemals wieder angelegt. Sie war unerschütterlich in dem Vertrauen in die Tugend und Ehrenhaftigkeit des von ihr ohne Schwanken geliebten Mannes gewesen.

### Salon-Büchertisch.

**Fichtennadeln vom Libanon.** Lose Reiseblätter von Theodor Sourbed. Basel, Kommissionsverlag von Benno Schwabe. 1888. An einem glutzitternden Septembertage geht der Verfasser dieser losen Reiseblätter voll übermüthiger Reise-  
saune in Alexandrien zu Schiff, um an Port Said, Jaffa, dem alten Joppe, vorbei nach Beirut zu dampfen, von wo er zu Pferde weiter durch Syrien reist. Er wohnt im prachtwoll gelegenen Hotel am Abhang des Libanon und reist weiter über den Antilibanon, vorbei an der uralten Völkerstraße mit den Felsinschriften des Ramses des Großen, des assyrischen Königs Sanherib, des römischen Kaisers Mark Aurel, des ägyptischen Generals Ibrahim Pascha und — Napoleons III., nach Damaskus, von welcher Stadt, „das Halsband der Schönheit“ genannt, der Verfasser einen Absteher nach den Ruinen von Baalbeck macht, um dann nach Kamlab zurückzulehren. Die ganze Reisebeschreibung ist in scherzhaftem Tone gehalten, die Schilderungen von Land und Leuten, allerlei Reiseabenteuern, besonders der Städte Beirut und Damaskus, sowie der Ruinen von Baalbeck sind äußerst lebhaft, frisch und farbenreich, und die landschaftlichen Beschreibungen erheben sich zuweilen zu poetischem Schwung. Manche der zahlreich eingestreuten humoristischen Ergüsse würde der zartfühlende Leser dem Verfasser wohl schenken. Sie sind nicht immer fein, und wo es sich um biblische Reminiscenzen handelt, die sich zahlreich auf dem Wege des Wanderers finden, so übergießt er diese insbesondere mit der nicht einmal immer witzigen Lauge seines Spottes. Wer inbessen sich eines näheren über die Verhältnisse dieses Theiles von Syrien belehren lassen will, wird die „Fichtennadeln vom Libanon“ gewiß nicht ohne Interesse und Nutzen lesen.

**Amsetruse.** Neue Strophen von Karl Henckell. Zürich 1888. — Karl Henckell zählt ohne Zweifel zu den begabtesten Vertretern der jüngeren Poetengeneration. Leider ist er noch immer nicht zur tieferen Erkenntniß und Läuterung der in ihm schlummernden edlen Geisteskräfte gelangt, oft genug geht seine ursprüngliche Begabung in vollständig poesiefeindlicher wüster Tendenzmacherei unter. Das häusliche Zweifelselement ist beim reinen Lyriker mit Recht verpönt, da es dessen Aufgabe ist, ohne Schminke die Tiefen seiner Individualität preis zu geben. Wo Henckell dies in entzückend naiven und reinen Liebesliederchen thut, umweht der Hauch echter und lauterer Poesie die Seele des Lesers, sobald unser Dichter aber für die „Rechte“ des vierten Standes eintritt, geschieht dies in so einseitig-abstoßender manierirter Weise, daß er unbeschadet des edel zutage tretenden Patriotismus die Sympathien der Leser verscherzt. —a-t.

**Die Falzgräfin.** Ein Berliner Roman von Paul von Szczepanski, Leipzig, Verlag von Karl Reißner.

Mit Interesse sehen wir den jungen Autor, dessen Novellen und vortreffliche Skizzen aus dem Weltstadtleben seit ein paar Jahren schon die Aufmerksamkeit der Literaturfreunde erregen, zum ersten Mal das Gebiet der Romantbätigkeit betreten. Seine Begabung hält auch hier in der erfreulichsten Weise stand. Mit der Gewandtheit und ruhigen Sicherheit eines talentvollen Beobachters und liebenswürdigen Erzählers schlingt er die Fäden der verschiedenartigsten, durch die Mannigfaltigkeit des Großstadtlebens verknüpften Lebensschicksale ineinander, spinnst sie in fesselndster Weise fort und hebt aus dem bunten Gewebe den Faden der um die Titelhelbin gruppirten Haupthandlung immer kräftig wirksam hervor. Die fesselnd herausgearbeitete, naturwahre Gestalt der reizenden Polin, die von der ärmlichen Existenz einer Zeitungsalzerin durch das Stabium der Operettenfängerin, von Glück und Zufall begünstigt bis zum Rang einer wirklichen Gräfin emporgehoben wird, schenkt man trotz aller Rücksichts-

losigkeit, mit der sie über das Wohl und Wehe ihres sympathischen, gutmüthigen Liebhabers hinweg zum Ziele schreitet, bis zuletzt gespanntes Interesse. Ihren bunten Schicksalen gegenüber verliert das holde, schlichte Liebesidyll, das der Erzähler (das ganze Werk hat die Form eines Ich-Romans) sich selbst erleben läßt, keinen Augenblick an Interesse. — Kurz, das neu betretene Gebiet kann als ein erobertes gelten. Wir wünschen dem fleißigen, strebsamen Verfasser der Falzgräfin zu der weiteren Besitznahme desselben recht herzlich Glück!

## Bildertisch.

### Sonnenuntergang.

Er war ein kühner Geistesstreiter;  
Nun hält das Alter ihn im Haus, —  
Und draußen rollt das Leben weiter  
Mit raschem, stutendem Gebraus.

Tief sinnend sitzt er Stund' um Stunde,  
Da endlich tritt im Abendschein  
Mit klugem Wort und treuer Kunde  
Der Freund, der ernst, bei ihm ein.

Nun wird's lebendig um den Alten,  
Nun lauscht er hungrig dem Bericht,  
Und unter seiner Stirne Falten  
Sprüh'n seine Blide Gut und Licht.

Lebendig sieht er nun von weitem  
Des Lebens stürmisches Gebraus. — —  
So wirft der Bogenschlag der Zeiten  
Doch eine Welle ihm ins Haus! —

—x.

„Eine Novität“ und „Ein Prieschen“. Von dem beliebten Maler H. Kotschenreiter, der es so prächtig versteht, den süddeutschen Volkscharakter zur Anschauung zu bringen, führen wir unseren Lesern heute ein paar köstliche Pendants, Abbildungen bayerischer Dorfmusikanten, vor. „Eine Novität“ zeigt uns das lustige Trompeterlein, das musikalische Genie der Dorfkapelle, beim Studium eines Glanzstückes, gewiß eines flotten Walzers aus der neuesten Operette, die vor kurzem in der Hauptstadt jlandete. Beim Ablefen der Noten sieht der Ruslant schon im Geiste die Burtschen und Mädchen fliegen und jauchzen. Mancher blaune Baven fällt bei solch' einem Zugstück dann auch für ihn ab. Kein Wunder, daß sein gemüthliches Gesicht schon im voraus leuchtet! Mit ebenso drolligem Schmunzeln blickt der Flötenjörg, der Held des anderen Bildes, vor sich nieder. Sein stiller Enthusiasmus gilt jedoch nicht den Rhythmen von Strauß und Willöcker, sondern einzig und allein seiner alten Liebsten, der braunen Dose voll Schnupftabak kräftigster Sorte. Nimmt man an, daß in der nächsten Minute ein zweiter Liebesblick das frischgefüllte Maßkrügel treffen wird, das neben dem Baven auf der Bank steht, so kann man wohl mit Recht vermuthen, der Flötenjörgel gehöre zu der Klasse der Spielleute, denen, von dem ganzen Musiktramp, die Taufen halt doch das Liebste sind.

—x.

### Mutter und Kind.

Ob wohl auf dem Erdenrund  
Zwei noch so glücklich sind,  
Als hier in der Feierstund'  
Mutter und Kind? — —

Wie ihr so traut vereint  
Ländelt und lacht dabei!  
Glückselige Kinder scheint  
Ihr alle zwei! —

Das Püppchen im Festgewand  
Branget gar stolz und steif  
Im knisternden Seidenband  
Und goldnem Reif.

Vöglein thut's schmetternd kund,  
Wie sie so glücklich sind  
In frieblicher Feierstund:  
Mutter und Kind!

—x.





## Neueste Moden.

Nr. 1. Anzug für Mädchen aus dunkelrosa Voile.

Der in kleine Falten geordnete Rock dieses Kleides hat einen Kallengürtel



Nr. 1. Anzug für Mädchen  
aus dunkelrosa Voile.

Nr. 2. Anzug für Mädchen  
aus pefsee und mattblauem  
Sammet.

Nr. 3. Anzug für Mädchen.

aus dunkelrosa Seide, dessen Enden vorn auf denselben herabfallen und eben in der Taille eine Schleife bilden. Die faltigen Vorderteile der Taille werden von einer Faltenkrause und Bindungen aus dunkelrosa Seide bedeckt. Die Ärmel haben einen gleichen Aufschlag. Toque aus altrosa Surab, welcher in Büsche genommen und vorn mit einer weißen Feder und rosa Flügeln gehalten wird. Der Rand des Hutes ist mit gleichfarbigem Sammet bedeckt.

**Ar. 2. Anzug für Mädchen aus pensée und mattblauem Sammet.**

Das russische Kleidchen aus pensée Sammet ist am Hals in Falten genommen. Ein Gürtel aus mattblauem Surab umgiebt die Taille und bildet an der Seite eine Schleife mit herabhängenden Enden, welche mit Quasten zusammengefaßt sind.



Ar. 4. Capote Gall.

Von der Schulter, sowie vom glatten Stehtragen herab bis zum Saum des Rockes ist ein breiter, mattblauer Surabstreifen schräg aufgesetzt. An der innern Seite desselben befinden sich kleine Plissecalten. Die Ärmel haben einen gleichen Aufschlag. Der runde Hut hat einen niedrigen Kopf, an dessen obern Rand farbige Bauschleifen und eine mattblaue Feder befestigt sind. Der Schirm des Hutes ist vorn hoch aufgeschlagen und innen mit mattblauer Seide gefüttert. Blaue Strümpfe.

**Ar. 3. Anzug für Mädchen.**

Der erste Rock dieses Kleides aus larvirtem Wollstoff mit indisch-rothem Grund ist durchgehends in tiefe Doppelfalten gelegt und in schräger Stofflage angefertigt. Die Polouaise aus indisch-rother glatter Boile bedeckt als Schürze das Vorderteil des ersten Rockes und ist an der Taille über den Hüften faltig emporgenommen. Die Rücktheile sind ähnlich befestigt. Die vorn offenen Vorderteile

der Faltentaille füllt ein faltiges Satzeil aus larrirtem Stoff und bildet am obern Rand einen Kopf. Die den Anschnitt vervollständigende Onimpe aus rother Surab ist am Hals faltig eingereibt und bildet eine hochstehende Kranze. Die Aermel haben am Handgelenk einen larrirten Aufschlag. Die Taille umschließt ein breiter Gürtel mit Stahlschnalle. Der runde Hut hat eine vorn hochaufgebogene, mit Surab gefütterte Krempe und ein oben hoch am Kopf angebrachtes rothes Schlupfenbüschel.

**Nr. 4. Capote „Gail“.**

Der herbgrüne Hut mit sehr flachem Kopf ist vornauf nur mit einigen, schmal nach vorn sich neigenden Bandschlupfen garnirt, von denen die sich an den Seiten flach anlegenden Bindebänder ausgehen. Der vorn weit offene Schirm des Hutes



**Nr. 5. Capote aus saphirblauem Plüsch.**

ist mit grünen Füllpuffen gefüllt. Zwei grünabschattirte Federn sind an diesen Puffen, auf das Haar herabfallend, befestigt.

**Nr. 5. Capote aus saphirblauem Plüsch.**

Das glatte, mit Plüsch belegte Kopftheil des Hutes hat am vordern Rand hochstehende, sich nach vorn neigende, nussfarbene Fäillebüsche, welche an den Seiten in flachen Falten befestigt sind und sich unter den am untern Rand des Hutes befindlichen nussfarbenen Bindebändern verlieren. An der Seite dieser Fäillebüsche ist ein schöner Phantasievogel befestigt.

**Nr. 6. Anzug aus schwarzem Tusch und Akrakan.**

Der Faltenrod dieses Anzugs hat glatte Vordertheile, die an der Seite gespalten sind und unter welchem sich Plüschfalten befinden. Das eine dieser Theile



Fig. 6. Krug aus schwarzem Tuch und Strick

Fig. 7. Mantel aus gemustertem Stoff und Sammet.



ist etwas höher unter der Taille befestigt und an der Seite herauf mit einem, unten breiten, spitz nach oben verlaufenden Astrakanausschlag befestigt. Den untern Rand der glatten, vordern Rocktheile zieren Passementrosetten. Die Rücktheile des Rockes fallen flach herab. Die glatte Taille ist schräg übereinandergebend geschlossen und ebenfalls mit vier Passementrosetten vorn herab befestigt. Der unten breite, oben spitz-zugehende Astrakanbesatz der glatten Aermel ist gleichfalls mit einer Rosette versehen. An der Taille befindet sich ein Astrakantheil, welches an der Hüfte mit dem von



Nr. 8. Kleiner Beutel zu Stickereien etc.

unten kommenden gleichen Theil befestigt ist und das sich nach vorn breit auf den Taillenrand auslegt und unter dem übergeknapften Vordertheil endigt. Siebtragen von Astrakan. Der kleine Muff von Tuch hat Pelzränder und obenauf eine Schleife. Capote von Sammet mit Goldsefern verziert. Sella Handschube. Zu diesem Anzug



Nr. 9. Jace aus englischem Stoff. (Vorder- und Rückansicht.)

ist an Stoff verwendet: 1 Mtr. Tuch zum Falten. 1 Mtr. 30 Centm. zur Draperie rechts. 2 Mtr. 60 Centm. zum Puff und zur linken Seite. 1 Mtr. 50 Centm. zur Taille. Im Ganzen 6 Mtr. 40 Centm.

Nr. 7. Mantel aus gemustertem Wollstoff und Sammet.

Die Vorderttheile der Taille sind anliegend und haben in der Mitte Falten, welche sich auf den Rocktheilen fortsetzen. Diese Falten werden oben mit zwei breiten,

spitzauslaufenden Sammetaufschlägen begrenzt. Am Schluß der glatten Rückentheile beginnen Sammettheile, welche nach unten sich verbreitern und abschrägen und die nach der Hüfte zu angebrachten Rockfalten am hintern Rand herab festhalten. Die langherabreichenden Ärmeltheile laufen an der vordern Seite der Hüftfalten herab und endigen am Rocksaume in einer Spitze. Die unteren Ränder des Mantels, welche außerhalb der Falten sich befinden, haben einen breiten Rand aus Sammet. Der vordere Rand des Ärmels bildet einen in der Breite dem untern gleichen Besatz und verbreitert sich von da bis nach der Hüfte. Von der Schulter ausgehend befindet sich auf dem Ärmeltheil aus Wolleustoff ein oben breit angelegtes Sam-



Ar. 10. Runder Hut.

mettheil, welches die ganze Länge desselben herabreicht und in einer Spitze, da wo der vordere Sammetbesatz des Ärmeltheiles endigt, ebenfalls befestigt ist. Kleiner Sammetmuff mit Pelzrändern Capote von Sammet mit cremefarbigem Tüllkrüschchen und Feder. Helle Handschuhe.

Ar. 8. Kleiner Beutel zu Stickereien u.

Ein viereckiges Stück rosa Atlas ist mit einem bestickten Spitzentheile von außen belegt. Die beiden gegenseitigen Ränder desselben werden einige Centimeter zurück in Falten zusammengezogen und der obere Rand des kleinen Beutels mit einer bestickten Spitzensalbel umgeben. An den zusammengenommenen Enden befinden sich rosa Bandschleifen, unter welchen die Enden des Beutels hervorstechen.

**Nr. 9. Jacke aus englischem Stoff. (Vorder- und Rückansicht.)**

Die vorn offenen Vordertheile sind auf ein glattanliegendes Laytheil aus gleichem Stoff vermittels kleiner Knöpfe befestigt. Dieses Laytheil hat oben und am untern, eine Spitze bildenden Rand aufgenähte Borden. Auch der Stehkragen und die runden, gespaltenen Ränder der Jacke sind damit benäht.

**Nr. 10. Runder Hut.**

Der sehr niedrige Kopf und Rand dieses Hutes ist mit schwarzem Sammet belegt. Nach der Mitte zu, am äußersten Rande des Kopftheiles, befindet sich eine große, hochstehende Nizette aus schwarzen Atlasbandschlupfen. Den Rand des Hutes deckt vollständig eine große schwarze Feder, welche am Hinterkopf mit einer schwarzen

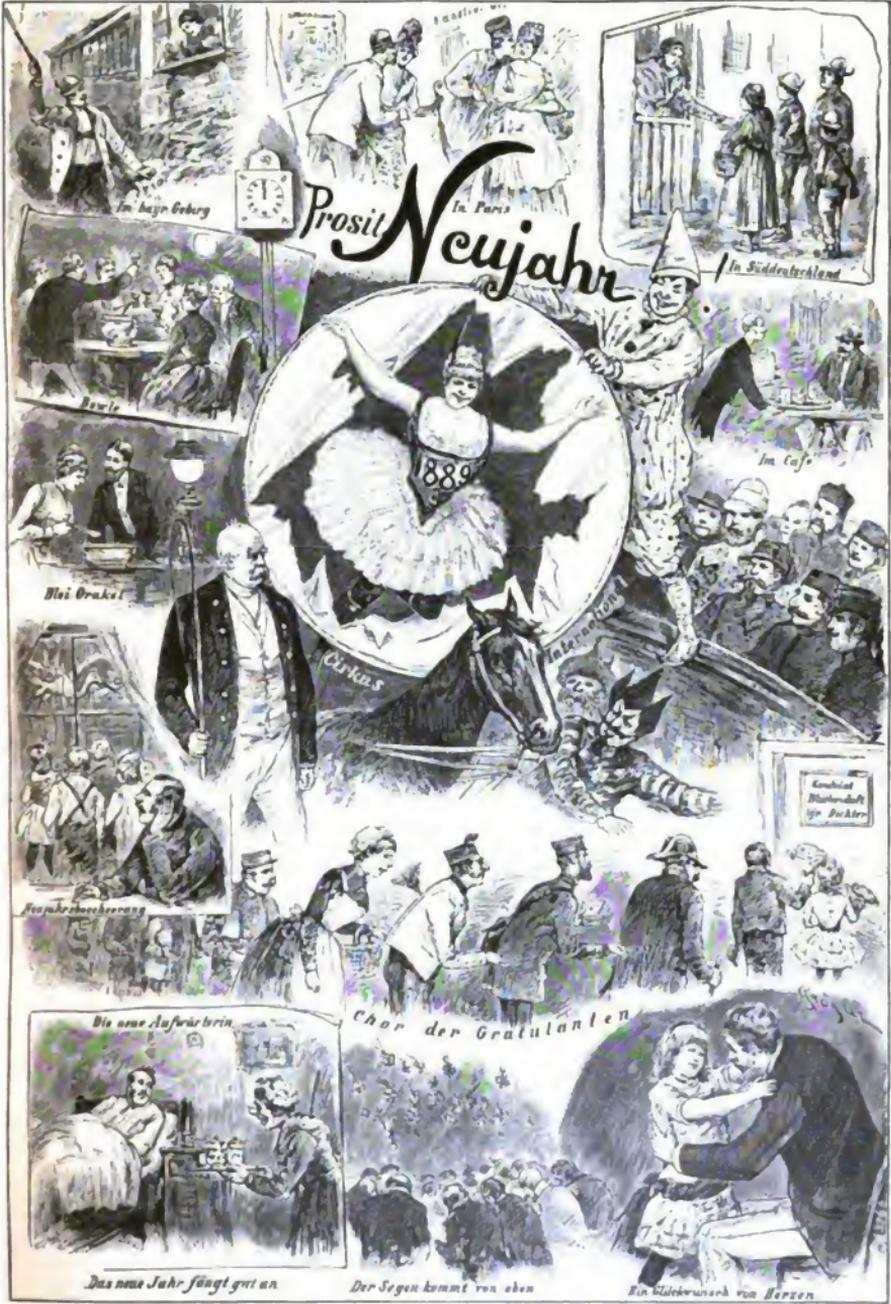


Nr. 11. Haarfrisur.

Atlasbandschleife befestigt ist. Der innere Rand des Hutes ist mit Sammet belegt und das Kopftheil mit weißem Florence gefüllt.

**Nr. 11. Haarfrisur.**

Diese kleidsame Frisur wird auf der Höhe des Kopfes nach vorn aufgesteckt. Auf einem kleinen zusammengerollten Haarnoten befestigt man, mit Ausnahme eines, am Nacken zurückgelassenen Strähns, die nach oben vereinigten Haare. Die Stirnlöcher werden in Ermangelung starken Haarwuchses durch untergeschobene Löcher ersetzt. Hat man von dem nach oben genommenen Haar, welches ebenfalls bei nicht genügender Fülle mit einigen Strähnen vervollständigt werden kann, Schlupfen und Knoten gesteckt, so nimmt man dann den Nackensträhn auf und befestigt diesen derartig hinter den nach vorn hochstehenden Schlupfen, daß diese dadurch eine Stütze erhalten. Auch die im Nacken herabfallenden Pöckchen können bei Ermangelung künstlich ersetzt und unter dem Strähn befestigt werden.



**Neujahrs - Bilder.**

Nach einer Originalzeichnung von Wilhelm Grögler.

Ms. S.



## Photographien aus dem Offiziersleben.

Von A. von Gersdorf.

### I.

#### Kamerad „Silka“.



erwünschter Zustand! — Da sitze ich nun allein in dieser miserablen Wohnung und denke nach!! Kann es etwas wahnsinnigeres geben?! Wenn's nur ein Anderer gewesen wäre, ein Besserer als ich! Weiß Gott, jetzt fühle ich erst, was mir das Weib gewesen!

Diesen kahlköpfigen Salatbühler zu nehmen, ein Mensch, der nicht einmal reiten kann! — sitzt wie eine Klammer auf dem Gaul! Aber geschieht Dir schon recht, mein guter Ludwig, Du hattest ja noch unendlich viel Zeit! Was soll ich nur anfangen? Ich kann mich doch nicht allein hinsetzen und diesen verewünschten Abend mit Sekt begießen! Wenn ich nur jemand da hätte, dem gegenüber ich mich austoben könnte! Will 'mal zu Silka geh'n!"

Und der Premierlieutenant Graf Rößern drückt die Nüße auf die umbüsterete Stirn und verläßt die miserable Wohnung, die ihm der erste Decorateur der Stadt — „*hauts nouveauté*“ natürlich — eingerichtet hatte. Nur in solchen Stunden bedeuten gestickte Vorhänge und magnifique Rassepferdebilder nicht allzuviel!

„Silka! Staunsdorff!“ — Der verzweifelte Graf stand in der engen Straße und rief gedämpft zu den dunklen Fenstern hinauf.

„Scheint nicht zu Hause zu sein! Es wird doch ein wenig zu viel des Bummelns! Ist ein guter Junge, der beste Kamerad, den es giebt, aber, wenn er so fort macht, bekommt er auf Ehre nächstens S. S. S. in der Conduite; verdient wahrhaftig seinen Spitznamen reichlich!“

Ein Fenster öffnet sich droben und das Haupt Friedrichs, des Getreuen erscheint.

„Herr Lieutenant schlafen, Herr Graf!“

„Schläft!? Unsinn! Mach die Thür auf.“ Es geschieht; der Graf klimmt stolpernd die dunkle Stiege hinauf und tritt rasselnd

in das Schlafzimmer des Lieutenants von Staunsdorff, unter den Kameraden „Gilka“ genannt, aus naheliegenden Gründen.

„Schon im Stui, alter Freund? 's ist kaum zehn Uhr!“

„Mir war schauderhaft schlecht, Bestler!“

„Wie glaubst Du wohl, daß mir ist?“ fragte der Graf. „Erna hat sich verlobt!“

„Nun gut, da bist Du ja die Geschichte los! Du hattest Dich ja kräftig zurückgezogen! Weißt Du, wenn man dem Bedienten zehn Mark giebt, damit er sagt, er habe die Einladung an Dich vergessen, und die Geschichte kommt 'raus, dann kannst Du Dich nicht wundern!“

„Wundern, uein! Ich bin außer mir. Jetzt fühle ich erst, wie ich sie liebe!“

„Guter Ludwig, mein Kopf ist wie in einer Schraube, Du könntest vielleicht morgen — —!“

„Gilka, ich kann nicht allein bleiben, ich muß austoben. Thue mir den Gefallen und gehe mit!“

„Nun, weine nicht, Graf! Ich steige in die Montur und geh' mit Dir, wenn's Dir Erleichterung bringt, mich wird's nicht todt machen.“

Wenige Minuten später waren die Freunde auf der Straße und der gutmüthige Gilka konnte vor Kopfschmerzen kaum den Weg sehen, aber er hatte in seinem ganzen Leben noch keinem Menschen eine Bitte abgeschlagen!

Einige Tage später begann das Manöver. Eine kühle, regnerische Winaf-Nacht fand unseren Freund Staunsdorff-Gilka auf behaglichem Strohlager in seinem Zelt, das er mit zwei anderen Offizieren theilte. Plötzlich fühlte er sich etwas unsanft an der Schulter gefaßt.

„Was giebt's? Ist Alarm?“

„Alarm ist nicht!“ sagte der junge Lieutenant Solm, der vor ihm stand, „aber Sie knirschen so entsetzlich mit den Zähnen, liebster Staunsdorff, mir läuft ein kalter Schauer nach dem andern über!“

„Bedauere aufrichtig, aber vielleicht könnten Sie einschlafen, wenn ich eine Weile wache!“

„Kein Gedanke, ich bin schon vollständig nervös!“

„Nun, so gehn Sie hinüber in Meerheims Zelt, 's ist ja nicht besonders weit!“ war der freundliche Rath.

„Meerheim, dem ich schon am Tage so weit als möglich aus dem Wege gehe!? Sehen Sie, ich bin gestern den ganzen Tag über hin- und hergejagt — ein Ordonnanz-Offizier vom alten Artmann hat wahrhaftig kein leichtes Leben!“

„Lieber Solm, Sie scheinen zu wünschen, daß ich mein eigenes Zelt verlasse und bei Meerheim eine Unterkunft erbitte!“

Damit stand der gute „Gilka“ langsam auf, nahm sein Stroh unter den Arm und verließ kopfschüttelnd das Zelt.

In Meerheims Zelt hatte er nun die Rechnung ohne den Wirth gemacht, nicht weil dieser Schwierigkeiten erhoben hätte, er wäre aus

seinem todtenähnlichen Schlaf schwerlich so rasch zum Erfassen der Sachlage zu bringen gewesen, aber weil die besten Plätze belegt waren und der arme Staunsdorff am Zelt-Eingang vorlieb nehmen mußte, wo er je und je einen Schuß Regen oder einen Windstoß ins Gesicht bekam; so war er bald vollständig munter.

Gelassen stand er auf, knöpfte seinen Ueberrock zu, warf den Mantel über und trat hinaus, irgend ein Wachtfeuer und einen Schluck Grog zu suchen.

Das fand er denn auch schließlich in einer zu diesem Zweck ausgegrabenen Vertiefung, die gegen die Windseite mit einer ganz praktischen Strohwand gedeckt war.

„Aha, da kommt „Gilka“! rückt zusammen. Der süße Bunschduft hat ihn aus süßem Schlafesarm gezogen.“

Ja, ja, der gute Kamerad „Gilka“, da saß er, ganz und völlig befriedigt, im fröhlichen Kreise, mit dem dampfenden Glase vor sich, das hübsche, gemüthliche Gesicht mit den großen, etwas vorstehenden blauen Augen und dem kurzen, blonden Schnurrbart, dem Feuer zugekehrt und machte weiter keine höheren Ansprüche an das Schicksal.

Wer hatte ihn nicht gern? Wer hatte ihm nicht schon kleinere oder größere Gefälligkeiten zu danken? Ueberall war er willkommen, und wo es noch so eng war, für den alten „Gilka“ und sein Glas wurde Platz gemacht. Man war so sicher seines gutmüthigen Rickens oder seiner stehenden Antwort: „Wenn's Dir Erleichterung bringt, Kamerad, — natürlich!“ sobald man ihm mit einer Bitte nahte.

Hatten Freunde in angeregtem Zustande Streit bekommen, Gilka steckte sein gemüthliches Gesicht dazwischen: „Na, Kinder, laßt die Geschichte geh'n, da füllt mir 'mal mein Glas!“ und legte mehr als einmal die Geschichte bei.

Wollte ein Kamerad Jagd-Urlaub, oder hatte er andere dringende Angelegenheiten auswärts zu ungelegener Zeit, wie oft hieß es da: „Gilka, oller Junge, Du bleibst da, Du vertrittst mich, wenn's Dir nicht unbequem ist!“ Es schien ihm selten unbequem zu sein, und er machte freundlich und oft genug den Lückenbüßer.

Hatte ein Advantageur Dummheiten gemacht, die ihm die Epauletten kosten konnten, er half ihm aus der Klemme! Nur mit schriftlichen Arbeiten durften Sie ihm nicht kommen, davor hatte er eine unglaubliche Scheu!

Das Manöver ist vorüber. Ein großes Liebesmahl ist gewesen. Mit einem glänzenden Eindruck werden die auswärtigen Kameraden der Division das Regiment verlassen.

Das Diner ist so tadellos, Dank dem Tisch-Direktor Grafen Rößern, der Ernas Verlobung überwunden zu haben scheint, denn in der Heuchelei war er niemals Meister, und er ist unglaublich vergnügt. Die magnifiquen Räume des Kasino enthalten einen kleinen, bescheidenen Spielsaal, in dem zuweilen natürlich kleines Spiel gespielt wird, wie es höheren Ortes gestattet ist, aber sehr nicht um nach den bedeutenden Summen, die da zuweilen hin und her

gleiten. Es dringt nichts davon hinaus in die „Gesellschaft“, man ist unter Kameraden, also „en famille“, und das sind schöne, edle Einrichtungen. Der Corpsgeist der Regimenter, Achtung vor ihm!

Im Kaffeezimmer auf einem bequemen Plüschsofa, eine Tasse Mokka und ein Likörgläschen vor sich, sitzt Lieutenant von Staunsdorff bei der friedlichen Beschäftigung, das müde Aussehen seiner alten Mütze durch geschickt eingelegte Schwefelhölzer zu heben; da wird die Thüre aufgerissen und ein Offizier, es ist der Freiherr von Meerheim, stürzt ziemlich verstört, wie es scheint, durch das Gemach; Gilka erblickt, auf ihn zuweilen, seine Hände fassen und ihm jammervoll in die runden, blauen Augen sehen, ist eins!

„Nun, Kamerad, was soll's?“

„Alter Freund, warst immer an der rechten Stelle, wo's noth that, kennen alle Deine gentlemanlike Gesinnungen, mußt mir helfen!“

„Natürlich, wenn's Dir Erleichterung bringt, Kamerad!“ ist die etwas betroffene Antwort.

„Es würde mich von einer Zentnerlast befreien.“

„Sprich nur ehrlich, Du weißt ja!“

„Gewiß Freund, Du mußt mir Deinen Namen zu einem Wechsel geben, habe drinnen unglaubliche Summen verloren, muß morgen früh zahlen, muß — verstehst Du?“

„Natürlich, aber Wechsel schreiben ohne einen Heller in der Tasche, kommt meines Glaubens nicht vor Einbruch!“

„Ich versichere Dir, reine Formsache! Du giltst als wohlsituirt, bist es ja auch wahrscheinlich! Ich zahle am ersten die Summe, hörst nichts wieder von der Geschichte, auf Ehre!“

Und Herr von Meerheim wischte sich den Schweiß von der Stirne.

„Habe nicht einen Heller in der Tasche, mein Vester!“

„Was thut das, Du sollst ja auch nicht zahlen!“

„Machst mich am Ende unglücklich, Meerheim?“

„Nun, so laß es, muß dann eben zu andern, habe Dir meinen höchsten Schwur gethan, mehr kann ich nicht!“

„Beruhige Dich, Kamerad, ich will ja, natürlich!“

„Dank, vielen Dank, zähle auf mich im Leben und Sterben!“

Bald darnach sitzt Gilka wieder in der Sophaede; er betrachtet zufrieden die reparirte Mütze, hat ein dampfendes Gläschen Punsch vor sich und fast die ganze Affäre vergessen!

Und vier Wochen später: Wo bist Du, Kamerad Gilka und Dein Glas? Wo bist Du, guter, gemüthlicher, gefälliger Kamerad?

Da liegt er ausgestreckt auf kühlem Waldesgrund, das hübsche, gemüthvolle Gesicht still und ernst dem Himmel zugewendet.

Ein Freund hat ihn erschossen!

Warum? Wieso?

Wie war's möglich? Gerade ihn?

Das sind Fragen, die das Ehrengericht angehen! Es ist streng

und gerecht und urtheilt niemals oberflächlich. Sein Gegner hat dreimonatliche Festungshaft angetreten und wird mit einem Monat begnadigt werden.

Sie mußten sich schießen.

Ein Wort fiel, vielleicht ein rasches, unüberlegtes Wort und fand Ohren, die es hörten. Man drückte ihnen die Waffe in die Hand, Männern, Soldaten, nicht zum Spiel!

Verletzte Ehre forderte Blut.

Es war immer so und wird immer so bleiben! Wer das Wort dagegen erhebt, der überlege wohl — —!

Du wirst nun niemand mehr gefällig sein, keinen Kameraden mehr vertreten, keinem jungen Avantageur mehr aus der Patzche helfen, keinen Wechsel mehr unterschreiben mit leeren Taschen. Die Stühle rücken zusammen, Du und Dein Glas, ihr habt keinen Platz mehr am großen Liebesmahl!

Aber der große Gott, der oberste Kriegsherr, wird Dich gnädig willkommen heißen an seinem Tisch, guter, gemütlicher, gefälliger „Kamerad Gilka“! . . . .

## II.

### Harry, der Löwe.

„Lieber Hauptmann Erlach!“

„Gnädiges Fräulein befehlen?“

„Sie sind ja mit dem Lieutenant v. K. befreundet, kommt er eigentlich heut' Abend?“

„Weiß der liebe Himmel, wo er sein Gebiet durchstreift!“ ist die Antwort des jungen Infanterie-Hauptmanns.

„O, es ist schon recht spät und ich bin zur ersten Française mit Herr v. K. engagirt, wenn er aber nicht kommt, so — —!“

„So ist er des Glückes nicht werth, daß Sie auf ihn warten, meine Gnädigste“, jagte der Hauptmann, nicht ohne einen Anflug leisen Spottes. „Es ist neun Uhr, aber der „Löwe“ pflegt sich erwarten zu lassen, nicht weil er eitel wäre, — sondern weil er faul ist“, wollte der Hauptmann sagen, verbesserte sich aber und schloß: „weil er sehr in Anspruch genommen ist.“

„Warum nennen Sie den Lieutenant v. K. der „Löwe“ und so offenbar spöttisch, Herr Hauptmann? Mir ist er immer nur als ein lebenswürdiger und geistvoller Offizier erschienen!“

Der Hauptmann setzte langsam sein Glas auf: „Tant pis pour toi, mein Käse“, denkt er dabei und antwortet bieder: „Weit entfernt, gnädiges Fräulein! Ich schätze den guten K. sehr, doch werden Sie zugeben, daß er solange „Löwe“ ist, als er „König der Wüste“, wollte sagen: der Saison ist; nun, vor diesen Thieren ist immer gut, gewarnt zu sein, selbst im gezähmten Zustande sind sie gefährlich, denn sie bleiben immer Raubthiere, die vierbeinigen Löwen zerreißen

und verschlingen den Menschen ganz, wonach ihnen wieder wohl ist, die zweibeinigen verzehren nur das Herz, das beste und auch das nur vom zarten Geschlecht. Doch da ist er und ich weiche!"

Hauptmann Erlach verneigt sich und streift an dem Eintretenden freundschaftlich vorbei, ihm mit dem bewaffneten Auge eine Sekunde zublinzend.

„Wirst sehr erwartet, Harry!"

„Meinetwegen!"

„Bist nicht bei Laune, Bruderherz? Sieh' Dich vor, scharfes Feuer da drüben!"

„Bah, hatte besseres vor! Bleibe nur eine Stunde, wenn ich loskommen kann!"

Ob er schön war? O ja! Geistvoll und liebenswürdig? Auch wohl! Denn diese Schönheit strahlte von intellektuellem Glanz.

Ich sah einst ein holdes, junges Geschöpf in der Ecke eines staubigen Ballsaales stehen, und hörte sie leise flüstern: „Ob er wohl brav ist?"

Dies ist die letzte Frage, schöner, liebenswürdiger Löwe, ob Du wohl brav bist?

Langsam geht er durch den Saal, die hohe, schlanke Gestalt, die ihren Ruf verführerischer Schönheit mehr der unübertrefflichen Geschmeidigkeit, als vielleicht vollendeter Proportion zu danken hat; ein klein wenig gebeugt, dadurch seltsam abstechend von den Kameraden mit der militärisch geraden Haltung, den edel geformten Kopf, die großen, schwarzen Augen, die so zärtlich, so lustig und auch so unendlich vorwurfsvoll zu blicken verstehen, vergißt nicht leicht das Herz eines Weibes, zu dem er sich in schnell verrauschter Liebe einmal hinab gebeugt.

Zuweilen bleibt er stehen, hier eine Hand schüttelnd, dort ein Lächeln, ein Scherzwort erwidern, oder rascher dahingleitend, geschickt auf die Stelle parierend, um seinen schönen Kopf ehrfurchtsvoll zu neigen und eine Sekunde gehorsamst zu zögern, einer möglichen Anrede von schöner oder vornehmer Lippe Zeit zu lassen!

Wie sie ihm nachblicken, hier strahlend, dort verstoßen, der ältere Kamerad, mit Wohlwollen und Billigung und Freude, denn er ist der vollendete „Gentleman" überall, am Bankettisch, am Spieltisch, in Ehrenhändeln unter vier Augen!! Seine Diskretion geht ins unglaubliche, der jüngere und jüngste Kamerad sieht ihm forschend und bewundernd nach, sein nachlässiger Gang, der Schnitt seiner Haare, die unvorschriftsmäßige weiße Schnur oberhalb seines Uniformrockes wird vorsichtig kopirt, sogar die ihm ganz allein eigene Art, vertraute Freunde mit den Augen und Augenbrauen zu grüßen, findet mehr oder weniger Nachahmung.

O prächtiger Löwe!

Nur einer hat heute kein Verständniß für ihn und keine Bewunderung, kein Auge, keine Begrüßung, als einen schlaffen, geistesabwesenden Händedruck. Es schweift sein Blick über die Menge, die

sich eben zur Quadrille in Ordnung zu bringen sucht, und mit verzweifeltem Gesichtsausdruck schiebt er den Finger ab und zu in den sehr engen Stragen der Uniform. Es ist der maitre de plaisir. Harry winkt dem Unglücklichen mit den Augenbrauen und jagt im Vorbeigehen: „Mache es nicht zu lang, Werder!“ erhält aber nur ein Achselzucken zur Antwort.

Ihre Excellenz, die Höchstcommandirende hat ihm soeben im Vorbeigehen gesagt: „Machen Sie es recht lang, mein lieber Werder, das Souper ist noch nicht so weit, Sie verstehen?“

Tiefe Verbeugung. Er gehorcht und schiebt den nachlässig bummelnden Löwen an seinen Platz, ihm noch zuraunend: „Commandire ein wenig bei Dir da, im Carré ist immer eine heillose Konfusion bei Euch!“

Harry ist nicht zu verwechseln mit dem gewöhnlichen Allerwelts-Courtmacher oder Süßholzraspler. Was er sagt, hat Hand und Fuß, und ist oft schön gedacht. Seine Huldigungen sind vollwichtig und sein Geschmack nicht leicht zu befriedigen, aber die Ungenirttheit, mit der er seine Bewunderung oder Liebe zeigt, unübertrefflich. Da steht er mitten im Saal, einer jungen Schönheit feinsten Stils einige Verse eines berühmten Dichters als Antwort auf eine unbedachte Frage ihrerseits, mit einem Ausdruck in den tiefen, schwarzen Augen, daß Seine Excellenz, der keine zwei Schritte von ihm steht, fast erschreckt zurücktritt. Hat er ernste Absichten?

Zuweilen einen Anflug, doch er läßt nicht gern etwas davon verlauten. Im allgemeinen pflegen ja doch Löwen schließlich zu heiraten und damit aufhören Löwen zu sein, aber Harry hat kein Vermögen, aber immer Geld. Er ist tadellos beritten, treibt den Sport, aber nicht jockeimäßig, nennt sich mit seinem Rittmeister „Du“ und küßt seine ehemalige Gouvernante, eine kluge und lebenswürdige alte Dame, die er zuweilen aufsucht.

Löwe, viel geliebter, bewunderter, verwöhnter Löwe! warst Du es, der in jener reichen und bewegten Winterjaison so oft leidend war und den Himmel des Ballsaals ohne Sonne ließ, d. h. abjagte?!

Warst Du es, der den stolzen Kopf unter jene kleine, niedrige Thür neigte, wo die gute, alte Dame wohnte, und im kleinen Kreise geistig hoch im Range stehender Menschen, die von Ballsaal und Gesellschaft nur aus Büchern wußten, bis weit nach Mitternacht saß und sein gutes Herz, seinen lustigen Witz, seinen echten Humor lenken ließ? Warst Du es, der schweigend das rothgoldene Nixenhaar bewunderte, wenn der kleinen Lampe Schein es so herrlich aufleuchten ließ, war es Dein Kuß, der so heiß auf den schlanken, weißen Händen brannte, die auf den Tasten des alten Klaviers ruhten? Come back again? War es Deine Thräne, die auf diesen Händen funkelte, als Du Abschied nahmst und sie übers Weltmeer ziehen liehest, woher sie gekommen, um dem alten, nüchternen Europa zu zeigen, was Schönheit war!? Jawohl, Du gingst ruhig und

traurig, aber ohne Selbstvorwurf und überwandest muthig die Erinnerung an das Ideal Deines ehrlichen Löwenherzens.

Da geht ein Schrei durch die Gesellschaft: „Harry heiratet!“

Man beklagt es, man nimmt es übel, man findet ihn unbegreiflich, man sagt ihm nichts gutes in der Ehe voraus, aber, man kann es nicht ändern und ergiebt sich in das gedruckte oder lithographirte Faktum.

Junge Löwen springen versuchsweise auf das freigewordene Postament, können sich aber nicht halten, man ist verwöhnt und der Löwe muß fertig sein wenn er erscheint, nicht erst werden, sonst verfehlt er den Zweck. Ja, er heiratet und wird Vater! Wen?! Wo?! Wie?! Das geht uns nichts an! Er ist ja nicht „Löwe“ mehr! —





## Frida von Schütz.

Ein romantisches Bühnenwandlerleben früherer Zeiten. Von Anna Löhn-Siegel.

**G**oethe sagt in den Frankfurter „Gelehrten-Anzeigen“ vom 9. April 1773: „Laßt uns jede, auch die unerheblichste Nachricht vom Zustande der deutschen Bühne aus Patriotismus nicht verachten“ — und an einer andern Stelle: „es steckt oft mehr von unserm volksthümlichen Geiste in getreuen Nachrichten über die deutsche Bühne und ihre Vertreter, als in langen Abhandlungen über unsere Nation.“

Diese Aussprüche des Altmeisters finden volle Anwendung auf die künstlerische Persönlichkeit, um deren Lebensgang es sich hier handelt. So kurz die Spanne Zeit war, die ihr das Geschick zur Entfaltung ihrer Bühnenwirksamkeit gönnte: sie konnte als eine der berufensten Vertreterinnen deutscher Innerlichkeit und deutschen Humors gelten, die in unserer Jahrhunderthälfte von der Schaubühne herab die zartesten Saiten unseres Gemüths erklingen machte.

Frida von Schütz gehörte zur Zeit ihrer höchsten künstlerischen Reife dem Dresdener Hoftheater an, zu dessen schönsten Zierden sie gezählt wurde. Diejenigen, die von dem erfrischenden Hauche der Darstellungen und der volksthümlichen Liedervorträge dieses echten Naturtalents berührt worden sind, haben sie nie vergessen können, und stimmen mit dem Dichter Otto Ludwig überein, der von ihr sang:

„Des deutschen Herzens Wehmuth, stilles Sehnen,  
Und seines Lächeljubels Wundertöne,  
Du trugst sie in der Brust.“

Frida war ein merkwürdiges Gemisch von Idealismus aus innerster Anlage und Begabung, und von Naturalismus aus Mangel an Schulbildung und Verfeinerung durch Erziehung. Trotz dieses Mangels, der aus ungläubliche grenzte, und hauptsächlich in dem ruheloßen Bühnenwandlerleben ihrer Eltern zur Zeit der Schulpflich-

tigkeit des Kindes zu suchen war, zeigte der ideale Grundzug ihres Wesens doch beständig, wie die Magnetnadel nach Norden, mit einer wahrhaft rührenden Sehnsucht nach jenen lichten Höhen, auf denen die Blume der Vereblung durch Erkenntniß blüht. Das hatte zur Folge, daß sie sich, wo immer es möglich war, an Personen angeschlossen, von denen sie mit feinerathendem Gefühl voraussah, sie würden bei näherer Bekanntschaft ihre Unbildung nicht belächeln, sondern ihrem Wissensdrang unterstützend und belehrend entgegenkommen. Bald hatte sie unter allen Kolleginnen meine Wenigkeit zur Vertrauensperson anserlesen, etwas, das mich umjomehr überraschte, als mir noch nie von einer jungen Kunstgenossin eine so freiwillig gebotene und sich liebend unterordnende Zuneigung zutheil geworden war.

Frida wollte immer lernen, sie fragte und forschte unausgesetzt, schämte sich mir gegenüber ihrer Unwissenheit nicht, und auf dem dauerbaren Pfeiler solchen Lehrens und Lernens ruhte unsere Bekanntschaft, die sich durch des trefflichen Mädchens dankbare Anhänglichkeit zur Freundschaft erhob.

„Wissens“, sagte sie einmal in ihrem treuherzigen österreichischen Dialekt zu mir, „i möcht' Ihne alles erzähl'n aus mein'm Leben, und i möcht', daß Sie all' das Zeug aufschrieb'n.“

So geschah es. Sie erzählte, und ich schrieb, denn „all das Zeug“ war merkwürdig, nicht allein in Bezug auf die Gemüths- und Talententwicklung der Erzählerin, sondern auch um der oft wilden Romantik willen, die sich in den Fahrten ihrer Eltern mit den deutschen Schauspielertruppen durch die Steppen und kleinen Städte Ungarns, Siebenbürgens und Kroatiens während der fast noch eisenbahnlosen Zeit der dreißiger und vierziger Jahre ausprägte.

In Lugos im Banat wurde Frida von Schütz geboren.

„Sie war halt a verfrühtes Christkindl“, pflegte ihr Vater zu sagen, „denn der 22. Dezember 1838 bracht' sie ins Haus, und ihre Mutter lag in a nit viel bessern Bettg'stell, als a Kripp'n.“

Frau von Schütz stammte aus der schönen Steiermark. Eine unüberwindliche Neigung zur darstellenden Kunst hatte sie aus guten bürgerlichen Verhältnissen zum Bühnenwanderleben fortgetrieben. In Siebenbürgen lernte sie bei einer umherziehenden Schauspielertruppe den bayerischen Lieutenant von Schütz kennen, der dem Kriegshandwerk entsagt und gleichfalls aus Begeisterung für Musik und Theater Dienste bei der dramatischen Muse genommen hatte.

Er war lyrischer und komischer Tenor, spielte aber, wenn Noth war, auch Väter und Intriganten, und versah zeitweilig mancherlei Aemtschen, die bei der Truppe gerade unbesezt waren. Beide deutsche Kunstenthusiasten schlossen ein Herzensbündniß, das später die kirchliche Weihe erhielt. Außer Frida wurden dem liebenden Paare noch zwei Kinder geboren, ein Sohn und eine Tochter. Als ich die Familie in Dresden kennen lernte, wurde von derselben der Vater Bellermann an der katholischen Hofkirche daselbst gerade erfucht, mit seinen Herren Amtsbrüdern in Ungarn und Kroatien zu korrespondiren.

diren, um für Sepp, den jungen Sohn, ein Taufzeugniß zu erlangen, das, wie die Mutter sagte, „mit vielem andern Theaterg'rümpel“ verloren gegangen war. Die Eltern aber wußten nicht mehr genau, wo Sepp die heilige Taufe erhalten hatte, der Vater meinte in Temesvar in Ungarn, die Mutter behauptete, in Jaszka in Kroatien.

In Kroatien auch begann Fridas Lebensgang über die Bühne, und zwar in Karlsstadt, wo sie im Alter von vier Jahren als kleiner Franzl in der Posse: „Der verkaufte Schlaf“, ihre ersten Vorbeeren pflückte. Durch die Freimüthigkeit und Natürlichkeit ihres Spiels gewann sie sogleich alle Herzen. Ihre wirkliche Mutter, eine hübsche junge Frau und routinirte Schauspielerin, war zufällig ihre Theatermutter im Stück, und als der Schauspieler Wenks, der den Vater Franzels darstellte, Fridas Mutter auf der Bühne wiederholt zu küssen hatte, improvisirte die Kleine, von einer Art Eifersucht erfaßt: „Na, Du kannst aber nit genug krieg'n mit Deine Busslerln.“

Selbstverständlich entstand eine ungeheure Heiterkeit im Publikum, die sich lange nicht beruhigen wollte und Frida ganz verdußt machte. Leise fragte sie die Mutter: „Was hab'n denn d' Leut' da unten, daß so an Spektakel mach'n?“

Franzl wurde mehrmals herausgerufen und ein riesiger Husarenoffizier, der auf der nächsten Bank hinter dem Orchester saß, nahm die Kleine von der Bühne herab und reichte sie weiter, so daß sie im ganzen Parterre von Arm zu Arm wanderte, wobei viele Zwanziger und größere Geldstücke, auch Zuckervort und Obst, in die Hosentaschen des kleinen Franzls flossen.

Dieser Lachjubiläum wiederholte sich ein Jahr später in Zengg in Kroatien, als Frida den Knaben Christel im Lustspiel „Der Wittwer“ spielte. Da geschah es, daß in dem kleinen, mangelhaften Musentempel der altersschwache Vorhang von Gingen, mitten entzwei riß, als man ihn aufzog, weil Frida herausgerufen wurde. Das frühreife Kind empfand das Lächerliche dieses Vorgangs, schaute verdrießlich in die Höhe, wo der letzte übrig gebliebene Lappen flatterte, und rief dem Vorhangaufzieher zu: „Hörens, Sie müß'n den alten Gingen nit so despektirli z'ammreiß'n.“ Natürlich verdoppelte sich nun der Beifall des Publikums, und man warf dem kleinen muthigen Christel Apfelsinen zu und anderes Obst, aber im schmeichelhaftesten Sinne.

Diese Kindergeschichten wurden von Fridas Mutter bestätigt, und noch viele hübsche Anekdoten, die das aufgeweckte Mädchen geliefert hatte, hinzugefügt.

Mit Sepp, dem jüngeren Bruder, hatte sie manchen tollen Streich ausgeführt. Die Kinder wuchsen ja ziemlich unbewacht auf, denn Vater und Mutter waren vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht mit ihrem Beruf beschäftigt, mit Rollenlernen, Probenbesuchen, Kostümszusammensetzen, und fast allabendlich mit Komödien spielen. Es war ein wahrhaftiges Zigeunerleben, das die Familie führte. Oft gab es kleine Gage und schmale Bissen, und Frida lief

mit Sepp am frühen Morgen auf die Wiesen hinaus, um die jungen Keime des Löwenzahns zu sammeln, woraus dann ein Salat bereitet wurde, der dem täglichen Mittagessen, dem Maisbrei, einige Würze verlieh. Mit einem leisen moralischen Schauder setzte die Erzählerin hinzu:

„Und denkens nur, wann m'r an rechten Hunger hatt'n, i und der Sepp, da hab'n m'r Obst g'raubt. Und a Brud'n war in der Näh', und da hab'u m'r uns unter au Bog'n g'duckt, und da hab'n m'r's verzehrt.“

An einem stürmischen Novemberabend in einer kleinen Stadt Siebenbürgens war Frida mit dem jüngern Sepp, wie fast allabendlich, allein zu Hause geblieben, während die Eltern ihrer Pflicht im Theater nachkamen. Sie bewohnten ein elendes, kaltes Zimmer im Erdgeschoß eines baufälligen Hauses, denn die möblirten Stuben waren in dem Orte rar. Ehe sie fortgingen, hatten sie die Kinder in die Betten gesteckt, d. h. in zwei Kisten für den Transport der Garderobe bestimmt, worin sich die Kleinen mit alten Kleidern und einigen Kissen zudeckten.

Aber Frida und Sepp konnten nicht einschlafen, denn der Sturm tobte entsetzlich, riß die schlechtbefestigten Fensterladen los, trieb sie hin und her, und die Kinder kamen bei manchem heulenden Windstoß auf den Gedanken, es seien Wölfe vor den Fenstern, und sie würden in das übelverwahrte Häuslein eindringen und sie, die hilflos Verlassenen, zerreißen.

Beide kannten die furchtbaren Raubthiere von den Fahrten der wandernden Schauspieler durch die Steppen Ungarns her. Sie hatten einzelne gesehen, das graueneregende Leuchten ihrer Augen in der Nacht, das markererschütternde Geheul, mit dem sie herautrabten, war den Kleinen im Gedächtniß geblieben, ebenso eine Schauer Geschichte, die ihnen die Mutter oft erzählt hatte.

Einstmals, als Frida und Sepp noch sehr klein gewesen waren, folgte ein ganzes Rudel heißhungriger Wölfe der in einigen Schlitten untergebrachten, auf der Reise begriffenen Künstlergesellschaft des Schauspielers Mohring in Ungarn. Die Nacht war hereingebrochen. Immer näher und näher kam das gräßliche Gethier dem Schlitten, worin die verzweifelte Mutter saß, ihre Kleinen krampfhaft umklammernd. Die furchtscheuen Pferde hatten gezittert und gebebt, und doch im tiefen Schnee fast nicht mehr fortgekonnt, die Männer hatten Schüsse abgegeben, denn ohne Schußwaffen in jenen Gegenden zu reisen, war damals unmöglich. Alles vergeblich. Da hatten die Fuhrleute ein äußerstes Vertheidigungsmittel angerathen: Stroh mußte aus den Schlitten herausgezerrt, angezündet und in brennenden Bündeln gegen die blutgierigen Bestien geschleudert werden. Ihre Furcht vor dem Feuer war größer gewesen, als ihr Hunger, und hatte wenigstens zur Folge gehabt, daß die Heerde einige Zeit lang zurückblieb, wodurch es den inzwischen in der Nähe einer Ortschaft angelangten Reisenden möglich wurde, der tödtlichen Gefahr zu

entflichen. Die ahnungslosen Kinder hatten geschlafen; umschlungen von den Armen der in Todesangst bebenden Mutter, war weder das Angstgeschrei der Verfolgten, noch die über ihren Häuptern abgefeuerten Schüsse, noch das Geheul der nahenden Raubthiere, in ihre kindlichen Träume gedrungen. Die Engel des Himmels hüteten ihr Leben und ihren Schlummer.

So behauptete Frida, deren frommes Gemüt an die unmittelbare Einwirkung himmlischer Mächte glaubte.

Die Erinnerung an diese, von der Mutter oft geschilderte grauenvolle Steppenfahrt erfüllte jetzt die verlassenen Kleinen im einsamen dunkeln Kämmerlein, wo der Sturm sie umheulte und sie sich von Wölfen bedroht wädhnten, mit Schrecken. Ihre Angst steigerte sich bis zu einem solchen Grade, daß sie aus den Kisten heraushkletterten, nach der nur schwach mit einem Holzriegel geschlossenen Hintertür tappten, sie öffneten, und so wie sie waren, d. h. nur mit einem Hemdchen bekleidet, trotz Sturm und Kälte, den Weg nach dem Theater einschlugen. Sie bildeten sich ein, die Wölfe seien vor der Vorderthür des Hauses, und ihre kindliche Befangenheit glaubte, durch die Hintertür müßten sie der Gefahr unbedingt entinnen können. Dort lag ein Hof, diesen mußten sie überschreiten und durch eine Luke unter einem geschlossenen Thore auf allen Vieren hinwegkriechen, um die Gasse zu erreichen.

Aber wer beschreibt das Entsetzen der Eltern, als sie die Kleinen, schlotternd vor Frost, in diesem Aufzuge hinter den Koulissen, erblicken! Die Mutter, die gerade als eine mit Flitterputz überladene Feenkönigin auf der Bühne steht, unterbricht ihre pathetische Rede mit einem jähen Schreckensschrei, der die ganze Zuhörerschaft in Aufregung versetzt. Man glaubt, ein Unglück sei geschehen, einige Stimmen rufen: Feuer! Feuer! es entsteht ein Angstgeschrei und ein kopfloses Drängen nach den Ausgängen — da erscheint, vom Direktor der Truppe fast hinausgestoßen, Fridas Vater auf der Bühne und ruft: „Halt! Halt! Es ist nix vorgefallen, kein Unglück, kein Feuer!“ — Aber der Mann ist so erschüttert, daß er plötzlich stockt und nur gerade die Wahrheit stammeln kann, indem er hinzusetzt: „Es ist nur, meine verehrten Herrschaften, daß unsere kleinen Kinder, die Frida und der Sepp, sich z' Haus gefürcht' haben und uns in Hemd'ln hierher nachgelaufen sind —“. Weinend bricht er ab.

Das gerührte Publikum aber bricht in einen Beifallssturm aus, der seine Theilnahme an Vater- und Muttergefühlen bekunden soll. Viele Frauen schluchzen. Man verlangt, die Kinder zu sehen. Fridas Mutter rafft ihre silbergestückte Feenschleppe empor und wickelt den Buben hinein, der Vater trägt die in einen alten Schafpelz gehüllte Frida, und so treten die Feenkönigin und der Spazmacher im Stück mit ihren Kindern vor die Lampen. Das allgemein Menschliche geht über alle künstliche Phantasterei und Feerie, man jubelt und beschenkt die Kleinen, und erst nach langer Pause kann die Kunst, die durch die Natur verdrängt worden war, wieder zu ihrem Recht gelangen.

Aber auf Frida, ein zartes, leichterregbares Kind, wirkte dieser Abend verderblich für ihr ganzes Leben ein. Er legte den Keim zu allen ihren späteren Leiden, ja zu ihrem frühen Tode. Wiederholte, vielleicht wenig beachtete Erkältungen, denen sie auf den mannigfachen beschwerlichen Wanderungen der Schauspielertruppen ausgesetzt war, verschlimmerten den Zustand, welcher endlich in höchst schmerzhaft und bedenkliche Gichtanfalle überging. Eine schwere Krankheit brach über das frühreife, talentvolle Mädchen herein, und bekümmert standen die Eltern oft an ihrem Lager, ehe sie zum Musentempel schritten, um die schaulustige Menge durch Witz und Humor, der ihnen nicht vom Herzen kam, zu ergötzen.

Um dieses misstäten Wanderlebens willen konnte Frida nicht zur Schule geschickt werden. Die Mutter erzählte, daß gerade damals in ihrem künstlerischen Erdenwallen eine Zeit eingetreten sei, wo die Schauspielertruppen kaum länger als drei bis vier Wochen in einem Ort gerastet hatten. Und wie schlecht waren die Schulen jener Ortsschaften beschaffen! Selten wurde, und in ganz mangelhafter Weise, deutscher Unterricht erteilt. Der ungarischen und der slavischen Sprachen, die in jenen Gegenden gesprochen wurden, waren aber die Kinder aus der deutschen Familie nicht mächtig, nur einige im Geschäfts- und Wirthschaftsleben nöthige Redensarten, die sie von den Eltern hörten, hatten sie aufgeschnappt. Auch schienen die Schulvorstände nicht geneigt, solche kleine Zugvögel vorübergehend in ihre Bildungstempel aufzunehmen. Man beiefallte die Schauspieler zwar auf der Bühne, aber im bürgerlichen Leben mochte man weder ihnen noch ihren Kindern gefällig und nützlich sein. Das tiefgewurzelte Vorurtheil, das allerdings in dem Verhalten mancher Mitglieder jener Wandertruppen reichliche Nahrung finden mochte, wirkte auch hier verderblich ein. Und doch bildeten diese oft unzulänglichen deutschen Schauspielvorstellungen ein nicht zu verachtendes Band, welches die von magyarscher und slavischer Flut umrauschten deutschen Sprachinsulaner jener Gegenden in gewissem Sinne mit germanischer Kultur verknüpfte. Die armen deutschen Schauspieler waren doch ein Stück Vaterland, das zu den vereinsamten Landsleuten kam, und sie hätten sich selbstbewußt sagen können: Auch wir tragen ein Scherflein Kultur nach dem Osten, oder helfen doch wenigstens dazu, daß sie am Leben bleibe.

Fridas Vater besaß viel musikalisches Talent und eine gute Tenorstimme, aber durch die Anstrengungen, denen das Organ durch tägliche und oft übertriebene Ausnutzung unterworfen war, nahm dessen Wohlklang bald ab und es traten Heiserkeiten und Halsentzündungen ein. Dieser Umstand veranlaßte Schüb, sich bei Zeiten und nach Kräften der Ausbildung der heranwachsenden talentvollen Tochter anzunehmen. Aber welche mangelhafte Ausbildung! Frida empfing, wenn es die Zeit des vielbeschäftigten Vaters gestattete, einige Anleitung zur Musik, d. h. er spielte ihr auf der Geige Melodien vor, die sie nachsingen mußte. Nachdem sie, unterstützt von einer seltenen musikalischen Begabung, mit lieblicher Silberstimme alle

Töne rein und ohne zu fehlen wiedergegeben hatte, legte ihr der Vater das, was sie soeben gesungen hatte, in Noten vor. Sie mußte, die Melodie wiederholend, mit dem Fingerle die runden schwarzen Köpferln (wie sie sich ausdrückte) begleiten, auf den langen Noten verweilen, wenn Achtel und Sechzehntel kamen, schneller hüpfen, die Vorschläge martiren, und auf diese Weise, gleichsam tastenlos Klavier spielend, ihren Gesang mit den schwarzen „Köpferln“ in Uebereinstimmung bringen lernen. Hätte Frida nicht ein außerordentliches Naturtalent besessen, dem es leicht ward, selbst die schwierigste Tonfolge schnell aufzufassen und richtig nachzusingen, so würde dieser höchst primitive Unterricht wohl kaum von einem guten Resultat begleitet gewesen sein. Aber Frida war ein Waldvöglein, das die Vorbedingungen zur Kunst von Gottes Gnaden im Busen trug, und dem der Sangesjubel Herzensbedürfniß war. Fast noch glänzender offenbarte sich ihr künstlerisches Können für das gesprochene Wort. Eine Rolle, die ihr nur einige Male vorgejagt worden war, haßte in ihrem Gedächtniß, nicht genug, sie traf den dazu passenden Ton, das charakteristische Mienen- und Geberdenspiel, mit einer Unmittelbarkeit, die Staunen erregte, und ohne jede Anleitung. Ja, ihr angeborener Kunstinstinkt lehnte jede belehrende Einmischung ab, sie hatte das Gefühl, sie dürfe sich ihrer natürlichen Eingebung getrost überlassen, die würde schon das Richtige treffen. Und sie traf nicht nur das als richtig längst Anerkannte, sondern sie schuf aus Altbekanntem, Hergebrachtem, etwas neues, originelles. Rollen, die seit ihrem Entstehen in einer und derselben Manier verlebendigt worden waren, wußte sie mit einem neuen, ungeahnten Reiz zu umgeben.

Ein merkwürdiges, in seinen Folgen schwerwiegendes Abenteuer, in das Fridas Vater auf einer Reise durch das wilde Bellebißgebirge nach Zengg im kroatisch-slavonischen Militärgebiet Oesterreichs verwickelt wurde, veranlaßte die Eltern, ihre junge Tochter schon mit elf Jahren zur Mitarbeiterin am künstlerischen Broderwerb zu machen.

Herr von Schütz hatte die Seinigen in den vom Direktor der Schauspieltruppe, bei welcher er und seine Gattin gerade engagirt waren, gestellten Wagen allein abreißen lassen, ich weiß nicht mehr von welchem Orte in Dalmatien oder Kroatien, und wollte ihnen einen Tag später in einer sogenannten Landkutschke nachfolgen. Der Direktor der Truppe hatte ihn nämlich beauftragt, eine neue Posse zu erklisten, die eigentlich vom Dichter hätte gekauft werden müssen, aber die von dem ungetreuen, in dem betreffenden Orte zufällig aufhältlichen Souffleur einer andern größern Schauspielergesellschaft gestohlen, d. h. abgeschrieben worden war, und an den meistbietenden Theaterdirektor verkauft werden sollte. Dieser nichtswürdige Schmuggel, der die durch kein Gesetz geschützten Schriftsteller um das Honorar betrog, war damals allgemein, und soll nicht nur an kleinen Wanderbühnen geübt worden sein, sondern sogar an stehenden Theatern. Herr von Schütz eroberte den Schatz durch ein Mehrgebot von

5 fl., denn sehr billige Preise mußten die diebischen Abschreiber stellen, weil die Direktionen sonst besser gethan hätten, gesetzmäßig zu verfahren und das betreffende Stück vom Verfasser zu kaufen, der ebenfalls genöthigt war, sich mit einem Handwerkerlohn für sein Kunstwerk zu begnügen.

Als Herr von Schütz im Begriffe stand, nach Zengg abzureisen, und um einen Platz in einer postähnlichen Landkutsche handelte, wurde ihm von einem Geschäftsmanne aus dem eben genannten Orte für ein Billiges dessen Reitpferd zur Benutzung angeboten, das auf diese Art in seine Heimat zurückgebracht werden sollte. Der Geschäftsmann und Besitzer des Gauls hatte noch längere Zeit am Plage zu verweilen, und mochte das Thier bis zu dem unbestimmten Tage seiner Abreise nicht im Gasthose füttern lassen. Man wurde handelsmäßig, und Herr von Schütz, der ehemalige bayerische Offizier, war angenehm berührt von der Aussicht, einmal wieder einen tüchtigen Ritt ausführen zu können. Sein Weg führte ihn durch dichte Wälder und durch ein einsames, rauhes Gebirge.

Man hatte ihm viel von einer Räuberbande erzählt, die jene Gegenden unsicher machte, allein er jagte sich tröstend, daß die Räuber nach einer schlecht abgeschriebenen Poffe kein Verlangen tragen würden. Reichthümer aber besaß er nicht, kaum das nöthige Reisegeld, nicht einmal eine Uhr, die gerade auf einem Leihhause in Arrest war. Dennoch besaß er ein Pfund, das ihm zwar nicht geraubt, aber welches doch derartig gemißbraucht werden sollte, daß er dadurch fast ums Leben gekommen wäre. Im Abenddunkel sah er auf einer von Bergen eingeschlossenen Halde plötzlich Lichter funkeln, endlich auch ein Kochfeuer, um welches sich Gestalten bewegten. Da jene Menschengruppe die Nähe der Landstraße nicht scheute, konnte es sich hier unmöglich um die berüchtigte Räuberbande handeln, vor der er gewarnt worden war. Herr von Schütz ritt also zuversichtlich weiter, um noch vor Einbruch der Nacht die nächste Ortschaft zu erreichen. Da sah er sich urplötzlich von phantastisch, oder auch halb gekleideten, wilden Männern umgeben und angehalten. Er kannte das heimatlose Völkerbruchstück sehr wohl aus den Pukten Ungarns und aus den angrenzenden österreichischen Landen, es waren Zigeuner. Sie hatten die Absicht, ihm seinen wackern Miethgaul abzunehmen, nachdem sie sich überzeugt, daß bei dem armen Schelm sonst nichts zu fassen war. Denn den Werth der Poffenabschrift unterschätzten diese Kunstheiden selbstverständlich und warfen das kostbare Bündel Papiere auf einen unappetitlichen Haufen von Küchenabfällen neben dem Kochfeuer. Nur mit Verachtung allen und jeden Ekels des Kulturmenschen, und der Gefahr, von den Flammen ergriffen zu werden, rettete Herr von Schütz die für seinen Direktor eroberte Poffe und barg sie von da an unter der Weste auf der Brust. Seine schlechten Reisekleider hatte das Gejindel glücklicherweise nicht beansprucht, der Gaul galt ihnen als das Begehrtestes. Im übrigen benahmen sich die weltbekannten Pferdebediebe menschenfreund-

licher als der unglückliche Reisende es erwartet hatte. Sie legten ihm ihre Abendkost, halbgesottenes Pferdesfleisch vor, auch ein Becher Ungarwein fehlte nicht, denn man beging die Geburtsfeier eines zigeunerischen Weltbürgers. Dem Hauptmann war der erste Sohn geboren worden. Kind und Wöchnerin lagen in einem, aus dem nächsten Bauernhofe gestohlenen Schweinetroge. Man sang Lieder zur Geige, um den Hauptmannsprinzing zu ehren, und tanzte dazu, oder trampelte vielmehr um den Trog herum. Auch Herrn von Schütz reichte man die Geige und ermunterte ihn freundlich, ein Lied zu singen, um das neugeborene Kind zu ehren. Und hierin lag die große Unvorsichtigkeit des armen Komödianten: er sang und verrieth, daß er gut zu singen verstand. Er trug mehr sich selbst, als den ägyptischen Abkömmlingen, ein deutsches Lied der Sehnsucht vor, denn er gedachte der fernern Seinigen, und wie sie um ihn bangen würden. Bangte er doch selbst, ob das Abenteuer einen glücklichen Ausgang nehmen und er Frau und Kinder wiedersehen werde.

Kaum hatte er das Lied geendet, als etwas unbegreifliches geschah. Unter widerlichen, kreischend hervorgestoßenen Lauten in der ihm unverständlichen Zigeunersprache drängte man Herrn von Schütz zu einem, in jenen Gegenden gebräuchlichen kleinen Ochsenkarren mit niedrigen Rädern, und bedeutete ihn, aufzusteigen. Als er sich weigerte, wurde er unsanft angepackt und ohne weiteres auf den Karren geworfen. Ein zottiger schwarzbrauner Bursche von riesiger Gestalt setzte sich neben den Gefangenen und umklammerte ihn mit beiden Armen. Herr von Schütz jammerte: „Das ist mein Todesgang! O meine Kinder, meine Kinder!“ — Der Gaul aus Zeug wurde vor den Karren gespannt, Zigeunerbuben liefen voraus und hinterdrein, und fort ging die nächtliche Fahrt über Stock und Stein und Sturzader. Die Zigeunerburschen heulten einen seltsamen Gesang, Herr von Schütz meinte, es seien Grabgesänge, eine andere Nadowessische Todtenklage. Beim Morgengrauen erreichte das Gefährt einen städtisch aussehenden Ort. Dort wurde Halt gemacht und in einer der untergeordnetsten schmutzigsten Weinschänken — wer beschreibet des geängstigten Sängers Staunen — eine Art Konzert veranstaltet.

Das also war des Pudels Kern! Die Zigeunerburschen sangen einige tolle Lieder und führten einen Tanz dazu auf, dann reichten sie Herrn von Schütz die Geige, die sie mitgeführt hatten, und befohlen ihm unter drohenden Zurufen und Geberden zu singen, ohne Aufhören zu singen. Für seine Leistungen forderten die zottigen Konzertgeber vom Wirth, der selbst Zigeuner zu sein schien, Speise und Trank, von den Gästen Geld und Wein, und machten auf diese Art den unfreiwilligen Konzertanten zu ihrer melkenden Kuh. Bald vermochte Herr von Schütz keinen Ton mehr hervorzubringen. Die Todesangst, die ausgestandene rasende Nachtfahrt, die verzweifelte Lage, aus der er sich nicht zu befreien wußte, alles wirkte vernichtend auf ihn ein. Er versuchte es, sich einigen ihm naheitzenden Gästen, die den bessern Ständen anzugehören schienen, verständlich zu machen.

Aber es waren Kroaten, die kein Deutsch verstanden. Sie begriffen nicht, was er wollte, und reichten ihm Wein. Er stürzte einen Becher hinab, in der Hoffnung sich zu stärken, seinen Muth zu beleben, aber das schwere Getränk hatte die gegentheiligen Folgen. Er sank ohnmächtig zu Boden. Als er erwachte, lag er in einem elenden Pferde-  
 stalle und erblickte in seiner nächsten Nähe den von ihm gemieteten Gaul aus Zengg, der ihn mit den Hinterhufen fast berührte. Das Thier wurde sein Retter. Zwei Männer aus Zengg traten in den Stall. Sie redeten deutsch, und Herr von Schütz vernahm, daß sie das Pferd, das ihrem Nachbar in letztgenanntem Orte gehörte, erkannten. Ihnen entdeckte sich nun, obgleich er kaum ein lautes Wort sprechen konnte, der verzweifelte deutsche Sänger. Sie fühlten Mitleid mit dem Aermsten, hauptsächlich weil sie gegen die Zigeuner, die Pferdebediebe von Profession, wütheten. Dies hatte zur Folge, daß sie den erschöpften Mann auf den Gaul setzten und ihn auf den richtigen Weg nach dem Städtchen Zengg brachten, in dessen unmittelbarer Nähe er sich befand. Todtmatt langte er bei den Seinigen an, die in schweren Sorgen um ihn gewesen waren, und erkrankte an einem hitzigen Nervenfieber, das ihn für lange Zeit unfähig machte, seinen Beruf zu erfüllen und sogar sein Leben bedrohte.

Dadurch gerieth die Familie in große Bedrängniß. Zwar erhielt Fridas Mutter mit ihrer kleinen Gage die Ihrigen zur Noth, aber Arzt und Apotheker wollten bezahlt sein, und die trostlosen, ja grausamen Einrichtungen bei den kleinen, nicht subventionirten Bühnen jener Zeit, und selbst noch unserer Tage, die sich doch ihrer humanitären Bestrebungen rühmen dürfen, erklären den erkrankten Künstler nach einer kurzen, im Kontrakt vereinbarten Zeit für vogelfrei. Nach acht oder vierzehn Tagen Kranksein — nur bei größeren Bühnen nach drei bis vier Wochen — hat der Schauspieler kein Recht mehr, die festgesetzte Gage zu beanspruchen, er kann entlassen werden, ist brodlos, auch wenn er sich die Krankheit (wie es doch in 99 von 100 Fällen geschieht) im Dienste seines Brodherrn zuzog. Dieses Geschick hatte Herr von Schütz erreicht. Laut kontraktlicher Bestimmung erhielt er seinen Gehalt nur noch acht Tage lang, und durfte während der längsten Zeit seines Leidens höchstens ein Almosen von der Gnade des Direktors erwarten, für den zu arbeiten er augenblicklich nicht imstande war.

In dieser entsetzlichen Nothlage ging Fridas Stern rettend auf. Sie hatte vor der Erkrankung ihres Vaters, obgleich ein Kind von kaum elf Jahren, die Rolle der „Jugend“ in der Posse: „Der Bauer als Millionär“ bei demselben studirt. Einem in Zengg zufällig anwesenden, der Mutter Fridas wohlbekannten Schauspielersdirektor aus Bruck an der Mur, wurde diese jugendliche Jugend probeweise vorgeführt. Er war entzückt von ihrem frischen Darstellungstalent und ihrer umfangreichen Stimme, und um Frida für die bei ihm gerade bevorstehenden Aufführungen der beliebten Posse zu gewinnen, engagirte der Schauspielunternehmer die Familie. Die Mutter für Anstands-

damen und gefezte Liebhaberinnen, welches Fach gerade erledigt war, Herrn von Schütz, der noch immer kränkelte, vorläufig für das Inspezierens- und Zettelträgeramt. Ueberglücklich, endlich einmal wieder in civilisirte Gegenden einzziehen und den ungarisch-kroatischen Mißzuständen entfliehen zu können, siedelte Herr von Schütz mit den Seinigen in die schöne Steiermark über und gewann hier das edle Gut der Gesundheit bald wieder.

Die jugendlichste Jugend, die wohl je auf einem Theater gestanden hat, sang und spielte so hinreißend anmuthig, daß kunstverständige Personen den Eltern dringend riefen, mit dem hochbegabten Kinde nach Wien zu gehen, und dort für seine musikalische Ausbildung Sorge zu tragen.

Alein die materiellen Verhältnisse der Familie machten ein so großes Opfer für ein einziges Glied derselben unmöglich, und außerdem zeigte es sich, daß größere Anstrengungen der Stimme und eine voreilige Ausbildung derselben für das zarte Mädchen verhängnißvoll hätten werden können. Nachdem die Posse: „Der Bauer als Millionär“ zahlreiche Male aufgeführt worden war, fühlte Frida eine bedenkliche Ermattung ihres Organs, so daß langandauernde Ruhe unbedingt geboten erschien, wenn dasselbe Schmelz und Kraft bewahren sollte.

In jene Zeit fielen merkwürdige Vorgänge in der Seele der kindlichen Künstlerin, die sie mit einfachen aber ergreifenden Worten schilderte. Sie entdeckte mit Entsetzen ihre gänzliche Kenntnißlosigkeit, ihren Mangel an Schulbildung, ihre Unwissenheit auf religiösem Gebiet. Bis in des Kindes Träume stahl sich der Schmerz über dies Unglück, und oft mischte Frida im unruhigen Halbschlummer die wenigen heiligen Gesänge und Gebete, die sie von der Mutter gelernt hatte, mit dem Lied der Jugend, die sie am selben Abend auf der Bühne dargestellt haben mochte: „Brüderlein fein! Brüderlein fein! Ruht mir ja nicht böse fein!“ Ihr frühreifer Verstand erkannte ja die Schuldlosigkeit der Eltern an diesem entseßlichen Mangel. Der Vater hatte ihr wohl Gedrucktes und Geschriebenes lesen gelehrt, auch mit der Notenschrift war sie ziemlich vertraut, aber mit dem Schreiben stand es übel, und wie nun erst mit allem Wissen, das über das Handwerksmäßige der Schauspielkunst bei kleinen Bühnen hinausging!

Wo aber sollte der mit dem Broderwerb durch Rollenstudiren und Theaterämter unausgesezt beschäftigte Vater, wo die mit Kostümherrichten, Kleider- und Wäscheflicken für die Bedürfnisse der Ihrigen abgehezte Mutter, die ihre Anstandsdamen und Liebhaberinnen hauptsächlich des Nachts memorirte, wo sollten diese überanstrengten Leute die Zeit hernehmen, um von dem Rest der Schulkenntniße, der ihnen im Sturm und Drang ihres Wanderlebens verblieben war, den Kindern soviel mitzutheilen, als sie selbst es wünschten?

Frida liebte ihre Eltern mit kindlicher Herzlichkeit, sie erkannte dankbar die aufopfernden Bemühungen derselben an, für den Lebens-

unterhalt der Ihrigen aus allen Kräften zu sorgen. Während war es, wenn sie erzählte, wie sie, um den Vater nicht zu kränken, es nur ein einziges Mal gewagt habe, ihn recht schön zu bitten, mit ihr zum Herrn Pfarrer irgend einer gut deutschen Ortschaft zu gehen, wo die Schauspieltruppe, der die Eltern angehörten, sich gerade aufhielt, und den Hochwürdigem, dem die Schulen des Sprengels unterstanden, zu fragen, ob er nicht gestatten wolle, daß die junge Lernbegierige für die Zeit ihres Aufenthalts im Orte unter die Schülerinnen der Hauptschule aufgenommen werde.

„O mei!“ sagte Frida traurig, „nu ging's aber schlimm. Der Herr Pfarr' war sehr liebreich, aber a Prob' muß' i ableg'n, a Prob', was i konnt' und nit konnt'. Ja, was i nit konnt', das war's schrecklichste. Was half m'r nu all' der Theaterplunder, da i so dumm, so dumm wie a Ganserl war?“

Zitternd und weinend, und von tiefster Beschämung zerknirscht, lief das arme und doch so ehrgeizige, strebsame Kind wieder nach Hause, und der liebevolle Vater litt mit ihr und wehklagte lange, daß er nicht imstande sei, den Seinigen eine rechtschaffene Schulbildung zutheil werden zu lassen. Der Pfarrer hatte nämlich wohlwollend den Vorschlag gemacht, Frida möge doch erst noch Privatunterricht nehmen, um nicht in die Klasse der kleinsten Schulkinder, sie, ein schon so stattlich herangewachsenes Mädchen, eintreten zu müssen.

Infolge dieser schmerzlichen Erfahrung verfiel Frida in Schwermuth, und durch eine neue starke Erkältung auf einer Reise im Winter, in ein rheumatisches Fieber, das sie dem Tode nahe brachte. Die Gicht, dies fürchterliche Uebel, das ihr blühendes Leben untergrub, trat schon damals mit solcher Festigkeit auf, daß es nur den angestrengtesten Bemühungen der Aerzte und der aufopferndsten Pflege der Ihrigen gelang, dem Tode seine Beute zu entreißen. Als sie endlich durch die Schwefelbäder von Ischl genesen war, für welchen Ort die Eltern um Fridas willen ein Sommerengagement angenommen hatten, schien es, als sei plötzlich des jugendlichen Frohsinns Lachen für immer von ihr gewichen und ein vorzeitiger, wehmüthiger Ernst in ihr Gemüt eingezogen.

Die Eltern hatten, nachdem die Pforten des Musentempels im segensreichen Ischl geschlossen worden waren, ein Winterengagement in einer Stadt angenommen, woselbst sich ein berühmtes Frauenkloster befand. Dieses Kloster hatte für Frida und ihre nachdenkliche Gemütsrichtung eine unwiderstehliche Anziehungskraft, und eines Abends fand die Pfortnerin desselben das ihr fremde Mädchen knieend in der Vorhalle des Gebäudes.

„Was willst Du hier, mein Kind?“ fragte freundlich die fromme Schwester. Frida brach in Thränen aus und gestand ihr treuherzig ihr tiefes Sehnen nach Unterricht, nach Kenntniß von Gott, der heiligen Gottesmutter, ihrem hochgelobten Sohne und allen Heiligen des Himmels. Sie sei nun schon so groß und doch noch so un-

wissend wie ein kleines Kind, und das ließe ihr keine Ruhe und quäle sie bis in den Schlaf hinein. Gerührt erfaßte die Nonne des seltenen Mädchens Hand und führte sie zur Oberin des Klosters, und auch diese war tief ergriffen von den Geständnissen der „Gottessehnsüchtigen“, wie sie Frida nannte, und diese mußte alles erzählen, was Bezug auf ihr Seelenleben und ihre bisherigen Schicksale hatte. Sie that es mit so staunenswerther Lebhaftigkeit der Schilderung und so großer Innigkeit des Ausdrucks, daß die Nonnen, von der Wahrheit ihres Sehns durchdrungen, den Entschluß faßten, sich ihrer nach Kräften anzunehmen. Frida durfte von diesem Tage an, so oft sie wollte, ins Kloster kommen, und die Oberin unterrichtete sie liebevoll im Glauben, und die freundlichen Schwestern ließen sie Gebete lesen, schenkten ihr heilige Bildchen mit frommen Sprüchlein, die sie auswendig lernen mußte, und übten sie in mancher nützlichen Handarbeit. Nur im Schreiben erhielt sie keinen Unterricht, und Frida sprach die Vermuthung aus, daß die guten Nonnen wohl selbst nur geringe Fertigkeit in dieser Kunst befeßen haben möchten. Sie überließen es ihrer Schülerin, sich allein darin zu üben, und Frida malte mit Eifer alle beschriebenen Zettel, die ihr in die Hände fielen, ab, auch Rollen, die von den Eltern gelernt wurden, schrieb sie mühevoll nach, woraus allerdings eine Handschrift hervorging, die ihren eigenen Ausspruch rechtfertigte, wenn sie mit zuweilen eines ihrer Schriftstücke schüchtern überreichte: „Können's denn nur meine Kratelfüß' lesen?“

Das Glück des Klosterbesuchs währte nicht allzulange, die Eltern mußten mit der Wandertruppe, der sie angehörten, weiter ziehen, rastlos weiter, wie des Ahasveros Söhne, und mit tiefstem Seelenschmerz trennte sich Frida von den guten Nonnen, die auch sie herzlich lieben gelernt hatten, und bei denen sie sogar gern für immer geblieben wäre. Es war merkwürdig, wie Frida, das Weltkind, die fahrende Schauspielerin, sich von der Poesie des religiös beschaulichen Stilllebens im Kloster noch zur Zeit unserer Bekanntschaft so ganz durchdrungen fühlte, als habe sie die gottgeweihten Räume erst gestern verlassen. Ihre seelenvollen Augen gen Himmel gerichtet, erzählte sie leise flüsternd von den seligen Schauern, die sie in den langen, düstern Klostergängen einst überrieselten, und wie die letzten hereinbrechenden Strahlen der Abendsonne dort noch ein Krucifix, da ein Muttergottesbild überzuckten, und wie die Zweige der Bäume im kleinen Klostergarten sanft an den Scheiben der hohen Fenster nickten, und wie die heilige Stille ringsum sie mit solchem Entzücken überwältigt habe, daß sie am nächsten Altare zitternd in die Kniee habe sinken müssen, um, von heißer Dankbarkeit erfüllt, alle Gebete zu kuppeln, die sie von den Nonnen gelernt hatte.

Im Jahre 1851 hörte sie der Kapellmeister Binder aus Wien singen, und war so überrascht von dem Wohlklang und der Ausdrucksfähigkeit ihrer Stimme, welche damals eine seltene Tiefe besaß, daß er die Ausbildung Fridas zur dramatischen Sängerin dringend

wünschte. Aber trotz der Bereitwilligkeit der Eltern, Opfer über Opfer zu bringen, war es unmöglich, nach Wien zu ziehen, um Frida auf die hohe Musikschule zu schicken. Zwar sollte sie nach Winders Rath vorläufig nicht Gesangsunterricht nehmen, im Gegentheil: die Stimme müsse mehrere Jahre ruhen, lautete sein Urtheil, aber Frida sollte die Zwischenzeit bis zur vollständigen Festigung ihres Organs zu musikalischen Studien in umfassendem Sinne und zur Vervollkommnung ihrer höchst mangelhaften Schulbildung benutzen. Sicherlich wäre auf diese Art eine bedeutende dramatische Sängerin aus dem talentvollen, in jeder Hinsicht begabten Mädchen geworden, aber die Verhältnisse der Familie forderten gebieterisch, daß Frida schon jetzt ihr Brod selbst verdiene, und so mußte sie sich darein ergeben, ein Engagement beim Direktor Calliano in Laibach anzunehmen, wo sie nur Chor zu singen und kleine Rollen zu spielen hatte. Eine ihrer Hauptpartien war dort die Brautjungfer im „Freischütz“.

Von Laibach zu den Thyrigen zurückgekehrt, überfiel das schwergeprüfte Mädchen abermals jenes alte rheumatische Leiden. Sie lag sechs Wochen lang unter unnennbaren Qualen, ihr Körper war so krumm gezogen, daß man zweifelte, ob sie je wieder werde aufrecht gehen können. Der Gebrauch der berühmten Heilquellen von Ischl that auch diesmal Wunder, zugleich wohl auch die noch ungebrochene Jugendkraft der Leidenden. Aber ihr Gedächtniß und ihre Stimme hatten durch die Wuth der Krankheit empfindlich gelitten. Lange ging sie am Stock wie eine Greisin, und konnte nicht daran denken, die Bühne zu betreten. Ein Gelübde, das die gläubige, junge Seele Gott auf ihrem Schmerzenslager gethan, gab ihr endlich, wie sie fest glaubte, die vollständige Gesundheit zurück. Infolge dieses Gelübdes ging Frida stets zur Kirche und betete inbrünstig zu Gott, wenn sie eine schwierige Rolle durchzuführen hatte. Und darin war nichts angelerntes, keine Sklaverei der Gewohnheit, keine falsche Frömmerei, oder etwa gar der Wunsch, das Wohlgefallen der kirchlich Gesinnten ihres Glaubens zu erregen. Nein, es war Herzensbedürfniß, es war der freie Erguß einer tiefen, reichen Innerlichkeit, die sich dem Erhabenen verwandt fühlt, und die bei dem Urquell der Geister Kraft, Muth und Erhebung für die dürstende Seele sucht. So spendete Frida auch aus innerstem Herzensdrang Blumen und Kerzen in die katholischen Kirchen der Ortshafsten, in denen sie gastirte, und legte sinnbildlich ihre irdischen Triumphe am Throne des Höchsten nieder.

Nachdem die Krankheit, wie es schien, vollständig überwunden war, durfte Frida nur äußerst wenig singen, also nur in den kleinsten Rollen beschäftigt werden. Aber mit der nach und nach wiedererstarckenden Gesundheit erwachte auch die Theaterleidenschaft von neuem und die Sehnsucht, die Schwingen ihres Talents zu regen. Das langweilige Chor-singen und Statiren, zu dem sie verpflichtet war, drückte ihren Geist nieder, sie fühlte sich unglücklich bei dieser unbedeutenden Beschäftigung, und als eines Tages in Wiener Neu-

stadt, wo sie mit den Eltern engagirt war, die Bosse: „Die Klosterbäuerin“ auf das Repertoire kam, setzte Frida ihre ganze Willenskraft ein, um eine in dem Stück befindliche, zwar kleine, aber bei guter Darstellung dankbare Gesangspartie zu erringen, die sie beim Vater zuweilen durchgegangen hatte. Sie begab sich zu der Dame, die im Besitz der Rolle war, und trug ihr die Bitte um eine einmalige Ueberlassung derselben bescheiden vor. Die Künstlerin, in der Meinung, daß in einem kaum fünfzehnjährigen Mädchen, das bis dahin, so viel sie wußte, noch nicht vielmehr für die Kunst gethan hatte, als Chor gesungen, keine Rivalin zu fürchten sei, willigte darein. Nachdem dies gelungen war, eilte die von ihrem Kunsttrieb und Talent begeisterte Jüngerin der Musen zum Direktor der Truppe und erbat sich die Erlaubniß, in der Rolle der Minka ein einziges Mal auftreten zu dürfen. Die Antwort war: „Wenn Fräulein N., die Besitzerin der Minka, nichts dagegen einzuwenden hat, meinestwegen. Sie können sich mir, wenn der Versuch gelingt, vielleicht manchmal durch Alterniren oder Einsprünge für erkrankte Mitglieder nützlich machen.“

Im Triumph trug Frida die Partitur nach Hause und studirte die Arie der Minka unter Aufsicht und Anleitung ihres Vaters mit dem größten Eifer. Am Morgen der Probe ging sie zur Kirche und betete innig zu Gott, daß er das Werk möge gelingen lassen, um ihren Eltern, als dankbare Tochter, endlich einen Theil ihrer Sorgen abnehmen zu können.

Aber nicht ohne Herzklopfen verfügte sich Fridas Mutter am Abende der Aufführung in den Zuschauerraum. Neben ihr saß eine eifrige Theaterbesucherin und sagte ziemlich laut, als Frida-Minka die Bühne betrat und sich zum Sologefang rüstete: „Na, was will denn die Statistin da?“ Aber schon nachdem die hübsche, freundlich lächelnde Minka einige Strophen gesungen und die erneute Kraft und den wiedererrungenen Wohlklang ihrer Stimme entfaltet hatte, ertönten Bravorufe, welche sich bis zum Schlusse des Gesanges fortwährend steigerten, sodaß der Erfolg der jungen Künstlerin ein durchgreifender zu nennen war.

Wer beschreibt Fridas Glück! Sie erzählte, sie habe Vater und Mutter fast „umg'rissen vor Freud“, als alles so wohl gelungen war, und habe gerufen: „Nu seid's aus aller Sorg', Ihr, die Ihr mit mir so viel Noth und Sorg' ausg'standen habt. O mei lieber Gott, wie dank' i Dir für Deine Gnad'!“ — Selbstüberhebung und Ueberschätzung konnte nicht in dieses tief religiöse Gemüt eindringen, das sich in der Abhängigkeit von Gott so glücklich fühlte, wie es ihre oft wiederholten Worte ausdrückten: „I glaub', unser lieber Herrgott schaut m'r immer zu, und was i red' und was i thu'.“

Am Tage nach der Minka-Leistung engagirte der Direktor Frida von Schütz für erste Solopartien. In einem Alter, wo andere Kunstjüngerinnen kaum daran denken, ihre theatralische Laufbahn zu beginnen, stand sie schon als erklärter Liebling des Publikums fast

täglich auf dem Volkstheater zu München, wohin sie im Jahre 1854 berufen worden war. Dort fand sie so recht eigentlich den Boden für ihr Talent. Die gemüthlichen, schaulustigen Bayern mit ihrer natürlichen Empfänglichkeit für Humor und überströmende Herzlichkeit, die, ergriffen von Fridas schelmischem und wieder so seelenvollem Liedervortrage das beifalldonnernde Echo dazu bildeten, waren so ganz geeignet, ihre herrliche Begabung für die volksthümliche Kunst hervorzulocken, wie die Sonnenstrahlen Keime und Blüten am jungen, triebkräftigen Baume. Alle Herzen flogen ihr zu, auf ihr silberhelles Lachen wurden Ländler komponirt, „Frida-Walzer“ genannt, und wo sie sich zeigte, drängte man sich um sie, um einen Sonnenblick ihrer heitern Laune, ein Witzwort ihres immer schlagfertigen Geniüs zu erhaschen. Trotz ihrer Jugend war schon damals eine ihrer vortrefflichsten Rollen die schwierige der Theresie Krones im gleichnamigen Stück. Die jugendliche Theresie konnte wahrlich nur vermöge ihres erathenden Schöpfergeistes ein überzeugendes Lebensbild jener Künstlerin bieten, deren stürmische Schicksale und Charaktereigenschaften weit jenseits des Horizontes der reinen, frommen, dem Trivialen abholden Darstellerin lagen. Sie spielte die Rolle oft zwei Mal an einem Tage und wurde mit Beifall und Blumen überschüttet. Von einer ungereuten geldgierigen Theateranzieherin war ihr einmal ein rothes Wieder, das sie als Theresie getragen hatte, entwendet und an einen Verehrer Fridas verkauft worden. Aber kaum hatte dieser das erungene Kleinod glückstrahlend seinen Freunden gezeigt, so war es ihm auch schon entwunden und von ihnen in kleine Fetzen zerrissen worden, „dauit jeder a Studl Frida-Wieder an der Uhrfett'n tragen konnt'.“

Später nahm sie bei dem damals rühmlichst bekannten Schauspieldirektor Kramer in Regensburg, dem Vater des langjährigen Hofschauspielers in Dresden, ein Engagement als Lokalsängerin und Soubrette an, welches ihrem Talent zu großem Vortheil gereichte. Dort verfeinerte sich ihr Spiel ganz außerordentlich. Während im Münchener Volkstheater die Volksseele in Freud' und Leid bis zur Ausgelassenheit hervorbrechen durfte, während dort die unverfälschten Herzensteine vom übermüthigsten Zucker bis zum thränenreichen Ausbruch einer verlassenen Liebenden um so stürmischer aufgenommen wurden, je naturtreuer sie erklangen, mußte im Künstlerkreise zu Regensburg Maß gehalten und Spiel und Gesang in möglichste Uebereinstimmung gebracht werden. Fridas feines Kunstgefühl erkannte diesen Vorzug gebührend an, ihre vom Herzen kommende Sehnsucht nach Vereblung fand bald kein Genügen mehr an der Spielweise der sogenannten Vorstadttheater und trachtete daher im stillen unausgesetzt nach einer Anstellung an einem Kunstinstitut ersten Ranges. Die Erfüllung dieses Wunsches sollte ihr später zutheil werden. Sie erhielt zunächst Engagement am Kroll'schen Theater in Berlin, wo sie glänzend aufgenommen wurde, machte dort die Bekanntschaft eines Künstlers, der am Dresdener Hoftheater ange-

stellt gewesen war, und wurde von diesem veranlaßt, sich an den kunstsinigen Intendanten und einsichtsvollen Förderer junger Talente, Geheimrath von Lüttichau in Dresden, zu wenden. Sie that so und erhielt die Antwort, sie möge sich persönlich vorstellen. Um diese Vorstellung zu ermöglichen und um zugleich Herrn von Lüttichau Gelegenheit zu geben, sich ein selbstständiges Urtheil über ihre Leistungen zu bilden, bewarb sich Frida um ein Gastspiel beim Resmüller'schen, sogenannten „zweiten Theater“ in Dresden. Dies zu erreichen, war unschwer, denn Herr Direktor Resmüller, stets beflissen, sein Publikum durch interessante Gäste in angenehmer Spannung zu erhalten, ging sogleich auf den Antrag ein und hat sich dadurch ein bleibendes Denkmal bei den Kunstfreunden Dresdens gesichert, indem Frida's Gastspiel auf seiner Bühne die regste Theilnahme fand und Veranlassung zu ihrer Ausstellung an der, unter Herrn von Lüttichaus Leitung stehenden, hochbedeutenden Kunststätte wurde.

Am 1. Mai 1858 trat sie in den Verband des Hoftheaters ein und erwarb sich auch auf diesen heißen Brettern, obgleich das Feld ihrer Darstellungen von dem herrschenden Repertoire der Tragödie, des großen Schauspiels und der Oper sehr eingeschränkt wurde, die allgemeinsten Sympathien. Denn wie Frida's Gesang und Spiel aus dem Herzen kam, so ging es zum Herzen, und die überraschenden Talentblitze, die ihre natürliche Begabung allüberall einstreute, erregten jenes urkräftige Behagen, das, wie Goethe sagt, des Zuschauers und Hörers Gemüt durchdringt. Sie gab das Beste ihres Wesens, wenn sie in dem Liederpiel: „'s Lorle im Schwarzwald“ sang: „I bin Dir gar zu gut, i kann Di leide.“ Ihre Seele redete in diesen einfachen Tönen mit einer Wärme, die auch die Kühlergestimmten des großen Publikums mächtig ergriff. Nicht minder entzückte sie durch ihren Humor und ihre Drollerie in dem Liederpiel „Hans und Hanne“, wo sie die ländliche Befangenheit der Hanne so possierlich und wiederum so rührend darstellte, daß sie eine der höchsten Kunstwirkungen — Lachen und Weinen in einem Zuge — bei den Zuschauern erreichte. Sprichwörtlich war damals die Antwort der armen, beschränkten Hanne geworden, die sie dem flotten Hans auf die Frage giebt: „Na, Hanne, kannst Du denn lesen?“ — „Ob i lesen kann? Ja, Erbsen und Linsen.“

In den Alpenscenen: „'s lezi Fensterl“ und „Drei Jahre nach dem lezt'n Fensterl“ erreichte Frida eine wahrhaft tragische Wirkung, wenn die schmerzlich harrende Geliebte plötzlich ihren todtgeglaubten Herzenschatz wieder sieht und bei seinem Erscheinen einen Schrei ausstößt, in welchem sich der höchste Jubel und die Befürchtung, es sei nur sein Geist, nicht er selbst, ausdrückt. Sie traf den Ton, der die Zuhörer bis ins Mark erschütterte mit einer Unmittelbarkeit, welche von der Schöpferkraft ihres Talents das glänzendste Zeugniß ablegte. Frida konnte den bekannten Ausspruch auf sich beziehen: „Ihr Genre ist nicht groß, aber sie ist groß in diesem Genre.“ Gegenüber dem urwüchsigem Naturtalent, das sie durch seine Eingebungen oft sogar

auf gleiche Höhe mit großen, feingeschulten Künstlern stellte, mußte man zu der Frage gedrängt werden: Was wäre nun erst aus ihr geworden, wenn sie eine vollendete Ausbildung genossen hätte? Aber es gab einen Trost für diesen unleugbaren Mangel. Würden Verfeinerung und Abschleifung durch regelrechte Studien nicht auch den zarten Blütenstaub von ihrem Gesange und ihrer Darstellung abgestreift haben, jenen Zauber der Ursprünglichkeit und Kindlichkeit, welcher die Gaben ihres Talents einem Blumenstrauß, frisch in Wiesen und Wäldern gesammelt und mit den köstlichen Thanthränen des Himmels befeuchtet, vergleichbar machte?

Frida von Schütz besaß keine sieghafte Persönlichkeit. Ihre Gestalt war groß und schlank, ihre Züge ausdrucksvoll, aber nicht unbedingt schön. Schmale Gesichtsbildung, ein fettes Stumpfnäschen, eine Stirn, auf welcher ein selbstständiges Denken thronte, und die von schwarzen, glänzenden Scheiteln umrahmt war, ein großer Mund, der aber die leiseften Absichten oder Schattirungen der Sprecherin durch seine Ausdrucksfähigkeit unterstützte. Sieghaft schön waren nur Fridas Augen, von jener unbestimmten, graubraunen Farbe, die bald hellglänzig-harmlos schimmert, bald dunkel glutvoll blickt. Diese schönen, großen Augen, die der treueste Spiegel ihres seelischen Reichthums waren, umfriedigte das dunkle, seidene Wimperhaar wie das Schilf einen unergründlichen Alpsee. Fein gebogene, schwarze Brauen bildeten gleichsam die Thore, unter welchen hervor der Geist der Künstlerin in neckischen, zärtlichen, zürnenden, neugierig-kindlichen und seelenvollen Blicken seinen siegesfrendigen Rundgang durch die Kunstwelt hielt.

Es versteht sich fast von selbst, daß eine Künstlernatur, wie die Fridas, alle Zerrbilderei und Uebertreibung verabscheute. Die Kunst war ihr die keusche Göttin, die nur herabgewürdigt werden kann durch die schon damals eingerissene und seitdem immer mehr ausgebildete Effekthascherei und alle jene pikanten oder frivolen Spitzfindigkeiten im Spiel, die für tiefes Eindringen in die Rolle und für neuerjonnene, wunderbare „Nuancen“ gelten möchten, und doch keinen Zweck haben, als den: das Publikum zu verblüffen und zu stärkeren Beifallskundgebungen anzustacheln. Frida konnte niemals zur Virtuositin im modernen übeln Sinne werden, davor bewahrte sie ihre, bei aller Naturwahrheit in der Darstellung, dem Idealen zugewendete Geistesrichtung. Aus dem Vortrag ihrer kleinen, harmlosen Lieder sprach die deutsche Volksseele; ihr Humor, zwar zuweilen derb, aber grunddeutsch-trenherzig und aller Zweideutigkeit fern wie der Himmel der Erde. Das feingebildete Publikum Dresdens, und namentlich auch der Hof, erkannten diese Vorzüge gebührend an und ehrten Frida durch einen Beifall, welcher der Wärme und erquickenden Naturtreue ihres Spiels entsprach. Man beklagte nur, daß das für den Kothurn in Wort und Gesang hauptsächlich berechnete Repertoire des königlichen Hoftheaters (mit Ausnahme der im Sommer 1858 noch stattfindenden, von 1859 an aber für immer eingestellten

Vorstellungen im königlichen Theater auf dem Linkeischen Bade, die hauptsächlich im Dienste der drahtlich-heitern Muse standen) Frida so wenig Gelegenheit bot, ihre Talentschwingen zu entfalten.

Nur gar zu gern hätte sie sich zu dem Fach der Soubretten in der Spieloper emporgearbeitet, und an Fleiß und Strebsamkeit würde es der mit einer seltenen Willenskraft begabten Künstlerin nicht gefehlt haben. Aber zweierlei stand leider der Erreichung dieses Zieles entgegen: die für ein künstlerisches Opernensemble, wie das der Dresdener Hofbühne, doch zu mangelhafte musikalische Aus- und Stimmbildung, und der österreichische Dialekt, der, wie es schien, mit ihr verwachsen und kaum zu entwurzeln war. Wenigstens vermochte Frida in den anderthalb Jahren, während welchen sie der königlichen Hofbühne angehörte, trotz regstem Eifer und hingebendstem Studium, diese Mundart noch keineswegs zum Hochdeutschen abzurunden ohne geziert und unnatürlich zu werden.

Ihre Hauptrollen in Dresden waren und blieben daher: die Almerin in „Das Versprechen hinterm Herd“, die Hanne in „Hans und Hanne“, Liese in „Die Verlobung bei der Laterne“, woraus sie ein hinreißendes, ländliches Genrebild schuf, Salome in „Der Talisman“, die Jugend in „Der Bauer als Millionär“, Rosa in „Der Verschwender“, die Titelrolle in „'s Lorle im Schwarzwald“ und die Almerin in „'s lekti Fensterl“ und in „Drei Jahre nach dem lekt'n Fensterl“. Ein Versuch mit der Rolle der Baronin im „Wildschütz“ wurde unternommen, und wahrlich, die ehrgeizige und strebame junge Künstlerin ließ es an Fleiß beim Einstudiren nicht fehlen. Sie bezwang wohl leidlich den Dialektanklang in der Prosa, aber man merkte eben den Zwang, die Absicht, und wurde verstimmt. Noch schwieriger war es mit dem Gesang. Die korrekte musikalische Ausbildung, der höhere künstlerische Schliff fehlte, und somit die vollendete Beherrschung des Organs, um die immerhin trefflichen Intentionen der talentvollen Darstellerin zur Geltung zu bringen. Vom schmerzlichen Gefühl des Unvermögens bedrückt, betonirte Frida an jenem Abende sogar, was ihr sonst nicht begegnete. Nicht viel besser ging es in „Doktor und Friseur“, worin ihr die italienischen Reben, die man ihr beizubringen bemüht war, verzweifelt viel zu schaffen machten. Es war eben all dies Unzulängliche lediglich auf den frühen Mangel an Schule und an jener Geistesdressur zurückzuführen, wodurch die Fähigkeit, verschiedene Bildungsformen mit größerer Leichtigkeit anzunehmen, entwickelt wird. Diese Geschmeidigkeit in den zwanziger Jahren nachzuholen, ist allerdings unendlich schwer, fast unmöglich. Dennoch bezweifelte man nicht, daß, wenn Frida am Leben geblieben wäre und sich einer ausdauernden Gesundheit zu erfreuen gehabt hätte, noch manches schöne Ziel, das vorläufig fern schien, bei ihrem starken Willen und ihren vorzüglichen Anlagen erreicht worden wäre. Der geistvolle und gemüthreiche Vater Beller- mann von der Dresdener Hofkirche, der für sein ehlich-fromm gesinntes Weichkind lebhaftest Theilnahme empfand, jagte treffend: „Sie

ist aus einem Stoff, aus dem sich alles formen läßt. Ich hoffe das Beste für ihre künstlerische Weiterentwicklung."

Diese Weiterentwicklung im höchsten geistigen Sinne übernahm der Himmel. Im Herbst des Jahres 1859 sang und spielte Frida noch in Tetschen an der Elbe zum Besten einer dort zu errichtenden Realschule. Als sie nach einer unbehaglichen Nachtfahrt früh 4 Uhr zurückkehrte, überfiel sie ein heftiges Frostschütteln, woraus sich ein Katarrh entwickelte, der sich nicht verlieren wollte. Dennoch folgte die schon Kränkelnde aufopferungsvoll dem Rufe ihrer Schwester, welche in Annaberg in Sachsen bei einer reisenden Schauspielergesellschaft als Soubrette engagirt war. Dieselbe wollte sich verheiraten, brauchte Geld und bat Frida, in ihrem bevorstehenden Benefiz zu gastiren, damit sie eine gute Einnahme mache. Trotz dringendster Warnungen der Mutter reiste Frida, nachdem sie den erbetenen Urlaub erhalten hatte, bei höchst ungünstiger Witterung ab und kehrte nach fünf Tagen, zwar mit einem tüchtigen Schnupfen behaftet, der in Fieber überging, doch in heiterer Stimmung und guten Muthes zurück. Eine abermalige Einladung, in Tetschen zu singen, wurde leider nicht abgeschlagen, obgleich Frida seit der Annaberger Gastspielreise sich nie ganz fieberfrei fühlte. Nach diesem dritten, bei ungünstigstem Herbstwetter gewagten Ausfluge, traf die Nermste schon todtkrank zu Hause ein. Die Gicht, an welcher sie seit frühesten Jugend so unsäglich und schwer gelitten hatte, trat in furchtbarster Weise hervor. Doch ahnten die Ihrigen nicht die tödtliche Gefahr, ebensowenig die Freunde und Bekannten. Als ich zum letzten Male an Fridas Lager stand, nickte sie mir nur schwach zu, denn ein entsetzlicher Gichtanfall hatte sie so matt niedergeworfen, daß sie nicht sprechen konnte. Demungeachtet fürchtete man noch nicht das Kennerste. Der Arzt tröstete die Mutter, und sie hoffte alles von der Tochter guter Natur. Dann kamen Herr von Schütz, der beim Resmüller-Theater als Souffleur angestellt war, und der Bruder nach Hause, der an demselben Theater als Orchestermitglied wirkte, sie beklagten wohl schmerzlich das Leiden der theuren Tochter und Schwester, aber sie gaben sich sämmtlich vertrauensvoll dem Gedanken hin, eine Reise nach Teplitz und der Gebrauch der dortigen Quellen im nächsten Frühjahr, werde Heilung bringen. Die Vorsetzung hatte es anders beschloffen. In der Nacht zum 26. November war die Gicht nach späterer Aussage der Aerzte in den Kopf getreten und hatte einen Gehirnschlag herbeigeführt. Frida schrie plötzlich angstvoll auf, es war ihr, als kämen schwarze Männer auf sie losgeschritten, die sie ermorden wollten. Ihre Mutter lief nach dem Arzte, der Vater nach dem Vater Wellermann, nur ihr Bruder blieb bei ihr. In seinen Armen verschied sie; ihre letzten Worte zeugten noch von ihrer Herzensgüte und Pflichttreue, sie jammerte, als sie ihr Ende herannahen fühlte: „Meine armen Eltern!“

Der hereinbrechende düstere Novembermorgen fand die liebliche Blume geknickt. Frida von Schütz starb  $1\frac{1}{6}$  Uhr am 26. November 1859

und wurde am 28. unter innigster, tiefgefühltester Theilnahme der ganzen Stadt auf dem katholischen Friedhofe der Friedrichstadt beerdigt. Pater Bellermann hielt eine erschütternde Leichenrede, die der allgemeinen Hochachtung und Liebe, welche Frida sowohl als Künstlerin, als auch als Privatperson genossen hatte, den ehrenvollsten und beredtesten Ausdruck lieh. —

Werfen wir noch einen Blick auf die früh Dahingegangene als Nichtkünstlerin, als Kollegin, Gesellschafterin, so entrollt sich vor uns ein Bild reich an Farbenwechsel, neckisch und lieblich. Frida war heiter, voll witziger Einfälle, aber nie verlegend in ihren treffenden Aussprüchen. Nichts war possierlicher, als wenn sie von jemand behauptete, sie kenne ihn in- und auswendig und wisse nicht gerade viel gutes über ihn zu sagen. Dann warf sie bedeutungsvolle Seitenblicke, nickte langsam mit dem Kopfe und sagte mit schnarrendem Tone: „Na, den kenn' i, als ob i ihn g'macht hätt'.“

Einer meiner Dresdener Freunde, der königliche Oberbibliothekar und Kulturhistoriker Hofrath Klemm, wünschte sehr, Frida im geselligen Kreise kennen zu lernen, da er so viel von ihrer lebenswürdigen Offenheit und ihrem unverwüsthlichen Humor gehört hatte. Ich veranstaltete deshalb eine kleine Abendgesellschaft und lud außer Hofrath Klemm und Frida von Schütz noch einige andere Kolleginnen vom Hoftheater ein. Es war in der That eine lustige Gesellschaft, Frida sprudelte über von guten Einfällen, die freilich nicht immer zu den feinsten, geschuiegeltsten gehörten, vielmehr etwas derb waren, aber die den Kulturhistoriker zu dem Ausspruch veranlaßten: „Wenn man ein Götterbild kernigen deutschen Volkshumors aufstellen wollte, müßte Frida von Schütz auf das Postament gehoben werden.“

„Was?“ rief Frida lachend, „heben wollen's mi? Aufheben bei denen alten Mumrien in Ihr'n großen Tempel drüben? (Sie meinte das Bibliothekgebäude.) Na, da wollt i doch lieber, daß alle vierzehn Nothhelfer und die elf tausend Jungfrauen mi auf den Feuerboden 'naufheben thäten, als so ang'nagelt und steif in a'n Glasfaßten aufg'hoben z'werden.“

Als ich eine dampfende Bowle Punsch auftragen ließ, rief Frida lachend: „Na, das is guat! M'r sein all' a bissel ausg'laffen, da verschreibt uns die liebe Kollegin a'n schwachen Kamüllentheee, der soll das G'blüt beruhigen.“

In Oesterreich hat man den Ausdruck: „Du garstiger Ding“; Frida machte ein Femininum daraus und sagte herzlich begütigend, als ich ihr ob des „schwachen Kamüllenthees“ drohte: „Nix für unguat. Wissens aber, Sie garstige Dingin, daß S' mir heut' noch ka Bußerl geben haben?“

Die letzte Zeit ihres jungen Lebens wurde der herzigen Kollegin und trefflichen Künstlerin durch die Gesinnungslosigkeit eines Mannes verbittert, der sich zuerst aus allen Kräften um ihre Liebe beworben, und als er sie endlich errungen und Frida ihm ihr treu- und warmempfindendes Herz dahingegen hatte, sich eines solchen Schatzes

nicht würdig zeigte. Wer in solchen verzweiflungsvollen Stunden, wo wieder einmal einer seiner Briefe ihr gezeigt hatte, daß sie nicht so geliebt wurde, wie sie liebte, daß Familienvorurtheile wohl gar imstande sein dürften, von seiner Seite eine Lösung des Verhältnisses herbeizuführen, wer da von ihr die unter tausend Thränen gestammelten Worte hörte: „O Du mei lieber Herrgott, laß mir doch nur den einzigen lieben Mann, i will All's auf Erd'n entbeh'r'n, aber laß m'r nur ihn!“ der fühlte, daß Frida ein Mädchen war, das am gebrochenen Herzen sterben konnte.

Daß diese unglückliche Liebe an ihrem Leben zehrte, daß dies ewige Schweben zwischen Hoffnung und Verzweiflung einen verderblichen Einfluß auf ihre Gesundheit ausübte, war denjenigen, die ihr nahe standen, kein Geheimniß, sodaß auch die hinzutretende schwere Krankheit bei der im Gemüt so tief Bewegten leichteres Spiel haben mochte.

Ihre letzte Rolle war die der Liese in „Die Verlobung bei der Laterne“, in welcher sich ihr schöpferisches Talent so wunderbar bethätigte. Die heimliche Liebe der armen Magd zu dem von zwei reichen Wittwen umwordenen Peter wußte sie so rührend, so einfach wahr darzustellen, daß man in dem lustigen Stücklein oft Thränen sah, die Fridas Spiel und Gesang hervorgehört hatte. Das ist eben der echte Humor, welcher zwischen Scherz und Ernst wie ein Strom zwischen seinen Ufern dahinrauscht. Und diesen Humor besaß sie.

Zum letzten Male stand Frida von Schütz auf der königlichen Hofbühne, als die Mitglieder des Hoftheaters gelegentlich der Schillerfeier die Statue des deutschen Dichtersfürsten bekränzten. Ach, sie war so kindlich fröhlich an jenem Abende, sie ahnte ja nicht, daß sie von den Brettern, deren Zierde sie gewesen, den ewigen Abschied nahm.

Ein rührender Zug des theilnahmvollen Herzens des liebenswerthen Mädchens beschließt diese Schilderung ihres Charakters und ihres Lebensganges. Als unser verehrtes Königshaus einen so schmerzlichen Verlust in dem plötzlichen Dahinscheiden der jugendlichen Erbgroßherzogin von Toscana, der Tochter Königs Johann von Sachsen, erlitt, war Frida außer sich und weinte die bittersten Thränen, indem sie rief: „O wenn i's nur dem guten König sagen könnt', wie schwer i sein' Kummer mitempfind'. Kommens“, sagte sie zu mir, „wir geh'n ins Schloß, da liegt a Buch, da kann m'r sich einschreib'n, da liest er's doch, daß m'r mit ihm wein'n.“ Ich entgegnete, dies Buch sei doch wohl nicht für uns ausgelegt, es könne am Ende gar zudringlich erscheinen, wenn wir uns dort einschrieben. Es half alles nichts, ich mußte mit, denn Frida sagte: „Geh'n's mit Ihre Bedenken! Wenn die Kratelsfüß' meiner Namensunterschrift auch nit red'n könn', wie's in mein'm Herzen ausschaut, der gute König merkt's doch, wie's g'meint is.“

Einen warmempfundenen poetischen Nachruf widmete ihr der

Schriftsteller Robert Waldmüller in der Dresdener Konstitutionellen Zeitung, er feiert das Naturkind, die Almerin, die sie so unwiderstehlich treu und wahr zu verlebendigen wußte, und endigt mit den Worten:

„D hätte Dich die donnernde Lawine  
Dahingerafft, wenn sie zu Thale jagt!  
D lägst Du jetzt, wo Deine wahre Bühne,  
Von Kindern des Gebirg's umringt, umkragt!

D könnten wir die Täuschung uns bewahren,  
— Denn nun hat sie allein für uns noch Sinn —  
Du sei'st im Wettersturm dahin gefahren  
Und starbst den Tod der echten Almerin!“





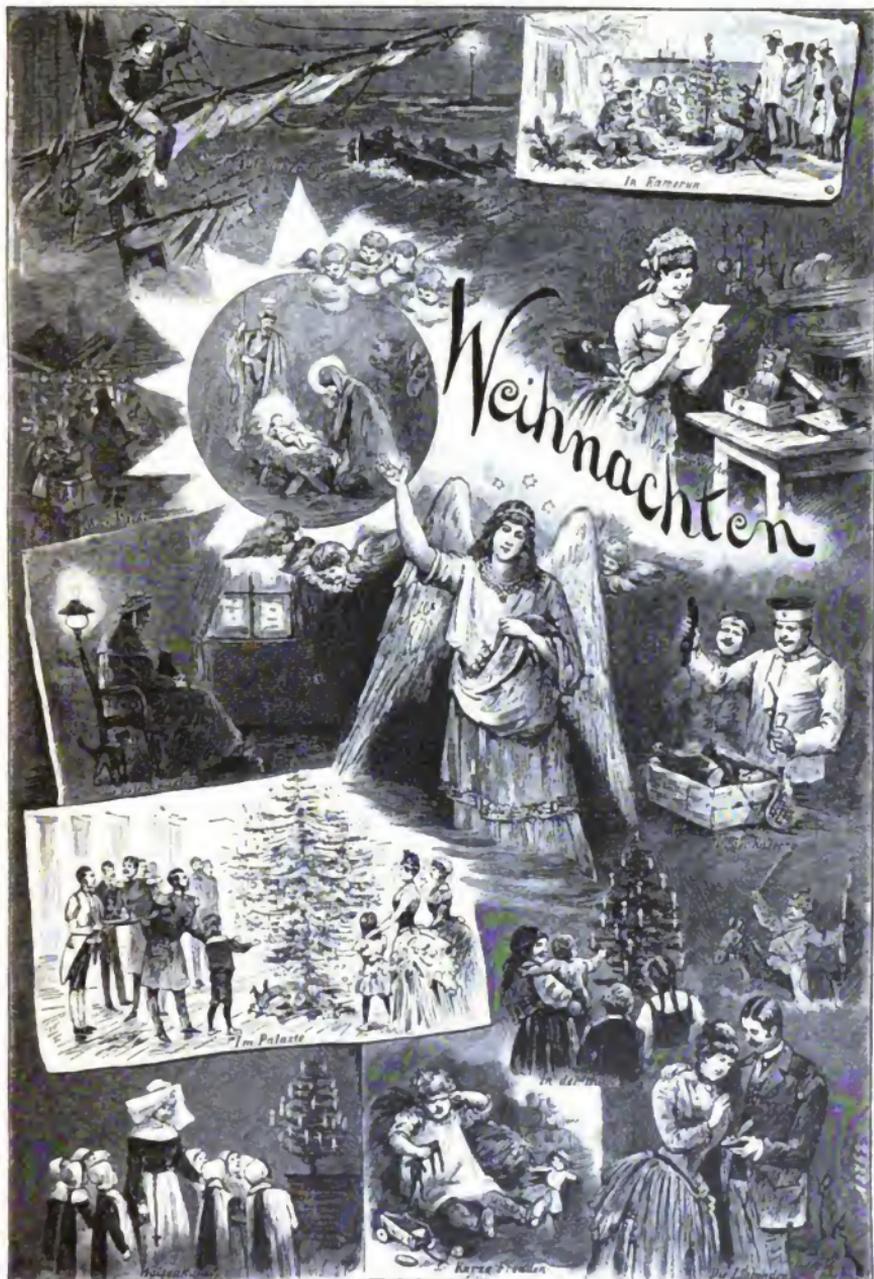
## München im Jahre 1888.

Von Adolf Fleischmann.

**F**rühling, Sommer und Herbst des Jahres 1888 waren für München die Zeit theils reicher Ernte aus früheren Saaten, theils der Ausfaat für die Zukunft; eine kulturhistorische Epoche ersten Ranges; ein Nachweis ungeheurer Aufschwungs in Literatur, Industrie und Kunst im weitesten Sinn und des staatlichen Lebens.

Die Wissenschaft Münchens ging ihren ehrwürdigen, steten Gang; ein äußeres, in die Erscheinung tretendes Zeichen, ein vor das sinnliche Auge tretendes Bild des Sonst und Jetzt, haben wir nur im Zusammenhang mit jenem Nachweis, nicht für sie allein zu verzeichnen. Fast ein Jahrhundert ist es, seitdem die Saaten gestreut wurden. Sie sind zwar nicht etwa erst im Jahre 1888 aufgegangen, wohl aber haben die Stadt und das Land, nachdem die tiefe Trauer um den tragischen Heimgang König Ludwigs II. abgelegt war, in diesem Jahre Akt davon genommen, daß und wie die Saat aufgegangen ist und haben dies äußerlich bethätigt und zu erkennen gegeben. In diesem Sinne haben wir den Frühling, Sommer und Herbst des reichen Jahres eine Zeit der Ernte genannt; gleichsam ein Erntefest, welches alle bisherigen Ernten zusammenfassen sollte.

Von der Saat selbst, welche schon der letzte Kurfürst und zugleich der erste König, sodann sein erhabener Sohn, König Ludwig I., beide gemeinsam mit den Männern ihres Sinnes und ihrer Wahl und ihre Nachfolger austreuten, wollen wir unsere Leser ebenso wenig unterhalten, als von der Art und Weise und Zeit des Aufgangs dieser Saat, der Störungen und Hemmnisse desselben und seines endlichen, glücklichen Sieges über diese Elemente. Das sind Dinge, welche der Geschichte angehören. Nur wie sich München schon seit zwei Jahren gerüstet und im Jahre 1888 ausgeführt hat, vor ganz Deutschland Zeugniß abzulegen von diesem Sieg — nur davon sei hier die Rede, wobei aber — wie wir gleich jetzt hervor-



In der Christnacht.

Nach einer Originalzeichnung von Wilhelm Grögler.

11

heben wollen — nicht etwa eine Nachlese der Tausende von hierüber erschienenen Zeitungsartikeln gehalten, sondern ein das Ganze umfassendes Bild gegeben werden soll, in welchem nur einzelne hervorragende Punkte, die das Publikum bereits kennt, vielleicht als liebe Bekannte in einer gewissen Gesamtbeleuchtung mit Gesamtwirkung wieder hervortreten dürften. Denn jenes war der leitende Gedanke der Schöpfer und Führer bei allen Veranstaltungen, Festen und sonstigen Kundgebungen, welche im Laufe jener Monate die Stadt und das Land in Aufregung versetzten und erhielten, welche die Augen und Reiseziele einer ungewöhnlich großen Anzahl von Gästen auf München lockten, auf die schöne Residenz Bayerns an den Ufern der Isar, von denen sonst nur das eine die Stadt begrenzte, während sie sich jetzt, von einer Einwohnerzahl von etwa 50,000 zu Anfang dieses Jahrhunderts bis auf nahezu von 260,000 gewachsen, an beiden entlang ausdehnt, und beide um den Vorrang der Schönheit streiten. Und da dieser Streit sich bisher von selbst zugunsten des rechten Isarufers entschieden hat, welches ehemals mit der Stadt keinen andern Zusammenhang hatte, als eine Holzbrücke, ist jetzt im Frühjahr 1888 auf dem linken Ufer der Palast der Kunstgewerbeausstellung erbaut und hiermit die Endgiltigkeit jener Entscheidung sofort wieder zweifelhaft geworden. Es war in der That eine geniale Kühnheit des Architekten H. Emanuel Seidl in München, dieses Ufer für dieses Gebäude zu wählen, oder, wenn er es nicht selbst gewählt hat, dort seinen Bau zu wagen — ein lang hingestrecktes, von jeder Flußwassersteigung überflutetes, grobes Kies- und Steingerölle, nur, etwas entfernt vom Wasser, mit alten Kastanienbäumen und wenigen, elenden Hütten — Häuser im heutigen Sinne Münchens kann man nicht sagen — besetzt, von der oberen Isarbrücke, welche die Zweibrückenstraße mit der Vorstadt Au verbindet, bis herunter zum Mariannenplatz, also längs der ganzen alten Quai- und Floßstraße sich ausdehnend. Die Hütten mußten angekauft und abgebrochen, das Land mußte bedeutend aufgetragen und erhöht und die Ufer mußten mit einer Mauer eingebaut werden. Es durfte aber keine einfache Mauer werden. Sie wurde ein Schmuck des Ufers mit zwei großen vorspringenden, halbrunden Balkons, in deren Mitte eine breite Treppe in den Fluß hineinführte, geziert mit zwei auf Felsen hingestreckten, sinnig in die Flut schauenden Flußgöttinnen vollendetster Formen. Gar Mancher schüttelte den Kopf über diese scheinbare Sisyphusarbeit und den Kostenaufwand. Aber die Arbeit wurde in Angriff genommen, für das Geld wurde gesorgt, bald erhob sich eine ebene Terrasse auf dem Steingerölle. So hatte es auch der große Säemann, König Ludwig I., gemacht, als er Stadt und Land mit den Bauten schmückte, die so manches Blatt der Geschichte der Baukunst füllen, und seine Saat war aufgegangen. Es galt ja, eine deutsche Kunstgewerbeausstellung zu veranstalten und der Welt zu zeigen, daß das deutsche Kunstgewerbe wieder, wie ehemals zur Zeit der Nürnberger Meister, auf eigenen Füßen zu stehen gelernt

habe, vor französischen und englischen Mustern nicht mehr zurückzuschrecken brauche und daß man im neuen deutschen Reich nicht mehr diese, sondern deutsche Produkte suchen müsse, um Zweckmäßigkeit, Nützlichkeit, Behagen und Bequemlichkeit, verbunden mit Schönheit in Geräthe und Geschmeide, in Wohnhaus und Palast, in Kapelle und Dom einziehen zu lassen. Zwar besteht in München schon seit 1854 der Glaspalast, der damals nach dem Muster des englischen, kurz vorher für die vom Prinzgemal, Prinz Albert inspirirte erste Weltausstellung errichteten Glaspalastes ebenso kühn auf ödes Land hingezaubert worden war, wie jetzt der Ausstellungspalast an der Isar. Aber er war schon vergeben für die internationale Kunstausstellung, welche ebenfalls im Sommer 1888 stattfinden sollte. Und so wurde denn gleichzeitig hier eine Reihe von Sälen eingerichtet, unterbrochen von großen, säulengestützten Kuppelwölbungen, in denen mächtige Fontänen rauschten, um den Gemälden und Bildhauerarbeiten deutscher, österreichischer, ungarischer, belgischer, holländischer, italienischer, schwedischer, englischer, amerikanischer Künstler eine würdige Aufnahme und Aufstellung zu gewähren — und dort ein leichter Holzbau auf neu geschaffenen Grunde errichtet, der, als er noch vom Gerüste umgeben in der Entstehung begriffen war, in allen, die den Entwurf in seiner Vollendung nicht kennen zu lernen Gelegenheit hatten, keine Ahnung davon aufkommen ließ, welches Bild sich nach Entfernung der Gerüste ihrem erstaunten Auge zeigen würde. Denn, wenn sie auch in ihrem Leben alle Ausstellungen der Welt gesehen hätten — ganz andere Formen sollte der Münchener Ausstellungspalast tragen. Aber — so zweifelte man — wo sollen denn die Menschen sich ergehen und vergnügen, wenn sie die Ausstellung besuchen? Da ist ja kein Park, der Raum am Ufer vor dem Gebände ist ja zu eng! Auch dieser Befürchtung, die wohl begründet war, wurde begegnet. Dieser enge Raum wurde zu einer amuthigen Promenade verwendet und die dem Ufer gegenüberliegende, von zwei Isararmen gebildete, baumbeschattete Insel zu einem Park aus-  
 ersehen, um darin ein besonderes (zweites) Restaurationsgebäude zu errichten und die Insel durch eine Brücke mit dem das Ausstellungsgebäude tragenden Ufer zu verbinden. Kurz nach diesen Vorbereitungen erhob sich auf dem Isarthorplatz die mächtige Rotunde für die dritte Ausstellung, diejenige der Kraft- und Arbeitsmaschinen, und die Stadt sah einem Sommerbesuch und einem Zustrom von Kunstgewerbe- und großen Industriegegenständen entgegen, wie nie zuvor.

Aber auch das Hoftheater hatte Vorbereitungen getroffen, um im Laufe des Sommers seine Hallen einem erwartungsvollen, großen Publikum öffnen und ihm ein Repertoire von besonderem Interesse bieten zu können. Im Sommer 1887 waren zwei neue vaterländische Dramen des Münchener Dichter Martin Greif erschienen und die königliche Intendanz hatte sie zur Aufführung angenommen: „Heinrich der Löwe“ und „Die Palz im Rhein“, echt deutsche Stücke

kerniger Art, geschichtlich in sich so eng zusammenhängend, daß sie immer je an zwei Abenden hinter einander über die Bühne zu gehen bestimmt waren. Sie wurden mit der größten Sorgfalt einstudirt und bereits im März zum ersten Mal mit durchschlagendem Erfolg gegeben. Eine zweite, vielbesprochene Novität befand sich in der Vorbereitung, die Wagnersche Jugendoper: „Die Feen“. War es dort die Dichtung, der sich die darstellenden Künstler mit voller Wärme hingaben, da sie die Belohnung des Hauses Wittelsbach mit dem Herzogthum Bayern und den Sturz des trotzigem Welfen, vor dem der Kaiser in Partenkirchen (nicht in Chiananna, wie ältere Quellen bisher vermuthen ließen) den berühmten Fußfall that, wieder mit ebrenem Tritt in die Gegenwart hereinschreiten ließ — so war es hier bei den „Feen“ die Pracht der Ausstattung, mit welcher das Hoftheater bei den oft wiederholten Aufführungen allabendlich bei dicht besetztem Hause verdiente Lorbeeren ernten sollte.

Bereits für 1886 war eine imposante Feier des 100jährigen Geburtstages Königs Ludwig I. geplant worden, welche damals wegen der erschütternden Ereignisse im Königshause unterbleiben mußte und nun für den Sommer 1888 in Aussicht genommen war. Die schon früher konstituirten Komitès waren seit Anfang des Jahres in voller Thätigkeit, um der Centenarfeier eine Gestalt zu geben, welche erkennen lassen sollte, daß Stadt und Land es der Ausfaat dieses Königs verdanke, in München jetzt die Stadt zu sehen, die es geworden. Man wollte festsymbolisch zeigen, daß er den Grundstein zur jetzigen Ausdehnung der bayerischen Residenz gelegt und Wissenschaft, Kunst und Kunstgewerbe in dieselbe eingeführt habe und daß sein deutscher Sinn es gewesen, welcher, wenn auch langsam, das jetzige Staatsleben des Königreiches und seine jetzige Stellung in und zum Reich vorbereitet hatte. Der Magistrat hatte einen der bedeutendsten Künstler Münchens, Wilhelm Lindenschmid, Professor an der Akademie der Künste, beauftragt, in einem für das Rathhaus bestimmten (und gegenwärtig dort bereits prangenden) Kolossalbild jene Thätigkeit des Königs symbolisch und zugleich historisch darzustellen. Verfasser dieser Zeilen hat das Bild entstehen sehen, gerührt und erhoben von der Pietät gegen den König, welche nicht bloß den Künstler persönlich zu dem großen Werk begeisterte, sondern sich gleichsam in seiner Künstlerseele so spiegelte, wie man sie allüberall in der Stadt wahrnehmen konnte.

Aber — — ein trüber Schatten lag über all diesem Denken und Schaffen. Nur wer es selbst gesehen, kann ein treues Bild von der Wärme haben, mit welcher das bayerische Volk am deutschen Kronprinzen hing, der dessen Söhne in ruhmreichen Schlachten gegen den Feind geführt und ihnen einen Antheil an der Entstehung des neuen Reiches gesichert hatte, vor welchem trübe Erinnerungen aus früherer Zeit, wie Nebel vor der Sonne, verschwanden. Und dieser Mann war soeben, selbst schon umrauscht von den Schwingen des Todesengels aus San Remo an das Sterbebett des Waters, Kaiser

Wilhelms geeilt! Daß der greise Kaiser schon am 9. März ruhmgekrönt und von einer Welt, nicht nur vom deutschen Volk, verehrt und geliebt, wie nie ein Monarch, heimgegangen war, rief natürliche Trauer hervor. Aber sie war gemischt mit dem Stolze, einen solchen Mann auf dem Throne seines neu gegründeten Reiches gesehen zu haben und Trauer, ebenso wie dieser Stolz, sprach sich in dem Riesentatafalk aus, der in München mit Aufwand aller Kunst und Pracht, denen die Stadt fähig war, errichtet wurde. Der Gedanke: der König ist todt, es lebe der König! — beherrschte alle Kreise der Bevölkerung, wie alleenthalben im Reich. Aber die Sorge um den nun auf den Thron gelangten, geliebten Kronprinzen wich nicht. Tag für Tag riß man sich auf den Straßen um die Tagesblätter oder fragte: Wie geht's dem Kaiser? und in banger Ahnung nahmen die Vorbereitungsarbeiten für den Sommer ihren Fortgang. Das war die Stimmung. Weihevoll und ernst für Vergangenheit und Zukunft, hangend in peinlicher Befürchtung für die Tage der Gegenwart, die in Arbeit und Schaffen ausgenutzt werden mußten.

Im Mai wurden die Ausstellungen an der Isar und im Glaspalast eröffnet. Außen war alles fertig, im Innern noch nicht. Täglich mehrten sich Kisten und Kästen und fast fehlten die Räume, so groß und weit sie auch bemessen waren. Die Bauwerke der Kunstgewerbeausstellung an der Isar standen in vollendeter Gestalt, frei und zugänglich, schon umspritzt von dem keimenden Rasen und umhangen und leicht beschattet vom zarten Laub des Wonnemondes. Sie waren vornehm und fürstlich in einem wirklichen Stile erbaut, keine großen, unschönen Kuppeln, oder Reihen niedlicher Schweizerhäuser waren zu sehen, wie sie so häufig bei solchen und auch bei den gleichzeitig mit der Münchener in diesem Sommer veranstalteten Ausstellungen anderer außerdeutscher Städte in Anwendung gebracht worden sind. Man stand hier vor großen Massen in schönster Gruppirung, vor einer hellfarbigen, heiteren Architektur mit Quaderungen, stark vorspringenden, gefälligen Gesimsen, mächtigen Fenster- und Portalhalbkreisen mit allegorisch gemalten Friesen und mythologischen Figuren reich geschmückt. Der Gedanke, nur einen leichten Holzbau vor sich zu sehen, kam gar nicht auf, denn die Formen des Baues und die Bassins mit wasserspeienden Pferden und Ungeheuern, getragen und gehalten von riesigen Männer- und Frauengestalten, fesselten und sättigten das Auge vollständig. Ihren Triumph feierte die Architektur mit ihrer naiven einfachen Konstruktion in Bau- und Färbung des Restaurationsjaales im Hauptgebäude und im Mittelpavillon desselben mit dem Kaiserjaal. Was hier improvisirende Dekorationsmalerei geleistet hatte, das überbot fast der Restaurationspavillon auf der Insel, der unter schattige Baumgruppen hingezaubert schien, mit seiner wohlthuenden und einladenden Kombination von Vestibül, Saal, Zimmer, Verandas und Terrassen und einer wunderbaren, man kann sagen geistvoll angebrachten Studaturnamentif. Zwischen beiden Gebäuden erhoben sich mitten und un-

mittelbar ohne jedes Bassin aus dem Fluß drei riesige Fontänen, die 6—8 Stockwerk hoch emporrauschten und durch deren Diamantensprühregen hindurch man bei sonnigen Tagen die entzückendste Aussicht hinüber auf das in ganz ähnlichem Baustil wie das Hauptausstellungsgebäude aus reichen Baumgruppen hervorragende Maximiliancum, eine Stiftung König Maximilians II., des Sohnes König Ludwigs I., genießen konnte. Besonderes Interesse erregten die abendlichen elektrischen Beleuchtungen, welche oft von vielen Tausenden besucht waren. Man hatte auf dem Altan des nördlichen Einganges mit dem sogenannten „Aussichtsthurm“, eines Gebäudes von hervorragender architektonischer einfacher Schönheit, durch welches ein weites, offenes Thor in den Park führte und auf dessen mächtigem, in quadratischem mit Statuen und Kandelabern geschmückten Stufen sich erhebendem Unterbau ein Thurm emporragte, einen elektrischen Apparat angebracht, der sich nach verschiedenen Seiten hin drehen ließ, um die an sich schon reizende landschaftliche Umgebung des Parkes auch zur Nachtzeit in Bildern erscheinen zu lassen, deren Auswahl schon eine künstlerische Thätigkeit genannt werden durfte. Ein anderer, gleicher Apparat stand jenem gegenüber tief in einem Schopfen mitten im Fluß; in diesem befanden sich zugleich die ungeheueren Turbinen, welche die erwähnten drei Springquellen emportrieben. Drüben liegt, auf der Höhe des Ufers, die sogenannte Gasteiganlage und mitten in ihr eine alte, kleine Kirche mit ihrer trüben Erinnerung an das vatikanische Konzil von 1870, deren Infallibilitäts- und Unbeflecktheitsbeschlüsse veranlaßt hatten, daß man den „Altkatholiken“ dies enge Kirchlein einräumte, nugeben von einer Baumgruppierung seltenster Fülle und Pracht. Dorthin — das war z. B. eines jener Bilder — warf der hochaufgestellte Apparat weit über den Strom hin seinen Strahl, in welchem Hunderte von elektrischen Funken, wie Sternschnuppen zuckten. In derselben Linie gleichzeitig tief unten im Fluße erglänzt die eine jener Springquellen, getroffen vom Strahl des im Schopfen aufgestellten Apparates. Jetzt verwandelt sich phantastisch-lustig seine natürliche Wasserfarbe in tiefes Ultramarinblau, dann in blendendes Smaragdgrün und endlich in Roth, daß man meint, Bacchus läge im Fluße und spiege Rothwein in die Lüfte. Zugleich erglänzt in demselben Roth die obere Fontäne auf ganz dunkeltem Grunde der tiefen Nachtlustfarbe. In der Mitte steigt unbeleuchtet in natürlichem geisterhaften Scheine die dritte und größte majestätisch empor und die Tausende von Gästen, erst in tiefes Schweigen gebannt durch diese Macht und dieses Spiel der Natur und ihrer Kräfte, bricht in lautes, jubelndes Beifallrufen und Händeklatschen aus. — Und doch — wenn das elektrische Licht gegen  $\frac{1}{2}$  11 Uhr erloschen war und man über die Brücke heimkehrend noch einen Blick auf das ganze Bild warf, welches nun in einfachem, natürlichem Glanze der sternhellen, jetzt mondbeglänzten Zaubernacht vor unserem Auge liegt, der Palast hingestreckt am Fluße in seinen großen, schönen Formen, theilweise tief

beschattet von den buschigen Kronen der alten Kastanien; die drei Springquellen wie Geister auf den grünen Wellen der Isar tanzend; der gothische Thurm der Mariahilfskirche in der Lu mit seiner filigranartig durchbrochenen Spitze, hineinragend in die von der Tagesglut noch zitternde Nachtlust — dieses Bild war und ist immer noch schöner, als das elektrisch beleuchtete.

Die internationale Kunstausstellung im Glaspalast hatte einen ganz anderen Charakter. Es war natürlich zwar eine einladende Restauration daselbst eingerichtet. Das war aber auch alles. Im übrigen blieb das Interesse der Besucher fest an den ausgestellten Kunstwerken haften, auf welche hier näher einzugehen uns Beruf und Raum fehlen. Im allgemeinen trugen sie einen vorherrschend ernsten Charakter. Von Humor zeugten wenige Werke, und eines, an welches sich bereits eine Novelle geknüpft hat, kann nicht unerwähnt bleiben. Im Saal der Statuen und Büsten stand auf einem Sockel eine etwa  $\frac{3}{4}$  Meter hohe Venus, die ihren Amor übergelegt hat und mit der Ruthe züchtigt, während dieser mit dem Händchen sich an der betreffenden Stelle zu schützen und die Hiebe der wunderschönen, aber sehr erzürnten Mutter zu pariren sich bemüht. Dazu kam noch etwas. War's Absicht oder Zufall — kurz, unmittelbar vor dieser Gruppe war diese Büste des greisen Döllinger in Pastoraltracht so aufgestellt, daß er die Züchtigungsscene mit ansehen muß. Später wurde sie anders postirt. Wahrscheinlich gab es der Lacher doch zu viele. Ernst und würdig war der Eingang in das Gebäude. Hatte man den Vorjaal mit den Garderobe- und Kassenträumen durchschritten, so gelangte man in eine mächtige Halle, wo die Kolossalstatuen, z. B. Kaiser Wilhelm I., Graf Moltke zu Pferde a. a. m. Platz gefunden hatten und ein weites, hoch überwölbtes, mit Zierpflanzen und Ruheiszen umgebenes, lustig plätscherndes Wasserbasin, innerhalb einer großen Säulencorona immer dem Raume liebliche Kühlung brachte. Von hier aus schlossen sich nach rechts und links die mit Kunstwerken dicht besetzten Reihen der verschiedenen größeren und kleineren Säle an, alles belegt mit geflochtenen Decken, sodaß kein Tritt der Umherwandelnden hörbar war. Das praktische Ergebniß der Ausstellung war sehr befriedigend. Für eine volle Mill. Mark wurden Gemälde u. s. w. verkauft.

Der Kraft- und Arbeitsmaschinenausstellung näher zu gedenken, geht uns Beruf und Sachkenntniß ab. Sie war lediglich dem Interesse einer großen Anzahl von Gästen an den neuen Erfindungen gewidmet. Von allen drei Ausstellungen aber gilt der eingangs erwähnte Gedanke an Ernte und Saat gleichmäßig. Die Industrieausstellungen vorhergegangener Jahre hatten den Grund gelegt zu der auf der letzten Kunstgewerbeausstellung von 1888 klar hervorgetretenen Befreiung des Geschmacks von den verschiedensten Einflüssen des Mode und Muster gebietenden Auslandes und eigener Geschmacksverirrungen. Und in dieser Befreiung liegt der Keim ihrer befruchtenden Wirkung auf dem schon jetzt emporblühenden Handel

mit dem Kunstgewerbe und seinem Export. Ihre baulichen Erscheinungen waren schon durch die Geschmacksrichtungen Königs Ludwig I. und seiner Meister vorgezeichnet. Die Kunstausstellung im Glaspalast war die Frucht all jener großen Bestrebungen desselben Monarchen und der von ihm berufenen und durch seinen hohen Sinn durchwärmten bildenden Künstler. Sie wird ihrerseits die Grundlage und den Anlaß zu einem ständigen internationalen Kunstsalon in München werden, der die Bestrebungen der Künstler in enge Verbindung mit dem künstlerisch empfindenden Theil der Nation bringen soll, wonach sich gerade die namhaftesten Künstler Münchens sehnen. Dann müßte freilich der bisherige Comment aufhören, den man in München in den Ausstellungen und auch in dem kleinen, mit jenem ständigen ersehnten Salon nicht zu vergleichenden Kunstvereinsalon übt. Denn sich einer Ignorirung oder kurzen, wenn auch höflichen Antwort ausgezsetzt zu sehen, wenn man jemanden — und besonders eine Dame [ohne sich gegenseitig zu kennen, oder wenigstens vorgestellt zu sein] — anredet, um seinen Gedanken und Gefühlen über die Kunstwerke Ausdruck zu geben, — in den ersten Logen und im Parkett des Hoftheaters findet man dasselbe — dient wahrlich nicht dazu, zwischen den Bestrebungen der Künstler und dem künstlerisch empfindenden Theil der Nation jene Brücke zu schlagen. So gut der Künstler ein Publikum braucht, ebenso nöthig bedarf das Publikum freie Sitte ungezwungener und etiketteloser Unterhaltung in den Hallen der Kunst.

Der Gedanke, den hundertjährigen Geburtstag König Ludwigs I. (den 25. August 1786) festlich durch eine Centenarfeier zu begehen und den Dank für seine Verdienste um München seinen Manen in dieser Form auszusprechen, war schon seit drei Jahren lebendig geworden, aber die schon oben angedeuteten traurigen Ereignisse in den Fürstenthümern Wittelsbach und Hohenzollern hatten sich dem frohen Schaffen entgegengestellt. Ende Juli 1888 waren die Katastrophen vorüber und namentlich der Geist des jungen Kaisers und seine Thatkraft für den Weltfrieden stößte allen Kreisen frisches Leben ein. Der Zustrom von Gästen zu der Centenarfeier überstieg alle Erwartungen, Gesandte vieler deutscher Städte, unter anderen Straßburgs, der Geburtsstadt des Königs, aber auch Athens, welches ihm heute noch aus jener Zeit der Regierung des jugendlichen Königsjohnes, Otto I., ein warmes Andenken bewahrt, trafen ein — wie mancher herzliche Händedruck wurde da gewechselt, welche begeisterten Worte wurden gesprochen, welches Reich schönster Erinnerungen erschloß sich den jetzt Lebenden! Die Veranstaltungen des Festes waren sinnig und groß, die Ludwigstraße mit der Universität, der Ludwigskirche und mehreren anderen monumentalen Kultusgebäuden wurden zu einer Via triumphalis umgewandelt, durch welche sich der Festzug bewegte, den Tausende, in zwei dicht geschlossenen Spalieren aufgestellt, an sich vorüberschreiten ließen. Alle Kunst- und Gewerbegesellschaften hatten prächtige Wagen mit symbolischer Anstatung

gebaut. Leider verfiel die Kaufmannschaft in eine Uebertreibung des Guten. Acht Elephanten, die ihr aus dem Circus Hagenbeck überlassen wurden, sollten in ihrem Gefolge erscheinen und dieser Irrweg rächte sich durch die bekannte, damals in allen Zeitungen besprochene Panik, hervorgerufen durch das Ausbrechen der Thiere aus dem Festzug, dem selbst durch die unsichtigsten Vorsichtsmaßregeln, die man getroffen, nicht hatte vorgebeugt werden können. Zwar im allgemeinen war der Miston bald verklungen, aber in den Häusern der unglücklich Betroffenen wird er noch lange nicht vergessen werden und wohl unvergessen bleiben.

Bald hierauf, zu Anfang September, wurde abermals ein Jubiläum gefeiert und es würde zu einer allgemeinen Festlichkeit geworden sein, wenn es nicht den ganzen Tag geregnet hätte. Der Erzbischof von München-Freising, Freiherr von Steichele, feierte sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum. Da es in seinem Palais verlief, konnte es bei gegenwärtiger Schilderung Münchens im Jahre 1888 übergangen werden, wenn nicht auch dort das Sonst und Jetzt significant hervorgetreten wäre. Der Jubilar ersuchte den Kultusminister, Ministerpräsidenten Freiherrn Dr. von Luz, beim Festdiner vor einer illustren Gesellschaft geistlicher und weltlicher Würdenträger den Toast auf den Papst auszubringen. War es schon außergewöhnlich und von hergebrachter Etikette abweichend, daß sich der Erzbischof bei dieser Gelegenheit des Wortes zugunsten des Kultusministers begab, so überraschte noch vielmehr der überaus kühle Ton, den Herr von Luz anschlug. Von der Wirkung desselben auf die Tischgesellschaft hat nichts verlautet.

Hervorragend in der Mitarbeiterschaft an dem großen Kulturbild des Sommers 1888 war die Intendanz des Königl. Hof- und Nationaltheaters. Der beiden bedeutendsten Vorbereitungsarbeiten ist oben schon gedacht worden. Aber auch Darstellungen, zu denen man an diesem Theater keiner Vorbereitung bedarf, weil sie in 24 Stunden aufs Repertoire gesetzt und aufgeführt werden können, zogen das größte Interesse auf sich. Von ihnen müssen wir hier namentlich zwei hervorheben, bevor wir über die Aufführung von R. Wagners „Feen“ und M. Greifs „Heinrich der Löwe“ und „Die Pfalz im Rhein“ unsere Leser kurz zu unterhalten versuchen wollen. Jene beiden Darstellungen waren diejenigen der alten Opern „Don Juan“ und „Fidelio“. Es ist wahr, es sind alte Opern. Aber wie sie hier gegeben wurden und jetzt wohl immer werden gegeben werden, dürfte wohl an dieser Stelle eine Erwähnung verdienen.

Die gewöhnlichen Aufführungen des „Don Juan“ an unseren Bühnen, bedeutendere nicht ausgenommen, leiden an einer Entstellung des Libretto. Da begegnen uns nicht nur ans komische, sogar ans abgeschmackte streifende, sondern auch unklare, kaum verständliche Szenen. Die Gerichtsdiener, die Don Juan zu Hause auffuchen und inquiriren, sind überlebte Karikaturen. Donna Anna tritt mehrmals, z. B. bei der sogenannten Briefarie auf, ohne daß man

Aulaß und Zweck versteht. Wie sich die Gesellschaft im Sextett des zweiten Aktes zusammensindet, bleibt gewöhnlich unverständlich. Am Schlusse öffnet sich ein Höllenschlund und leibhaftige Teufel holen den Bösewicht und übergeben ihn den ewigen Flammen. Alle diese Klippen werden jetzt hier glücklich vermieden. Die Gerichtsdiener erscheinen gar nicht mehr. Donna Anna erscheint stets in Begleitung Octavios, an den sie ihren Gesang richtet. Zugleich ist sie als vornehme Spanierin durch die Begleitung mehrerer Diener gekennzeichnet, wodurch Don Juans an ihr verübter Frevel noch mehr im richtigen grellen Lichte erscheint. Die Scene des Sextettes spielt in einer offenen, an Promenaden stoßenden Halle, in welcher recht wohl die Mitwirkenden als an einem öffentlichen Orte, wenn auch zur Nachtzeit, sich zufällig zusammensinden können und wo der in Don Juans Mantel gehüllte Leporello, die Entdeckung des Betrugers fürchtend, Elwiren zu entkommen hoffen mag. Während der steinerne Gast auftritt, durchzuden draußen leuchtende Blitze die Luft; das Wetter kommt näher, man fühlt die waltende Nemesis und im letzten Augenblick, wo die gewaltige Musik von D-moll in D-dur überspringt, schlägt der Blitz als dröhnendes Strafgericht in das Haus, welches sofort in Flammen steht und über dem Haupte des Frevelers zusammenbricht. So zieht sich der klare Gedanke durch das Ganze, daß die Opfer der Sünden Don Juans ihn zwar zu erspähen und Rache an ihm zu nehmen suchen, daß er aber wohl ihnen, jedoch nicht dem vernichtenden Arme höherer Mächte entgeht und der hiesige Träger der Titelrolle, Herr Eugen Gura, zeigt uns nicht nur den vornehmen, sondern auch den abgelebten, blasirten Wüstling in jeder Scene. Was die musikalische Seite der Darstellung betrifft, so bedarf es zwar keines Wortes des Ruhmes für Sängerinnen, Sänger und Orchester. Ihre Virtuosität ist allbekannt. Aber bei Opern wie „Don Juan“ durchgeistigt sie sich. Die drohende Vergeltung und die ihr gegenüber tretende Verhöhnung seitens Don Juans, Momente, welche Mozart an gar manchen Stellen der Oper in seinen unsterblichen Tönen wiedergegeben hat, werden mit einer Klarheit und Ueberzeugungsraft — die zauberhaften und bestrickenden Klänge, z. B. im Terzett vor dem Balkon Elwirens und das Ständchen, letzteres nur mit einer voll- und wohlklingenden Zither im Orchester bei ostensibel ruhigem Tempo begleitet, mit einer Eleganz und Zartheit wiedergegeben, daß das Publikum mit all den alten Herren, die es umfaßte und die ihren Don Juan Gott weiß wie oft gehört hatten, immer in jubelndem Applaus ausbrach.

Was den Fidelio betrifft, so giebt man hier jetzt immer nur eine und zwar die große, durch die Trompeten-Fanfane auf die dramatische Lösung der Oper hindeutende und sie vorbereitende O-Duverture. Der Zwischenakt bleibt für die Alleinherrschaft der musikalischen Einleitung in dem zweiten Akt frei. Daß schon eine Overture das Publikum elektrisirt, ist nicht häufig. Zene aber hat hier immer denselben Erfolg. Er war bei den diesjommerlichen Auf-

führungen um so hervortretender, als sie von einer großen Zahl Fremder besucht waren, denen es vielleicht selten beschieden gewesen sein mag, diese Ouverture zu hören und noch seltener, den Reichtum ihrer oft verdeckt liegenden Motive und ihre geniale Verbindung so wahrnehmen zu können, wie man es dem jetzigen Orchester verdankt. Auch schauspielersich angesehen boten die Aufführungen hervorragende Schönheiten und zwar durch die einfachsten, aber im richtigen Augenblicke angewendeten, dem ernstesten Libretto eng angepaßten Mittel, z. B. wenn Leonore nach der Befreiungsscene unmittelbar vor der Verwandlung der Scenerie an der Ecksäule deserkers, wo sie das Grab für ihren Vatten hat graben helfen, mit einem Schrei — ähnlich dem berühmten „Wolter-Schrei“ nach dem Kampfe, der ihre Kräfte natürlich hat erschöpfen müssen — ohnmächtig zusammenbricht und dann in der letzten Scene mit rührend-frauenhafter Herzlichkeit und zugleich im Vollgefühl ihrer Freude die arme, enttäuschte Marzellina beim Kopfe nimmt und abküßt und mit vollendeter Chevalereskerie seitens des Gouverneurs aufgefordert wird, selbst die Ketten Florestans zu lösen, wobei die mit siegesfroher und dankerfüllter Innigkeit komponirten und gesungenen Worte: „Gott dieser Augenblick!“ kaum ein Auge thränenleer lassen.

So tief greifende Wirkungen darf man von dem, einem Märchen Gozzis entnommenen „Feen“ nicht erwarten. Hier war es die überaus große Pracht der scenischen Ausstattung, die es möglich machte, das weite Haus fast bei jeder Aufführung wöchentlich wenigstens einmal auszuverkaufen. Da dies Jugendwerk noch nirgends zur Aufführung gelangt ist, hat sich die deutsche Presse im vergangenen Sommer sehr vielfach damit beschäftigt und seinen poetischen und musikalischen Werth mit echt deutscher Gewissenhaftigkeit auf Wagner- und antiwagnerischer Seite abgewogen. Merkwürdigerweise weichen die Urtheile auf beiden Seiten nicht gerade weit von einander ab und machen es der hiesigen Intendanz gleichsam zum Vorwurf, daß sie das Werk hervorgesucht und hiermit in das Genre der Ausstattungsstücke gedrängt habe. Das mag dahingestellt bleiben; aber ein gutes Geschäft ist gemacht worden.

Die Dramen Martin Greifs wirkten auf das Publikum in ganz anderer Weise als die Opern. Sie hoben den durch Pracht, Musik, Feste, Feuerwerke — das Feuerwerk bei der Centenarfeier wurde in Rom vorbereitet, von dortigen Meistern hier in Scene gesetzt und kostete 40,000 Mark — zerstreuten und taumelnden Sinn der Menschen wieder auf die Höhe des ernstesten nationalen Gedankens, der auch durch die Kaiserreisen sich durch alle Vergnügungen hindurch Geltung verschafft und Bahn gebrochen hatte und nun in jenen vaterländischen Dramen von der Bühne herab ebenfalls Anregung und Nahrung fand. Sie führen uns in jene Zeit der hohenstaufischen Romfahrten, mitten in den Konflikt zwischen Papst und Kaiser. Aber gleichzeitig rüstete sich auch der jetzige deutsche Kaiser zu seiner Romfahrt und eine der ersten Reisestationen ist München zu Anfang

des Herbstes. Auf's neue schmückt sich die Stadt. Heute ist's kein Kriegszug, wie damals, wo der mächtigste Kaiser vor seinem Vasallen, jenen Heinrich den Löwen, auf's Knie sank, um seine Hilfe zum Kampfe um Italien zu erlangen. „Der Kaiser ist der Friede!“ jubelt heute die Nation. Er fand in Rom den treuesten Bundesgenossen und eilte dahin in vollgiltig kaiserlicher Majestät, während er damals sich erst in Rom die Krone erstreiten und mit Feuer und Schwert den Weg dorthin ebnen mußte, wo heute der Jubel des ganzen Volkes ihm „Willkommen“ zurnst. Das war die Stimmung auch hier in München, als Kaiser Wilhelm II. in die Stadt einzog und mit brausenden Hochrufen bis zur Residenz geleitet wurde. Jeder fühlte den ungeheuren Wandel der Zeit. Auch damals war es ein Wittelsbacher, der dem großen Hohenstaufen tren zur Seite stand. München war aber nur ein Dorf. Heute ist's wieder das Haus Wittelsbach, welches den jungen Hohenzoller begrüßt und den hohen Gast mit ausgefuchter Pracht in seiner Königsburg bewirthe't, um welche sich die aus jenem Dorf erwachsene große Stadt ausbreitet, eine der schönsten des Reiches.

Der Winter ist hereingebrochen. Die Ausstellungen sind geschlossen, leer stehen die Hallen. Eine bleibende Erinnerung verlangt aber das Publikum und es hat sein Augenmerk auf den Platz an der Isar geworfen, der der Stadt neu erschlossen worden ist und nun eine würdige Verwendung finden soll. Es ist ein Nachklang an die bedeutenden, jüngst verlebten Monate, wenn sich viele Stimmen in der Presse regen, um Vorschläge über jene Verwendung zu machen. Es geschieht mit solcher Wärme und Energie, daß die Väter der Stadt bald vor der Schwierigkeit der Wahl stehen werden. Und jenes Verlangen der Bürgerschaft hat eine tiefe innere Berechtigung in dem dunkleren Gefühl der einen und in der klaren Erkenntniß der anderen, daß dieser Sommer ein Bild unserer Zeitrichtung gegeben hat, wie es selten in solcher Vollständigkeit hervorgetreten ist. Es war das Bild des ringenden Wettkampfes aller edelen Kräfte. *Arena certamini artium!* Mit großer Goldschrift waren diese Widmungsworte am Eingangsthore der Ausstellung an der Isar zu lesen. In der schönen Hülle dieses Kampfes liegt aber auch der andere ernstere, der Kampf aller um das Dasein verborgen. Die Geister und alle besten Kräfte sind zum Wettbewerb um die Auffindung neuer Wege, um die Lösung der Probleme der Gegenwart auf den Plan gerufen. Nicht bloß Wissenschaft und Staatskunst, sondern auch die schönen Künste, Gewerbe und Industrie theiligen sich an diesem Reigen, der die ganze Kulturwelt umfaßt. Allenthalben sind die Fermente neuer Ideen wirksam geworden, die dem Leben einen anderen Inhalt verschaffen. Ueberall in München bot sich dem denkenden und sinnigen Wanderer das Bild dieses Zeitgeistes und hierin sehen wir den kulturellen Werth aller geschilderten Feste und Veranstaltungen, dessen Erkenntniß uns diese Zeilen in die Feder diktiert hat.





## Eine Weiberkaune.

Von Natalie Guth.

**I**n den exklusivsten Kreisen der Residenz spielte Blanda von Bergen unstreitig die erste Rolle. Die Komtesse war nicht mehr jung, sondern stand in dem Alter, in welchem ungewöhnliche Frauen bedeutenden Männern am gefährlichsten zu sein pflegen. Worin eigentlich der Zauber ihres Wesens bestand — was es war, das jeden, der in ihre Nähe kam, bestrickte, darüber hatten sich schon weit jüngere und schönere Frauen als sie, den Kopf zerbrochen. Blanda von Bergen war auch nicht schön nach den strengen Regeln und Gesetzen der Schönheit — ihr Gesicht zeigte weiche, unregelmäßige, fast kindliche Züge und doch konnte ihr eine eigenartige, geradezu fascinirende Schönheit nicht abgesprochen werden. Diese Schönheit lag nicht in einzelnen Partien des mehr runden als ovalen Gesichtes, nicht in den großen, träumerischen, grauen Augen, nicht in dem kleinen, fein geschnittenen Munde, sondern in dem geistigen Leben, das aus diesen Augen sprach und die ganzen Gesichtszüge adelte, auch in der Belebtheit und Beweglichkeit dieser Gesichtszüge; vor allem in ihrem ganzen Auftreten. Geistreich und lebendig war die Komtesse Bergen, etwas Berückendes lag in der Art ihres Auftretens, etwas dämonisches in ihrer Unterhaltung und wenn sie angeregt war, riß sie alles mit sich fort. Sie war ein gefährlicher Umgang für Männer, wenigstens wurde von ihr behauptet, daß noch jeder Mann, der in ihre unmittelbare Nähe gekommen sei, Feuer gefangen habe. Selbst die Frauen gaben das achselzuckend zu.

„Sie ist alt und jung zu gleicher Zeit, und sie hat ein niedliches Nasengesichtel“, hatte ein österreichischer Edelmann einst erklärt, als man ihn vor einem Korbe warnte. „Versucht wird das Ding, denn sie hat die Reize, die nicht vergehen.“

Leider bekam ihm sein Versuch schlecht, denn er trug seinen Korb heim wie alle die anderen.

Ihr neuester Verehrer, ein blonder Jägermajor, der schönste Offizier in seinem Regiment, hatte einst bei Gelegenheit eines Balles,

wo er Blanda von Bergen in koketter Ballettoilette gesehen, sich begeistert dahin ausgesprochen: „Wissen Sie, daß mich die Erscheinung dieser Dame an eine schöne, orientalische Wendung erinnert, der man in den arabischen Schriftstellern bei der Schilderung schöner Frauen häufig in einer oder der anderen Form begegnet? Da heißt es, nachdem des Halses und der Schultern vollendete Formen gepriesen wurden: Ihre Augen aber schossen Pfeile nach dem Kühnen, der diese Schönheit zu bewundern oder gar zu begehren wagte.“ So blickten ihre großen, ernsten Augen, als wollten sie sagen: Sieh, wie reizend ich bin! Aber wage es nicht, mich zu berühren oder auch nur mit begehrliehen Blicken zu betrachten; ansehen darf man mich, auch schön finden, wie man ein schönes Bild bewundert, aber mehr soll keiner wagen!“

Blanda von Bergen war trotz dieser gerühmten, eigenartigen Schönheit eine alte Jungfer geworden, und es schien, daß sie diesem Stande treu bleiben wolle, denn sie wurde älter und älter und sie „griff nicht zu“, obgleich sie die Gelegenheit gehabt hätte.

Warum wollte sie durchaus eine alte Jungfer werden? „Ich lobe mir meine schöne, goldene Freiheit!“ pflegte sie auf diese Frage zu erwidern — oder: „Ja, das ist nun so, es erging mir wie den meisten meines Geschlechtes. Die, welche mich liebten, waren mir gleichgültig, und die, welche ich liebte, konnten wieder kein Wohlgefallen an mir finden, oder sie hatten schon eine Frau und an fremdem Eigenthum konnte ich mich doch nicht bereichern!“ oder: „Alle klugen und bedeutenden Männer sind krampfhaft darauf verfaßt, schöne, unbedeutende Frauen zu heiraten. Die Folge davon ist, daß für die gescheitern Mädchen die dummen Männer übrig bleiben, und was soll ein gescheiters Mädchen mit einem dummen Manne anfangen? Ich frage —?“

Eine dieser Angaben war unstreitig so falsch wie die andere. Welches nun war der wahre Grund? Eine unglückliche Liebe? Man wußte nichts von einer solchen . . . Blanda von Bergen sah auch nicht nach einer unglücklichen Liebe aus. Sie war die Uebermüthigste und Ausgelassenste ihres Geschlechtes; lustig bis zur äußersten Grenze des Erlaubten. Keiner ihrer Bekannten hatte sie je ernst gekannt. Eine Eigenthümlichkeit hatte sie noch, die man aber eine Weiberlaune nannte, eine Caprice —: sie konnte keine Geige hören. Sie besuchte nie ein Konzert, nie die Oper, und wenn es der Zufall mit sich brachte, daß ein Geigenton ihr Ohr traf, dann wurde sie todtenbleich, sie fing an zu zittern, man sah ihr den tapferen Kampf an, den sie mit sich kämpfte um nicht zu erliegen, aber er endete doch immer mit ihrer Niederlage — sie wurde ohnmächtig. Und doch hing in ihrem eleganten Boudoir eine kleine, braune Geige und ein Bogen. Es sei eine echte Amati, behauptete sie, und gehöre zum Nachlaß ihres Vaters, der sie meisterhaft gespielt habe. Diese kleine, braune Geige hing in unmittelbarer Nähe der Bewohnerin, gerade gegenüber dem Plaze, an dem Blanda von Bergen saß, wenn sie

daheim weilte. Ihr Auge mußte, sobald sie den Blick hob, auf die Geige fallen, deren Saiten zerrissen herabgingen und deren Wirbel verquollen waren . . . „Sonderbar, daß sie das Instrument in ihrer unmittelbaren Nähe placirt, dessen Ton ihr so verhaßt ist“ — sagten ihre neueren Bekannten — „doch, die Launen und Capricen schöner, vornehmer Frauen sind ja meist sonderbar“ — schlossen sie dann nach einigem Nachdenken. Wieder andere erklärten ganz entschieden: „Ich glaube aber nicht, daß sie keine Geige hören kann!“ und da wurde ihnen von noch anderen die Antwort: „Sie glauben es nicht? Wir auch nicht — aber darauf kommt ja auch nichts an! Es ist eine Caprice von der Bergen! Sie will sich dadurch interessant machen! Das soll doch etwas heißen! Sie kann nicht hören, was jedermann entzückt — ist das nicht ungewöhnlich und originell? Anders als die Masse, die jeder Geige nachläuft!“

Noch sonderbarer aber würden es jene Besucher des eleganten Boudoirs, denen die Geige dort aufgefallen war, gefunden haben, wenn sie Gelegenheit gehabt hätten zu beobachten, daß die Bewohnerin des lauschigen Zimmers die Geige oft herabnahm und auf ihren Schoß legte, daß sie den Bogen oft an jener Stelle mit den Lippen berührte, wo ihn der Violinist berühren muß, wenn er die Saiten zum Klingen bringen will; daß sie das Instrument gegen die Schulter stemmte, als wolle sie selbst ein Spiel auf ihm beginnen, und daß sie dabei zärtlich ihr Köpfchen zu der Geige herabneigte, sodaß ihre dunklen, seidenen Locken auf die zerprüngenen Saiten herabfielen . . .

Ja, diese kleine, braune Geige im Boudoir der schönen Blanda von Bergen hatte eine Geschichte, und wenn sie imstande gewesen wäre, diese Geschichte zu erzählen, dann würde das Räthsel seine Lösung gefunden haben, das alle Welt beschäftigte. Die Geige wußte, weshalb Blanda von Bergen eine alte Jungfer war, oder bleiben wollte . . .

Eines Abends saß die Komtesse allein in ihrem bequemen Fauteuil zurückgelehnt, den interessanten Kopf mit dem glanzlosen, wild gelockten, üppigen Haar, das ihr über die Stirn fast bis in die Augen fiel, in die Hand gestützt. Sie wußte mit diesem Abend absolut nichts anzufangen. Versucht hatte sie es, ihn zu verleben wie alle die anderen, in lustiger, fröhlicher Gesellschaft, in deren Treiben man vergaß . . . Aber sie waren alle gegangen, um Wilhelm zu hören, der mit seiner Wundergeige gekommen war, die Hörer zu entzücken. Sie hatte da nicht mitgehen können — unmöglich! Wie man sie gequält und bestürmt, und wie man damit grausam alle Erinnerungen in ihr wieder geweckt hatte . . . Ein scheuer Blick traf jetzt in der halben Dämmerung die Geige — ein Frösteln überlief die schlanke Gestalt der Einsamen — die kleine Hand mit dem Grübchen streckte sich nach der Klingel aus — aber sie sank schlaff herab. Müde lehnte sie jetzt den Kopf in die Polster zurück und schloß die Augen . . .

Ganz deutlich vernahm sie die weichen, schmelzenden Klänge einer Geige, die Schumanns Träumerei spielte — meisterhaft spielte . . . Ton an Ton erklang in ihrer Erinnerung . . . wie lange das schon her war . . . Sie meinte eine Ewigkeit seitdem gelebt zu haben.

Damals war sie noch ein lustiges, hübsches, junges Ding gewesen — weit übermüthiger und ausgelassener noch, als die Gesellschaft sie jetzt kannte. Esprit hatte sie schon damals befeßen, und jene eigenthümliche Art sich zu geben, die alle Welt entzückte — Lebendigkeit des Geistes auch, und ein kleines, wild klopfendes Herzchen. In übermüthigem Leichtsinne hatte sie sich auf einer abendlichen Wasserpartie eine schwere Erkältung zugezogen und der Arzt sandte sie ihrer Nervosität halber nach einem kleinen Badeorte. Nicht im Kurhause sollte sie sich einlogiren, nicht in einem der doch immerhin belebten Hôtels, so wurde ihr eingeschärft, sondern in einem Bürgerhause in einer stillen Straße der kleinen Stadt, damit ihre gereizten Nerven Ruhe finden. Versehen mit dieser Instruktion, die sie sich mit schelmischem Augenzwinkern von Zeit zu Zeit laut an den Fingern herzählte, reiste sie in Begleitung der alten Hausdame ihres Vaters — sie war schon als Kind mutterlos — nach der ländlichen Idylle ab, während Graf Bergen in die Tiroler Berge ging. Strikte befolgte sie die Vorschriften ihres Arztes, und als sie nach der ersten Nacht, die sie in ihrem neuen Heim verlebte, erkannte, daß sie gerade durch das Befolgen dieser Vorschriften das Gegentheil von dem erreicht hatte, was ihr besorgter Arzt bezweckte, da wollte sie sich ausschütten vor Lachen. Das Schicksal hatte es nämlich gewollt, daß sie dem „Stadtspfeifer“, wie man in jenem Weltwinkel den städtischen Musikdirektor oder Kapellmeister nannte, gerade gegenüber Wohnung genommen hatte. Die alte Französin, Blandas Beschützerin, war fassungslös, als pünktlich um 7 Uhr, Tag für Tag, das Gedudel und Getraße der Flöten und Geigen begann, sie war nahe daran, ihre Koffer zu packen und das Weite zu suchen, als einst eine Klarinette, früh morgens beginnend, ununterbrochen bis Mittag drei Takte aus der Ouvertüre zur weißen Dame, Takte, welche dem jugendlichen Spieler besondere Schwierigkeiten zu bieten schienen, wiederholte. Sobald diese aus allem Zusammenhang herausgerissenen drei Takte durchgespielt waren, begann die Klarinette das grausame Spiel krampfhaft von neuem. Aber Blanda amüsirte sich darüber. Ihr Uebermuth fand es entzückend, daß der würdige Geheimrath mit seinen pedantischen Instruktionen an des Stadtspfeifers Klarinette Schiffbruch erlitt. Und als die behäbige Wirthin, die ob dieser unwillkommenen Nachbarschaft citirt worden war, flehend ihre Blicke auf ihre vornehmen Abmiether richtete und bedauerlich erklärte, „ja, das lasse sich nun nicht ändern, freilich die Damen seien nicht die einzigen, die gegen solche Nachbarschaft Protest einlegten, der Stadtspfeifer habe seit seinem kurzen Aufenthalte hier den ganzen Ort schon kreuz und quer durchzogen. Wo immer er auch sich häuslich niedergelassen, habe er das Verhängniß gebildet oder sei selbst in

ein solches hineingezogen worden. Entweder man kündige ihm nach einem Vierteljahre die Miethe, oder sämtliche Bewohner der Nachbarschaft zögen um. Auch hier sei ihm schon wieder gekündigt, aber vor der Hand müsse man das Kreuz eben noch tragen, man könne den Kerl doch nicht an die Luft setzen. Freilich, verdient habe er es! Es sei himmelschreiend, was er seine Leute quäle! Er gönne ihnen keine Minute Ruhe. Das sei sonst nicht so gewesen. Und wozu auch? Hier verführe man doch nichts von Konzert und Oper! Wenn der Mann gute Tanzmusik aufspiele, so sei man ja seelenzufrieden und dazu bedürfe es keiner tagelangen Uebungen, die keinen anderen Zweck hätten als die Nachbarschaft aus der Haut fahren zu machen.“

„Der arme, arme Mann!“ rief die kleine Komtesse, die mit weiten Augen zugehört hatte und in deren weichem Herzchen sich das Mitleid zu regen begann, „wir wollen ihn gewiß nicht verdrängen, und uns auch durch ihn nicht verdrängen lassen! Um der heiligen Kunst willen wollen wir es geduldig hinnehmen, wenn eine kleine Klarinette die böshafte Absicht zeigt, Steine zu erweichen.“

Das war nun freilich leichter gesagt als „erduldet“. Die sehr musikalische Blanda begriff im übrigen nicht, daß ein so tüchtig eingeschultes und gut zusammenspielendes, kleines Orchester in solch' einem Weltwinkel existiren könne, und wenn die Kapelle zusammen spielte, dann senkte sie ihr Buch mit dem neuesten französischen Romane, hörte kopfschüttelnd und verwundert zu und trillerte wohl auch leise die Melodie mit. Aber es gab leider auch Tage, wo die einzelnen Instrumente ohne jede Rücksicht auf einander ihre Partien selbstständig einübten, dann gehörte die äußerste Selbstüberwindung dazu, nicht davon zu laufen.

Eines Abends hörte Blanda, am Fenster sitzend, plötzlich eine einzelne Geige . . . Wer das möglich? Konnte es hier in des Stadtpfeifers Häuschen und unter seinem Chor einen Musikanten geben, der in dieser Weise befähigt war die Geige zu spielen? Mit angehaltenem Athem lauschte das junge, reizende Mädchen den süßen, einschmeichelnden Tönen. Dieser Anzug! Man hörte überhaupt nicht, daß der Bogen die Geige berührte . . . Und wie rein und glodenhell sich jeder Ton von den Saiten löste! Zu dieser Geige hätte sie singen mögen! Wie kam ein solcher Geiger nach Seebach?

„Das ist der Stadtpfeifer selbst!“ versicherte die abermals citirte Logiswirthin. „Er kratzt ganze Nächte lang auf dem unglücklichen Holze herum.“

„Unmöglich! Das kann Ihr — Stadtpfeifer nicht sein! Das ist ja ein Künstler!“ rief die alte Französin begeistert.

„Wie ich Ihnen sage!“ behauptete die Wirthin mit stoischer Ruhe. „Sie können sich ja davon überzeugen, wenn er das erste Konzert im Kurjaale giebt.“

„Zeigen Sie uns doch einmal dieses Weltwunder von einem Stadtpfeifer!“ rief die junge Gräfin enthusiastisch.

Und sie saß just über einer Perlstickerei gebeugt, als die Treppe ächzte und die alte, schwerfällige Dame im Rahmen der Thür erschien. „Gnädiges Fräulein!“ leuchte sie außer Athem, und deutete mit dem kurzen, dicken Zeigefinger nach dem Fenster: „Der Stadtpfeifer!“

Und hurtig sprang Blanda auf — alle ihre Perlen fielen zur Erde — der Geiger . . . Ja, einem Geiger, einem Künstler gleich er aber nicht. Auf der Schwelle des kleinen, gegenüberliegenden Häuschens stand ein großer, starker, breitschulteriger Mann mit frischer, gesunder Gesichtsfarbe. Er trug sehr elegante Straßentoilette und knöpfte soeben seine Handschuhe. Ein leichter Strohhut bedeckte den dunkeln Kopf mit dem schwarzen, kurz geschnittenen Haar. Die Züge des Gesichtes waren markant, aber nicht fein geschnitten, ein prächtiger Schnurrbart bedeckte die Oberlippe. Das sollte ein Künstler sein? Der Künstler, der allabendlich seinem Instrumente so weiche, berückende Klänge entlockte? Unmöglich!

„Der Mensch sieht ja aus wie ein Bierbrauer!“ entschied Blanda entsetzt.

„Ich finde eher wie ein feiner Landgutsbesitzer!“ milderte die Französin. „Wie ein Künstler sieht er nicht aus, aber das schadet ihm in meinen Augen nichts. Ich liebe es nicht, wenn man die Firma allüberall mit sich herumträgt. Er sieht übrigens durchaus nicht unbedeutend aus.“

„Aber nicht wie ein Künstler!“ schmollte Blanda und warf die Oberlippe auf.

Dann las sie in dem kleinen, städtischen „Intelligenzblatt“ die Anzeige des ersten Kurkonzertes. Ein Flötenvirtuos sollte auftreten, ein Posaunenbläser — beides auswärtige Größen. Von einem Geigen solo war nichts zu lesen. Das durfte nicht sein! Ja, wie aber es ändern — ? Gott, wie bescheiden dieser Mann war bei all seinem Können! Er wußte offenbar gar nicht, was er leistete . . . Ja, wie nun zu einem Geigen solo kommen? — — halt! sie wußte es! Er verdiente schon für sein Spiel eine Anerkennung, eine kleine Schmeichelei. Das Talent bedarf ja überhaupt der Aufmunterung, soll es nicht erlahmen. Sie wollte ihn um ein Geigen solo bitten.

Und alsbald saß sie vor ihrem Schreibtische und schrieb mit hochrothen Wangen ein kleines, duftendes Briefchen:

„Herr Musikdirektor Norden

wird hierdurch ganz ergebenst gebeten, den bezüglich seines Konzertes angekündigten Solovorträgen auch ein Geigen solo anzureichen. Flöte und Posaune würden mich nicht in das Konzert ziehen, wohl aber Ihre Geige.

Vielleicht, wenn man recht schön bittet, läßt sich diese Geige zu einem recht zarten Solo bewegen? Aber Sie selbst müssen diesen Vortrag zu Gehör bringen.

Bitte, sagen Sie nicht nein!

Blanda von Bergen.“

Von dem Zeitpunkte, an welchem das kleine Briefchen in die Hände des großen Mannes gelangt sein konnte, schwieg nunmehr die Geige.

An dem Nachmittage aber, der dem Konzert voranging, erhielt Blanda einen Brief durch die Stadtpost, und als sie ihn öffnete, fiel das Programm zu dem bevorstehenden Konzerte und die Visitenkarte des Musikdirektors vulgo Stadtpfeifers heraus. Mit lachenden Augen las Blanda unter der vierten Nummer, mit Blaustift leicht angestrichen: „Elegie“ von Ernst, vorgetragen von Max Norden. Als sie am Abend den Konzertsaal betrat, sah sie zum ersten Male den Violinenspieler, der so wenig einem Künstler in seinem Aeußern gleich, in der Nähe. Er stand am Eingange des Saales, gleichsam sein Publikum empfangend. Imposant sah er aus in seinem tadellosen Salonanzug, der von Frack und weißer Weste bis herab zu den Lackstiefeln einem Cavalier Ehre gemacht hätte. Und etwas hatte er denn doch, was sofort den Künstler verrieth — es lag dieses Etwas in den Augen. Ein Paar Feueraugen, aus denen das Genie förmlich herausleuchtete, blickten aus dem frischen Gesicht. Sie drängten sich dicht an der Wurzel der fein gebogenen Nase zusammen und begegneten einem Moment mit scharfem, prüfenden Blicke dem grauen, schwärmerischen Augenpaare des vornehmen, jungen Mädchens.

Das Konzert war allerliebste. Die stimmführenden Instrumente zeichneten sich durch auffallende Reinheit der Intonation und große Sicherheit — und die begleitenden durch lobenswerthe Decenz aus. Der „Stadtpfeifer“ bewies, daß er auch als Dirigent ein Künstler, und sehr wohl imstande war, ein ganz anderes Orchester noch zu leiten als das seinige.

Dann geigte er seine „Elegie“. Der Vortrag war meisterhaft. Die halb wehmüthigen, halb einschmeichelnden Klänge nahmen der jungen Zuhörerin förmlich das Herz aus der Brust. Aber sie vermochte auch ihre Blicke nicht von der äußeren Erscheinung des Künstlers zu trennen. Wie hatte sie nur etwas an dieser Erscheinung vermissen können! Es war die markige, kräftige Erscheinung eines echten Mannes, die da vor ihren Blicken stand. Und wie graziös die wunderbar feine, wohlgepflegte Hand den Bogen führte!

„Wie vortheilhaft Du Dich in der Nähe entpuppt hast, mein großer, dicker Protégé“, murmelte sie spöttisch zwischen den Zähnen. „Auge in Auge gleichst Du freilich keinem Bierbrauer! Ich fürchte — ich fürchte — mit Deinen Augen und Deiner Geige kannst Du den Weibern sehr gefährlich werden, Max Norden, „Stadtpfeifer“ von Seebach!“

Als er geendet hatte, traf sie ein langer, fragender Blick seiner dunkeln Augen. „War es so recht?“ fragte dieser Blick, „bist Du zufrieden?“

Sie war es, und sie ließ sich den jungen Mann vorstellen. Nichts von Scheu oder Verlegenheit der vornehmen Dame gegenüber

war dabei in seinem Auftreten zu bemerken. Eine gewisse selbstbewußte Sicherheit trug er zur Schau. Und als sie ihm für die liebenswürdige Bereitwilligkeit dankte, mit der er ihren Wünschen nachgekommen war, da hatte sie Gelegenheit, die regelrechte Salonverbeugung zu bewundern, mit der er den Dank ablehnte und die Behauptung aufstellte, daß er es sei, der hier zu danken habe. Und als er sie dabei seine nachsichtige und wohlwollende „Gönnerin“ nannte, theilte für einen Moment ein schnell wieder verschwindendes Lächeln seine Lippen und unter dem schwarzen, glänzenden Schnurrbart blitzten seine prächtigen Zähne.

Von da an hörte Blanda Abend für Abend zur gleichen Stunde die „Elegie“. Abend für Abend öffnete der Geiger sein kleines Fenster, und unmittelbar darauf traten die Klänge, die er seinem Instrumente zu entlocken verstand, den Weg zu Blandas Herzen an. Sonst hielt er sich stolz zurück. Er drängte sich zu ihr keineswegs auf, wurde ihr nicht lästig. Weiste sie aber am gleichen Orte mit ihm, dann fühlte sie förmlich, wie das dunkle Auge des interessanten Mannes auf ihrer reizenden Erscheinung ruhte — mit einem seltsamen Ausdruck — starr — wie gebannt. Und wenn sie mit ihm sprach — bisweilen war sie so „gnädig“, ihn anzureden — dann lief ein sonderbares Zucken über sein Gesicht. Das amüsierte sie, und es gefiel ihr auch. Es lag eine namenlose, stumme Huldigung in diesem seinem Gebahren, eine Huldigung, grundverschieden von der, die man ihr bisher dargebracht hatte. Aus Dankbarkeit dafür begann sie ihn auszuzeichnen. Nie brachte er einen Vortrag in seinen Konzerten zu Gehör, der ihm nicht eine liebenswürdige Anerkennung von ihrer Seite eingebracht hätte — und dann machte sie auch speziell für ihn Toilette, obgleich sie das nicht einmal sich selbst eingestand. Und doch war es so. Sie wollte ihm gefallen, wenn sie sich „schön“ machte.

Und er hinwiederum spielte seine Melodien nur für sie; für niemand sonst.

„Herr Musikdirektor! Sie sollen gelobt werden!“

Dann pflegten seine Augen einen Moment aufzuleuchten, und während er einen bezeichnenden Blick auf sein Instrument warf, sich tief, wie vor einer Königin, vor dem schönen Mädchen zu verneigen. „Ganz wie Sie gebieten, gnädigste Komtesse, wir stehen durchaus zu Ihrem Belieben — die Geige und — ich!“

Ein andermal: „Haben Sie Ihr Knopfloch noch frei? Sie sollen dekoriert werden!“ und schelmisch lächelnd hielt sie ihm ein Weilschensträußchen entgegen.

„Einer solchen Dekoration würde jede andere natürlich weichen müssen!“

Oder: „Wenn ich eine große Majestät wäre, dann würde ich Sie zu meinem Kammervirtuosen machen, und dann müßten Sie immerfort geigen, Tag und Nacht — bis Ihnen die kleine, braune Geige aus der Hand fiel.“

„Das würde immerhin einiger Zeit bedürfen! Ich besitze einige Widerstandskraft und einen eisernen Körper. Ich würde schon imstande sein, dieser von Ihnen so verlockend geschilderten Stellung gerecht zu werden.“

Dann: „Ihre Geige ist für mich schon gar nicht mehr ein todtcs Instrument! Sie kommt mir vor wie lebendig! Sie kann lachen und weinen und spricht eine förmliche Sprache, die ich ganz gut verstehe!“

„Wenn Sie diese Sprache nur nicht ganz verstehen, gnädigstes Fräulein! Ich glaube kaum, daß Sie billigen würden, was die kleine, braune Geige Ihnen sagt.“ —

„Wie geht es meinem Liebling, der kleinen, vielsagenden Geige?“

„O, danke der gütigen Nachfrage, die beneidenswerthe befindet sich wohl.“

„Herr Kapellmeister! Grüßen Sie, bitte, die Geige von mir.“

„Danke ganz ergebenst! Werde gewissenhaft ausrichten! Zur Vermittlung ähnlicher Botschaften halte ich mich bestens empfohlen!“

So ging es hin und her — bei einer jedesmaligen Begegnung. Ein junger, eleganter Kavalier meinte einst spöttisch: „Wie rührend! Das klingt ja beinahe zärtlich!“

„Soll es auch, Herr Baron! Die kleine, braune Geige des Herrn Norden ist mein Schatz! Ich bin in das kleine Ding verliebt!“

„Wenn sich das nur nicht weiter frist!“

Ein hochmüthiges Aufwerfen der Oberlippe, ein noch hochmüthigerer Blick der vornehm halb geschlossenen Augen: „Und wenn — da hätte ich doch auch niemand um Erlaubniß zu fragen? Das wäre meine Sache!“

So verging die Saison.

Ganz zu Ende derselben traf die junge Gräfin Max Norden mitten im Walde.

Sie hatte sich einer Gesellschaft ihr bekaunt gewordener Herren und Damen angeschlossen und man hatte einen gemeinschaftlichen Ausflug nach einem schönen Aussichtspunkte gemacht. Jetzt befand sich Blanda mit ihren Bekannten auf dem Heimwege und war, Blumen pflückend, ein gutes Stück zurückgeblieben. Da hörte sie einen raschen Schritt hinter sich, und plötzlich stand der junge Mann vor ihr. Ueberrascht sah er zu ihr herab, und zog dann, sich tief verneigend, den Hut.

Da begann sie wieder in übermüthig-neckendem Tone nach seiner Geige zu fragen, aber er antwortete nicht. Ein langer, grübelnder Blick seiner wunderbaren Augen traf ihr Gesichtchen. Er schien vergebens nach einer Antwort auf ihre harmlose Frage zu suchen — endlich schüttelte er heftig den Kopf. „Nicht doch — lassen Sie das, verehrtes gnädiges Fräulein! — Sie meinen es gut und ich — ach, Sie thun mir damit so namenlos weh — wenn Sie wüßten“ . . .

„Weh?“ fragte sie erstaunt und ihm förmlich hilflos in das heute

merkwürdig bleiche Gesicht blickend. „Weh thun soll ich Ihnen mit meiner Freundlichkeit? Das verstehe ich nicht!“

„Das glaube ich Ihnen gern“ — entgegnete er bitter, „es geht mir wie den Blumen in ihrer Hand. Wohl liegt für sie ein Glück in dem Umstande, daß sie von Ihnen gebrochen wurden und sich Ihres Weifalls erfreuen — Ihnen näher sein dürfen als alle die anderen kleinen Waldblumen, aber dieses Glück ist zugleich ihr Tod — sie gehen daran zugrunde. Mir geht es nicht besser.“

„O, Herr Norden!“ rief Blanda verwirrt, „wie undankbar Sie reden! Ich bevorzuge Sie in jeder nur erdenklichen Weise und habe“ — —

„Ja, ich weiß das!“ fiel er ihr in die Rede, „Sie spielen mit mir! Aber ich — ich liebe Sie!“ Er stieß es zwischen den Zähnen hervor und seine dunkeln Augen flammten in wilder Leidenschaft auf, während die Züge des Gesichtes etwas unbewegliches, starres annahmen.

Erschrocken senkte sie das Auge zu Boden und ihr Blick fiel dabei zufällig auf seine Hand — auf die Hand, die so sicher, so fest und energisch den Taktstab regieren und so elegant den Bogen zu führen wußte, welcher der kleinen, braunen Geige die süßen Klänge entlockte, die dem schönen Mädchen das Herz klopfen machten — diese Hand zitterte heftig.

Langsam hob Blanda den Blick wieder zu ihm empor. Er stand noch immer unbeweglich vor ihr, den Hut in der Hand. Durch das Gewirr der Blätter und Zweige fiel der Sonnenschein und spielte auf seinem dunkeln Scheitel, die Waldvögel sangen leise zwitschernd ihre Abendlieder und in dem Gesicht des Mannes, der da vor ihr stand, war so gar nichts von dem stillen Frieden ringsum zu finden — Die Leidenschaft arbeitete in seinen Zügen und ließ den markigen Körper leicht erbeben — während sich dem schönen Mädchen plötzlich mit unwiderstehlicher Gewalt die Ueberzeugung aufdrängte, daß sie diesen Mann ohne Rang und Namen ganz ebenso leidenschaftlich liebe wie er sie.

Da begegneten sich ihre Augenpaare . . .

Eine heiße, glühende Sehnsucht lag in den dunkeln Augen des armen Geigers — eine flehende Bitte — eine angstvolle Frage . . .

Nun! sie konnte ihn nicht zurückweisen . . . sie konnte nicht.

Er sollte glücklich sein — einen Augenblick wenigstens, und sie wollte diesen Augenblick voller Seligkeit mit ihm genießen — ganz der Gegenwart leben — denn an die Zukunft durfte sie nicht denken, ohne daß ihr die Sinne vergingen. Nur den Eingebungen ihres Gefühls folgend, schloß sie ihre kleinen, rosigen Finger fest um seine zitternde Hand.

„Was!“ sagte sie leise, und ihre Stimme bebte wie der starke Mann, der vor ihr stand, „weßhalb sprichst Du das aus, als ob es ein Verbrechen wäre? Siehst Du mir nicht das Höchste, was Du geben kannst, das edelste Gefühl Deines Herzens, indem Du mir

Deine Liebe schenkst? Auch ich habe Dich lieb — wer will uns das wehren? Wir selbst sind das nicht einmal imstande! Ich —“

Aber noch ehe sie weiter sprechen konnte, hatte er sie ungestüm an sich gerissen und sie ruhte, fest von seinem starken Arm umschlungen, an seiner Brust . . . Mit einem Gefühle halb der Seligkeit, halb der Todesangst, lauschte sie auf das wilde Klopfen seines Herzens, und als sich sein dunkler Kopf zu ihr herabbog und seine Lippen die ihren suchten, da schloß sie die Augen. Sie fühlte seine Umarmung wie einen körperlichen Schmerz und seine Lippen brannten wie Feuer auf den ihren — so standen sie lange schweigend, bezaubert von dem höchsten Glücke, das die Erde dem Menschen bietet. — —

Als dann die Nacht hereingebrochen war und das junge Mädchen allein am offenen Fenster ihres Stübchens lehnte, kam ihr mit niederschmetternder Gewalt die nüchterne Erkenntniß dessen, was sie gethan . . .

Am nächstlichen Himmel flimmerten friedlich die Sterne und durch die Stille der Nacht zogen die Klänge einer Geige . . . Aus den Augen des schönen Mädchens aber fiel Thräne auf Thräne und benetzte den Stein der Fensterbrüstung. Während da unten der Mann, den sie liebte, in jubelnden Herzenstönen vom Glücke der Liebe schwärmte, brach ihr vor Weh fast das Herz. Was hatte sie gethan? . . . Sie durfte ihm nie angehören . . . ihm, dem Manne ohne Namen und Rang . . . Nimmermehr! Ja, wenn er noch ein berühmter Künstler gewesen wäre, ein Künstler von Gottes Gnaden, den die Welt anstaunt und den man an die Throne der Fürsten ruft, um ihm den Lorbeer um die Stirn zu flechten . . . und selbst dann noch würde die Gesellschaft über eine solche Wahl gespöttelt haben, wenn sie von einer Gräfin Bergen ausgegangen wäre — und ihr Vater — —. Was würde er sagen zu dem Projekte seiner Tochter, Frau „Stadtpfleiferin“ von Seebach zu werden? Er, der mit nichts zu rechnen pflegte als mit seinen dritten Ahnen? „Max Norden“ war kein Name, der dem stolzen Aristokraten imponiren konnte. Und der Träger dieses Namens — er war weder der Geigerkönig Joachim, noch der in seiner Art einzige Wilhelm — kein berühmter Künstler . . . freilich ein Künstler wohl, das konnte sie ihm nicht abstreiten, ohne als Musikverständige mit ihrer eigenen Ueberzeugung in Widerspruch zu gerathen. Aber was galt das dort, woher sie kam? Tausend thörichte Vorurtheile, die trotz der gerühmten Aufklärung unserer Zeit ein üppiges Dasein fristen, obgleich sie vor dem Richterstuhle der reinen Vernunft nicht bestehen können, unzählige Regeln und Geseze von Erlaubtem und Schicklichem, von dem blinden Menschen selbst erfonnen und ausgeklügelt, um sich zu quälen und das Leben zu vergiften, standen zwischen ihr und dem armen Teufel, den sie liebte . . . Nein, es ging nicht.

Und als sie zu diesem trostlosen Schlusse gelangt war, war ihr nächster Gedanke die Flucht. Fort von hier, sobald als möglich!

Fliehen vor ihm und vor der Liebe, die nun einmal eine verbotene für sie war! Fort! Und sie setzte sich vor den Schreibtisch und schrieb ihm alles das, was ihr das Herz bewegt hatte in nächtlicher, einsamer Stunde. Sie schloß damit, daß sie beide entsagen müßten, daß er ihr verzeihen möge, eine kurze Spanne Zeit wenigstens seien sie beide doch glücklich gewesen — treu bleiben wolle sie ihm ihr Leben lang — nie einem anderen angehören.

Dann packte sie mit zitternder, nervöser Hast ihre Koffer und allen Einwendungen der vor Erstaunen starren Gesellschafterin zum Trotz, sah sie schon der frühen Morgen auf dem Bahnhofe, und bald eilte sie auf Flügeln des Dampfes der Ferne entgegen, wo die Heimath ihrer harrete.

Der arme Musikant aber hatte, bevor er sich zur Ruhe legte, die kleine, braune Geige, der er all sein Glück verdankte, zärtlich an seine Lippen gedrückt. Dann träumte er von einem Morgen voller Liebesglück und Sonnenschein, während Blanda, mit ihrer Liebe ringend, heiße Thränen weinte.

Als die Flüchtlinge die Heimath erreichten, war Graf Bergen von seiner Reise noch nicht heimgekehrt, aber die junge Gräfin fand sich doch deshalb nicht vereinsamt. Sie machte Besuche und die Freunde ihres väterlichen Hauses beeilten sich, diese Besuche zu erwidern und die junge Dame in allerlei rauschende Vergnügungen und anregende Geselligkeit hineinzuziehen, und alle diese Einladungen nahm Blanda, ganz entgegen ihrer sonstigen Gewohnheit, jetzt regelmäßig an. Die alte Hausdame, die sie gewissenhaft allüberall hin begleitete, begriff ihre Gebieterin nicht mehr, deren Launen alles bisher Dagewesene übertrafen. Einmal wagte sie auch einen Einwand, als Blanda mit überwachtem, bleichem Gesicht und tiefliegenden Augen, aufs äußerste angegriffen noch vom vorhergehenden Tage, die Zusage zu einem weiteren Vergnügen niederscrieb.

„Wenn Sie so fortmachen, werden Sie krank, gnädigstes Fräulein! Wozu dieses ewige Jagen und Hasten? Es macht mir den Eindruck, als ob Sie auf der Flucht vor der Einsamkeit wären.“

Da hatte Blanda lustig aufgelacht. „Wie schön gesagt! Wie gewählt Sie sprechen, beste Frau von Montpré! Aber es nützt Ihnen nichts, daß Sie für Ihre Bequemlichkeit stimmen! Für Ihre Nachtruhe! Man ist nur einmal jung!“ Es klang unnatürlich, als das schöne Mädchen so sagte, und noch weit unnatürlicher klang das Lachen, mit dem sie ihre Rede begleitete, aber man besuchte das Bauberfest des Grafen Lorm.

Als Blanda von dort zurückkehrte, fand sie auf ihrem Tische ein schmales, längliches Packet. Verwundert durchschnitt sie die Schnüre, und mit zitternden Fingern entfernte sie die Hülle — kam es doch aus weiter Ferne, aus der kleinen, waldigen Idylle jenseits der Berge, wo sie ihren ersten Liebestraum geträumt —

Aber todtenbleich wurde sie, als sie den knisternden Briefbogen entfaltete, der ihr entgegenfiel. Der Brief war von Max Norden.

„Blanda!“ schrieb er mit verzerrter Handschrift, „wenn Du diese Zeilen erhältst, weile ich nicht mehr unter den Lebenden! Ich kann nicht entsagen! Und ich kann auch meinen Beruf nicht mehr ausfüllen! Der Gedanke an Dich und mein verlorenes Glück verläßt mich nicht eine Sekunde! Er raubt mir alles klare Denken und jede Lust zu meiner gewohnten Thätigkeit. Was bin ich doch ein unglücklicher Mensch geworden! Ein Stümper — denn ich kann meine Gedanken nicht mehr auf meine Leistungen konzentriren. Was ich spielen soll, lese ich ohne es zu verstehen, und was ich spiele, höre ich nicht. Um Deinetwillen wurde ich der Kunst untreu und der kleinen, braunen Geige, die Du so liebtest — wie Du sagtest . . . . Sonst war sie auch meine Liebe gewesen — jetzt mag sie von dem Treulosen nichts mehr wissen. Ich nichts mehr vom Leben. Ich habe zuviel verloren. Blanda — alles! Jetzt bin ich so grenzenlos müde — laß mich schlafen gehen! Gute Nacht, Blanda!

Max Norden.“

Das junge Mädchen griff mit beiden Händen nach den Schläfen, und richtete einen irren Blick auf die Geige Nordens, die mit zersprungenen Saiten vor ihr lag . . . . Einen Moment schien alles Leben aus der wankenden Gestalt gewichen, die sich zitternd an den Tisch lehnte, dann brach sie leise wimmernd zusammen. Tausend Gedanken kreuzten sich in ihrem Hirn . . . . Was sollte sie thun? Hin zu ihm und das Entsetzliche sehen? Sie schauerte . . . Nein! Nein! — Das ging nicht! Das konnte sie nicht ertragen. — Schreiben an ihre alte Wirthin und sich nach dem erkundigen, was sie bereits wußte? — Welchen Zweck konnte das haben? — Was sonst? — Es gab ja nichts mehr, was ihm und ihr helfen konnte — nichts . . . Jetzt stand sie nur vor der Wahl, ob weiter leben mit dem Bewußtsein dessen, was hinter ihr lag, oder vielleicht den gleichen Schritt der Verzweiflung zu thun, den er gethan hatte. Fast beneidete sie ihn um die Entschlossenheit, mit welcher er der nagenden Qual ein Ende gemacht hatte. Sie selbst war nicht imstande, ihm das nachzuthun, das wußte sie. Ihr graute aber auch vor dem Leben und sie gedachte des Dichtervortes, daß mancher geru todt sein würde, wenn es nicht gälte, vorher zu sterben. Es galt für sie weiter zu leben. Mit hämmernden Schläfen und klopfendem Herzen lag sie dann auf ihrem Lager mit weit offenen Augen — erst gegen Morgen verfiel sie in einen fieberhaften Schlaf und sie träumte einen entsetzlichen Traum:

Noch einmal stand sie, wie gestern Abend, vor der traurigen Sendung, aber sie verfiel nicht der gleichen Schwäche. Mit zitternden Händen riß sie sich die gleißenden Festgewänder vom Leibe, mit athemloser Hast warf sie sich in die erste, ihr in die Hände fallende Straßentoilette und eilte mit zitternden Knien die Treppe hinab nach dem nächsten Droschkenplatze. Dann fuhr sie die ganze Nacht mit dem Schnellzuge und langte im Morgengrauen in dem kleinen Städtchen an, das sie vor wenigen Wochen so eilig verlassen hatte.

Es schien ihr, eine Ewigkeit sei seit jener Zeit verflossen. Und während sie über das noch feuchte, holprige Pflaster in fliegender Hast dahin eilte, wiederholte sie im Geiste immer nur das eine: „lebt er noch — oder komme ich zu spät?“ Wenn ich ihn nur noch finde — lebend — dann will ich schon wieder gut machen, was ich verbrach! Dann ihm angehören, aller Welt zum Trost und sollte ich darüber heimatlos werden und mit allem brechen müssen, was mir bisher das Liebste war.

Aber sie kam zu spät — der arme Teufel war schon todt . .

Sie sah ihn dann noch in dem kleinen Todtenhäuschen am Friedhofe. Sie hatten ihn dort auf rohe Bretter gelegt, weil der Sarg noch nicht fertig war . . . Konnte das wirklich der von Kraft und Leben strotzende Mann sein, der hier so schlaff und bewegungslos vor ihr lag? Der dunkle Kopf haltlos zurückgefallen, die schöne Hand seitwärts von dem Brette herabgeglitten? Das schwarze, glänzende Haar klebte vom Blute getränkt an der Stirn, die Gesichtszüge waren bereits erstarrt, die dunkeln Augen mit dem verblassten Blicke standen halb offen, ein schmerzlicher Zug lag um den fest zusammengepreßten Mund, ein Zug, den Blanda nie vorher in dem Gesichte des Lebenden bemerkt hatte . . .

Mit einem halb erstickten Aechzen brach sie an der Leiche zusammen und riß den Todten zu sich empor. Sein Kopf sank schwer auf ihre Schulter — sie versuchte den schmerzlichen Zug von seinem Munde wegzuküssen — der ihr das Herz zerschchnitt — aber es gelang ihr nicht . . . Halb irrsinnig vor Qual, hörte sie wie aus weiter, weiter Ferne die Stimme der alten Bürgersfrau, deren Häuschen sie einst bewohnt. Mißbilligend klang das harte Wort, das sie vernahm: „Gott — die Vornehmen! Wie die sich jetzt anstellt! Und wer ist denn an dem ganzen Elend schuld als sie? Erst hat sie dem armen Teufel den Kopf verdreht — wenn er ein Reichsgraf gewesen wäre, sie hätte es nicht raffinirter anstellen können, und als er dann drinn saß in dem Netze, das sie ihm doch erst gestellt hatte, da war er ihr dann doch nicht gut genug und sie konnte ihn nicht schnell genug wieder los werden.“

Und als sie aus diesem Traume erwachte, war ihr erster Gedanke wieder jenes Entsetzliche — sie dachte und dachte daran, bis sich ihr die Sinne verwirren.

Lange, lange Wochen lag dann die junge Gräfin todtkrank darnieder.

Und als sie genesen war, verfolgte sie die Erinnerung an jenes erschütternde Ereigniß durchs Leben, und soviel sie auch versuchte, sich durch tausend Dinge zu betäuben, es gelang ihr nicht. Sie konnte nicht vergessen; nicht jenes schauerliche Ereigniß, nicht den Mann, den sie geliebt hatte und dessen Bild nie ein anderer aus ihrem Herzen verdrängte.

Dann — Jahre waren seitdem vergangen — hörte sie einmal zufällig von ihm — auf dem Perron eines kleinen Bahnhofes —

wo? wußte sie jetzt nicht mehr. Zwei Frauen, in deren einer sie eine Seebacherin erkannte, sprachen von ihm. „Das wissen Sie nicht? Aber das ist doch eine alte Geschichte! Er hatte sich eine Kugel vor den Kopf geschossen — damals. Ich denke doch die alte Mutter, der wir natürlich gleich telegraphirten, wird irrünftig vor Jammer bei dem Anblicke! Der einzige Sohn, müssen Sie wissen und sie eine Wittve, für die er immer rechtschaffen gesorgt hatte. Es war aber auch zu entsetzlich! Ich vergesse es auch mein Leben lang nicht, wie er so dalag. Das Herz that einem ja weh!“

„Aber — so was!“ war die Antwort, „das hätte ich ihm nicht zugetraut! Da hätte ich ihn für zu vernünftig gehalten! Und wegen einem Mädchen, sagen Sie?“

„Ich danke!“ lachte die erstere — „ein Mädchen! Es war eine leidhaftige Gräfin! Und anfangs war sie ganz vernarrt in ihn und seine Geige und ärger hinter ihm her als ein Jäger hinter einem Hasen! Wir werden —“

Hier wurden die beiden Frauen von Blandas Seite gedrängt, und der Schaffner, der schon länger neben einem offenen Coupé gestanden hatte, wurde ungeduldig. „Bitte, beeilen Sie sich jetzt, meine Dame!“

Wie elend sie wieder gewesen war auf jener Reise . . . O, sie war gestraft genug!

Jetzt, wo sie alle diese Erinnerungen abermals heraufbeschworen hatte, wo sie allein saß in der hereinbrechenden Dunkelheit — der kleinen, stummen Geige gegenüber — der Zeugin aus jener Zeit — legte sich ein bitterer Zug um ihren Mund. Jetzt war sie frei — reich — Herrin ihres Handelns — jetzt würde sie anders thun. Sie wußte in diesem Augenblicke, daß sie den Schritt thun würde, der sie über alle Vorurtheile hinweg an Max Nordens Seite bringen mußte. — Jetzt war er todt . . .

Auf einem Abfaze, dort wo die große Steintreppe eine Wendung machte, die zu dem Konzertsaal führte, wo Wilhelmy seine Wundergeige erklingen ließ, stand ein stattlicher Reiteroffizier, den Schlepptüchel dicht an sich gezogen, den Oberkörper vorgebeugt, lauschte er hinunter nach der Halle, wo die Wagen vorfuhren; die seidenen Schleppen der vornehmen Damen rauschten, die Sporen der Herren klirrten.

„Und die Komtesse Bergen?“ fragte er wenige Augenblicke später eine Gruppe plaudernder Herren und Damen, die langsam die Treppe heraufstiegen. Mit ungestümmter Hast fragte er es und seine Gesichtszüge drückten Enttäuschung aus.

„Gott, was wollen Sie, Graf Dahlen? Wissen Sie noch nicht, daß sie keine Geige hören kann? Ist Ihnen diese Caprice der Bergen fremd? Heute müssen Sie sich schon einmal mit unserer faden Gesellschaft begnügen! Ein ander Mal haben Sie mehr Glück!“

„Den ganzen Abend wie eine Melancholie an Laura!“ neckte den sichtlich Verstimmten später eine reizende Blondine. Kennen Sie nicht das schöne Wort:

Ueber Wetter- und Herrenlaunen  
Kunzle nimmer die Augenbraunen  
Und bei den Gräßen der hübschen Frauen  
Mußt Du immer vergnüglich schauen!

Lernen Sie es auswendig!“

Er versuchte ein Lächeln, das ihm aber mißlang. „Ich muß da sehen, ehe ich glaube!“ murmelte der Offizier mit finster grübelndem Blicke, „ich glaube es nicht.“

Zu dem Konzert traf er eine Bekanntschaft von früher, die sich zu geschäftlichen Zwecken in der Residenz aufhielt. Diese Bekanntschaft kam ihm sehr erwünscht und er erneuerte sie und lud sie zu einem der nächsten Abende zu sich ein. Diese Bekanntschaft war der Kapellmeister einer kleinen Oper und an einem kleinen Hoftheater angestellt. Graf Dahlen hatte einst dort in Garnison gelegen. Es war verzweifelt langweilig gewesen in dem kleinen Neste, und der Kapellmeister hatte dort mit zur Koblesse gezählt. Durch irgend ein Vorkommniß, das der Offizier längst wieder vergessen hatte, war er dem Manne noch dazu verpflichtet gewesen, genug, sie wurden fast Freunde — so so — was man Freundschaft nennt. Diesen Kapellmeister kultivirte Dahlen in dem Wilhelmschen Konzerte und lud ihn zu einer musikalischen Soirée mit sammt seiner Weige zu sich ein. Und er kam.

Zu diesem Feste war die halbe Aristokratie geladen und auch die Gräfin Bergen. Die musikalischen Genüsse, welche dieses Fest bot, waren verschiedener Art, meist von Dilettanten ausgeführt — zuletzt kam der Geiger. Er geigte tadellos und dem verwöhnten Residenzpublikum zu Danke. Als er begann, stand der Gastgeber hinter einer Säule, in unmittelbarer Nähe der schönen Blanda von Bergen und seine Augen hingen mit ungläubigem Ausdrucke an ihrer prächtigen Gestalt.

Aber sobald der Geiger mit seinem Instrumente auf der mit Teppichen belegten Estrade erschien, wurde das schöne Mädchen, das der Beobachter leidenschaftlich liebte, todtenblaß. Ihre Augen hingen mit dem Ausdrucke des Entsetzens an dem Manne dort drüben, dessen interessante Erscheinung die Blicke auch der Ubrigen schon deshalb fesselte, weil zwischen dieser Erscheinung und der Leistung, die er bot, ein scharf ins Auge springender Kontrast bestand. Unter der Berührung seines Bogens zitterten die Klänge seines Instrumentes wie ein Hauch durch den Saal — und er war ein großer, hünenhafter Mann, stark, kräftig — er sah durchaus nicht aus als ob er imstande sein könne ein so kleines, feines Instrument so zart zu behandeln. Als er aber die Weige hob und der Bogen über die Saiten glitt — die ersten Takte der Schumannschen Träumerei durch die lautlose Stille klangen, da griff die Hand der Gräfin Bergen tastend

in's leere — sie schien eine Stütze zu suchen — ein Ausdruck grenzenloser Angst brach aus ihren Augen, und mit einem halb erstickten Aufschrei sank sie ohnmächtig zusammen.

Trotzdem glaubte Graf Dahlen nicht an diese Schwäche.

„Sie ist aber wirklich ohnmächtig!“ versicherte der Arzt, der ihr in ein Nebenzimmer gefolgt war und sie dann nach Hause begleitet hatte. Aber auch diese Versicherung begegnete nur einem ungläubigen Lächeln der Gesellschaft. „Eine Weiberlaune! Nichts als eine Caprice!“ flüsterte man lächelnd. „Sie kann keine Geige hören! Wußten Sie das nicht? Graf Dahlen!“

„Es war mir in der That fremd! Für einen Mann etwas zu mystisch um es zu glauben!“ war die malitiose Antwort, „zu unbegreiflich!“

Unbegreiflich! — Noch unbegreiflicher war es der Gesellschaft, als wenige Wochen später die Verlobungsanzeige der Gräfin Bergen mit eben jenem obskuren Kapellmeister veröffentlicht wurde.

„Heiliger Gott! Das sieht ihr nun wieder ähnlich! Das ist in der That verblüffend! Sie kann keine Violine hören! Beim ersten Geigenton, der ihr Ohr berührt, wird sie ohnmächtig! Wie interessant? Nicht? Welcher Roman läßt sich da zwischen den Zeilen lesen! Aber nicht genug damit! Sie tauscht, plötzlich ins entgegengesetzte Extrem verfallend, ihren alten Namen an den unbekanntem, bürgerlichen Namen eines Geigenpielers! Noch origineller! Ganz um sprachlos zu stehen! Ja, das will sie eben! Setzt nur nicht merken lassen, daß man aus den Wolken gefallen ist! Diesen Gefallen ihr nicht thum! Um keinen Preis! O, Weiberlaunen!“

Am Sylvesterabend hatte Graf Dahlen jene musikalische Soirée gegeben, am Neujahrs morgen stand ein großer, blasser Mann, dessen schwarzes Haar schon hin und wieder Silberfäden durchzogen, und dessen seltsam glänzende Augen wie zwei Flammen aus dem bleichen Gesicht heransleuchteten, vor einem der hohen Fenster des Hôtels, in dem er logirte. Seine zitternde Hand hielt einen kleinen Brief, und er zögerte, diesen Brief zu öffnen.

„An die kleine, braune Geige des Herrn Kapellmeisters Norden“ lautete die Adresse — und die Handschrift . . .

Endlich erbrach er den Brief. Eine kleine, elegante Glückwunschkarte, wie man sie in bürgerlichen Kreisen, wenn auch vielleicht weniger elegant, dem Liebsten beim Jahreswechsel zu senden pflegt, fiel heraus: „Tausend Glückwünsche aus treuem Herzen, der kleinen, braunen Geige!“ las der große, blasse Mann.

Wenige Stunden später betrat er die Wohnung der Absenderin.

„Herr Kapellmeister Norden“ meldete das Jöschchen.

„Max!“ rief eine jubelnde Stimme . . .

Zögernd stand er einen Moment auf der Schwelle . . . „Ja — hast Du mich denn noch lieb?“ fragte er zweifelnd.

Dann aber lag er zu ihren Füßen, und sie drückte ihr Gesicht in sein lockiges Haar und küßte tausend Mal seine Augen.

Die Beiden, die einander so grenzenlos liebten, hatten sich doch noch gefunden.

„Und welchem Umstande verdanke ich dieses große, unverdiente Glück?“ fragte sie endlich, während sie ihm das Haar aus der Stirn strich und mit dem Ausdrucke namenloser Zärtlichkeit in seine wunderbaren Augen blickte. „Jahrelang habe ich Dich als einen Todten beweint und jetzt bist Du plötzlich auferstanden.“

„Welchem Umstande?“ wiederholte er bewegt, „einer unsicheren, zitternden Hand, die den tollen Kopf schlecht mit der Waffe traf, und — einem alten Mütterchen, das einen zweiten Schuß verhinderte und an dessen aufopfernder, hingebender Liebe das kranke Herz des Sohnes langsam soweit genas, daß er den Gedanken an ein Weiterleben nicht mehr als unmöglich von sich warf.“

„Und mich liebest Du über das alles alle die Jahre in Unwissenheit?“ fragte sie mit leisem Vorwurf.

„Ich meinte, es sei besser für Dich, Du bliebest in dem Glauben, ich sei todt. Mein Tod überhob Dich aller Verpflichtungen gegen mich. Du wurdest dadurch frei und geriethest mit Deinem Gewissen nicht in Konflikt, wenn Du vielleicht glücklich werden wolltest mit einem — Anderen.“

„Und die Gewissensqualen, die mir Dein Tod verursachte? Rechnefst Du sie für so gering?“

„Ich meinte — an meinem Tode sei nicht viel gelegen, ebenso wenig an meinem Leben. Was konnte das einer vornehmen Dame viel machen, ob man den „Stadtppfeifer von Seebach“ zu den Todten oder Lebendigen zähle — imgrunde zählte er ja nicht mit . . .“

„Max!“ bat sie angstvoll.

„Sei mir nicht böse!“ bat nun auch er. „Jetzt ist das ja alles vergeben und vergessen. Das Unmögliche wird ja möglich werden. Die Gräfin Bergen wird einen armen Musikanten heiraten — einen kleinen Kapellmeister aus irgend einem obskuren Nester da hinten in irgend welchem trostlosen Weltwinkel. Sie will hinabsteigen aus der Höhe — warum nur?“

„Weil sie weiß, daß sie bei diesem Hinabsteigen das Glück am Ziele ihres Weges finden wird, das sie auf der Höhe ihrer Verhältnisse jahrelang schmerzlich vermißte“ — unterbrach ihn lächelnd das schöne Mädchen. „Doch verspricht sie ihrem großen, stattlichen Liebsten und seiner kleinen Geige, daß sie nicht nur glücklich werden, sondern vor allem glücklich machen will.“





## Carl Gutzkow und das Gutzkow-Denkmal.

Von Dr. Adolph Kohut.

(Mit Illustration.)



Dem Wimen flücht die Nachwelt keine Kränze — ebenso selten auch den Dichtern und Schriftstellern, wenn sie es nicht verstanden haben, eine große Volksthümllichkeit zu erlangen und eine tiefgehende Bewegung hervorzurufen. Nur einigen wenigen geistigen Heroen werden nach ihrem Tode Standbilder aus Erz und Marmor errichtet, — die übrigen müssen sich damit zufrieden geben, daß ihre Werke in dem Schutte der Bibliotheken modern oder daß in Blütenlesen hier und da ihre Ideen und Aussprüche wiederzufinden sind. Selbst ein Gotthold Ephraim Lessing, der dritte im Bunde unserer Dichterheroen, hat noch immer kein Denkmal in der Reichshauptstadt, die ihm doch so viel zu verdanken hat und wo oft unbedeutenden Staatsmännern und Militärs eherne und marmorne Statuen gesetzt werden!

Angefihts dieser Erscheinung mußte es einigermaßen überraschen, daß einem „Ritter vom Genieland“, Carl Gutzkow, am 11. Juni 1887 in Dresden ein Denkmal errichtet wurde. Wie? der allezeit Streitbare, der unerbittliche Kämpfer für Wahrheit, Recht und Freiheit, der so viele Feinde wie Sand am Meere hatte, der seinen eigenen Weg gehende „schneidige“ Dichter und Schriftsteller, findet so rasch pietätvolle Herzen, die sein Andenken auch für kommende Geschlechter durch ein plastisches Werk festhalten wollen? Wertwürdig! Sehr merkwürdig! . . . Des Räthfels Lösung ist aber bald geschehen, wenn wir von vornherein bemerken, daß nicht das deutsche Volk es war, welches dem Schöpfer des „Uriel Acosta“ durch ein Denkmal den Tribut der Anerkennung gezollt hat, sondern ein literarischer Verein: „der Allgemeine deutsche Schriftstellerverband“ in Leipzig, der sich durch diese edle That selbst ein ehrendes Denkmal gesetzt hat.

Auf der Generalversammlung des „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes“, die im Herbst 1879 in Dresden tagte, wurde auf Antrag Dr. Rudolf Döhn's, eines vortrefflichen Schriftstellers, der jahrelang in Amerika den deutschen Namen hochhielt und mit Ruhm bedeckte, der Beschluß gefaßt, „in anbeacht der großen Bedeutung Carl Gutzkows für die Literatur, insbesondere auch in Anerkennung der Wirksamkeit desselben für die Interessen des Schriftstellerstandes, eine Sammlung zum Zwecke der Herstellung eines würdigen Denkmals für den Verstorbenen anzuregen.“ Der Stadt Dresden gebührt das Verdienst, daß hier auf die hochherzige Anregung auch sofort die That folgte. Am Abend des 13. Dezember 1880 fand die vom Gutzkowdenkmal-Komitee veranstaltete Gutzkowfeier im Saale des Gewerbehauseß statt. Es wirkten hier bedeutende Künstler, wie Therese Malten, Frau Niemann-Seebach, Joseph Joachim, Franz Willner u. a. mit, — der Reinertrag, 1200 Mark, wurde dem Vorstände des Schriftstellerverbandes überwiesen. So waren denn die ersten Gelder für das Denkmal aufgebracht, — aber das Gesamtergebniß der Sammlungen, welche in Berlin, Leipzig und anderen Städten veranstaltet wurden, war innerhalb der nächsten Jahre ein sehr geringfügiges, und noch heute wäre Gutzkow kein Denkmal erstanden, wenn der Herr Oberbürgermeister von Dresden, Dr. Stübel, — ein um das Aufblühen der Stadt, um Kunst und Wissenschaft hochverdienter Mann — und andere Vertreter der Residenz die Kosten der Aufstellung der von dem Bildhauer Herrn Emmerich Andrejen — dem Schöpfer des Tübinger Hölderlin-Denkmalß — in Bronze ausgeführten Gutzkow-Büste nicht übernommen hätten.

So wurde denn, wie gesagt, am 11. Juni 1887 auf dem Georgß-Platz das Gutzkow-Denkmal, welches neben dem Standbilde Theodor Körners, des Sängers und Heldenjünglings, und dem des Lieder-Meisters Julius Otto aufgestellt ist, unter entsprechenden Feierlichkeiten, im Beisein des Vorstandes des „Allgemeinen deutschen Schriftstellerverbandes“, der städtischen Behörden Dresdens u. s. w., enthüllt. Auch die Frau und die älteste Tochter des Dichters — Frau Justizrath Nsius aus Hanau — und sein Schwiegersohn aus Frankfurt a. M. wohnten der erhebenden Feier bei. Professor Dr. Adolf Stern, der bekannte Dichter und Litterarhistoriker, hielt eine inhaltlich wie formell meisterhafte Ansprache, worin er mit großen Zügen das Wollen und Denken, das Leben und Streben Gutzkows zeichnete. Im Namen des Schriftstellerverbandes übergab hierauf der Redner das Denkmal dem Vertreter der Stadt, Herrn Oberbürgermeister Dr. Stübel. Tief empfundene, warme, für alles Hohe und Ideale begeisterte Worte sprach dieser bei der Uebnahme des Denkmals und er gelobte im Namen der Stadt, dasselbe nicht bloß zu schützen, sondern auch den Geist zu hüten, welchen der Mann, dessen Auge auf die Anwesenden herablickte, sein ganzes Leben hindurch bethätigt habe. Hierauf legte Dr. Rudolf Döhn mit bewegten Worten im Namen des Schriftstellerverbandes einen Lorbeerkranz auf den Fußsockel des Denkmals nieder.

Dasselbe ist eine meisterhafte Schöpfung des noch jungen Bildhauers Emmerich Andresen, Gestaltungs-Vorsteher an der Königl. Porzellan-Manufaktur in Meissen, welches Dresden zur Zierde gereicht. Der Künstler, welcher sich durch dieses Standbild mit einem Schläge einen berühmten Namen gemacht hat, ist am 20. Februar 1843 als Sohn des 1849 zu Uetersen in Holstein verstorbenen Direktors Andreas Andresen daselbst geboren. Sein Bruder ist der bekannte Germanist, Professor Dr. Gustav Andresen in Bonn a. Rh. Bis zu seiner Konfirmation besuchte er die Rektorschule seines Heimatortes, war von 1859—63 Lehrling in dem Studaturgeschäft von Vivie in Hamburg und studirte von 1863—68 im Atelier des berühmten Bildhauers Professor Dr. Hänel in Dresden. Nach seiner Etablierung in dieser Stadt schuf er zuvörderst die Statue Thorswaldsens für die Hamburger Kunsthalle, dann die lebensgroße Marmorstatue „Gefeesselte Psyche“, welche von Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser Wilhelm I. angekauft wurde und sich im königlichen Schlosse zu Berlin befindet. Später führte er die Statue noch einmal in Marmor aus und zwar für das Thaulow-Museum in Kiel, dessen äußere figürliche Dekorationen auch von ihm herrühren. Hier auf schuf er den figürlichen Schmuck der kaiserlichen Yacht „Hohenzollern“, sowie einen in Eichenholz ausgeführten Cyclus germanischer Götter für einen hamburger Kunstfreund. Seine ferneren Arbeiten sind: die Modelle für die Ausschmückung des Kaiser-Wilhelm-Gymnasiums und die des neuen Seminars in Hannover. Ich habe schon erwähnt, daß Andresen auch das Hölderlin-Denkmal geschaffen, welches 1880 im botanischen Garten in Tübingen unter Bethheiligung der Universität und der akademischen Jugend, die den Meister am 30. Juni durch einen Fackelzug auszeichnete, enthüllt wurde. Bekannt ist die 1880 entstandene Statuette „Dunkel Bräutig“, welche große Verbreitung in zahlreichen Exemplaren gefunden. Später schuf der Meister für die königliche Porzellan-Manufaktur in Meissen eine Reihe von Modellen und ist seit einem Jahre als Gestaltungsvorsteher an diesem weltberühmten Kunstinstitut angestellt. Vom Januar 1884 bis April 1887 war er Stadtverordneter in Dresden und hat als Mitglied des Verwaltungsausschusses sich die nicht genug anzuerkennende Mühe, die künstlerischen Verhältnisse von Elbathen zu fördern, gegeben. Gegenwärtig ist Andresen mit einer Büste Böttchers, des Erfinders des Meißner Porzellans, und einer Pegasusgruppe zu Ehren des Königs Johann beschäftigt.

Was nun das reifste und gediegenste Werk Andresens, das Denkmal Gutzkows, betrifft, dessen Büste wir heute unseren Lesern im wohlgelungenem Holzschnitt vorführen, so zeichnet sich dasselbe vor allem durch eine überaus natürliche Charakteristik aus. Wer diese Büste sieht, erkennt sofort den eigenartigen Dichter und Charakterkopf, der bereits am 13. November 1840 von sich selbst gesagt hat — wie er von Hamburg aus an Levin Schücking schreibt — „es liegt in meinen Zügen etwas finsternes, das mein Gemüt nicht kennt . . . Das



Karl Gutzkows Porträtbüste vom Gutzkow-Denkmal in Dresden.

MS

Leben hat mir zu tiefe Wunden geschlagen, als daß ich heiter hineinblicken könnte. Was bin ich, das ich nicht durch mich selbst geworden wäre? Was hab' ich, das ich nicht erobern mußte?" Andrejen fertigte die Büste in 1½ Lebensgröße des Dichters und zwar auf Grund einer von dem intimsten Freunde Gutzkows in Dresden, dem Advokaten Fajold, geliehenen Photographie an. Anfangs hatte er nur die Absicht, die Büste dekorativ zu behandeln, aber bei der Arbeit interessirte ihn der Kopf immer mehr. Wie in den Werken des Dichters und in dessen Leben, findet sich auch in seinem Kopfe der Dualismus: Stirn, Auge und Nase sind wie vom Adler, der zur Sonne fliegt, Mund und Unterlippe aber von der Bulldogge, die sich hier unten herumbeißt. Die Büste Gutzkows erhebt sich auf einem von den Dresdener Architekten Giese und Weidner entworfenen und von Friedrich Rietscher in Häslig bei Bischoheim in der Lausitz vorzüglich ausgeführten Granit-Postament. Auf zwei aus blauem, gestocktem lausitzer Granit hergestellten Stufen steht ein einfaches Postament mit kräftiger Profilierung von polirtem rothem meißener Granit. Eine Bronzetafel mit dem Namen Gutzkow an der Vorderseite des Postamentes ist die einzige Inschrift. Die Architekten Giese und Weidner haben es vortrefflich verstanden, das Kräftige und Eckige im Charakter und Wesen des Dichters durch das Postament und den mit Eckblättchen verzierten Büstenfuß hindurchklingen zu lassen. Das Postament hat inklusive der Stufen eine Höhe von 2,35 Meter, das ganze Denkmal eine solche von 3,39 Meter.

Hat Carl Gutzkow, der vor einem Jahrzehnt, am 16. Dezember 1878, heimgegangene Dichter von „Zopf und Schwert“, „Urbild des Tartüffe“, „Uriel Acosta“, „Ritter vom Geiste“ und des „Zauberer von Rom“ in der That verdient, daß sein Andenken in Erz und Marmor verewigt werde? — Gewiß! Es ist nichts als eine alte Schuld abgetragen worden, als der Führer des „jungen Deutschland“, der Schöpfer des neuen Dramas, der Vorkämpfer des modernen Geisteslebens und der Schriftstellerwelt par excellence, sein Standbild erhielt.

War Gutzkow auch ein ausgezeichnete Publizist, ein schneidiger Kritiker, ein namhafter Aesthetiker, so besteht doch die unleugbare und bleibende Bedeutung desselben in der deutschen Literatur, besonders in seinen theatralischen Werken, seinen Erzählungen. Er hatte einen sehr feinen Instinkt für Tagesfragen und für die Stimmungen und Strömungen der öffentlichen Meinung, und in seinen Bühnenstücken spiegelt sich dieses tendenziöse Ausbeuten der „Aktualität“ vielfach wieder. Die hervorragendsten unter seinen Bühnenstücken sind: „Richard Savage“, Trauerspiel (1839), „Zopf und Schwert“, historisches Lustspiel (1844), „Das Urbild des Tartüffe“, Lustspiel (1847), „Uriel Acosta“, Tragödie (1847), „Der Königsleutenant“, Lustspiel (1849). Es pulst in allen diesen Schöpfungen große, dramatische Gestaltungskraft, wahre Poesie und edle Gesinnung. Die historischen Lustspiele müssen geradezu als mustergiltig bezeichnet werden. Die Thea-

terstücke waren es, die den Namen Gukows zu einem ungemein gefeierten gemacht haben. Sie wurden in fast alle lebenden Sprachen übersetzt und behaupten sich seit einem Menschenalter auf dem Repertoire aller guten Bühnen mit ungeschwächter Kraft. Zu seinen schwächsten Stücken gehört „Der Königsleutenant“, welches dennoch sehr populär ist, weil fahrende und effekthaschende Virtuosen à la Friedrich Haase in der Titelrolle spielen und es zu einem Paradeferde gemacht haben. Es würde ungerecht sein, wollten wir es hier — bei aller Verehrung für Gukow — verschweigen, daß er in seinen Dramen leider! gar zu oft die Kunst dem Effekt geopfert und von hochtönenden Phrasen in unerlaubter Weise Gebrauch gemacht hat. Der Menge freilich imponirten am meisten die hohlen Redensarten, sobald nur die Barnays und Haases ihre Rollen recht kräftig heruntergebrüllt haben.

Noch unmittelbarer an die Zeit schloß sich der Dichter in seinen kulturhistorischen Romanen an, von denen die bedeutendsten sind: „Die Ritter vom Geist“ (Leipzig 1850—52, 9 Bände) und „Der Zauberer von Rom“ (Leipzig 1858—61, 9 Bände). Diese Erzählungen zeichnen sich durch große Gedankenfülle, charakteristischen Situationsreichthum und viele treffenden Bemerkungen über einzelne Schwächen des Zeitalters aus. In den „Rittern vom Geiste“ geht das Streben des Dichters darauf aus, die Demokratie humanistisch zu gestalten und sie als ein geistig und sittlich gemildertes Bildungselement durch alle Klassen der Gesellschaft zur wahren Wiedergeburt derselben vorzubereiten. In dem genannten Roman wird mit meisterhaften Zügen die Reaktionsperiode, welche der Revolution von 1848 folgte, geschildert, während im „Zauberer von Rom“ die gesammte deutsch-ultramontane Welt vor uns vorbeidestillt. Von seinen übrigen Romanen sind die bemerkenswerthesten: „Fritz Ellrodt“ (Sena 1872, 3 Bände), „Die Söhne Pestalozzis“ (Berlin 1870, 3 Bände) und „Die neuen Sarapionsbrüder“ (Breslau 1877, 3 Bände).

Gukow ist einer der umfassendsten und vielseitigsten Geister in unserer Literatur. Er hat fast keine Tonart in derselben anzuschlagen unterlassen — überall erzielte er Erfolge, denn sein fruchtbarer und beweglicher Genius wußte jedem Stoffe eine neue und fesselnde Seite abzugewinnen. Er wäre sicherlich einer unserer größten Dichter geworden, wenn die ägende Skepsis eines großen, aber selbstquälerei-schen Verstandes nicht oft den Blütenstaub der Poesie verweht hätte. Diese Skepsis führte ihn einmal zu einem Selbstmordversuch, sie zerrüttete schließlich seine Nerven und erzeugte in seinen letzten Schriften eine außerordentliche Bitterkeit, welche auf das Kunstwerk oft zerstörend wirkte.

Freilich gehörte er zu jenen Unglücklichen, die Jahrzehnte lang mit der Noth des Lebens, mit der Engherzigkeit der Theaterdirektoren, der Bosheit der Kritiker und dem Stumpfsinn der Masse schwer ringen mußten, — wer wollte daher den ersten Stein auf ihn werfen? Wer fände seinen Menschenhaß nicht erklärlich?

Mit trefflichen Worten sagte Adolf Stern in seiner Wehrede am 11. Juni 1887 von Carl Gutzkow, auf die Bedeutung dieses Meisters hinweisend: „Die Wahrheit des Herderschen Wortes: „die goldenen Zeitalter des Geschmacks sind nie ganz eines Menschen Wille, sie sind in der Geschichte des menschlichen Geschlechts wie die konjungen Punkte der Saite, es müssen Dissonanzen dazwischen liegen“, habe Gutzkow in seiner ersten Entwicklungsperiode an sich erfahren. Nicht das dürfe uns befremden, daß unter den Zeiteindrücken Gutzkows frühere Werke allzustarke Spuren der politischen Bestrebungen trugen, daß vom Tag zu viel, vom Gauzen des Lebens zu wenig in sie hineinstoß, sondern das müsse mit Erstaunen und Bewunderung erfüllen, wie rasch sich Gutzkow über die politisirende Publizistik erhob, mit wie energischer Selbstkritik er seine geistigen Bestrebungen mit den künstlerischen Forderungen des Bühnenstücks, der Erzählung, in Einklang gebracht habe. Wohl sei auch in den Werken ein starkes Element der Tendenz zurückgeblieben, welche dies Jahrhundert überdauern und bleibende Denkmäler seines geistigen Ringens für die Nachwelt sein würden. Die besten dramatischen und erzählenden Werke Gutzkows ständen auf jener Höhe, auf der wohl noch über Bedeutung des Einzelnen, aber nicht mehr über Bedeutung und dauernden Werth des Ganzen gestritten werde. Gleich anderen großen Schriftstellern vor ihm wird Gutzkow jene volle Gerechtigkeit zutheil werden, welche mit der klareren Erkenntniß der Gedankengänge, der ursprünglichen Absichten des Zusammenwirkens von innerem Antrieb und äußerem Eindruck für alle kommt, welche ein großes und ganzes gewollt haben, ein großes und ganzes gewesen sind. Schon Gutzkows geistiges Ringen allein, die Idealität seiner Ziele flößt Theilnahme und Ehrfurcht ein. Auch dürfe nie vergessen werden, unter wie schweren Hemmnissen Gutzkows Schaffen zum Theil stattgefunden habe, wie ausschließlich der große Schriftsteller auf die eigene Kraft und den unablässigen Einsatz derselben angewiesen geblieben sei. Unter dem Drucke äußerer Umstände habe er jederzeit noch die Freiheit des Geistes, die Größe seiner Entwürfe bewahrt, die Freiheit der Stimmung und der künstlerischen Vollendung oft nur theilweise erreichen können.“

Geboren wurde Carl Gutzkow am 17. März 1811 in Berlin als Sohn eines prinzlichen Leibkutschers. Dort erhielt er seine erste Ausbildung. Er studirte zuerst Theologie, kam aber nicht dazu, sich diesem Berufe praktisch zu widmen. Sehr jung betrat er bereits die Schriftstellerlaufbahn, nachdem er in Heidelberg Philosophie und Philologie studirt hatte. Er lebte an verschiedenen Orten, in Frankfurt a. M., Mannheim, Hamburg, ging dann nach Italien und auf einige Zeit nach Paris. Er lebte dann längere Zeit in Dresden, wo er an Tiecks Stelle Dramaturg am Hoftheater wurde. 1861 übernahm er das Generalsekretariat der „Schillerstiftung“ in Weimar. Zernwürfnisse aller Art, Aufregungen und Arbeit machten ihn so nervös, daß er 1865, wie bereits erwähnt, sogar einen Selbstmord-

versuch machte. Genesen, ging er zuerst nach der Schweiz und dann nach Berlin. Zuletzt lebte er wieder in Frankfurt a. M. und starb dort am 16. Dezember 1878.

Ein außerordentlicher Dichter und Schriftsteller, ein edler Märtyrer, ein anregender und stets geistreicher Mann war Carl Gutzkow und nur mit lebhafter Befriedigung kann man es begrüßen, daß die Nachwelt die vielen Dissonanzen in dem Leben des Poeten in dem harmonischen Schlußakkord eines schönen Denkmals versöhnend ausklingen ließ!

## Zu dienen der Kunst!

**S**ie sprachen viel  
 Von dem leuchtenden Ziel  
 Der Wahrheit;  
 Von himmlischer Schönheit  
 Holdem Duft,  
 Von der sanften Klarheit  
 Des Götterlichts  
 Und den Schmerzen der Erde . . .  
 Und er sagte kein Wort:  
 Ging einsam fort  
 Hinaus in die Nacht,  
 In den Nebeldunst —  
 Zu dienen der Kunst.

Wilhelm Arnt.





## Admont.

Ein Bild aus der grünen Steiermark.

Von A. G. S. Röllinger.



Wer den Aublick Admonts von der schönsten Seite genießen will, der wandere von Hieselau her Ennsaufwärts durch das „Gesäuse“, durch jene Wildniß, die mit ihren Felskloffen und dem alles übertösenden Brausen der Enns des einsamen Wanderers Herz erbeben macht. Schaut man da unter dem Donnern des urgewaltigen Flusses an den senkrechten Felsenwänden empor, wie droben über den Zackenspitzen die weißen Wölklein das tiefblaue Firmament durchsegeln, oder wendet man den Blick auf die Schuttrinnen, die ein heftiger Wolkenbruch in einer Stunde gerissen, und die, hundert und mehr Schritte breit, den grünen Tannenwald hinweggesetzt haben und ihn durch eine Wüste voll Geröll und Felsblöcke ersetzen, und betrachtet man dann die Straße und den Schienenweg, die beide mit Mühe stellenweise dem Felsen oder dem Wasser abgerungen wurden, und die zu zerstören nur ein stärkeres Aufrauschen der Enns oder ein herabpolterndes Felsstücklein genügt, so muß einem wohl in den Sinn kommen, daß es sich doch verlohne, dann und wann ein bittend' Wörtlein zu unserm Herrgott zu reden. Und tritt man nun plötzlich aus dem engen Gesäuse hinaus in das breite, fruchtstrotzende Admonter Thal, so wird man, hat die Schreckenswildniß einen das Bitten gelehrt, auf gottgesegnetem Grunde wohl auch des Dankens nicht vergessen.

Und fürwahr, der Wechsel zwischen fürchterlichster Wildniß und dem freundlichen Thale ist ein schneller. Die Enns, die wir eben erst in gewaltigem Zorne gischtend aufbrausen sahen, fließt hier ruhig in großen Windungen, ohne Ahnung ihrer Stärke, zwischen gepflegtem Ackerboden und grünem Wiesenlande dahin, die Ufer mit nicken- dem Weidengebüsch oder auch mit schilfbewachsenen Sumpfstellen umsäumt. Die Felsenwände, die vor kurzem noch knapp an der Straße

gewurzelt, trennt nun ein breiter Thalboden, und wo früher düstergrüne Tannen ihre Nester ausgestreckt, winken uns nun die hellen Thürme des St. Blasienmünsters von Admont, dem Ziele unserer Wanderung.

Die Lage des Marktes Admont, der am rechten Ufer der Enns, eigentlich nur aus einer langen Straße bestehend, das Thal der Breite nach durchzieht, ist eine herrliche. Im Norden schließen die Haller Mauern, die mit ihren Felsenthürmen und Wänden über vorgelagerte Waldberge herüberblicken, das Thal ab, — stolze Häupter: der große Pyrgas und der Scheiblingstein, der Hochthurm und der Herenthurm und wie sie alle heißen mögen, — während die südliche Thalwand meist von bewaldeten Höhenzügen gebildet wird. Doch nicht immer sind diese Höhenketten, besonders aber die erstere, für neugierige Berggucker zu Hause; gar mancher ist alljährlich nach Admont gezogen und hat sie noch immer in ihrer Nebelkappe versteckt gefunden. Am Fuße der Haller Mauern, eine gute halbe Wegstunde nördlich von Admont, liegt das Dertlein Hall, bei welchem, wie sein Name uns schon sagt, einst Salzbergbau betrieben wurde. Hall ist uralt; es bestand schon lange, bevor noch das Kloster gegründet wurde und „die Häuser in der Zell“ von diesem den Namen Admont erhielten. Dort soll auch das Schloß Burgstall gestanden haben, in welchem die Stifterin Admonts, Gräfin Gemma, wohnte. Als sie aber einst vor ihrem bösen Vogte die Flucht ergriff, soll das ganze Schloß, sowie ihr Fuß es verließ, in unergründlichem Sumpfe versunken sein.

Auf einem der grünen Waldberge, welche sich südlich von Admont hinziehen, liegt malerisch ein Schloßlein mit Thurm und Erker aus dem 17. Jahrhundert, das den Namen Röthelstein trägt und dem Kloster gehört. In seinen Gemächern steht noch manches alte Hausgeräth, schön geschnitzte Kästen, Dosen von kunstvoller Schmiedearbeit und anderes. Auch eine alte Gemäldegalerie ist darin untergebracht. Die Bilder sind meist von geringem Werthe, eines ist jedoch darunter, das seine Wirkung nie verfehlt. In einer dunkeln Ecke eines wohnlichen Saales hängt ein Damenporträt. Weiß und lockend leuchtet dir ein voller Busen aus Sammet und Spitzen entgegen, und trittst du näher in der Erwartung, unter dem tiefen Schatten eines breitkremigen Hutes und wallender Straußenfedern ein reizendes Gesichtchen zu erblicken, so grinst dich höhnisch ein kahler Todtenschädel an . . . Die Mauern, einst der Schutz des Schloßchens vor lüsternen Feinden, haben jetzt nur mehr die Hirse und Kehe von dem Kohl und den Bohnen des alten Mütterchens abzuwehren, das im Schlosse wohnt, und die alten Feldschlangen, die von ihnen herab ins Thal gebräut, liegen jetzt melancholisch unter den Arkaden des Schloßhofes auf ihren morschen Lafetten, trauernd, daß sie nicht anders mehr den Ruhm ihres Schöpfers verkünden können als durch die Inschrift, die sie auf ihrem Rücken tragen: „Medardus Reig in Graz hat mich gegossen. 1653.“

Ennsaufwärts liegt mitten im Thale ein Berg für sich allein, der Kulmburg, der auf seinem Rücken die stolze Wallfahrtskirche Frauenberg mit ihren weitläufigen Nebengebäuden trägt. In der Nähe befinden sich jetzt noch die Ueberreste einer alten Thalsperre, die einst Abt Heinrich II. von Admont zum Schutze des Klosters errichten ließ; doch kehren wir jetzt zu diesem selbst zurück.

Es war im Jahre 1072 des Heils, als der hochwürdige Erzbischof von Salzburg, Herr Gebhard, Graf von Helfenstein, mit etlicher Begleitung Ennsabwärts in jene Gegend gezogen kam, wo jetzt das Stift Admont steht. Die heilige Gemma, Gräfin von Friesach und Zeltschach, eine Blutsverwandte Kaiser Heinrichs des Heiligen, hatte, nachdem ihr der Tod all ihre lieben Söhne genommen, dem damaligen Salzburger Erzbischof Balbwin ihr ganzes Besizthum vermacht unter der Bedingung, daß er im Ennsthale ein Benedictinerkloster gründe. Doch erst 30 Jahre, nachdem die fromme Wittib zu Hall gestorben war, dachte der Nachfolger Balbuins, Gebhard, daran, das Versprechen seines Vorfahren zu erfüllen. Als er nun 1072 das Thal nach einer passenden Stelle für das neue Kloster durchforschte, glaubte er diese dort gefunden zu haben, wo am rechten Ufer der Enns am Rande eines Wildbaches ein Gehöfte stand mit dem Namen „Adamunta“, so da heißt: Wassermündung. Nach diesem Gehöfte nannte man auch das Klösterlein Adamunt, und nicht etwa darum, weil es ad montes stand. Das Jahr darauf sah man bereits fleißige Hände Balken behauen und Steine herbeischaffen, und 1074 konnte das fertige Kloster eingeweiht werden. Aus der Zeit der Einweihung geht noch eine Sage unter dem Volke: Unter den Bergen, die das Thal von Süden her einschließen, ist einer, dessen Gipfel vier steile, seltsam geformte Felsensäulen bildet. Dort stand, als die Klosterbrüder im Thale drunten ihr Heim erbauten, ein Heidentempel, bei dem ein alter Heidenpriester zu seiner Wartung wohnte. Dieser aber hatte einen Hahn, welcher zu bestimmter Stunde sein Krähen erschallen ließ und so das Volk zum Gottesdienste rief. Doch immer mehr vertauschten den alten Gott mit dem neuen der Klosterbrüder, bis es endlich nur mehr vier waren, die beim Glauben ihrer Väter ausharrten. Da that aber der Priester einen grimmen Schwur: „So wenig als wir vier je zu Stein werden, so wenig soll je den Mönchen dort im Thale ihr Stöcklein erklingen!“ Und wie er die verwegenen Worte gesprochen, da schwamm das erste Neumaria-Geläute vom Kloster ins stille Abendroth hinaus, und die vier Heidenmänner wurden zu starrem Stein. — Nicht lange sollte die junge Siedelung sich Ruh' und Friedens erfreuen. Berthold von Moosburg, ein starker Herr, hub an, mit Erzbischof Gebhard um die Anfula zu streiten, und bei diesem Streite mußten auch die treuen Klosterbrüder von Herrn Bertholds Knechten manche harte Unbill erfahren; auch hatten sie nebenbei von Adalbero des Rauhen Besuch zu leiden, der nicht verjäumte, von Zeit zu Zeit zum Kloster einen Ritt zu thun. Doch waren diese Schäden bald wieder so weit

ausgeheilt, daß Abt Wolfshold 1120 daran denken konnte, auch Weiblein nach St. Benedicti Regel ins Thal zu ziehen\*), von denen einige so zierliche Lettern auf Pergament zu malen verstanden, wie Regilind und Irmingard, daß man sie bald nur mehr die gelehrten Frauen von Adamunt hieß. Doch blieben auch die Mönche nicht unthätig. Während die einen draußen Wälder rodeten und Felder anlegten, schrieben die anderen in ihren Zellen gefahrte Bücher, wie solches Gottfried, sein Bruder Trimbart, Zenrit, Engelbert und viele andere gethan. Der erste Admonter Benedictiner, der Einfluß auf die Geschichte des Reiches nahm, war Abt Heinrich II., welcher Rathgeber des Kaisers Rudolf von Habsburg und später auch Kaiser Albrechts wurde. Sein Ende war dasselbe wie das seines letzten Herrn. Als er im Lenze des Jahres 1297 über den Lichtmeßberg ins Bantenthal ritt, fiel er der Rachgier eines seiner Verwandten zum Opfer. — 25 Jahre später erhielt St. Blasius, der Schutzpatron des Klosters, hohen Besuch. Friedrich der Schöne, der eben auf dem Zuge wider Ludwig den Bayern begriffen war, hatte zu Admont Herberge genommen. Damals soll ihn Abt Engelbert inständigst gebeten haben, das Kampfgewühle ja zu meiden, da Bruder Bartholomäus für den schönen Kaiser Unglück aus den Sternen gelesen habe . . . Als Antonius, ein heiterer Italiener, die Abteswürde erlangte, brachen für die Mönche abermals böse Tage herein. Abt Antonio ließ nämlich die ihm anvertrauten Schäflein regelrecht ausplündern und schickte die Beuteschätze nach Italien, um diesen nach sich bald selbst auf den Weg zu machen. Er gelangte jedoch nur bis nach Kärnthen, allwo man ihn festnahm; die erzürnten Klosterleute aber setzten ihr Oberhaupt hinter Schloß und Riegel auf den Gallenstein bei St. Gallen, woselbst er 1492 starb. Dann brachen die Zeiten der Reformation herein mit all den Schrecknissen, die diese in Gefolgschaft hatte, als Bauernaufständen und anderem mehr. Abt Valentin Abel zeigte sich einem Uebertritte zur neuen Lehre gar nicht abgeneigt, führte ihn jedoch nicht aus. Um so entschiedener hing sein Nachfolger Johann IV. an der Tiara; es gelang ihm auch, was im Ennsthale und in den benachbarten Gebieten lutherisch geworden war, in den Schoß der alten Kirche zurückzuführen. Seit diesen Tagen floß das Leben unserer Klosterbrüder ruhig und heiter fort bis in die neueste Zeit, als nämlich 1865 das Kloster in Gefahr kam, ganz niederzubrennen.

Die Spuren dieses Brandes machen sich bei einem Besuche des Klosters allenthalben bemerkbar. Nicht nur der rohe Ziegelstein, der uns an den Stellen entgegentritt, an welchen die abgebrannten Trakte sich an die erhaltenen schlossen, auch der neue St. Blasienmünster selbst ist gewissermaßen ein Vermächtniß der Feuersbrunst. Derselbe wurde an Stelle der alten Kirche, welche Abt Heinrich II.

\*) Das Nonnenkloster Admont wurde im 16. Jahrhundert bereits wieder aufgehoben.

1286 vollendet hatte, und die durch häufige Um- und Zubauten ganz stilllos geworden war, von W. Bücher in gothischer Bauart neu errichtet. Die Altäre sind in kunstvoller Holzschnitzerei ausgeführt; den Hauptaltar schmückt das gerettete Blatt von Altomonte.

Dieser Künstler besorgte auch die malerische Ausschmückung der 1774—1781 mit größtem Prachtaufwande erbauten Bibliothek. Schon Abt Anton dachte um 1740 daran, den Bücherschatzen des Klosters einen würdigen Aufbewahrungsort zu schaffen; doch war es dem Abte Matthäus vorbehalten, den Plan seines Vorgängers zur Ausführung zu bringen. Der Bücheraal, in italienischer Renaissance erbaut, nimmt zwei Stockwerke der Ostfront ein bei einer Länge von 70, einer Breite von 13 Meter und wird durch 60 Fenster erhellt. Er ist somit bei weitem größer als der berühmte Bibliotheksaal des Klosters St. Gallen in der Schweiz. Die Decke des Saales gliedert sich in sieben Kuppelgewölbe; dem mittleren, als dem größten, entspricht im Grundrisse eine Rotunde. Rings um den Saal läuft eine Galerie; der Boden ist mit schwarzen, weißen und rothen Marmorplatten gepflastert, deren jede einen Dukaten kostete, während die Schränke in Weiß und Gold gehalten sind. Die sieben Kuppelgewölbe sind mit den schon erwähnten Fresken Altomontes geschmückt. Der Meister hat in denselben in zahlreichen allegorischen Gestalten alle Künste und Wissenschaften abconterfeit, darunter in erster Linie die Theologie mit allen ihren Unterabtheilungen. An den beiden Schmalseiten des Saales sind große Reliefs in Holzschnitzerei angebracht, welche „Salomos Urtheil und die Königin von Saba“ und „Christus lehrend im Tempel“ zum Gegenstand haben. In der Mittelrotunde des Saales stehen vier aus Lindenholz geschnitzte, bronzirte Statuen von Stammel († 1765): der Tod, das Gericht, die Hölle und der Himmel, als die vier letzten Dinge. Die Bibliothek zählt 80,000 Bände, außerdem bei 1000 Handschriften und über 700 Inkunabeln. Von jenen Folianten, mit welchen die Gründer Admonts das junge Kloster ausrüsteten, ist noch eine zweibändige Bibel erhalten; ältere Manuscripte kamen später in die Bücherei, darunter ein Glossarium aus dem neunten Jahrhundert, das in alter Zeit als unschätzbares Kleinod an einer Kette hing. Diese Bücherei war stets der Stolz Admonts, dem zu Anfang unseres Säkulums ein Bibliothekar des Klosters in folgendem Distichon berebten Ausdruck ließ:

Jactarunt veteres septem miracula mundi  
Octavo nostra est bibliotheca loco.\*)

Noch eine andere Bücherei besitzt das Kloster, die, wenn auch weniger berühmt, von Kennern nicht minder geschätzt wird, als die eben besprochene, und aus der mancher, dem die Folianten des Klosters siebenjüngelig verschlossen blieben, sich tiefe Weisheit geholt. Es ist dasjenige, von der es (bei Baumbach) heißt:

\*) Sieben zählten einst die Alten Wunder des Weltalls.  
Ech' auf den achten Platz unsere Bibliothek.

Der Bücher Einband ist von Holz,  
 Sechs Reifen hat ein jeder,  
 Der Bibliothekare Stolz  
 Trägt einen Schurz von Leder . . .

Und da der Weg zur Klosterbücherei gerade am Klosterkeller vorüber führt, ist mancher nicht dazu gekommen, sich am Anblicke jener zu erfreuen. —

Rings um das Kloster, das mit allen seinen Nebengebäuden das Aussehen einer kleinen Stadt hat, zieht sich eine Mauer, die auch einen Park mit schattigen Baumgängen und fischreichen Teichen, der ostwärts vom Kloster sich ausdehnt, mit einschließt.

Admont hat, wie viele Schicksalsgenossen, bei bedeutenden Vortheilen einerseits, in mancher Beziehung wieder durch den Bahnbau verloren. Denn während jetzt die Lokomotive, die Wildniß des früher unwegsamen Gefäßes durchpustend, Fracht und Reisende an Admont vorüberträgt, mußten ehedem Last- und Postwagen, die mit Vermeidung des Gefäßes unterhalb Hieflau bei Altenmarkt und Weißenbach die Enns und die über Hieflau nach Eisenerz führende, sogenannte „Eisenstraße“ verlassen und auf der Straße über St. Gallen über die Berge von Nord-Ost her den Uebergang nach Admont suchten, Halt und Zechen machen. Dafür wird der Markt jedoch durch den Besuch zahlreicher Reisenden und Bergsteiger, welche daselbst während der Sommermonate längeren Aufenthalt nehmen, genügend entschädigt.

Wir haben zuvor der „Eisenstraße“ und in Verbindung mit dieser des Marktes Eisenerz Erwähnung gethan. Dieser Ort ist die zweite Kulturstätte der nördlichen Steiermark. Während man im Kloster zu Admont deutsche Wissenschaft pflegte, gewann man im Erzberge zu Eisenerz deutsches Eisen. Gott sei's gedankt: beide haben fremden Nationen gegenüber guten Klang . . . .





## Sine Mutter.

Nach dem Dänischen des A. Steenbuch.



ie war ein armes Mädchen, die Tochter eines Tagelöhners. Mit zwanzig Jahren wurde sie die Beute eines vornehmen Verführers, der sie und ihr Kind im Stiche ließ.

Da es in den Lebenskreisen, welchen sie angehörte, nicht üblich ist, daß Eltern ihre Kinder um eines Fehltrittes willen verstoßen, so nahmen auch ihre Eltern sie bei sich auf, pflegten sie und thaten während des nächsten halben Jahres an ihr und dem Kinde, was sie zu thun vermochten; sie theilten das Brod mit ihr, welches sie für des Vaters Tagelohn und das wenige Geld kauften, was die Aufwartdienste der Frau in einigen Familien einbrachten. Aber dabei ging es sehr knapp zu, da auch noch andere da waren, mit denen getheilt werden mußte. So wurde das Kind eine Last.

Die Mutter konnte feinewegen keinen Dienst annehmen, denn wäre sie nicht bei dem Kinde geblieben, so hätte die Großmutter feinewegen daheim bleiben müssen.

Eines Tages verunglückte ihr Vater bei der Arbeit und so wurde die Armuth zur Noth.

Nun stand da einst im Tageblatt eine Anzeige des Inhalts, daß eine wohlhabende Familie, die keine Kinder habe, ein hübsches, kleines Mädchen als ihr eigenes anzunehmen wünsche. Zeit und Ort, sich zu melden, war beigefügt.

Des Kindes Großmutter las es zuerst; hiernach las es die Mutter. Jede wußte von der anderen, daß sie es gelesen hatte, doch sie vermieden beide sich anzusehen und davon zu sprechen.

Die Großmutter hatte die Kleine auf dem Schoße, doch die Mutter nahm sie ihr ab, setzte sich in einen Winkel der Stube, drückte das Kind mit einer Hefstigkeit an sich, daß sie es fast ersticke und begann zu weinen.

Die Alte sagte nichts und ging hinaus in die Küche.

Das Mädchen legte das Kind vor sich hin, sah es an, küßte es wieder und wieder und ihre Thränen fielen auf sein kleines Gesicht. „Nein“, sagte sie zu sich, „ich könnte, ich könnte mich nicht von ihm trennen!“

Dann erhob sie sich und legte das Kind aufs Bett. Das war ein elendes Bett, wenig Kissen waren noch darin geblieben. Sie blickte sich in der Stube um; da sah es schon so leer und ausgeräumt aus, denn Stück für Stück war aufs Leihamt gewandert. Sie entfärbte sich, holte tief Athem und sah nicht nach dem Kinde.

Doch nein, sie konnte nicht! sie konnte nicht!

Sie sank neben dem Bett auf die Kniee nieder und schluchzte. Bald darauf trat die Alte wieder herein; sie hatte ein Tuch um die Schultern geschlungen.

„Willst Du ausgehen, Mutter?“ fragte die Tochter.

„Ich will ins Krankenhaus, um nach Deinem Vater zu sehen.“

„Doch — willst Du nicht zuvor etwas essen?“

„Essen? Es ist ja nichts mehr da.“ — Die Alte ging auf die Thüre zu, blieb aber mit der Hand auf der Thürklinke stehen und sah sich um.

Die Tochter wußte, weshalb die Mutter sie anblickte, doch sie wagte nicht, sich umzuwenden und dem Blick ihrer Mutter zu begegnen.

Das dauerte eine Weile, endlich sagte die Alte: „Wir können das ja ertragen — aber wenn es auch an die Kleine kommt, die wird es schwerlich ertragen können.“

Damit ging sie hinaus.

Leichenblaß wendete sich die Tochter um und sah nach der geschlossenen Thür. Da eben das Kind zu weinen anfing, machte sie eine Bewegung zu ihm zu gehen, blieb aber auf halbem Wege stehen. Es schien fast, als fürchte sie sich, es anzusehen. Sie schlug die Hände vors Gesicht und ging oder rannte vielmehr in der Stube hin und her, während das Weinen des Kindes lauter und lauter erscholl.

Endlich begab sie sich in die Küche und schloß die Thür hinter sich. Sie wollte versuchen, sich einzubilden, daß sie kein Kind mehr habe und zu denken, es sei so, wie es früher gewesen. Doch die Probe gelang nicht, da sie es noch immer weinen hörte.

Sie ging nun auf die Hintertreppe hinaus und verschloß auch die Küchenthür. Jetzt lagen zwei geschlossene Thüren zwischen ihr und ihrem Kinde und dennoch vernahm sie sein Stimmchen noch. Denn Angst und Liebe zwangen sie, ihr Ohr an das Schlüßelloch zu legen.

Da packte sie die Verzweiflung, sie wollte zu ihrem Kinde hineinstürzen, es küssen und ihm sagen, daß sie es nie, nie von sich geben könne. Doch da fielen ihr die Worte der Alten wieder ein und mitten in der Küche blieb sie stehen. Kein Feuer brannte hier, seit mehreren Tagen war nichts mehr gefocht worden. Die Thür

des Küchenschrankes stand offen; auch nicht so viel wie eine Brodkruste war darin zu sehen.

Und sie murmelte vor sich hin: „Wenn es auch an die Kleine kommt, die wird es nicht ertragen können.“

Sie mußte sich gegen die Thür lehnen, ihre Füße trugen sie nicht mehr und während sie da stand, sah sie mit ihrem geistigen Auge das kleine Angesicht blässer und verfallener werden, sie sah, wie die lieben, hellen Augen größer wurden und wie die kleinen Glieder im Fieber bebten; und sich selbst sah sie neben dem armen, kranken Geschöpfchen sitzen, voll Angst es anblicken und warten, daß der Tod es erlöse.

Sie riß die Stubenthür auf, nahm das Kind, hüllte es ein und vermied es, in sein Gesicht zu sehen. Sie eilte mit ihm hinaus und floh fast die Straße entlang, schneller und schneller, als ob ihr graue zur Besinnung über das zu kommen, was sie vorhatte.

Einer von den reichsten, jungen Kaufherren der Hauptstadt, oder vielmehr dessen Frau, wünschte das kleine Mädchen anzunehmen. Doch die Dame wollte nicht das erste beste, sie wollte vor allem ein schönes Kind und wünschte eine Auswahl unter armen Kindern zu haben. Nach langer Ueberlegung hatte sie daher das erwähnte Inserat mit ihrer Wohnungsbezeichnung und Zeitangabe veröffentlichen lassen.

An dem bestimmten Tage hatte sie einige Freundinnen einladen lassen, welche ihr bei der Wahl einer Adoptivtochter behilflich sein sollten. Ein gutes Frühstück ging diesem wichtigen Akte voraus. Der Portier hatte Befehl erhalten, die mit kleinen Kindern Eintreffenden Frauen über die Hintertreppe hinaufzuweisen. Aus einem großen Raum, der gewöhnlich bei Bällen oder großen Gesellschaften benutzt wurde, hatte man alle Gegenstände, die möglicherweise gestohlen werden konnten, entfernt. Die Gardinen hatte man hoch emporgesteckt und die Möbel, welche stehen geblieben, hatte man sorgfältig verdeckt und eingehüllt.

In dem Zimmer der Hausfrau hatte man Wachstuch von der Thür bis in die Mitte gelegt, die Gardinen zurückgezogen, um besseres Licht zu haben. Flaschen mit Kölnier Wasser und ein Brett mit einem Liförservice stand auf dem runden Tische, um welchen die Damen auf hochlehnigen, bequemen Stühlen saßen.

Es fehlte noch eine Viertelstunde zu der bestimmten Zeit. Man begann zu gähnen.

„Wenn niemand kommen sollte!“ rief eine der Damen.

Der Diener, welcher an einer der Thüren postirt war, bemerkte höflich: „Seit einer halben Stunde wartet schon die erste.“

„Ah!“ rief es im Chor, „fangen wir doch an.“

Ja, vor einer halben Stunde war schon die erste gekommen und nun warteten schon so viele Mütter mit Kindern in dem eleganten Saale, der sich's wohl nie hatte träumen lassen, daß so viel Armseeligkeit, Elend und Leid über sein glänzendes Parkett schreiten werde.

Jede dieser Frauen, besser oder schlechter gekleidet, hatte ein Kind im Arme oder an der Hand. Einige saßen schüchtern in eine Ecke gedrückt, andere blickten fest um sich, manche flüsternten untereinander, einzelne lachten. Und mitten unter die Harrenden trat auch sie; sie öffnete die Thür und schloß sie schauernd wieder; öffnete nochmals und trat zögernd ein. Ihr Gesicht war leichenblaß, sie biß die Lippen zusammen, drückte ihr Kind an sich und schlug die Augen nieder, sodaß man glauben konnte, sie habe sie geschlossen.

Drinne im Kabinett der Hausfrau wurde eine der Mütter nach der anderen vorgelassen, ihr Kind betrachtet, und nachdem man nach allen Einzelheiten gefragt, Namen und Wohnung aufgeschrieben, wurden sie alle mit dem Bemerkten, man wolle sich's bedenken, durch den Diener wieder auf die Haupttreppe hinausgeführt.

Die Damen fühlten sich abgESPANNT, sie nippten an den Likörgläschen, um sich zu erfrischen. Die Hausfrau wurde nachdenklich. Es war doch keine so leichte Sache, das kleine, hübsche Kindchen zu finden, welches man wünschte.

Und so kam denn endlich auch sie.

Als der Diener die Thür für sie öffnete, blieb sie auf der Schwelle stehen; der Diener mußte ihr winken näher zu treten und ein Wink der Frau brachte sie erst bis in die Mitte des Zimmers.

Die Damen bogen sich vor, um sie richtig zu sehen. Und wie sie so stand mit dem Kind im Arme, das ernste, blasse Gesicht jenen zugekehrt, sah sie anmuthig, fast schön aus, obgleich sie keine Schönheit war.

„Wie heißen Sie?“ fragte man sie.

„Marie.“

„Weiter?“

„Hansen.“ Ihre Antwort kam leise und beklommen.

„Wie alt ist das Kind?“

„Etwas über ein viertel Jahr.“

Ah! das war das gewünschte Alter.

„Können wir es sehen?“

Das Kleine war eingeschlafen. Die Mutter schob das Tuch, darein sein Köpfchen gehüllt war, beiseite; vorsichtig, wie um es nicht zu wecken.

Die Damen erhoben sich und neigten die Köpfe über das kleine Kinderantlitz.

„Ach, wie süß es ist!“ klang es im Flüstertone, und das Tuch wurde weiter hinweggeschoben, um besser sehen zu können. Ein milder Schein ergoß sich über die Züge der Frauen, der sie verschönte, und eine Weile wagte keine zu sprechen.

„Könnte ich es wohl nehmen?“ sagte die Hausfrau.

Die Mutter zuckte zusammen und drückte das Kind fester an sich, so fest, daß es erwachte; doch es weinte nicht und blickte mit großen, hellen Augen auf.

„Ah! so wunderschöne Augen!“ Und sie näherten alle ihre Gesichter mehr noch dem des Kindes.

„Bitte, geben Sie es mir einen Augenblick!“ sagte die Dame des Hauses wieder.

Die Mutter reichte ihr das Kind hin und die Frau setzte sich mit dem Kind auf ihrem Schoße nieder und ließ ihre Finger leise über seine Wänglein gleiten.

Die anderen Damen knieeten neben ihr am Boden und streichelten des Kindes Arme und Hände.

„Es ist auch gar nicht roth, wie andere arme Kinder“, sagte die eine.

„Und es hat eine so zarte Haut“, meinte die andere.

„Mag sein, daß es einen feinen Vater hat.“

Alle sahen auf die Mutter, doch diese blickte vor sich nieder, als ob sie nichts gehört hätte.

Dann schwiegen alle eine Weile still, bis eine halblaut fragte: „Wer ist der Vater?“

Da keine Antwort kam, sahen sich die Damen einander an, und blickten dann auf den Diener. Sie liebkosten das Kind noch immer, doch ihre Gedanken waren neugierig mit dem Vater desselben beschäftigt. Endlich sagte die Hausfrau zu dem Diener und der Kammerfrau, die auch im Zimmer war: „Geht doch beide einen Augenblick hinaus.“

Hierauf winkte sie des Kindes Mutter, die näher trat, und auch die anderen Frauen drängten sich dicht heran.

„Wie ist sein Name?“ kam die geflüsterte Frage.

„Das sage ich nicht“, klang die Antwort fest und bestimmt.

Mergerlich winkte man Marie wieder hinweg und diese stand nun und hörte die Fremden unter einander flüstern und sich berathen. Doch sie verstand nur soviel davon, daß sie den Entschluß faßten, ihr das Kind zu stehlen. Sie bemerkte auch, daß sie sie aufmerksam ansahen und dann wieder das Kind betrachteten und sie berechneten, ob dasselbe hübsch und wohl gar eine Schönheit werden könne. Und die Mutter spähte voll Todesangst in den Mienen der fremden Frauen, sie hielt den Athem an, sie rang die Hände ineinander und biß die Zähne zusammen, um nicht laut aufzuschreien, als sie endlich sah, wie sich die Frau herabbog, um des Kindes Stirn zu küssen.

Sie fühlte, daß es ihr jetzt genommen war.

„Wie heißt sie?“ fragte die Frau.

Sie ließ die Arme sinken und beugte den Kopf.

„Theodora.“

„Das bedeutet Gottesgabe“, sagte eine der Damen; eine religiöse Rührung ergriff sie alle und sie waren einig darüber, daß des Kindes Name eine gute Vorbedeutung wäre. Das Kind sollte der Frau Glück und Segen bringen.

„Gottesgabe!“ — Die arme Mutter bildete das Wort mit ihren Lippen nach, aber ohne es auszusprechen. Und sie setzte ein Frage-

zeichen dahinter, welches fragte, wem denn eigentlich das Kind eine Gottesgabe sein solle.

Die Frau gab dem Diener den Befehl, ihren Mann zu bitten, zu ihr zu kommen.

Und gleich darauf erschien er auch, zündete sich eine Cigarre beim Eintreten an und schien nach dem opulenten Frühstück etwas schläfrig zu sein.

Triumphirend hielt ihm die Frau das Kind entgegen. „Was meinst Du dazu?“ fragte sie.

„Ah! Und was meinen die Damen?“

„Ein süßes Kind!“

„Well!“ er verneigte sich, „ein süßes Kind!“

„So behalten wir's also?“ fragte seine Frau.

„Wenn Du willst, meine Theure!“ Dann sah er die Mutter an. „Ist das —?“

„Ja, das ist die Mutter.“

„Ja, meine gute Frau“, sagte er, unterbrach sich aber und fragte: „Oder Mädchen?“

Sie neigte ganz wenig den Kopf.

„Also, oder mein gutes Mädchen! Wir behalten das Kind, aber natürlicherweise nur unter der Bedingung, daß Sie es ihm niemals wissen lassen, daß Sie seine Mutter sind.“

„Ganz natürlich“, fielen die Damen ein.

Sie blickte überrascht zu ihm auf und man sah ihr an, daß sie glaubte, ihn nicht recht verstanden zu haben.

„Herrgott! wie schwerfällig diese Leute sind!“ rief er ungeduldig, trat ganz dicht an sie heran und sagte laut und langsam: „Können Sie mich nicht verstehen? Entweder sind Sie die Mutter des Kindes und so nehmen Sie es wieder mit sich, oder die Frau dort ist seine Mutter und es bleibt hier. Ein und dasselbe Kind kann doch nur eine Mutter haben, sollt' ich denken.“

„Nein! Nein!“ schrie sie entsetzt auf und that einen Schritt vorwärts.

Doch die Frau faßte unwillkürlich das Kind fester und wehrte mit der Hand ab.

„Nein“, sagte der Mann gelassen, „mag sie ihr Kind nur wieder mitnehmen. Betteln werden wir doch nicht um anderer Leute Kinder.“

Zögernd hob die Frau das Kind auf, doch die Mutter hatte sich inzwischen gefaßt, trat wieder zurück, rang eine Zeit lang mit ihrem Schmerz und sank doch dann überwältigt von der Gewalt desselben zusammen, laut schluchzend und mit dem Kopfe auf und nieder zuckend.

Die Damen wurden bleich, eine oder die andere beinahe gerührt. Sie standen auf, um zu der am Boden Liegenden zu gehen, doch der Kaufherr winkte ihnen, zu bleiben. Er beugte sich zu der Schluchzenden nieder und fragte: „Sagen Sie, meine Liebe, können Sie Ihr Kind ernähren?“

Sie blickte nicht auf und schüttelte leise den Kopf.

„Wollen Sie es dennoch behalten?“

Sie gab kein Zeichen einer Antwort und er wiederholte seine Frage einige Male. Sie schluchzte immer wilder auf, schüttelte aber endlich den Kopf.

Da machte er seiner Frau ein Zeichen, daß das Kind weggebracht werden sollte und sie übergab es der Kammerfrau mit dem geflüsterten Befehl, es sofort in ein warmes Bad zu bringen.

Die Mutter merkte nichts von dem, was da vorging; sie blieb liegen, schluchzend und schmerzlich geschüttelt.

Der Kaufherr zog sein Notizbuch hervor: „Lassen Sie sehen“, sprach er, „wie alt ist das Kind?“

Die Damen sagten es ihm.

„Na, ich denke hundert Thaler Pflege- und Kostgeld für jeden Monat und hundert extra, macht vierhundert.“ Er reichte ihr einige Zettel hin, doch sie streckte die Hand nicht nach dem Gelde aus, und so steckte er ihr's endlich in die Tasche.

Gerührt nickten ihm die Damen zu. „Wie hübsch das von Ihnen ist!“ sagten sie.

„Bagatell!“ Er machte eine abwehrende Handbewegung. „Na, so wäre die Sache ja abgemacht.“

Noch immer blieb das Mädchen liegen und da ging die Frau auf sie zu und flüsterte: „Sie brauchen nicht so betrübt zu sein, ich werde gewiß immer gut gegen das Kind sein.“

Nach einiger Zeit sah das Mädchen auf, schob die Frau beiseite, erhob sich schnell und ließ ihre Blicke angstvoll suchend durchs Zimmer schweifen. Und so stand sie eine Weile mit starren Zügen und zusammengepreßten Händen. Plötzlich ging ein Zucken durch ihre Glieder und langsam, wie zum Tode erschöpft schlich sie der Thür zu, welche der Diener ihr öffnete.

In einem eigenthümlichen dumpfen, müden, betäubten Zustande begab sie sich nach ihrer Wohnung.

Ehe sie heimkam, war ihre Mutter schon vom Hospital zurückgekehrt. Die Alte fragte nichts, als die Tochter kam, sie verstand gleich was geschehen war, und ohne zu sprechen machte sie sich geräuschlos in der Stube zu schaffen.

„Dein Vater ist todt!“ sagte sie endlich.

Die Tochter sah auf ohne zu antworten.

„Nun können wir beide wieder arbeiten“, bemerkte die alte Frau dann mit einem ernsten Kopfnicken, indem sie hinausging.

Marie saß den ersten Tag still daheim und sah stumm vor sich hin ohne eine Hand zu rühren. Gegen Abend begann sie zu weinen, schlief dann ein und schlief lange und fest.

Die folgenden Tage ging sie aus, um sich einen Dienst zu suchen, doch vergebens. Die Leute wollten ein lustiges, heiteres Gesicht sehen und schreckten vor der Trauer in ihrer Stimme zurück.

So kam der Sonntag. Sie ging am Vormittag aus, ohne zu

wissen wohin und sah sich plötzlich in der Straße, wo der reiche Kaufherr wohnte. Sie stand still und sah das große Haus an, schlich sich näher und näher und laufchte endlich in die Gitterthür hinein. Vor dem Hauseingang standen zwei Sandsteinfliguren, ein Poseidon mit dem Dreizack und ein Hermes mit Flügeln an den Fersen, hinter diesem befand sich die schwere Mahagonithür mit geschnitzten Engelnköpfchen und matten Glascheiben.

Es fiel ihr ein, daß sie dies alles nicht gesehen, da sie zum ersten Mal hier gewesen, nun sah sie jedes einzelne so genau, daß sie es nie mehr vergaß.

Als es ihr schien, als bewege sich etwas hinter der Thür, wich sie schleunig zurück, blieb aber doch in einiger Entfernung stehen und sah sich um.

Und da sah sie einen Kinderwagen, den eine Amme vor sich herschob, die einen dunkeln, sammtgeränderten Rock, eine große, weiße, gestickte Schürze und eine Haube mit goldenem Nackenstück und großer, rother Seidenschleife trug.

Marie stand und starrte darauf hin. Die Amme mit dem Kinderwagen kam an ihr vorbei und drinnen, hinter seidenen Gardinen erblickte sie ein kleines Gesicht, welches sie genau kannte.

Langsam folgte sie dem Wagen, bis die Amme sich in einer benachbarten Anlage auf einer sonnenbeschienenen Bank niederkieß und den Wagen so vor sich stellte, daß sie das Kind sehen konnte.

Marie blieb in der Nähe stehen, setzte sich aber doch nach einiger Zeit auf das äußerste Ende derselben Bank.

Das Kind sah sie nicht, es sah die Amme an und schlug mit den Händchen in die Luft, so unangefochten von der Pracht, in welche es gekommen war, als ob es immer ein Seidenhütchen auf dem kleinen Kopfe getragen hätte und immer in einem bequemen Wagen auf spitzenverzierten Rissen gefahren worden wäre.

Marie mühte sich hierüber zu lächeln, und eine Art Stolz, daß dies schöne Kind ihr Kind sei, kämpfte in ihrem Herzen mit dem fürchterlichen Bewußtsein, dem Kinde so nahe zu sein, ohne es in ihre Arme nehmen und an sich drücken zu dürfen.

Einige elegant gekleidete Damen mit mehreren kleinen Mädchen gingen an ihr vorbei, von denen das jüngste in einem Wagen gefahren wurde, wie ihr Kind. Sie sah den Kindern nach bis sie ihren Augen entschwunden waren und sah in ihnen gleichsam die Stufenjahre, die ihr Kind durchlaufen würde, und ein unklares, überwältigendes Gefühl sagte ihr, daß die Pracht, welche heute ihr Kind umgab, der Anfang einer Klust sei, die sich mit der Zeit zwischen ihm und ihr mehr und mehr erweitern würde.

Sie konnte nicht länger hier sitzen bleiben, denn sie wußte, daß sie, wenn sie nicht entflohe, das Kind aus dem Wagen reißen und mit ihm davon laufen würde. Und so stand sie auf und ging weiter.

Und nun begann sie ihr neues Leben, welches sie ohne Abwechslung oder Veränderung dreißig Jahre lang fortführte.

In einem alten Hause weit draußen in einer ärmlichen Vorstadt mietete sie sich ein unter der Treppe gelegenes Kämmerchen, in welchem früher Feuerungsmaterial aufbewahrt gewesen und welches nur ein winziges, hoch oben, fast an der Decke befindliches, nach dem Hofe gehendes Fensterchen hatte. Hierher brachte sie ein altes Bett, einen kleinen Schrank, Tisch und Stuhl und so richtete sie sich ein.

Im Anfang beschäftigte sie sich mit Scheuern, Waschen, Gassenfegen und Wegegehen, doch gab sie dies bald auf, da sie lohnenderen Verdienst fand.

Man konnte sie nun als Lumpensammlerin sehen, wie sie die Höfe abjuchte und zur Umzugszeit in den Gassen umherpähte. Nichts ließ sie sich entgehen, Lumpen, altes Eisen, Knochen und Glasbrocken las sie auf.

Am Hasen bei den Kohlenschiffen war sie zu finden, wo sie jedes Kohlenstückchen, welches etwa den Fässern der Kohlenmesser entfiel, während diese über das Brett vom Schiffe nach den Wagen gingen, aufhob und in ihren Sack steckte. Sie drängte sich da zwischen den anderen armen Weibern herum und pickte die Brotsamen auf, wie ein Sperling die Samentörner auf dem Felde oder die Krumen an einem Bäckerladen auspickt; und die Kohlenmesser hatten Erbarmen mit dem armen Sperling.

Kam man an einem Zimmer- oder Bauplatz vorbei, so sah man sie auch da sicherlich beschäftigt, Brettstückchen und abgefallene Spähue zusammenzulesen.

Hatte sie dann am Abend ihre Beute heimgebracht, so machte sie sich daran, sie zu sortiren. Die Lumpen kamen für sich und gingen nach der Papierfabrik. Das Holz spaltete sie klein, alles hatte seinen bestimmten Platz. Sie hatte feste Kunden in der Stadt, sparjame Hausfrauen, an welche sie das Anzündeholz und die Kohlen verkaufte. Auch gab man ihr da oft außer dem Gelde noch ein altes Kleidungsstück, ein Bündel alte Zeitungen oder eine Mahlzeit. Sie lernte es schnell, zur Essensstunde zu kommen, so daß sie regelmäßig in den Häusern ihrer Kunden mit satt wurde.

Während sie aber noch jung war und gut ansah, geschah es wohl hie und da, daß sich ihr des Abends ein Mann nahte, sie zärtlich anblickte, mit einschmeichelnder Stimme zu ihr sprach oder seinen Arm um sie schlang. Da fühlte sie, daß sie noch jung war; doch sie gedachte ihres Kindes und riß sich los.

Ihre Ausgaben waren gering und ihre Einnahmen wuchsen; so daß sie bald in der Lage war, Geld in die Sparkasse zu legen. Den Grundstock bildeten die 400 Thaler, welche ihr der reiche Kaufherr in die Tasche gesteckt hatte. Sie hatte zu niemand davon gesprochen und nie davon genommen. Das Geld gehörte dem Kinde. Niemand sollte ihr nachsagen können, daß sie ihr Kind verkauft habe.

So ging eine Reihe von Jahren dahin und die kleinen Leute, mit denen sie in einem Hause wohnte, würden sie für reich gehalten

haben, wenn sie gewußt hätten, wie viel sie besaß. Doch nicht Geiz spornte sie zum Sparen an; sie sparte nicht für sich selbst, und die heimliche Freude des Geizigen an seinem zusammengescharten Reichthum und die Angst, dies alles nach seinem Tode anderen lassen zu müssen, waren ihrer Seele fremd. Ihr Kind war es, für welches sie sparte.

Sie folgte diesem Kinde durch alle die Stufenjahre, die sie einst mit ahnendem Auge erblickte, und jede freie Minute opferte sie der Möglichkeit, ihr Kind von ferne sehen zu können. Und als es begann auf seinen kleinen Beinchen umherzutrippeln, so tröstete es sie, wenn sie zu sich selbst mit ihm redete: „Ich könnte Dir ja einen Puppenwagen mit einer Wachsputte im Seidenkleid kaufen, doch Du hast gewiß viel Spielzeug und kleine Kinder müssen nicht verwöhnt werden. Du wirst mehr Freude an meinem Gelde haben, wenn Du einmal groß wirst.“

Als die kleine Theodora größer wurde, machte es ihrer Mutter Freude, hinter ihr auf der Straße herzugehen und vor sich hinzumurmeln, wie etwa: „Du hast da einen recht hübschen Sonnenschirm, mein Kind! Möchtest Du einen noch schöneren? Sag's nur, Du weißt doch, wir können Rath schaffen.“

Und da es erwachsen war, sah sie ihr Kind einst mit gelocktem Haar, die zarte, feine Gestalt von rauschendem, leichtem, spitzbesehntem Gewand umwogt, in einen Wagen steigen, und sie murmelte: „Ja, nun fahren wir zum Valle! Du schämst Dich wohl Deiner Mutter, da sie ein bißchen ärmlich gekleidet ist. Das ist recht dumm; ich hätte mir ja so gut auch ein Sammetkleid kaufen können.“

Später schien es ihr, daß das junge Mädchen verlobt sein müsse, da sie ihr eines Tages am Arme eines feingekleideten, jungen Herrn begegnete. Sie dachte sich, er könne wohl auch Kaufherr sein, doch um sicher zu gehen und ihm nicht zu wenig Ehre anzuthun, nannte sie ihn Baron. „Sie wissen, Herr Baron“, flüsterte sie, indem sie stehen bleibend dem Paare nachblickte, „daß sie eine große Mitgift bekommen wird. Ich hoffe doch nicht etwa, daß Sie meine Tochter ihres Geldes wegen nehmen.“

Und so fuhr sie fort, mit beiden zu plaudern, da sie bemerkt hatte, daß sie getraut worden waren und mit in demselben großen Hause, unter dem Schutze der steinernen Götter Poseidon und Hermes wohnten. Und so führte sie ihre Gespräche auch mit den Enkelkindern fort, wie diese nun so mit der Zeit, eins nach dem andern, von der schöngeputzten Amme im Kinderwagen ausgefahren wurden und auch später noch, da sie schon selbstständig auf ihren Beinchen herumliefen.

Und hinter all diesen Trostmitteln lag der stolze Gedanke, der sie in ihrem trübseligen Dasein aufrecht erhielt; der Gedanke, daß dieses Kind, welches das Geschick ihr entriß und welches man durch die Macht des Reichthums ihr fern zu halten gesucht, einst nach

ihrem Tode erfahren sollte, daß es eine Mutter gehabt, deren kein Kind des Reichthums sich zu schämen Ursache habe.

Sie machte kein Testament. Zu was denn auch? Sie wußte ja doch, daß es ein Landesgesetz gab, wonach das Kind jederzeit seiner Mutter Erbe war. Kam ihr wohl auch zuweilen flüchtig der Gedanke, daß eine schriftliche Hinterlassenschaft ihres Willens erforderlich sei, so wurde er bei ihrer rastlosen, anstrengenden Lebensweise doch nie zur That und sie war sich auch nie darüber klar, daß nach ihrem Tode eigentlich doch niemand wissen könne, daß sie ein Kind besessen und wo dieses Kind sei. Seit dem Tode ihrer Mutter hatte sie keinen Verkehr mehr, ja sie war seit langem so gut wie selbst gestorben für alle, die sie in ihrer Jugend gekannt.

Da sie den Vierzig nahe war, fing sie an, alt auszugehen. Die Leute in ihrer Nachbarschaft hielten sie für eine Wittve und sie galt für etwas beschränkten Geistes. Das kam daher, daß all ihr Denken nur auf eines gerichtet war, ihr Kind.

Da geschah es einstmals im Sommer, daß sie an dem großen Hause mit den Göttern vorüber kam. Auf jeder Seite neben den Statuen war ein Plakat angeklebt und sie mußte stehen bleiben, um es zu lesen. Das war eine schwere Sache. Mit der Ueberschrift in großen Buchstaben wurde sie bald fertig: „Bekanntmachung“, doch von dem, was darunter in kleinen Buchstaben gedruckt stand, buchstabierte sie nur das Wort: „Auktion“ heraus und ganz zulezt noch: Möbel, Silberzeug und dergleichen Dinge.

Das war ja wunderbar! Sie schüttelte den Kopf. Was konnte das bedeuten?

Jeden Sommer sah sie ja, wie Möbel aus den Häusern geschafft wurden, wenn Familien aufs Land zogen. Aber daß man sie verkaufte, war doch seltsam.

Aber halt! da hatte sie's gefunden. Sie wußte auch gar so wenig Bescheid mit den Gebräuchen der reichen Leute. Die Lieben, die so lange dort gewohnt, wollten jedenfalls die Stadt nun auf immer verlassen; hatten sich wohl ein Herrschaftsgut gekauft, oder wollten auf lange außer Landes reisen.

Betrübt schlich sie die Straße entlang; sie war so wehmüthig geworden. So konnte das ja lange währen, ehe sie Kind und Kindeskind wieder sah! Vielleicht sah sie alle niemals mehr!

Auf einige Zeit brachte sie diese Entdeckung aus dem Gleichgewicht. Doch sie griff zu ihrem alten Trostmittel. Sie plauderte mit ihren Kindern und sammelte Geld für die Abreisenden.

„Herr Baron“, sagte sie, „ich habe Ihnen ein Rittergütchen gekauft! — Keinen Dank, mein Lieber, das ist nur ein kleiner Voranschuß von dem, was Sie nach meinem Tode erhalten werden. Ich glaube, daß meiner Tochter, der Baronin, und den Kleinen, die Landluft gut thun wird.“

Oder sie murmelte lächelnd: „Leute unsrer Standes müssen außer Landes reisen, das gehört sich. Ich bin meiner Tochter noch

ein Geburtstagsgeschenk schuldig, hier sind die Billets für die Eisenbahnfahrt.“

Sie merkte, daß Fremde in das große Haus zogen, und als sie eines Tages vorüberkam, schien es ihr, daß es sich eigentlich gar nicht mehr so groß und stolz ausnahm, wie früher. Sie stellte sich an die Thür vor die Götter und rief diesen spöttlich zu: „Wir sind ausgezogen, weil es uns hier zu eng wurde. Ihr armen Kerle seht auch nicht mehr besonders gut aus und seid recht alt geworden.“ Sie machte eine geringschägige Miene und Handbewegung, wie um ihnen anzudeuten, daß sie außer Dienst gesetzt seien und fortan, wenn sie vorüberging, that sie, als ob sie die alten Götter nie gekannt hätte.

Aber trotz dieses selbsterfundenen Trostes ging es doch nicht mehr mit ihr wie früher. Sie vermied so schmerzlich das Glück eines, wenn auch noch so kurzen und seltenen Erhaschens des Anblicks ihrer jungen, liebreizenden Tochter und der niedlichen, kleinen, gepuckten Enkelchen. Im Verlauf des Spätsommers und Herbstes alterte sie sichtlich, redete weniger und fühlte sich oft müde. Sie versuchte fest an der Hoffnung zu halten, daß die ihr so Theuren bald wiederkehren würden, doch es gab Zeiten, wo sie doch den Muth verlor.

Eines Tages bei Beginn des Winters war sie nach einem außerhalb der Stadt gelegenen Zimmerplatz gegangen und sie lehrte nun mit ihrem gut gefüllten, schweren Sack auf dem Rücken heim.

Es war schon dunkel, da sie beim Gehen an dem erleuchteten Fenster eines kleinen, ein wenig abseits des Weges gelegenen Häuschens einen Kinderkopf sah. Kinder waren ihre schwache Seite, sie ging selten an einem Kinde vorbei, ohne stehen zu bleiben und ihm nachzusehen.

So blieb sie auch jetzt stehen, obgleich der Kopf vom Fenster verschwunden war. Sie ließ ihren Sack am Wegrande, ging bis an das Häuschen und spähte in das erleuchtete Stübchen hinein. Was sie da sah, war Noth, das kannte sie gut. Wenige ärmliche Möbel, eine Einrichtung, welche den Versuch zeigte, die Armuth mit einem gewissen Schein von Zierlichkeit zu überkleiden, ein Versuch, der aber doch zum Theil schon aufgegeben zu sein schien. Am Fenster stand eine Nähmaschine, an welcher ein herabhängendes Stück Leinenzug noch die eben verlassene Arbeit zeigte.

In einer Ecke des Stübchens saß zusammengekauert ein kleiner Knabe. Auf dem Rande eines Bettes saß eine magere, blasse, ärmlich gekleidete Frau, welche auf ein kleines, auf ihrem Schoße liegendes Mädchen traurig und zärtlich niederblickte.

Das Kind schien krank zu sein; seine Wänglein waren mager und farblos, seine Augen hatte es geschlossen und seine Glieder bebten. Auch der größere Knabe zitterte, obgleich die Kinder warm eingehüllt waren. Es war also kein Feuer im Ofen.

„Die Armen!“ Marie schüttelte mitleidig den Kopf. „Die arme Mutter!“ dachte sie. Die Frau sah aus, als ob Angst und

Sorge um ihre Kinder sie zahllose Nächte wach erhalten und nicht einmal hätte einschlafen lassen.

Eine seltsame Bewegung ergriff die alte Marie. Etwas, wenn auch noch so wenig, im Außern dieser Frau erinnerte sie an ihre Tochter. Hätte sie nicht so ganz gewiß gewußt, daß ihr Kind eine reiche, junge Frau mit vollen Wangen und lachenden Augen, eine feine Dame wäre, die nicht ein altes, verblichenes Wollkleid wie diese Frau, sondern prächtige Seidenkleider trug und blühende Kinder hatte, so hätte sie fast einen Augenblick denken können, diese arme Mutter müsse Theodora sein. Sie wußte ja auch, daß ihre Tochter ein Kind mehr, noch einen kleinen, dicken, drolligen Jungen hatte. Doch die große Ähnlichkeit verdoppelte ihre Rührung und erhöhte ihr Erbarmen.

Es fiel ihr ein, daß sie ja Brennholz im Sack hatte und sie ging hin um ihn zu holen. Aber sie hob ihn doch mit zögernder Hand auf; das Holz sollte ja verkauft und der Erlös dafür zu dem anderen Gelde gelegt werden, was sie nächstens wieder auf die Sparbank tragen wollte.

Sie ließ den Sack auf halbem Wege stehen und sah nochmals durchs Fenster. Aber da sie die zitternden Kinder erblickte, eilte sie zurück und klopfte gleich darauf an eine Thüre, welche, wie sie annahm, zu dem erleuchteten Zimmer führte.

Fast verlegen stand sie in der Thür und schob den Sack vor sich hin. Die Frau mit dem Kinde auf dem Schoße blickte erstaunt auf und wollte sich erheben.

„Bleiben Sie nur sitzen“, meinte die Alte, „ich bringe nur ein wenig Spanholz, das ich aufgelesen habe.“

Und damit kauerte sie sich am Ofen nieder und machte Feuer an.

Die Frau auf der Bettkante wollte etwas sagen, doch sie brachte kein Wort heraus und begann zu weinen.

„Nun, nun“, sagte die Alte mild, „seien Sie nicht so betrübt, es wird ja auch wieder besser.“

Doch sie sah die Frau nicht an dabei. „Sehen Sie da“, rief sie aufstehend, „nun flackert's so hell. Ich schichte das andere neben den Ofen und Sie brauchen nur nachzulegen.“

Damit schob sie sich eilig mit ihrem leeren Sacke zur Thüre hinaus.

Zu Hause angekommen, nahm sie ein in ein großes Halstuch gebundenes Packet aus seinem Verstecke hervor, in welchem sie ihr Sparbuch und das angesammelte und noch nicht eingezahlte Geld verwahrte, zu welchem sie auch das an diesem Tag verdiente legen wollte.

Sie begann eben sich bei dem Herrn Baron zu entschuldigen, daß sie Brennholz weggeschenkt hatte und ihm zu sagen, daß ja Holz genug in dem zu seinem Gut gehörenden Walde wachse; doch sie unterbrach sich, indem sie das Geld aus ihrer Tasche nahm. „Herrgott“, dachte sie, „wo hatte ich meine Gedanken? Das Geld konnte

ich ja doch ihr geben! Gewiß waren die Kinder auch hungrig.“ Sie betrachtete das Geld eine Weile in der Hand, beeilte sich dann aber plötzlich und schloß es sammt dem Sparbuche weg.

Sie legte sich nieder, konnte aber nicht schlafen. Das Bild der armen, betrübten Frau mit dem kranken Kinde auf dem Schoße hatte sich vor ihren Augen festgesetzt und ließ sich nicht verschleuchen.

Und daneben stieg noch ein Bild auf, jenes nämlich, wie sie selbst in ihrer Mutter leeren Küche mit wankenden Knien und gerungenen Händen gestanden und ihr Kind in der Stube drinnen schreien gehört und wie sie sich damals selbst ahnend gesehen mit dem armen, kranken Geschöpfchen auf ihrem Schoße sitzend, voll Angst es anblickend und wartend, daß der Tod es erlöse.

Und dann kamen all die qualvollen Stunden des Vermissens, des Entbehrens und der schmerzvollen Sehnsucht in ihrer Erinnerung zurück, all die ruhelosen, friedlosen Gedanken, welche zu betäuben und zu bändigen es der unaufhörlichen, anstrengenden Arbeit bedurft hatte.

Sie erhob sich halb im Bett und schloß die Augen und da sah sie die Frau, die sie am Abend gesehen, so lebendig vor sich und sie mußte sie unverwandt anblicken und dachte dabei, daß die Arme jetzt dasselbe litt, was sie einst gelitten hatte und vielleicht auch all das andere schwere noch würde leiden müssen.

„Arme Kleine“, murmelte sie und klopfte sie im Gedanken auf die Wange. Um ihres Leides willen wurde sie ihr so lieb.

Einen Augenblick tauchte der Gedanke in ihr auf, daß sie ja reich sei und es in ihrer Macht habe, die Frau von ihren Leiden zu erretten. Doch gleich darauf erschrak sie über sich selbst, kroch unter ihre Decke und flüsterte: „Vergebung, Herr Baron! — Nein, nein, mein Kind! Du sollst alles haben; es ist ja Dein und ich will es Dir nicht stehlen!“ — Aber der Gedanke kam doch beharrlich immer aufs neue, lockend und verführerisch wie ein schönes Bild, aber zugleich voll Schrecken, eines halben Menschenlebens Arbeit mit einem Schläge zertrümmern.

Am nächsten Tage hatte sie keine Ruhe, sie mußte beim Dunkelwerden nach jenem Hause gehen. Das Fenster war verhängt, aber seitwärts der Gardine konnte sie in die Stube lauschen. Die Mutter saß an der Nähmaschine, ließ aber jeden Augenblick die Arbeit liegen, um nach dem kleinsten Kinde zu sehen, welches wie todt auf dem Bette lag. Sie beugte sich nieder, richtete sich wieder auf, sah verzweifelt um sich und hielt die Hände an die Schläfen. Dann begab sie sich wieder an ihre Arbeit.

Die alte Marie schlich sich fort, streifte eine Weile in der Umgegend herum, bis sie einen Arzt gefunden hatte, den sie bat, nach dem Kinde zu sehen. Sie legte dabei zwei Thaler auf den Tisch.

Hierauf strich sie wieder voll Unruhe in den Gassen umher, begab sich aber nicht nach Hause; es litt sie nicht, sie mußte am späten Abend nochmals nach dem kleinen Hause gehen.

Sie stand da draußen mit ausgehaltenem Athem, fühlte nicht, daß sie kalt wurde, vergaß, daß es tüchtig schneite, einen nassen Thauschnee, der ihr von obenher in ihre Kleider drang und von unten ihre Schuhe durchweichte.

Drinne sah sie den Doktor am Bette stehen, und als er fortging, hörte sie ihn sagen: „Sie wissen nun, wie die Krankheit ihres Kindes heißt, der Hunger.“

Die Mutter streichelte die Wangen des Kindes, stand dann auf, raunte mit gerungenen Händen durch den kleinen Raum und stürzte endlich laut schluchzend neben dem Bette nieder.

Als die alte Marie ganz langsamen Schrittes ihr Kämmerchen erreicht hatte, zündete sie ein Lichtstümpfchen an und zog das Packet im Halstuche hervor. Sie schlug ihr Sparbuch auf und zählte, wieviel darin verzeichnet stand; dann sah sie lange und sah das Buch an, löschte dann das Licht und setzte sich in ihrem feuchten Anzuge auf den Rand ihres Bettes.

„Theodora“, jagte sie mit leiser Stimme, „Du mußt Dich darein finden, daß Deine Mutter eine arme Frau ist. Ich kann das nicht aushalten, Du, ich kann nicht! Wenn Du nach meinem Tode das Buch bekommst, so wirst Du sehen, daß ich einmal sehr reich gewesen bin. So brauchst Du Dich doch meiner nicht zu schämen.“

Sie lächelte und nickte ins Dunkle hinaus, erhob sich, stellte sich feierlich gegen die Wand, that ein paar Schritte und jagte: „Herr Baron, es bleibt nur grausam wenig für Sie. Doch Sie brauchen ja auch nicht mehr.“

Nachdem sie am nächsten Morgen das Beste von ihren wenigen Sachen angelegt hatte, ging sie nach der Sparkasse und verlangte alles, was in ihrem Buche stand, ausgezahlt zu haben, ausgenommen die zuerst eingezahlten vierhundert Thaler.

„Auch die Zinsen davon?“ wurde gefragt.

„Die Zinsen? Ja, gewiß! auch die Zinsen! aber nicht die von den vierhundert Thaleru.“

Da sie das Geld hatte, ging sie hinaus und sah das kleine Haus zum ersten Mal bei Tageslicht. Sie guckte nicht durchs Fenster, sondern klopfte gleich an die Thür und trat ein.

Die abgekehrte, bleiche Mutter knieete am Bett und sah angstvoll in ihres Kindes Gesicht. Da Marie eintrat, blickte sie auf, wollte sich erheben, um sich für die unlängst erzeigte Wohlthat zu bedanken, blieb aber mit dem Ausdruck des Staunens in den Zügen in ihrer Stellung. Die Alte erschien auf ihre Weise seltsam gepuht und nicht nur das, sie bemühte sich augenscheinlich, mit einem gewissen Gepräge von Bornehmheit und Würde aufzutreten.

Sie setzte sich feierlich auf einen der wenigen im Zimmer befindlichen Stühle, räusperte sich einige Male und begann: „Ich bin sehr reich, ich habe ein großes Vermögen, mit dem ich anfangen kann, was ich will. Nun möchte ich gern ein kleines, hübsches Mädchen haben.“

Die Mutter wendete sich nach ihr um und sah sie mit weit aufgerissenen Augen erstaunt an.

„Ja, ich möchte gern solch eine Kleine haben, die ich mit einer Amme in weißer Schürze spazieren schicken könnte, und der ich ein Seidenhütchen aufsetzen und die ich in schönem Kinderwagen auf gestickten Kissen fahren lassen könnte.“

Die Mutter lag immer noch vor dem Bette auf den Knien, wendete sich aber noch mehr herum.

Die Alte sah sie gar nicht an, sondern fuhr, auf ihrem Stuhl zurückgelehnt fort: „Wenn sie größer wird, soll sie einen Sonnenschirm bekommen, dann in Seidenkleidern gehen und wenn sie erwachsen ist, auf den Ball fahren.“

Marie sah hier plötzlich die Frau an, zeigte auf das Kind und fragte: „Wie alt ist sie?“

„Mein Kind?“ Die Mutter sah sie entsetzt an.

„So ein halb Jahr paßte mir gerade“, sagte die Alte, trat ans Bett und fragte: „Könnte ich's sehen?“

Die Mutter stieß sie zurück und schrie voll Angst: „Was wollen Sie denn? Was meinen Sie?“

„Geben Sie mir Ihr Kind“, sagte Marie, „ich will es als mein eigenes annehmen.“

„Nein, nein!“ schrie die Frau auf und deckte das Kind mit ihrem Körper zu. Es begann zu schreien.

Die Alte schloß die Augen und horchte. Dann sagte sie langsam: „Sie können das wohl ertragen, aber wenn es an die Kleine kommt, die wird es nicht ertragen können.“

Die Mutter brach in lautes Schluchzen aus.

„Könnte ich es wohl nehmen?“ fragte die Alte.

Die Mutter rührte sich erst nicht, aber dann ließ sie Marie doch das Kind aufnehmen und diese setzte sich mit dem Kinde auf dem Schoße nieder, streichelte seine Wänglein, befühlte seine Händchen und Arme und sagte: „Es ist auch gar nicht so roth, wie andere arme Kinder.“

Nachdem sie eine Weile nachgedenken, fuhr sie fort: „Und es hat eine so feine Haut.“

Hierauf küßte sie das Kind auf die Stirne, sah die Mutter an und fragte: „Sahen Sie nicht, daß ich das Kind küßte?“

Da die Mutter nicht antwortete, sondern nur vor sich hin schluchzte, fragte sie: „Wie heißt sie?“

„Theodora.“

Ein Schauder überlief die Alte; sie stand mit dem Kind auf dem Arme auf, trat ganz nahe an die Frau heran und starrte ihr ins Gesicht. Nein, nein, was sind das für wahnsinnige Grillen, die ihr immer wieder kommen! Ihre Tochter? Sie, die so schön, so jung, so reich war und dieses abgekehrte, arme, gealterte Weib! Das ist ja Wahnsinn!

Sie schüttelte diese beängstigende Idee unwillig von sich ab

und sagte mit leiser Stimme: „Das bedeutet Gottesgabe. Das Kind soll mir Glück und Segen bringen.“

„Nein, nein!“ rief die Mutter nach dem Kinde greifend.

„Sagen Sie“, fragte die Alte, „können Sie die Kleine ernähren?“

Die Gefragte schüttelte den Kopf.

„Und wollen es doch behalten?“

„Ja! ja!“

Dann war es still in der kleinen Stube. Marie legte das Kind in seiner Mutter Arme und wandte sich tiefergriffen ab. Dann streichelte sie mit der harten Hand die Stirn und das Haar der armen Frau, ging auf und ab und murmelte dann: „Nein, ich will keiner Mutter ihr Kindchen nehmen; doch ich will etwas für die Kleine thun.“

Und damit legte sie das Geldpaket in der Mutter Hand. „Ich hatte selbst einmal solch ein kleines Kind, für welches ich das Geld hier gespart habe“, sagte sie, „doch das braucht es nicht, denn“ — und sie lächelte geheimnißvoll — „es ist jetzt eine reiche Frau und lebt im Auslande.“

Die Mutter wollte das Packetchen zurückgeben, doch Marie wehrte mit der Hand ab. „Es gehört nicht Ihnen“, sagte sie, „sondern dem Kinde, so haben Sie kein Recht, es zurückzuweisen.“ Sie sann wieder ein Weischen nach und fügte dann halbächzend hinzu: „Es ist ja auch nur eine Bagatelle!“

Die junge Frau ergriff ihre Hand und ihre heißen Thränen fielen darauf nieder. Doch plötzlich breitete sie die Arme aus und einen Augenblick hielten sie sich beide umschlungen und küßten sich.

Doch gleich darauf glitt die Alte schleunigst zur Thür hinaus. Als sie nach Hause kam, fühlte sie sich krank. Der naße, thauende Schnee, der ihre Kleider durchdrungen, hatte ein Fieber in ihr angefaßt. Sie fühlte sich ermüdet und ihr Kopf war heiß und schwer.

Dennoch ging sie nicht gleich zur Ruhe. Sie zog ihr Sparfassenbuch hervor, schlug es auf und starrte lange auf die große Zahl, die zuletzt darin verzeichnet stand.

„Sie kann doch sehen“, murmelte sie, „wie viel ich heute herausgenommen habe und so genau wissen, wie reich ich gewesen bin.“

Als sie im Bette lag, verwirrten sich ihre Gedanken.

„Herr Baron“, sagte sie drohend, „warum sind Sie nicht mehr bei Ihrer Frau? Warum haben Sie sie allein gelassen, nun sie krank und bleich geworden ist? Warum lassen Sie Ihre Kinder Hungers sterben?“

Und nach einiger Zeit rief sie: „Ich bin Ihnen nichts schuldig, Herr Baron! Meiner Tochter habe ich das Geld gegeben; es gehört ihr und so ist alles in Ordnung!“

Dann stöhnte und wimmerte sie und mit müdem, schlaftrunknem Tone hauchte sie zuletzt ganz leise: „Meine kleine Gottesgabe hat alles ganz allein bekommen.“ — —

Als die Nachbarn mehrere Tage lang die alte Frau nicht sahen

und ihre Kammer verschlossen blieb, ließ man die Thür öffnen und da fand man sie todt.

Die Gerichtsbeamten kamen in einer Droschke gefahren, durchsuchten die Kammer und schrieben alles auf, was da war. Unter ihrem Nachlaß fand sich auch ein Sparbuch, auf welchem noch vierhundert Thaler sammt den seit dreißig Jahren angesammelten Zinsen standen.

Die Wohnung der Verstorbenen wurde da von Gerichts wegen verschlossen und die unbekannt, etwaigen, rechtmäßigen Erben der Wittve Marie Hansen wurden öffentlich aufgefordert, sich zur Empfangnahme des Erbes zu melden.

Doch es meldete sich niemand, und so floß das Geld der Staatskasse zu.

## Zauber der Weihenacht.



stille Nacht, o heilige Nacht“ . . .

O reines Himmelslicht!

Ein jedes Herz zum Glück erwacht,

Zu süßer Liebespflicht . . .

Mit Kerzen schmückt sich jeder Baum,

Mit Liebe jedes Herz:

Als wär' die Welt ein lichter Traum,

Daraus verbannt der Schmerz!

Die Erde rings deckt weißer Schnee —

Ein milder Engel schwebt;

Holder Friede auf allem Weh'

Und nur die Liebe lebt! —

Wilhelm Arent.



## Ein „keuscher“ Roman Zolas.

Verleger und Uebersetzer müssen wohl den neuesten Roman Zolas „Der Traum“ (übersetzt von Alfr. Ruhemann, Verlag von S. Fischer, Berlin) als einen bedeutsamen Wendepunkt in der literarischen Thätigkeit des Vaters des modernen Realismus und Naturalismus und somit als epochemachend angesehen haben, daß sie sich beeilten, die deutsche Uebersetzung zugleich mit der französischen Buchausgabe (15. Oktober des Jahres 1888) erscheinen zu lassen und nicht erst ein Urtheil der französischen Kritik abwarteten. Allerdings bietet Zola hier uns ganz etwas neues, einen Roman, in welchem Zola nicht mehr Zola ist, einen Roman, der in nichts an die naturalistischen Schilderungen, um nicht einen bezeichnenderen Ausdruck zu gebrauchen, in „Nana“, „Pot Bouille“ und „La Terre“ erinnert. Dies nimmt auch der Verleger als Ausgangspunkt seiner buchhändlerischen Empfehlung, indem er mit fetten Lettern verkündet: „Der Roman ist von einer Keuschheit, die selbst die prüdesten Gemüther für den Dichter einnehmen wird“, als ob keusche Schreibart allein die Gemüther der Leser gefangen nehme, als ob nicht noch andere Mittel nothwendig sind, den Leser mit dem Dichter zu befreunden, als ob nicht vielmehr lebenswahre Darstellung, tief dichterische Empfindung, reiche Erfindungsgabe den Leser über manches gewagte Wort hinwegsehen läßt. Keusche Schreibart ist nicht das ängstliche Vermeiden jedes anstößigen Wortes, wie es in der That im vorliegenden Romane zutage tritt — die Keuschheit eines Romans besteht in dem sittlichen Ernste, den das Ganze durchdringt, in dem poetischen Zauber, der sich über das Ganze ausbreitet.

Darin unterscheidet sich ja gerade der gesunde Realismus wahrer Dichter wie der Spielhagens, Tensens, Paul Heyfes u. dgl. m., gar nicht zu reden Goethes, von dem ungeunden Naturalismus Zolas und dem noch ungeünderen seiner deutschen Nachtreter, daß bei jenen das Künstlerische unter dem Realismus nicht leidet, dieses jenem untergeordnet ist, während bei diesem das Künstlerische sich nur auf einzelne Satzbildungen beschränkt, für das Ganze aber verloren geht, und man den Eindruck hat, als sei das ganze Werk nur geschrieben, um in behaglicher Breite Scenen grobjuinlichsten Inhalts dem Leser naturgetreu vorzuführen. Wo andere andeuten, malt, nein photographirt Zola, und wenn auch die Forderung berechtigt wäre, daß alles, was dargestellt werden soll, naturgetreu dargestellt werden müsse, so enthält dies doch nicht die Forderung, daß alles, was da ist, auch darzustellen sei.

Da ist denn nun wirklich etwas überraschendes und geeignet, das Erstaunen und die Neugierde der Welt hervorzurufen, daß Zola einen keuschen Roman geschrieben hat, einen Roman, „der selbst die prüdesten Gemüther für den Dichter einnehmen wird.“

„Einnehmen wird“ — ja, das ist es, eine Ausföhnung soll mit dem Publikum stattfinden; ob dieser Roman aber einen Umschwung in Zolas Thätigkeit bezeichnet, ob er für die Folge einen entgegengesetzten Weg einschlagen wird, ob auf ihn in Anlehnung an ein bekanntes Wort wird angewendet werden können: „Junge Realistiker, alte Mystiker“, ist sehr fraglich. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß dieses Buch vielmehr bestimmt ist, das Publikum so einzunehmen, daß es eine Brücke zu den früheren Werken dieses Dichters bilde, wenn nicht gar dasselbe ihm einen Weg zu dem schon längst ersehnten Sessel in der Akademie bahnen soll.

Jedenfalls ist der Ruf, Zola habe einen keuschen Roman geschrieben, eine wirksame Reklame; die Neugierde, den Verfasser des „La Terre“ als den Dichter eines Werkes kennen zu lernen, welches man ohne Bedenken jungen Damen in die Hand geben könne, ist ja zu erwarten; doch wie sehr wird man enttäuscht sein, wenn man seine Neugierde befriedigt hat.

In diesem Roman treten die Mängel Zolascher Dichtung umso mehr hervor, als demselben das fehlt, was seinen früheren Schriften trotz aller Gegnerschaft einen so großen Leserkreis verschaffte. Zola ist arm an Erfindung, er ist ein feiner Beobachter, ein bewundernswerther Schilderer seiner Wahrnehmungen, aber die Fabel ist bei ihm stets eine dürftige, er versteigt sich höchstens zu Lebensbildern, aber von dem Schürzen eines Knotens, das den Leser in Spannung hält, je fester die Schlingen gezogen werden, und einer Lösung, die den Leser nach und nach aus der Spannung befreit und jenen künstlerischen Genuß gewährt, der bei uns die Befriedigung hinterläßt, die ein Kunstwerk in uns erzeugen soll, davon ist bei Zola keine Spur. Was seine früheren Werke bei dem großen Publikum begehrenswerth und unterhaltend macht, ist — die Lascivität, die ungeschminkte Darstellung von Verhältnissen und Vorgängen, die sich sonst der Oeffentlichkeit entziehen. Wir können uns doch nicht darüber täuschen, daß bei einem großen Leserkreis die Sinnlichkeit ausschlaggebend für die Lektüre Zolas ist, andererseits verschmähen auch besser angelegte Naturen nicht ein Buch dieses Schriftstellers in die Hand zu nehmen, befriedigt er doch eine Neugierde durch die Eröffnung eines Einblicks in Kreise, Verhältnisse und Situationen, deren Kenntniß sie durch Selbstschau und persönliches Eintreten in dieselben nicht erwerben möchten. Ohne an persönlicher Ehrbarkeit zu verlieren, kann man hier im Geiste mit Menschen verkehren, von denen man sich im wirklichen Leben so fern wie möglich hält, kann Zeuge von Scenen sein, an denen man in Wirklichkeit keinen Antheil haben möchte. Fehlte dieses stimulirende oder Neugier erweckende Element in Zolas Schriften, so wären sie langweilig, und wer es sich

nicht längst bei der Lektüre seiner Bücher gesagt hat, wer sich nicht längst die Frage vorgelegt: Schiede ich das Lascive, grobsinnlich Naturalistische aus, was bliebe dann? der wird durch den neuesten Roman dieses Meisters der naturalistischen Schule belehrt.

Zola hat sich selbst vergewaltigt, indem er „Der Traum“ verfaßte. Durch das Unterdrücken dessen, was seinen Namen zu einer Art Begriffswort machte, verzichtete er auf viel. Er verzichtete auf Schilderung von Situationen, in welcher er sich eine Meisterschaft erworben, er verzichtete aber auch zugleich auf eine Menge von Stoff, sein Buch zu füllen. In dem vorliegenden Roman tritt so recht die Nermlichkeit der Handlung hervor; woher aber die 368 Seiten? Hier kam ihm seine unbestrittene Meisterschaft in der Detailzeichnung zustatten, die er aber, weil er Füllsel brauchte, nicht in weiser Beschränkung verwertete, sondern in peinlichster Kleinlichkeit ausführte, daß sie abstoßend wirkt und langweilt. Das gilt sowohl von der Beschreibung des Domes von Beaumont, in der kein Säulchen und kein Ornament zu fehlen scheint, wie auch von der Geschichte des Hauses Hautecoeur und ganz besonders von der Erläuterung der Kunststickerie, wie die Fäden gewählt, wie der Stoff umstochen, durchstochen wird, welche Stiche hier, welche dort gemacht werden müssen u. s. w. u. s. w., alles Dinge, die einen Fachmann sehr interessiren werden, für die große Menge der Leser aber nichts anderes bedeuten, als die mühsame Aufgabe, sich eine Anzahl von Seiten, die selbst ein stattliches Heft bilden, mit der iteten Hoffnung bald zu Ende zu sein, durchschleppen zu müssen. Dazu kommt noch eine weitläufige Inhaltsangabe alter Legenden und Heiligengeschichten, die dann noch zweimal etwas kürzer wiederholt wird. So liegt die Langeweile über dem ganzen wehrauchdurchdunsteten und mystikerfüllten Buche ausgebreitet, für welche uns manche feine Beobachtung und manche hübsche Stelle, die das Erzählertalent des Verfassers bekundet, nicht entschädigt. Die Fabel des Romans ist folgende. Eine arme Stickerin, als Findelkind in das Haus des Stickers Hubert aufgenommen, wächst in Abgeschiedenheit von anderen Kindern auf. Ein altes Legendenbuch bildet ihre Lektüre und nimmt so ihre Sinne gefangen, daß sie sich von Heiligen und Märtyrern überall umgeben glaubt. Doch hat Angelique aus all diesen Legenden nicht das Entsetzen gleich jenen heiligen Frauen, die jungfräulich bis zu ihrem martervollen Tode gelernt, nur der unverrückbare Glaube an das Wunder ist bei ihr eingezogen; wie jenen ein Engel plötzlich Erlösung brachte, so müsse sich auch an ihr, dem armen Mädchen, ein Wunder durch die plötzliche Erscheinung eines Art Märchenprinzen bewähren, der als der schönste, lebenswürdigste und reichste aller Menschen, sie zu seiner Gemalin mache, daß sie, wie eine Prinzessin geschmückt, über unzählbare Reichthümer verfüge, die dann als regenspendender Goldregen die Armen beglücken sollten. Das Wunder vollzieht sich; sie gewinnt die Liebe eines jungen und schönen Mannes, der sich ihr unter dem unscheinbaren Aeußern eines armen Glas-

malers naht. Es ist dies aber ein fünfzig Millionen-Erbe aus dem fürstlichen Geschlechte derer von Hautecoeur, Sohn des Bischofs von Beaumont. Der junge Mann durfte zwanzig Jahre lang, seit seiner Geburt, nicht vor das Angesicht des Vaters kommen und war, unbekannt mit seinen Verhältnissen im Hause eines schlichten Landpfarrers erzogen worden. Hatte ja seine Geburt das Leben der Mutter, der von ihrem Manne so heißgeliebten Gemalin, gekostet, darum sollte das Kind vom Angesichte des Vaters verbannt bleiben, der dann seinen Schmerz in ein Kloster trug, von wo aus er von Stufe zu Stufe steigend, die Bahn des Weltgeistlichen einschlug, bis er endlich auf den Bischofsitz von Beaumont gelangte. Als zwanzigjähriger Jüngling durfte Felicien endlich heimkehren, nachdem er über seinen wahren Stand aufgeklärt worden war. In der Heimat verliebte er sich nun in die schöne Angelique, die nicht lange im Zweifel über den wahren Stand ihres Anbeters bleibt, sich aber in ihrer Schlichtheit und Weltunkennniß nicht denken kann, daß der Standesunterschied zwischen einem Findelkinde und eines Fürsten Sohn irgendwie der Verheiratung hindernd sein könnte. Wenn man sich liebt, heiratet man sich doch! Wer sollte das hindern? Das ist ihr unerschütterlicher Glaube, das ist das nicht zu widerlegende Argument, das sie ihrer sie warnenden Pflegemutter immer wieder entgegenhält. Zu ihrem Schrecken erfährt sie aber, daß der Bischof dem Sohne, der ihm seine Liebe entdeckt hat, mit einem „Niemals!“ jede weitere Rede abgeschnitten und bei den ärgsten Scenen, die Felicien ihm macht, unerschütterlich bleibt. Ohne Wissen des Sohnes hat er der Familie Voixcourt das Versprechen, Felicien mit deren Tochter Claire zu verheiraten, gegeben, und er will sein Wort nicht brechen. Angelique selbst macht dann einen Versuch, den strengen Vater umzustimmen; „Niemals!“ ist das einzige Wort, das sie von ihm hört. Da wird Angelique bis auf den Tod krank, man erwartet ihre letzte Stunde. Der Bischof, dessen Herz nicht ganz ungerührt geblieben, als das junge Mädchen bittend vor ihm lag, schickt sich an, derselben in eigener Person die letzte Delung zu reichen, eingedenk des Wahlspruches seiner Ahnen „Wenn Gott will, will ich!“ der ja auch seinen Vorfahren Johann V. bewogen, die Pestkranken zu besuchen, deren Hände zu küssen, worauf sie genasen. Denn er hatte seinem Sohne das Versprechen gegeben, in die Heirat einzuwilligen, sollte bei der in Agonie liegenden Angelique noch ein Wunder geschehen. Und das Wunder geschieht, sie wird wieder gesund. Noch nicht vollständig genesen, feiert sie im großen Pomp die Hochzeit mit Felicien, und da geschieht dann wiederum ein Wunder: sie gehörte ihm an, aber ihr Leib sollte unberührt bleiben: Felicien hebt nach der Trauung seine junge Gemalin in den Wagen, den ersten heißen Kuß drückt er auf ihre Lippen, und ihre Seele entflieht.

Unzweifelhaft enthält dieser erzählende Theil im Roman manche hübsche Episode. Die Scene am Bache, in welcher Angelique zum ersten Male mit Felicien zusammentrifft, die Scene auf dem Balkon,



**Gespenstergeschichten.**

Nach einem Originalgemälde von Alfred Seifert.

Handwritten scribbles or marks in the top left corner.

von wo aus sie Felicien zum ersten Male erblickt, zeugen von der dichterischen Kraft Zolas. Das sind aber nur eben Episoden. Hin-gegen gelingt es ihm nicht, ein keusches Mädchen zu schildern. Allerdings soll es ein naives Kindergemüt verrathen, wenn Angelique den stürmischen Liebhaber, der nachts den Balkon vor ihrem Zimmer erstiegen, zwei Mal zum Eintreten in ihr Zimmer ermuntert, oder wenn sie nachts sich aus dem Hause stiehlt, um bis zum Morgenrauen im Atelier ihres Geliebten in dessen Gesellschaft zu verweilen. Aber das ist doch weder Keuschheit noch Naivetät, das ist in unserem Falle, da die Zusammenkünfte so ehrbar bleiben, daß nicht einmal ein Kuß gewechselt wird, allerdings nicht Frivolität, aber mehr als Unbesonnenheit; es sind das Handlungen, die von einer Unzurechnungsfähigkeit zeugen, welche nicht geeignet ist, Angelique zur Heldin einer Erzählung zu machen.

Wie sieht es endlich um die so sehr gerühmte Realistik des Meisters? Er giebt uns selbst genau an, daß im Winter des Jahres 1860 Angelique in das Haus der Huberts als neunjähriger Findling gekommen sei, mithin spielte deren Liebesroman im Jahre 1869. Wir wollen es ihm verzeihen, daß er Beaumont statt Beauvais nennt, denn diese Stadt ist Sitz eines Bischofs. So weit ab liegt doch aber diese fabrikreiche Stadt nicht vom Weltgetriebe, daß ein so sensationelles Ereigniß, wie die plötzliche Ankunft eines Erben von fünfzig Millionen, des Sohnes des Bischofs, der auf die Trauung unmittelbar erfolgte Tod der jungen Frau, nicht seiner Zeit durch alle Tagesblätter der Welt wäre bekannt geworden. Hier ist doch Namensnennung und Hinweis auf die jüngste Vergangenheit von Uebel.

Das müssen wir freilich bemerken, hätte der Verfasser nicht ausdrücklich die Zahl 1860 genannt, wir hätten in dem Roman an eine Begebenheit aus dem Mittelalter gedacht, denn kein Zug außer dem nebensächlichen von der Existenz eines Armenpflegers erinnert an die Gegenwart.

Mystik und Weihrauchduft mit einer guten Portion Sentimentalität ist die Signatur dieses Buches, denn nicht nur Angelique und deren Pflegemutter Hubertine vergießen reichlich Thränen, sondern auch Felicien und der alte Hubert weinen, ja auch der Bischof wird von diesem edeln Naß nicht verschont.

Der Verfasser nennt sein Buch „Der Traum“, ja es ist ein Traum und zwar ein sehr wüster, der beim Erwachen nichts anderes als Kopfschmerzen hinterläßt.

Und nun die Uebersetzung. Einige kleine sprachliche Verstöße sind nicht die schlimmsten Fehler derselben, der schlimmste Fehler ist sie selbst. Stünde nicht Zola auf dem Titelblatt als Verfasser, wahrlich niemand hätte dieses dieses Nachwerk einer Uebersetzung werth gehalten, und somit ist dieselbe wiederum ein beredtes Zeugniß, daß man in Deutschland noch immer auf dem Zola-Kultus rechnen darf, mit dem man jedoch endlich gebrochen haben sollte.

H. Sulzbach.

## Meine Neujahrsleiden.

Die Weihnachtsfreuden und -Leiden sind noch kaum vorüber; der durch die reichlich genossene Sylvesterbowle erzeugte kater-artige Zustand beherrscht noch unsere im normalen Zustande sonst ganz gesunden fünf Sinne, als wir bereits zu neuen Qualen erwachen. Der gute Jean Paul hat in seiner altväterlichen Weise einst „die Neujahrsnacht eines Unglücklichen“ geschildert — o schöne Zeit, wo bist Du hin, als es nur Einen Unglücklichen in der Neujahrsnacht gab, — heutzutage schreitet das Unglück schnell und die Zahl derjenigen, welche mit einem Brummischädel erwachen und bei denen das Gefühl der vollendeten „Würchtigkeit“ — um mit dem Herrn Reichszanzler zu sprechen — zum Durchbruch gekommen, ist Legion.

Urr! Der Bote Stephans bringt uns die Morgenpost. Noch ganz traumbevangen, von einer heiteren, steuer-, zins- und krankheitslosen Zukunft träumend, greifen wir beim Anblick des modernen Merkurs freudig nach den zahlreichen Brieffschaften. Wie schön ist's doch, wenn man so viele Verehrer und Freunde besitzt! Aus allen Theilen der Welt sendet man mir gewiß aufrichtige und herzliche Glückwünsche; niemand spart das Porto, um mir zu bezeugen, daß er mich hochschätzt und mir zum Jahreswechsel gratulirt. Na, wem der große Wurf gelungen, eines Freundes Freund zu sein! . . . Guten Morgen, Herr Postrath! Na, was bringen Sie? Lassen Sie doch sehen! . . . Ich öffne die Briefe . . . O Blendwerk der Hölle! Der Schneider glaubt, „daß ich ihm auch am 1. Januar den Rock nicht werde bezahlen können“. Es lebe mein Glaubensgenosse! . . . Der Weinhändler droht mit der Klage, wenn ich die Champagnerrechnung nicht endlich begleiche. . . . Der Schuhmacher macht die alberne Bemerkung, daß ich wohl auf großem Fuße leben müßte, da ich so sehr viel Schuhe gebrauchte, aber die Honorirung der Stiefel vergäße. . . . Und mein Bankier, der an der Börse als unverbesserlicher Wigbold bekannt ist, leistet sich den wohlfeilen Witz, daß der Jahreswechsel ihm als schicklicher Anlaß diene, mir meinen Wechsel zu überreichen. Angstschweiß tritt auf meine Stirn. Der Briefträger empfindet ein menschliches Rühren, er wünscht mir wahrhaft elegisch: „Ein gesegnetes neues Jahr!“ . . . „Ein Blick von Dir, geliebtes Leben, und ich bin belohnt genug!“ citire ich und gern greif ich in mein Portemonnaie und überreiche dem mich so theilnehmend anblickenden Beamten den Obolus.

„Die Woche fängt gut an!“ sagte Jack, als man ihn am Montag hängen sollte. . . . Das Jahr fängt gut an — wäre ich nur nach Grönland verreist, hätte eine Nordpolexpedition mitgemacht oder im Nyl für Obdachlose mich aufgehalten! nun Unheil, nimm' deinen Lauf! Eine Figur, welche ich sonst nur als Kind in meiner Phantastie erblickte, womit mich meine Mutter ängstigte, wenn ich unartig

war, taucht vor mir auf, indem sie den Briefträger beinahe über den Haufen reunt.

— Prost Neujahr! gnädiger Herr!

— Danke, sehr gütig! Prost Neujahr!

— Na, auf eine Kleinigkeit wird es dem gnädigen Herrn wohl auch nicht ankommen!

— Ach so, aus diesem Loche pfeift der Wind!

Und ich öffne aufs neue mein Portemonnaie und entnehme seinem Inhalt einige Münzen, um sie dem Mohr von Venedig, pardon dem Schornsteinfeger, der mich auf eine so zarte Weise an meine Pflicht gemahnt hat, zu übergeben.

Gottlob, daß der schwarze Mann weg ist! Man kann jetzt ungestört 'mal seine Zeitung lesen. Gedichte. . . Natürlich! die Neujahrsgedichte sind wohlfeil wie Brombeeren. . . Was sehe ich? Gedichte nicht bloß im Blatte, sondern auch als Extra-Beilagen! Bricht eine lyrische Sündflut über uns herein? Herrscht die Dichteritis denn überall? Wer mag das besonders schwungvolle Poem verfaßt haben? — Ha, eine Dame, die Zeitungsträgerin! Und bevor ich noch Zeit habe, über die poetischen Anfälle der alten Schachtel, welche mir täglich zum Frühstück das Blättchen vor die Thür legt, meine Betrachtungen anzustellen, erscheint sie selbst in eigener Person, überreicht mir das fliegende Blatt mit einer tiefen Verbeugung und sagt:

— Ein gesegnetes neues Jahr!

— Prost Alte! Bringen Sie mir ein Extrablatt?

— Heute haben wir Ruhe. Meine sieben Kinder und mein blinder Mann . . .

— Ich weiß schon. Hier, trinken Sie eins auf mein Wohl. Uebrigens habe ich geglaubt, daß Sie bloß drei Kinder haben. und daß Ihr Mann nur kurzsichtig ist . . .

— Tausend Dank, lieber Herr Doktor! Die drei Kinder sind von meinem dritten Mann, die übrigen vier sind von seinen Vorgängern. Der Mann ist wirklich blind — farbenblind. Gefegnetes Neujahr!

Es war höchste Zeit, daß sie verduftete, denn er erschien, mein Verschönerungsrath, mein Figaro, welcher den Klatsch der ganzen Welt kennt, dessen Zunge dem mobile perpetuum gleicht, weil sie nie stille steht, um mich zu rasiren. Wlitzschnell bin ich eingeseift, und indem der Barbier mir sein Messer an die Kehle setzt, ruft er:

— Prost Neujahr, Herr Doktor! Wissen Sie schon, daß sich der reiche Geizhals K. heute morgen die Kehle abge schnitten? Böse Menschen behaupten: ein verrückter Kaseur hätte ihm die Halsschlagader durchschnitten, weil er ihm kein Trinkgeld gegeben, das ist aber nicht wahr! Der Harpagon hat in der Nacht eine Flasche Rothspohn mehr getrunken und sich diese Kosten gar zu sehr zu Herzen genommen.

Ich fühlte, - wie der Schaumfrtze mit dem Rasirmesser meine

Gurgel kitzelte, wie er mit dem Mordinstrumente hin und her suchte und ich machte im Geiste mein Testament. Alle meine — Schulden hinterließ ich dem Antinenjahrs-Gratulations-Verein und empfahl meine Seele dem Herrn. In diesem Augenblicke mußte Figaro niesen und das Rasirmesser absetzen. Ich sprang wie von der Tarantel gestochen auf, rannte zu meinem Schreibtisch und langte daraus ein nicht unbedeutendes Trinkgeld hervor. Der Figaro sprang vor Freude mit dem Rasirmesser hin und her, ich störte ihn in seinem tollen Vergnügen nicht, denn meine Kehle war gerettet. . . . Seit jenem entseßlichen Neujahrsorgen rasire ich mich selbst. Ich bin am Halse besonders kitzlich. . . .

Es klopft! Na, dachte ich, jetzt kommen die Gratulanten im Frack, im Claque und in Glacéhandschuhen! Ah, muß eine Rede reden — scheußlich unangenehm! Welcher Irrthum! . . . Zwei nichts weniger als fashionable gekleidete Gestalten, die ich gar nicht kenne, erzeigen mir die Ehre, mich zum neuen Jahre zu besuchen.

— Was verschafft mir das Vergnügen, meine Herren? Mit wem habe ich die Ehre?

— Ein glückliches, ein gesegnetes neues Jahr! Kennen Sie mich nicht, gnädiger Herr? Ich bin der Nachtwächter! Und mich — ich bin der Hausmann!

— Wie schwach mein Gedächtniß ist! Ich kann mich wirklich nicht entsinnen, Sie je gesehen zu haben. Ich habe im verfloffenen Jahre meines Wissens den Hausschlüssel nie vergessen und Sie daher, Herr Nachtwächter, nie inkommodirt! . . . Und ein Hausmann? Was? Hat diese Baracke auch einen Hausmann? Ja, wo stecken Sie denn? Bis jetzt hat der Wirth stets höchst eigenhändig den Zins eingesteckt und Ihre Existenz war mir bisher ein Geheimniß wie der Mord in Whitechapel! Wie recht hat doch Shakespeare, wenn er seufzt, daß es Dinge zwischen Himmel und Erde gebe, wovon sich unsere Schulweisheit nichts träumen lasse!!

Die beiden Wassermannschen Gestalten sahen mich mit so durchbohrenden Blicken an, daß ich es doch für rathsamer hielt, meine Neujahrsgratifikationen-Pandorabüchse vollends zu leeren und den Inhalt derselben dem Diosturenpaar in den Schoß gleiten zu lassen. Wie leicht kann es geschehen, daß ich doch einmal den Hausschlüssel vergeße — der Mann sieht so grimmig aus, daß es ihm wohl zuzutrauen ist, daß er mir die Pforten meiner Wohnung nicht öffnet, wenn ich jetzt nicht ablade. . . . Und mit dem Hausmann ist nicht zu spaßen. Gefährlich ist's, den Leu zu ledern. Nach dem Hauswirth ist er ja der Schrecklichste der Schrecken und aus den Wolken seines Grimmes ohne Wahl zuckt der Strahl auf das Haupt des unglückseligen, keine Trinkgelder gebenden Miethers. . . . Ruhe ist die erste Bürgerpflicht und Ruhe kann man sich nur durch freiwillige Steuern erkaufen.

Ganz resignirt und zu allem bereit, lasse ich hierauf den Strom der Gratulanten, welche ihre Hände öffnen, über mich ergehen, —

nur einmal verliere ich mein europäisches Gleichgewicht, als der Theaterdiener bei mir erscheint und mir ein glückliches Neujahr zuzufend den speziellen Wunsch ausspricht, daß mein Lustspiel einen glänzenden Erfolg erringen möge.

— Das ist doch zu toll, Sie Theaterteufler! Wissen Sie denn nicht, daß mein Stück im vorigen Jahre durchgefallen ist? Sie wollen mich wohl noch verhöhnen? Da soll doch gleich das Donner . . . !

Der hurtige Theaterdiener machte sich flugs aus dem Staube und seine Flucht hatte unter den mich umlungern den „Schnorren“ eine derartige Panik hervorgerufen, daß selbst die klogigsten unter den Bettlern das Hasenpanier ergriffen.

Schon glaubte ich, von den Neujahrsparasiten befreit zu sein, als zu meinem Entsetzen — ich bin etwas abergläubisch — ein in volle Gala gekleideter Beamter der „Misericordia“, d. h. des Glanzbestattungsvereins erster Klasse — mit vier-spännigen Galaleichenwagen wartet die Gesellschaft den vornehmen, d. h. theuer zahlenden, Todes-kandidaten auf! — in mein Zimmer trat.

— Herr! Was wollen Sie? Ich lebe noch und habe nicht die geringste Lust, trotz des heutigen verrückten Neujahrstages, zu sterben! Wollen Sie mir auch Proßt Neujahr wünschen? Machen Sie, daß Sie fortkommen!

— Nicht so hitzig, mein Herr! Ich wünsche Ihnen, da Sie so unhöflich sind, kein fröhliches Neujahr — mein Besuch gilt auch nicht Ihnen, sondern Ihrer Köchin, die meine Braut ist und heute ihren Ausgehtag hat.

Gerührt drückte ich ihm 5 Mark in die Hand und ihn selbst an meine Brust — endlich, ein Mensch, der kein „Proßt Neujahr“ wünscht und nichts dafür bezahlt haben will. Ecce homo!

Adolph Kohnt.

## Ein Drama der Wahrheit.

(Don José Echegaray „Narreteit oder Heiligkeit“, zum ersten Mal aufgeführt am 2. Dezember 1888 im Belle-Alliance-Theater zu Berlin.)

Während die Franzosen politisch mehr und mehr ihre Großmachtstellung verlieren, liegt ganz Europa im Banne ihrer frivolen dramatischen Erzeugnisse und oft genug sind fünf französische Stücke zu gleicher Zeit (angefichts unseres gegenwärtigen Bühnenreichtums!) an den Anschlagläulen Berlins angekündigt! Ist es da nicht ein köstliches Erfrischungsbad, wenn man aus der stickigen Treibhausluft der französischen Ehebruchswirren in die Gewalt eines echten, ganzen Dichters und „Philosophen dazu“, wie es dieser Spanier Echegaray ist, geräth? Der Spanier ist ein Gegensatz zu dem vielgerühmten Norweger Ibsen, mit dem er indessen den gleichen rückichtslosen Drang nach der absoluten Wahrheit theilt — der geborene Dramatiker. Scheinbar unmöglich theatralisch-wirksame Probleme weiß er

in überraschender Weise dramatisch zu beleben. Schon sein „Galotto“, welchem Joseph Kainz seiner Zeit am „Deutschen Theater“ zu einem vollen Erfolge verhalf, hat die üppige Schlagkraft dramatischer Steigerung dieses außergewöhnlichen Schriftstellers gezeigt, obwohl Paul Lindau in unbegreiflicher Verblendung dieses ursprünglich in Versen geschriebene Kunstwerk arg verballhornt und wie ein spanischer Literaturkennner in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung“ nachgewiesen hat, das beste Leben des Originals gewaltjam unterbunden hatte. In „Locuras o Santidad“ („Narrheit oder Heiligkeit“) nun hat Echegaray endgiltig bewiesen, daß die Weltliteratur künftig mit ihm zu rechnen hat. Noch mehr Dichter wie Ibsen, welcher vielleicht der größere Schriftsteller ist, hat er gezeigt, daß er mit einem Drama furchtbarere Anklagen gegen den innersten Lügegeist der menschlichen Natur, die hohlen Konventionen der „Gesellschaft“ erheben kann, als Ibsen mit einem Duzend seiner tendenziösen, dialogisirten Novellen! Das Thema wird, nachdem vorher als Leitmotiv eine Definition der „Wahrheit“ seitens des Helden vorangegangen war, haarscharf, sonnenklar exponirt, mit grandioser Steigerung in gerader Proportion unerbittlich durchgeführt, bis es zuletzt in der unheimlichsten Schlußapothese gipfelt, welche je von einem Dichter geschrieben worden ist. Echegaray leugnet nicht mehr und nichts weniger als die Möglichkeit des Bestehens der Wahrheit, dieses Todesfeindes der Gesellschaft, und wir glauben ihm, wir bewundern die unerbittliche Folgerichtigkeit seiner Logik, die eiserne Konsequenz, mit der er bis zum „Urgrund der Dinge“ gelangen möchte. . . . Wie knapp und kristallklar fließt diese Sprache, welche nur zuweilen blitzartig von warmen poetischen Lichtern durchzuckt wird. Neuerst sparsam wendet der Autor — nur hier und da einmal — ein Bild an, aber wie überraschend beleuchtet es dann die Situation! So das herrliche: „Welch' düstre Gruppe! Welche schwarze Wolke wälzt sich in das Blau unseres Himmels?!“, welches die Liebenden im ersten Akt beim Nahen der „Choana“, dieser unseligsten aller Mütter, ausstoßen. Diese „Choana“ (Luise Franz) und der Gelehrte, der mit der Naivetät und dem Tiefblick des Genius begabte Held (Karl Wiene vom Hoftheater in Stuttgart) standen natürlich im Mittelpunkt der nervenerschütternden Handlung und führten ihre Rollen mit den Mitteln eines gemäßigten Realismus aufs feinsinnigste durch. Die gesammte Berliner Kritik war erschienen, dazu die bekannten „Premierengesichter“ und man konnte in den Zwischenakten im Foyer manch' erbauliches Aperçu zu hören bekommen! Der dekorative Rahmen war nicht störend, aber die Nebenrollen ungenügend besetzt; das Belle-Alliance-Theater ist nun einmal kein Schauspielhaus! Pietätlos gegen den Dichter war es, die Statisten im letzten Akt nicht passender auszuwählen, die tragische Stimmung wäre auf ein Haar zerstört worden. Und nun noch eins, Echegaray ist in seiner Heimat vornehmlich als Gelehrter, Mathematiker hochgeschätzt — wir bewundern den Dichter.

Hermann Walter.

## Zwei Scherz-Gedichte.

Dann, ja dann.

Wenn der Schein des letzten Sternes  
Sich in eine Schnuppe hüllt,  
Und aus meines Mädchens Auge  
Eine dicke Thräne quillt:

Dann will es mir immer scheinen,  
Als wenn Sterne Thränen weinen.

Aber wenn ein Sternenfunkeln  
Deckt die ganze Himmelsflur,  
Und ich hänge meinem Mädchen  
Um den Hals 'ne Perlenschnur:

Dann, ja dann, ich sag' es gerne,  
Ist's, als lachten tausend Sterne!

## Samstags.

„Was macht ihr da für tollen Lärm  
Im stillen Gotteshaus!“  
So ruft zu einer Kinderjchaar  
Der Küster zornig aus.

„Gleich scheert euch weg, sonst führ' ich euch  
Zum Pastor alle hin,  
Damit er für das lose Schrei'n  
Euch lerne frommen Sinn.“

Die Kinder schau'n verwundert auf,  
Und treten scheu zurück;  
Nur ein beherzter Bube springt  
Hervor mit klugem Blick:

„Herr Küster! seid doch nicht so grob!  
Wenn Ihr es noch nicht wißt,  
Daß „Samstags“ unser Herrgott in  
Der Synagoge ist!“

Hans von der Vogelweide.

## Mailänder Erinnerungen.

Mächtiger und kühner denn je darf der Deutsche in Italien sein Haupt erheben, seit unser junger Kaiser dem österreichischen Nachbar Kaiser und dann dem König Umberto in seiner italienischen Hauptstadt einen Besuch abgestattet hat.

Heller Enthusiasmus begrüßte das deutsche Landesoberhaupt aller Orten und hochauf jubelten die fern der theueren Heimat im Ausland anässigen Deutschen! Namentlich die Mailänder Kolonie hat sich durch eine warmempfundene Adresse hervorgethan, und von Klein-Paris, der handelsmächtigen, lombardischen Kapitale möchte ich heute wieder einmal — in Ergänzung meines seiner Zeit im „Salon“ erschienenen Mailänder Briefes — ein wenig plaudern, sintemalen mir die Erinnerungen gerade jetzt wieder so frisch zuströmen, als wäre ich mitten drin in dem tollen, lärmenden, athemlosen Getriebe, und der Ruf der Zeitungsträger und Obstverkäufer schlug mir noch gellend ins Ohr, als ob ich bloß ein paar Schritte aus meiner Casa zu thun brauchte und mir der herrliche Dom in seiner marmorprangenden Schönheit winkte!

Ja, das Mailänder Leben! Wer es beschreiben könnte, dieses Tohuwabohu von feilschendem Krämersinn und naivem Sinnen- taumel. In der sogenannten Gesellschaft mag's zugehen wie anderwärts, nur wahrlich ein bißchen lustiger, denn diese Marchesas und Duchessen sind feurige, üppige Kaffee weiber von berauschend-naiver Sinnlichkeit, aber das Volk im großen und ganzen, — nun das arbeitet, wenn auch die deutsche Solidität mangelt; aber es versteht sich auch zu amüsiren.

Freilich der Karneval ist todt, aber was gab der italienischen Oper den süßen Melodienzauber, der so magisch die Sinne berückt? Was anders als Italiens Licht, Luft und Sonne; das heiße, glühende, farbige Leben des Südens pulsiert in diesen Rhythmen. Und dieser Sangeslust ist auch der Mailänder voll; er mag im übrigen Berlin als Hauptstadt Oesterreichs an die Donau sich denken und ein Genie, wie seinen Mantegazza „Charlatano“ benamfen, — von seinem vergötterten Verdi, seinem Bellini u. s. w. kennt er jede Note einer Partitur, als wenn er sie selbst geschrieben hätte. Und welchen Antheil nimmt er überhaupt an der Musik; sie ist sein eigent lichstes Lebens element.

Gleich in zweiter Linie kommt die Plastik, welche sich ebenfalls einer kolossalen Popularität erfreut; auch der Aermste schmückt das Grab des Heimgegangenen mit einer, in irgendwelcher Manier, in Stein ausgeführten Gedenk- oder Bildnißsäule; eine schöne, nach- ahmenswerthe Sitte, welche sich in Deutschland, wo man meist nur geschmacklose Kreuze und ähnliches kennt, ebenfalls einbürgern sollte. Sonst flößt hier die bildende Kunst weniger Interesse ein, aber die Poesie hat ihre Stätte in jedem gebildeten Hause, und das will viel sagen.

Wer scheert sich bei uns um die Bestrebungen seiner zeitgenössischen Schriftsteller, wer kauft und liest sie? — Höchstens werden ein paar platte Modelyriker und Romanschreiber des „Einbandes“ oder der Gelegenheit wegen angeschafft. In Italien ist dies anders. Dort hält man es noch für keine Schande, geistig sich an den köstlichen Blüten der Lyrik zu erfrischen; nicht im Verborgenen blühen die Rosen und Weiden echter Gefühlsdichtungen, wenn auch allerdings manch' prädes norddeutsches Dämchen erröthend die gefeierten Stechetti, Kapijardi u. s. w. aus den Händen legen wird, weil sie nicht die gewohnten verlogenen Mondscheinphrasen, sondern das wilde Schäumen, Wogen und Begehren der Leidenschaft, den süßen Jubel des Besitzes und die himmellästernde Klage satanischer Verzweiflung findet.

Auch die Schauspielbühne, über deren vorzügliche Qualitäten ich mich schon ausgesprochen habe, steht in regstem Kontakt mit der Nation und nimmt eine hohe Stelle im Geistesleben ein. Shakespeare ist in Italien fast so heimisch wie in Deutschland. In keinem Lande der Welt hat „Othello“ so oft auf dem Repertoire gestanden. Gleichermassen vermittelt die Bühne die besten Erzeugnisse moderner französischer und deutscher Augenblicksdramatik. Während meines Ansehntalts gab es kurz hinter einander „Krieg im Frieden“, „Raub der Sabinerinnen“ und „Der schwarze Schleier“; letzteres wurde abgelehnt, während das erste Stück einen ähnlichen Erfolg wie des Sicilianers Verga „Cavalleria rusticana“ in ganz Italien aufzuweisen hat.

Kann es etwas interessanteres geben, wie das eigentliche Volk in seinem angestammten Mailänder Musentempel, dem „Teatro fossati“ und „Teatro gerolano“ zu beobachten! Eine ähnliche naive und doch selbstkritische Art des Genießens wird man bei uns nur hier und da bei einem kleinstädtischen Galerie-Publikum finden. Kind und Kegel wird mit hineingeschleppt, die ganze Familie muß dabei sein und läßt sich die vorgelegte dramatische Kost vortrefflich schmecken. Doch wehe, wenn die Tendenz des Stückes nicht volkshreundlich ist, die Darstellung sich nicht auf einem gewissen Niveau erhält, das giebt böses Blut, das sich in ohrzerreißendem Lärm und Pfeifen Luft macht. „Othello, der Schatzgräber von Paris“ (nach Feliz Pyat), „Teresa“ (eine kraffe, aber effektvolle Behandlung der Rettung einer gewaltsam ins Mönchskloster Entführten) und ähnliches von der „Compagnie Napoleone Borelli“ gut dargestellt, fand den reichsten Beifall. Im „Gerolano“ (einem höchst putzig eingerichteten, bühnlich überraschenden Marionettentheater) sah ich „Vor Dogali“ (das afrikanische Abenteuer stand auf der Tagesordnung); doch den „Grande ballo Mephistophele“ abzuwarten, erlaubte mir die Sorge für meine Gesundheit nicht, da die Luft von all' den Müttern, Säuglingen, Burtschen der untersten Klassen wie verpestet war.

Da ich gerade beim Ballet bin, bitte ich den freundlichen Leser, den Sprung nach der „Scala“ mitzumachen: ich muß mir mein hoch-

gradiges Entzücken vom Herzen schreiben über die Wunder Terpsichorens, welche mir Zuschauer vergönnt war. Keine Frage: Mailand ist das Eldorado der Tanzpoeme. Der eiserne Gang der Weltgeschichte und eine Fülle Liebesromane trippelt gleichermaßen in den Füßchen dieser bezaubernd-graziösen Geschöpfe über die Bretter. Mailand (d. h. vor allem die Jeunesse dorée) war gerade zur Zeit in zwei Lager getheilt: hie Monti (Dal Verme), hie Frauzioni (Scala)! Ich gebe der ersteren, einer hinreißend sinnlich-poetischen „prima ballerina“ den Vorzug und habe sie eingehend in ihrer — heutzutage bei uns in Deutschland ebenso wie die „Mimik“ arg vernachlässigten — Kunst in meinen damaligen Musikbriefen gewürdigt.

Die Kultur der Schönheit leitet mich zum Teatro milanese über, auf dem Corso Vittorio Emanuele (Fortsetzung des Corso Venezia), einer der schönsten Straßen Italiens gelegen. Hier spiegelt im reinsten Dialekt die Gesellschaft des mit Recht beispiellos berühmten Teravilla das unverfälschte Mailänder Leben mit all seiner Skepsis, seiner nüchternen Geschäftigkeit, dem lebenswürdigen Leichtsinne seiner Bewohner. Ein Komiker ersten Ranges, schreibt und spielt der Direktor selbst zumeist die Hauptrolle seiner Stücke. Zur Seite steht ihm Mademoiselle Zvon (Anagramm), die frühere berühmte Courtisane und Bevorzugte des Königs Vittorio Emanuele, — jetzt eine ganz brauchbare Schauspielerinn!

So geht der Lauf der Welt, und das Wort Ven Alibas bewahrheitet sich zur Abwechslung auch einmal nicht! Die Stellung der Frau ist übrigens in Italien eine ganz andere: sie ist auf das Haus beschränkt, wird in geistigen Fragen als nicht gleichstehend betrachtet, im übrigen öffentlich aber mit ganz anderer Achtung wie bei uns behandelt. Gewisse Elemente sind auf die Case di tolleranza (Maison d'amour) beschränkt, sodaß jede Dame allein ohne Begleitung in ein Café, Ristorante oder sonst wo hingehen kann. Das ganze Leben hat eben überhaupt — wenn auch in besserem Sinne wie in Amerika — einen freien Anstrich; die staatliche Bevormundung ist eine viel geringere wie in Deutschland. Allerdings liegen die Verhältnisse ja auch in sozialpolitischer Beziehung anders. Im übrigen ergeben sich für beide Nationen ähnliche Gesichtspunkte. Beide haben die lang ersehnte Einigkeit erhalten, und die Kräfte beider Länder centralisiren sich unter der Herrschaft eines gemäßigt-monarchischen Prinzips!

Wilhelm Arnt.

### Wippsachen.

**Eine Parodie.** Ich will hier von einer Parodie erzählen, die ihres eigenartigen Humors wegen wohl nicht verdient vergessen zu werden, wenn schon nur wenige sich ihrer erinnern mögen. Ich hörte sie von meinem alten Oheim, dem Pfarrer in Groß-K. in einer unserer Ostseeprovinzen, dessen Worte ich hier statt meiner Erzählung folgen lassen möchte.

„Ja, ja“, meinte er, behaglich aus der langen Pfeife rauchend, zurückgelehnt in

seinen alten Ledersuhl am offenen Fenster, „ja, als ich noch so jung war wie Du jetzt, und zur Universität Halle am schönen, grünen Saalestrand einzog, ja, da war's doch anders, frischer, fröhlicher, freier!“ Und träumerisch blickte der alte Herr in den Sommerabend hinaus, der mit all' seinen wunderbaren Düften und Melodien in das Studierfäßchen voll hereinflutete, und die hagere Hand fuhr fast trauzig über die hohe Stirn und die weißen Backen. „Es war in den dreißiger Jahren, kurz bevor die Cholera dort in Halle ausbrach. Das war 'ne schlimme Zeit. Selbst das Bier mundete uns Burschen nicht mehr recht; jeder mied den anderen ängstlich: er könnte ja vielleicht, und man könnte doch nicht wissen — und — und — und man würde sich doch hoffentlich nächstens wieder einmal leben! Und dann so schnell wie nur möglich fort, jeder mit dem festen Vorsatz, das nächste Mal dem andern schon von fern auszuweichen. Ja, die Hörsäle, damals hieß das noch Hörsäle und nicht Auditorien, schüttelte er mißbilligend den Kopf, die Hörsäle waren eben so leer, selbst keim Geseuius, dem allbeliebten Kritiker und Ausleger des alten Testaments. Sonst hatte alles, Kopf an Kopf dicht zusammengedrängt, den Worten des gewaltigen Redners zugehört, — nun sah man Geseuius selbst kaum auf der Straße ängstlich und eilig vorüberlaufen. Und er war doch sonst ein gar großer Kenner der semitischen Sprachen und der Orientalia, aber der Gast aus dem gelobten Land, den konnte er nicht vertragen, er, der sonst so begeistert von der Schönheit und dem Adel sprach alles dessen, was mit der Sonne von Osten kam, wie er zu sagen pflegte.

„Eines Abends wurde das Gerücht laut: Geseuius fährt morgen früh nach Nordhausen — er war ein Nordhäuser — und am nächsten Tage in der Universitätshalle — war denn alle Furcht und Angst vor der Krankheit fort, verschwunden? Dicht drängte sich alles um eine Stelle am schwarzen Brett, woher die Buchstaben groß leuchteten: Abschied des gewaltigen Helden Hektor von seiner theuren Andromache, frei nach Schiller bearbeitet. Auch ich las und nun höre die köstlichste Parodie, die ich je gelesen:

Student: Willst Dich, Doktor, treulos von uns wenden,  
Weil die Cholera mit gierigen Händen  
Zum Coicytus starre Opfer schickt!  
Wer wird künftig Tragede lehren,  
Hiob lesen, Genesis erklären,  
Wenn Du mit Manschetten Dich gedrückt?

Doktor: Theure Freunde, stillet eure Thränen!  
Nach Nordhausen steht mein freudig Sehnen!  
Weit genug ist gut vor'm Schuß.  
Nicht ansteckend sei sie, schrein die Spötter,  
Ach, kein Thee, Flanell, noch Chlor ist Ketter,  
Schleppt sie mich hinab zum styg'schen Fluß.

Student: Nimmer lauscht man Deiner Rede Schalle;  
Einsam steht Dein Auditor in Galle,  
Stülckwerk bleibt Dein Messiascommentar!  
Du wirst hinzieh'n, wo die Schweinmast blühet,  
Branntweindunst hin durch die Kiste ziehet;  
Doch wie steht's mit unserm Honorar?

Doktor: Wollt doch nicht an die paar Thaler denken!  
In der Letzter Strom mögt ihr sie senken:  
Fordert drumm ein Leben nicht.  
Horch! Schon bläst der Schwager vor der Thüre,  
Lebet wohl, wer dumm ist, der krepriere!  
Geseuius stirbt hier an der Cholera nicht!“

**Frankreichs alte Fahnen.** Die älteste französische Fahne, von welcher die Geschichte spricht, ist das Panier mit den Lilien, dessen Ruhm jedoch bald durch andere verdunkelt wurde, besonders durch die sogenannte Chappe, das heißt den Mantel des heiligen Martin, der in Kriegen vor den Königen hergetragen wurde. Martin war der Schutzpatron des Reichs; von seinem Tode zählten die Franzosen ihre Jahre, an seinem Feste eröffneten sie ihre Parlamente, und an seinem Grabe wurden die heiligsten Eide geschworen. Dieser Mantel war das Reichspanier zu der Zeit Karls des Großen. Er wurde unter einem Zelte bewahrt, welches darum Chapelle hieß, wovon unser heutiges Wort Kapelle stammt. Getragen wurde dieses Panier von dem Großseneschall, der den nächsten Rang nach dem Könige behauptete.

Die Zeit, wo man aufhörte, den Mantel des heiligen Martin als Fahne flattern zu lassen, ist unbestimmt. Vermuthlich ward er verdrängt durch das Panier des heiligen Denys, Drisflamme, so genannt von der goldenen, darauf gesickten Flamme. Ueber den Ursprung dieser Flamme sind die Geschichtsschreiber nicht einig. Manche lassen sie bei der Taufe Eblodwigs, welche am Weihnachtstage 496 in Reims geschah, erscheinen. Andere setzen die Zeit ihres Auskommens unter Karl den Großen. Gewiß aber ist, daß die Könige Frankreichs nie in den Krieg zogen, ohne zuvor mit frommer Demuth aus den Händen des Abtes von St. Denys dieses Panier zu empfangen, welches sie stets der Obhut des würdigsten Ritters anvertrauten. Derjenige, der diese Fahne empfing, bewahrte sie unentfaltet auf den Nothfall. Bisweilen hing ihm der König das Drisflamm um den Hals; danu trug er es als ein Ehrenzeichen, bis es etwa nöthig ward, dasselbe an einer Lanze flattern zu lassen. Die Ehre, es zu tragen, war so groß, daß zu Karl des Weissen Zeiten ein Herr von Andrefon die Würde eines Marschalls von Frankreich niederlegte, um dagegen das Drisflamm zu empfangen, und es blieb dasselbe im Gebrauche bis auf Karl VI. Das dritte Panier, unter welchem die Franzosen gekämpft, war ein weißes, mit Lilien bestreutes Kreuz, welches hernach mit einer Staudarte vertauscht wurde. Es ward nicht bloß im Nothfall entrollt, sondern befand sich stets im Heere, oft mit dem Drisflamm zugleich. Die Staudarte wurde ebenfalls nur treuen und geprüften Rittern anvertraut.

Auch die Bruderschaften und besonders die Kirchen hatten ihre eigenthümlichen, verschiedenfarbigen Fahnen, je nachdem sie diesem oder jenem Heiligen gewidmet waren. Die Farbe des heiligen Martin war blau, daher man glaubt, daß die Könige von Frankreich, als sie die Lilien zu ihrem Wappen gewählt, dieselben zu Ehren dieses ihres Schutzpatrons auf blauen Grund setzten.

Die Staudarten der leichten Reiterei kamen unter Ludwig XI. auf, wogegen die Fähnlein (guidons) erst seit Errichtung der Ordrounanzcompagnien unter Karl IX. existirt haben.

C. T.

### Salon-Büchertisch.

Auf den Weihnachtstisch des Leseerpublikums legt in diesem Jahre auch die Leipziger Verlagsfirma B. Elischer Nachfolger, Bruno Winkler, eine reizende, werthvolle Gabe in Gestalt der „**Vier Weihnachtserzählungen**“ von Wilhelm Jensen (Preis 5 Mark). Das Novellenbuch ist wie jedes literarische Erzeugniß des beliebten Autors eine wesentliche Bereicherung der Erzählungskunst. Ernst und Humor vereinigen sich, den Leser in einen unentrinnbaren Zauberbann zu verstricken. Im ersten Stück des Novellenzyklus „Eine Weihnachtserzählung“ wird in reizvoller Schallhaftigkeit die Liebesgeschichte eines jungen Arztes geschildert, dessen erste Patientin eine leichtverletzte Kuh und dessen zweiter Fall eine nur durch Sympathie heilbare Herzenskrankheit ist. In der zweiten Erzählung „Droben im Walde“ zündet eine erschütternde Tragik die Weihnachtserzgen im hohen Forsthaus an und setzt beinahe die stille Glückesstätte im einsamen Walde zur christfestlichen Zeit in Flammen. „Ein weißes Haar“ erzählt die Geschichte eines alten Studenten, dem zu Weihnachten das herrlichste Geschenk, die liebreizende Braut, zutheil wird. Auch in der Schlusnovelle lehnt sich das Glück in Gestalt eines blonden Mädchenkopfes beim Lichterglanz in der Winterfonnenwendnacht an die Brust des geliebten Mannes. Damit die kleinen

Herzengeschichten aber nicht allzu ungebunden erscheinen, hat der Verleger das Werk mit einem geschmackvollen Originaleinband ausgestattet, welcher an Schönheit dem Inhalt der Erzählungen gleich zu kommen sucht und das Buch insbesondere als ein passendes Weihnachtsgeschenk empfiehlt.

Dr. E. Tr.

Eines der schönsten Weihnachtsgeschenke ist jedenfalls die im Verlage von A. S. Payne in Reudnitz bei Leipzig erschienene „**Illustrierte Familien-Bibel.**“ Der imposante, prächtig ausgestattete Band enthält die vollständige Bibel nach der deutschen Uebersetzung Dr. Martin Luthers mit erklärenden Anmerkungen von Professor Dr. Otto Delitsch, sowie 36 sehr schöne und wirkungsvolle Delbrudbilder, 2 Karten, die stattliche Reihe von 431 Holzschnitten, und eine Medaillon-Familien-Urkunde zum Eintragen aller in der Familie vorkommender Geburts- und Sterbefälle und Heiraten. Wir vermögen zur Empfehlung der Payne'schen „**Illustrierten Familien-Bibel**“ nichts Besseres zu thun, als den Ausspruch einer hochberühmten Autorität, des Stiftspredigers und Ober-Konfistorialrathes Dr. Burk in Stuttgart, über diese Bibel zu citiren. Er lautet: „Wenn irgend etwas unser evangelisches Volk zu jener Vertrautheit mit der heiligen Schrift zurückführen kann, um welche wir unsere Väter beneiden, so ist es eine Familien-Bibel, welche den Hausvater in den Stand setzt, ohne vorangehendes Studium umfangreicher Auslegungen, das Wort Gottes mit den Seinigen in der Weise zu lesen, daß die Hindernisse des Verständnisses durch kurze Erläuterungen weggeräumt werden. In dieser Hinsicht bieten die der „**Illustrierten Familien-Bibel**“ beigegebenen Anmerkungen des Herrn Professor Delitsch gerade das, was die christliche Familie braucht. Gelehrte Untersuchungen beiseite lassend, weiß derselbe die Ergebnisse gläubiger Bibelforschung in einer für jeden denkenden Christen verständlichen Gestalt kurz zusammen zu fassen, so daß sowohl in Beziehung auf die äußere Hülle des Gottesworts durch geschichtliche, geographische und archäologische Erläuterungen die erforderliche Belehrung dargeboten, als auch der heilsgeschichtliche Inhalt desselben durch kurze Fingerzeige ins rechte Licht gestellt wird und Anstöße beseitigt, Einwendungen gegen die Wahrheit der Schrift zurückgewiesen werden.“ Diese Bibel ist zu dem Preise von 24, 25, 27, 29 und 30 Mark, je nach der Ausstattung des Einbandes, durch jede Buchhandlung und obigen Verlag zu beziehen.

Wer einem guten Musiker oder einem gebildeten Dilettanten zu Weihnachten eine Freude machen will, kann in der That nichts Besseres thun, als Payne's „**Alte Partituren**“ zu wählen. Dieses reizende und für Musiker eminent praktische Unternehmen, das sich in kurzer Zeit den ungetheilten Beifall aller Musiker und Dilettanten erworben hat, präsentiert sich in den hübsch ausgestatteten, handlichen Bändchen ganz besonders vortheilhaft und anziehend. Wir erinnern uns nicht, seit langem bei einem ähnlichen Werk einen so gebiegenen, einfachen und gleichzeitig eleganten Einband gesehen zu haben. Es liegen von diesem musikalischen Sammelwerke folgende Bände vor: Beethoven, Quartette; Haydn, 24 Quartette und 30 Quartette; Mendelssohn, Quartette, Klavier-Trios, Quintette und Octette; Mozart, 10 berühmte Quartette, ferner diese und die 5 Streich-Quintette und Klarinetten-Quintette; Schubert, 3 berühmte Quartette, 2 Trios, Quartett und Octett, sowie dasselbe nur mit sämtlichen Quartetten und dem Follen-Quintett; Schumann, Streich-Quartette, Klavier-Trios, Klavier-Quartette und Quintette; Spohr, 4 Doppel-Quartette, Octett und Nonett. — Diese letzten 6 Werke sind noch nie in Partitur erschienen und wahre Perlen der Kammermusik. Die Sammlung enthält (in Heften) noch viele andere Musikwerke von höchstem Interesse für den Musiker und Musikliebhaber, z. B.: 3 Quartette von Cherubini, 3 Quartette von Dittersdorf. Die große Serenade für Blasinstrumente von Mozart, die beiden Divertimenti in B-Dur und D-Dur. Die Preise der Hefte variiren von 40 Pfg. bis 1 Mark 70 Pfg., diejenigen der Bände von 6 Mark bis 13 Mark 50 Pfg.

Der thätige Verlag von Meißner und Buch in Leipzig, dessen Spezialität schöne Bücher in Farbendrucken für die Jugend und für den Salonisch sind, hat in diesem Jahre eine Reihe von Prachtwerken auf den Weihnachtsmarkt gebracht, die sich ihrer ganzen Art nach ganz besonders zur Anschaffung empfehlen, zumal auch die Preise es dem Minderbemittelten gestatten in das Säckel zu greifen. Da sind die „**Sterne der Heimat**, Bild und Reim aus des Kindes Dabeim. Illustriert von A. S. Plinke, mit Gedichten von Frida Schanz.“ Wie kaum ein anderes Bilderbuch ist dieses geeignet, mit seinen trauten „Sternen“ unter dem Weihnachtsbaum zu strahlen. Maler und Dichter feiern jeder in seiner, aber beide in gemütvoll-inniger Weise das Leben in der Kindheit Heim, bei Tag und Nacht, beim Spiel und im Traum, im Lenz und in der Winterzeit, in Leid und in Freud. Jedes Mutterherz muß frohlocken, wenn es die innig-süßen Verse und Reime in sich aufnimmt, wenn es inne wird, wie der Liebling sich daran erbauen soll. Unsere Jugendliteratur, namentlich die Poesie des deutschen Heimatbauses hat in diesem Buche mit seinen schlichten, formenschönen und so innig volkstümlichen, zum Herzen sprechenden Versen und lieben Bildern einen Schatz erhalten, den es sich noch lange bewahren soll. Nach Art der *Hep-Specker'schen* Fabeln sollte das Buch ein Gemeingut, ein Volksbuch werden. Ähnlich ist die „**Jugendlust**“ von Fritz Reif mit Reimen von Friedrich Erl. Hier herrscht mehr das dröhlige Kinderlied und der Humor aus dem Kinderleben vor. Das Buch ist ganz allerliebste ausgestattet und die niedlichen Kinderbilder des begabten Malers Fritz Reif machen sich wirklich in ihrer flotten Manier ganz prächtig. Die „**Halderosen**, ein Gang durch Wald und Flur“ sind ein liebliches, kleines Büchlein mit bunten Landschafts- und Blumenbildern auf schönstem Papier, welche sich je um ein bekanntes Gedicht schlingen. Das nette, handliche, sehr elegant ausgestattete Werkchen wird namentlich junge Mädchen erfreuen. Ein viertes kleines Prachtwerk, betitelt „**Worte des Herzens**“, enthält Sinnsprüche, Sentenzen, kleine Gedichte mit niedlichen, bunten Bildern verziert. Auch dieses, sehr hübsch gebundene Buch eignet sich als kleines, sinniges Weihnachtsangebinde.

Bedeutend als künstlerisches Prachtwerk ist der in Edwin Bormann's Selbstverlag in Leipzig erschienene „**Liederhort in Sang und Klang, in Bild und Wort**“ von Edwin Bormann, dem bekannten und beliebten sächsischen Humoristen. In einem prächtig ausgestatteten, sehr schön gebundenen Großquartband enthält der „Liederhort“ eine reichhaltige Sammlung frischer, fröhlicher Gedichte und sangbarer Weisen, welche die verschiedensten Töne und Stimmungen, aber immer heitere und lustige, anschlagen. Das Werk ist in sieben Bücher eingeteilt; den Reigen eröffnet: „Das Buch von der Mutter Natur“, welches ganz reizende parodistische und satirische Scherze über Dinge der Naturwissenschaften in ihrer neuesten Entwicklung enthält; dann folgt harmlos-parodistische Neckerei, in der Edwin Bormann ein Meister ist, in dem „Buch der Weltgeschichte.“ Daß das „Buch vom Durste“ einen besonders feuchtfröhlichen Charakter trägt, sagt schon der Titel, aber auch das „Buch vom Ewig-Weiblichen“ ist neckisch und mit manchem Stachel versehen, mit dem der Schalk indessen nur zart verwundet. Das „Buch vom Kulturfortschritt“ beschäftigt sich mit allerlei Tagesfragen und das „Buch der Bücherwelt“ feiert die schwarze Kunst und das Reich der „Eulen und Krebse“ in der bekannten geistvollen Manier Bormanns. „Das Buch Kunterbunt“ macht mit buntem Reigen den Beschluß. Geschmückt wird das Werk durch eine glänzende Reihe vortrefflicher Illustrationen, von Meisterhand gezeichnet. Vor allem hat sich Theodor Hünzer, der „Leipziger Landseer“, mit seinen geistvollen Zeichnungen, Ornamenten und Vignetten um das Buch verdient gemacht. Außer ihm feuerten noch Gebrets, der famose Münchener Ille, Kleinmichel, Köhling u. prächtige Zeichnungen bei. Daß jedes Lied nach einer Melodie zu singen ist, hat Bormann in fehr geschickter Weise angeordnet. Meistens sind allbekannte Melodien dazu gewählt, einige Lieder sind aber eigens komponirt worden. Neben dieser Pracht-ausgabe hat Bormann eine kleine, handliche und natürlich um vieles billigere Text-ausgabe seines Liederhorts veranstaltet, welche wir ebenfalls auf das Wärmste empfehlen können.

**101 neue Fabeln.** Herausgegeben von Frida Schanz, illustriert von Theodor Flinzer. Leipzig, Ambr. Abel. — Unter Mitwirkung von Friedrich von Bodenstedt, Viktor Blütgen, Franz Hirsch, Julius Lohmeyer, Pauline Schanz, Julius Sturm u. a. hat uns die beliebte Jugendschriftstellerin im Verein mit dem trefflichen Tierzeichner einen wahren Schatz für unsere Jugend geliefert. Die bald schon veraltete und vergessene Dichtgattung feiert in dem schönen Band eine Auferstehung, deren sich jeder Pädagog und Jugendfreund nur von Herzen freuen kann. Die Mehrzahl der gesammelten Stücke werden in die Schulbücher und von hier in das Gedächtniß des Volkes übergeben: sie bieten das wahrhafteste Ideal der Fabel: in knapper, tadelloser Form die Darlegung einer moralischen oder ethischen Idee, unter spielendem, liebenswürdigem Humor ernste Hinweise auf Tugend und Wahrheit, im ganzen nie über das kindliche Verständnis hinausgehend, und doch tief genug, um auch dem Erwachsenen Stoff zum Nachdenken zu geben. Wie meisterhaft der Illustrator es verstanden hat, diese Fabelideen zu verbildlichen, kann sich jeder denken, der einmal im Verständnis die wunderbaren, in ihren charakteristischen Zügen frappant aufgefaßten Tiergestalten Flinzers bewunderte. Der Verleger hat offenbar für das Buch gethan, was man nur an eine Erscheinung von bleibendem Werth wendet. Die Ausstattung ist eine glänzende; der Preis (5 Mark) im Verhältniß ein billiger. — Für Liebhaber existirt übrigens eine große, mit Kuntbildern versehene Extraausgabe in Prachtband zum Preise von 10 Mark.

**Carletto, Von Leipzig nach der Sahara.** Mit ca. 100 Illustrationen und einem Begleitwort von Fr. von Hellwald. 6 M. brosch. 8 M. gebd. gr. 8°. 24 Bogen. Der Verfasser, ein Leipziger Buchhändler, schildert hier seine letzte Reise durch Frankreich, Spanien, Algier und die Ziban-Dasen. Freiherr von Hellwald, der berühmte Geograph und Kulturhistoriker, sagt im Vorwort u. a. folgendes: Das Buch, dem ich diese Zeilen voransende, hat es eigentlich nicht nöthig, das eine fremde Feder ihm zu Gewatter stehe. Wer dasselbe aufschlägt, wird schon durch die sorgsame, vornehme Ausstattung, durch den Schmuck zahlreicher, künstlerisch ausgeführter Bilder von vornherein bestochen. Der Verfasser ist ein liebenswürdiger Plauderer, der schon ein gut Stück Welt gesehen und seinen Blick geschärft für Menschen und Dinge. Er ist ein guter Beobachter, ein lebhafter Schilderer. Die deutsche Reiseliteratur würde nur gewinnen, verstünden es ihre hochverdienten Verfasser, öfter als es die Regel, ihre Schilderungen mit dem Gewande der Anmutz zu umkleiden, wie hier geschieht zc. Wir schließen uns dem Urtheil Herrn von Hellwald's voll und ganz an, und bemerken noch, daß der farbenprächtige Umschlag und Einband genau nach einem Bogen der Alhambra hergestellt ist. Das Werk ist für den Weihnachtstisch sehr zu empfehlen.

**Deutsche Dichter von Gottsched bis auf unsere Tage im Urtheil zeitgenössischer und nachgeborener Dichter von Dr. Wahrenholz.** Leipzig 1887. F. Braubketter. Zu aesthetischer Kultur, zum Aufspeichern geistiger Lagerstoffe, fruchttragender Keime seelischer Läuterung — wer will heute noch die Zeit dazu finden?! Es ist wirklich traurig, wie völlig isolirt, ohne jede aufmunternde Theilnahme das Schaffen der wirklich tiefere Probleme aufgreifenden Dichter (Lyriker und Romanciers) heutzutage sich bei uns vollzieht! Abgegeben von der — durch das leidige Cliquenwesen stark beeinträchtigten — Anerkennung rein literarischer Kreise ist die Summe von Beachtung und Verständnis, welche dem jungen Schriftsteller entgegengebracht wird, verzeiwelt gering. Was Wunder, daß unter den meisten eine so herbe Verbitterung, ein so schneidender Pessimismus Platz gegriffen hat, daß man über Reden und Gebahren dieser Leute manchmal fast erschrecken möchte! — Unwillkürlich trübt ihren Blick der Weibrauch, welcher dem ledernsten Klaviervirtuosen und Salonkompositoren spendet wird und macht sie ungerecht und — neidisch! Allerdings ist der Musikschwindel bei unserem denkträgen Publikum nachgerade zu bedenklicher Höhe herangewachsen, aber Zeichen der Besserung sind schon vorhanden. Jedenfalls „lieft“ der Deutsche an und für sich genug (vide Reichsbibliotheken!) und die Bahn des Voeten

war von jeder eine „dornenvolle.“ In Zeiten der That sind die „Träumer“ und „Ideologen“ immer „überflüssig“ gewesen. — In dem obigen Werke möge man die Abschnitte über Goethe und Schiller nachlesen, um die Wahrheit des Gesagten bestätigt zu finden. Das Werk ist im übrigen recht geschickt zusammengestellt und gewährt einen überraschenden Einblick „hinter die Coussinen.“ Wahrlich alle Nationen könnten uns um den Zaubergarten deutscher Dichtung beneiden, wenn sie ihn nur kennen würden!

W. A.—t.

**Heber Wildbadgastein und den Gebrauch des versendeten Gasteiner Heilwassers.** Dargestellt von Dr. Gustav Pröll, praktischer Arzt zu Meran und Badgastein. 9. Auflage 1888. Verlag des Herausgebers. Preis 15 Kreuzer. Wir machen hiermit auf eine kleine Broschüre aufmerksam, welche der auch in weiteren Kreisen bekannte und verdienstvolle Arzt zum Wohle der leidenden Menschheit verfaßt hat. Man lasse sich das Schriftchen kommen und sorge für Verbreitung seines Inhaltes. Indem mancher Kranke das Gasteiner Wasser daheim benutzen kann, ohne in das nicht billige Bad reisen zu müssen, wird die kleine Broschüre äußerst empfehlenswerth.

Erwald Haufe.

### Bildertisch.

Der gewandte und flott zugreifende Zeichner Wilhelm Grögler verherrlicht in seiner humoristischen Weise auf unseren beiden ersten Illustrationen die beiden Feste, welche das eine das Ende, das andere den Anfang des Jahres bezeichnen: **Weihnachten** und **Neujahr**. Wie in der Christnacht und in der Neujahrnacht in Hütte und Palast, auf der Straße der Großstadt, wie im fernen Gebirgsdorf, ja im fernen Kamerun und auf hohem Mastkorbe, im Café, wie im trauten Familienkreise gefeiert, gejubelt, gezecht und auch wohl geweint wird, das alles stellt uns der Maler auf den beiden Blättern in flotter origineller Weise dar. Die dritte Illustration bringt die Vorträtbüste **Karl Gucklows** auf dem Denkmal des Dichters des „Ariel Acosta“, das ihm im Juni 1887 in Dresden errichtet wurde. Den Text dazu finden unsere Leser in einem Aufsatz aus der Feder Adolph Rohuts über Gucklow im gegenwärtigen Salon-Fest. „**Geipenitzergeschichten**“ erzählt auf unserm letzten Bilde die Alte den lauschenden hübschen Mädchen, deren charakteristische Köpfe recht deutlich das lebhafteste Interesse wieder spiegeln, welches die Mädchen an den Gruselgeschichten der Alten nehmen.





## Neueste Moden.

### Nr. 1. Winterhut aus schwarzem Filz.

Der Gazebleier, welcher zur Ausschmückung des Hutes verwendet ist, bildet vorn am Kopfteil desselben dicht zusammengezogene Pünfche, welche hoch nach oben



fächerartig emporstehen und an der einen glatten Seite mit einer schräggesteckten, verzierten Feder gestützt werden. Der Schleier windet sich dann in zwei Theilen an dem Kopfteil des Hutes nach hinten, wird dort ineinander- und nach vorn lese unter dem Kinn geschlungen. Die Krempe des Hutes ist an den Seiten stark aufgebogen und hat einen emporstehenden breiten Rand



Nr. 2. Winterhut.

#### Nr. 2. Winterhut.

Der schwarze Filzhut mit niedrigem Kops hat eine, vorn breit vorstehende, zu einem Bogen gerundete Krempe, welche innen mit schwarzem Sammet belegt ist. Den hinten schmalverlaufenden Rand des Hutes bedecken ebenanf mehrere nebeneinander aufgesetzte Goldborden.

Das Kopfteil schmückt eine reiche Stickerei, welche von mehreren, am Hinter-

herz angebracht und nach vorn, sowie auch am hintern Rand des Hutes herabfallenden Federn beschattet wird.

## Nr. 3. Winterhut.

Den niedrigen Kopf des maronienfarbigen Filzhutes umgiebt eine, vorn breite,



Nr. 3. Winterhut.

gerade vorstehende und nach hinten sehr schmale Krempe. Der innere Rand des Schirmes ist mit Federn bedeckt. Die Bindebänder sind am Hinterkopf in ihrer Mitte befestigt. Ein Theil derselben hängt von da aus frei herab, die anderen Enden werden unter dem Kinn in eine Schleife geknüpft. Den Kopf bedecken nach vorn zu gelegte breite Atlaschleppen und schöne, sich dazwischen schlingende Federn.

H. G. G. G.

Str. 4 Mantel aus breidlichem  
peau de soie.

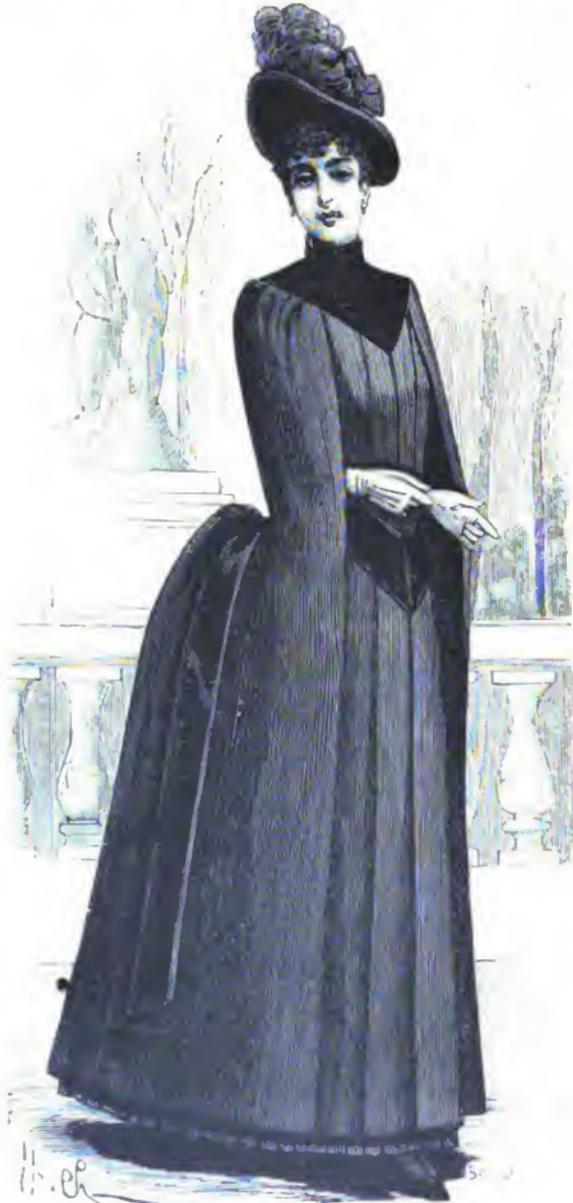
Str. 5. Gang für Mädchen.

Str. 6. Gang aus  
grünem Tuff.





Ar. 4. Mantel aus broschirtem peau de soie.  
Die glatten Vordertheile des Mantels haben einen Falteneinsatz. Die lang



Ar. 7. Mantel aus blauem Tuch und Sammet.

berabreichenden, vorn offenen Aermeltheile sind an den Rändern mit blauem Fuchspelz besetzt. Der Rücken ist ansiegend und endigt in Kockfalten, welche mit einer

großen, am Rückenschluß befestigten, lang herabhängenden Zailleschleife bedeckt sind. Der runde Hut von schwarzem Filz hat einen hinten schmalen, vorn gerade vorstehenden Rand und zur Ausschmückung vornaus hochstehende Bandtschleifen. Stoff zur Anfertigung des Mantels ist erforderlich: 12 Mtr. Seide und 7 Mtr. 50 Centm. Pelz.



Nr. 8. Visite. (Ballumbang).

#### Nr. 5. Anzug für Mädchen.

Der Ueberrock aus ottersfarbigem Sammet hat eine glatte Taille mit faltig angelegtem Rocktheil, welches aus fünf Stoffbreiten Sammet hergestellt ist. Ein dreifacher Pelzinnenlagen umgibt die Schultern. Den Hals umschließt ein Stehragen. Der Rockausatz wird von einer schönen Seidenschmür mit Quasten gedeckt.

## Ar. 6. Anzug aus smaragdgrünem Tuch.

Das Vordertheil des Rockes ist glatt und hat am untern Rand einen Pelzstreifen. Das faltige Rücktheil desselben ist ebenso besetzt. An den Seiten befinden sich zackig umrandete, zurückgeschlagene Theile, welche unten abgestuft sind. Die schrägliegenden Falten sind an der Taille befestigt. Die glatte Fademaile ist vorn über einem welligfallenden Lagtheile offen und hat breit auslaufende Vordertheile. Die glatten Ärmel haben am untern Rand eine Verzierung gleich den Rocktheilen, sowie einen Pelzstreifen, welcher auch alle Ränder der Jacke und den Hals umgibt. Die kleine faltige Capote ist vorn in eine hochstehende Spitze gebogen und dort mit einem Begele, hinter welchem sich größere Federn und Bauschlupfen befinden, besetzt.

## Ar. 7. Mantel aus blauem Tuch und Sammet.

An einem vorn zugespitzten Esserttheil aus Sammet ist der Mantel in Falten angelegt. Die Vordertheile desselben werden in der Taille mit einem spitzzugehenden



Ar. 9. Muff aus ottersfarbigem Tuch.

Gürteltheile befestigt. Die faltig angelegten, langen, offenen Ärmeltheile fallen an den Seiten glatt bis unten herab. Der Rücken hat zwei Röhre und angelegte Rockfalten. An den Seiten dieser Falten ist ein Sammettheil angebracht. Der Hüfttheil hat eine, auf der Seite hochgebogene Krenpe, hinter welcher sich Federn und Bauschlupfen befinden. Der innere Rand ist mit Sammet belegt.

## Ar. 8. Muffe. (Ballumhang.)

Dieser sehr elegante Umhang ist aus moirirtem Seidenpölmee angefertigt. Die vorn abgerundeten Ärmel bilden eine Spitze und sind am Rücktheil befestigt. Ein zackig abschließendes Schoosstheil ist an den Seiten mit Ebenilleschlingen verziert. Die glatten, lang herabreichenden Vordertheile sind unten geschlossen und mit Pelzquasten zusammengefaßt. Die Ärmel umgibt ein Streifen Schwanzpelz. Um den Hals ist eine gleiche Boa geschlungen, deren Enden an den Vordertheilen herabhängen und unten mit Bauschlupfen abschließen.

## Ar. 9. Muff aus ottersfarbigem Tuch.

Auf einem Wattfutter ist der Stoff faltig befestigt, oben zusammengenommen und mit einer schönen Bauschleife mit langen Enden verziert, unter welcher ein Ansetzkepf hervorsteht. An den Seiten hängen die Tuschenden frei herab. Ein Atlasfutter deckt die Innenseite.



**Murillos „Unbefleckte Empfängnis.“**

Ms



## Auf Capri.

Flaudereien von Anton Andrea.



is vor einigen Jahren wußte der Neapolitaner nicht viel mehr von dem lieblichen Eiland, als daß es seiner Stadt gegenüber liegt, daß er es dicht vor Augen hat, wenn er in der Villa Nazionale spazieren geht, und daß es dank der berühmten blauen Grotte und der malerischen Tiberiusbautentrümmern viel von Künstlern und Reisenden besucht wird: Gerade genug, um sich das Leben daselbst so einförmig und langweilig wie möglich vorzustellen!

Heute freilich hat man sich überzeugt, daß auf Capri auch herrliche Aussichten, erfrischende Luft, stärkende Bäder und eine Anzahl guter Hôtels vorhanden sind, wo man mit den interessantesten Typen der in- und ausländischen Gesellschaft zusammentrifft und in allen Sprachen Unterhaltungen pflegen kann. Und was für köstliche Ausflüge zu Fuß, Wagen und Pferde! Und die zauberhafte Kahnfahrt — mit und ohne Seekrankheit — um die Insel! Die Ejselritte nach dem Monte solare, die Mondscheinpromenaden nach dem Tiberiusberg, wo sich Donna Bettinas Weine und belegte Butterbrode so harmonisch mit den Genüssen, welche Frau Natur dem Wanderer darbietet, vereinen! Donna Bettina ist nächst dem traditionellen Denkmal Tiberianischer Grausamkeit die erste, ihr sich in drei Jahrgängen präsentirendes Fremdenbuch, die zweite Merkwürdigkeit auf dem besagten Berge. Arme Donna Bettina — treues Mutterherz! Noch nach zehn Jahren trägt Du Trauerkleider um Deinen in Amerika zugrunde gegangenen Sohn, und betest täglich, stündlich Dein Ave maria und Dein Paternoster für ihn, was Dich jedoch nicht abhält, Deine Gäste freundlich zu bewirthen und ihnen Deine Autographensammlung zur Ansicht, wie zu neuen „gefälligen“ Beiträgen vorzulegen. Himmel, welch' ein Reichthum von Dokumenten menschlichen Blödsinns!

Wo ist der Mann, Donna Bettina, der auf der schwindelnden Höhe des Tiberiusfelsens gestanden und nicht eine poetische Anwendung gehabt hätte? Und gar erst die Frauen und Fräulein! Dein Fremdenbuch klagt sie alle mit tausend Stimmen der Versündigung gegen die Muses an, und Du Unschuldige ahnst nicht, wie schwer sie dereinst büßen werden müssen, wenn Apollon am jüngsten Parnassostage ihre Werke auf die Wage seiner Kritik legt. . . .

Mir, wie allen sich zur Zeit auf Capri befindlichen Reisenden, schlug Donna Bettina einen dramatischen Anlauf aus namenloser Feder in ihrem Buche auf, mit der Voraussetzung, daß es „bellissimo“ sein müßte, weil zwei Damen (ich wette, daß es Blaustrümpfe waren!) beim Lesen desselben Thränen vergossen hätten. Getroßt machte ich eine zweite Gedankenwette: Verfasserin gleichfalls Blaustrumpf! — Gewonnen! Donna Bettina klärte mich bereitwillig darüber auf: Eine Ausländerin, die schon seit mehreren Sommern nach Capri kommt, und zwar zusammen mit der „wunderschönen Marquise Adèle“.

„Wer ist denn die ‚wunderschöne Marquise Adèle?‘“

„Die elegante Dame in der Gesellschaft des ‚Dnorevole‘.“

„Und der ‚Dnorevole?‘“

Donna Bettina sah mich an, als ob sie sagen wollte: Wenn Sie das nicht wissen, so wissen Sie überhaupt nichts! Erwiderte jedoch zuvorkommend: „Der Deputirte von Chiaja, Marchese Ungaro. Wenn Sie in Quisisana wohnten, Herr, würden Sie die ganze vornehme Gesellschaft kennen lernen.“

Dem kann geholfen werden! Ich wohnte zwar im Hôtel Pagano, der gemüthlichen Künstler- und Studentenherberge, schnürte jedoch noch an demselben Tage mein Bündel und siedelte um nach Quisisana, Signor Serenas großem Etablissement, dem kein anderes Gasthaus auf Capri den ersten Rang streitig zu machen wert. Wie gewöhnlich war hier bereits „alles besetzt“, aber Signor Serenas (in traulichem Umgang Don Federigos) Gastfreundschaft, die sich zunächst von meiner Anspruchslosigkeit überzeugte, fand mir noch ein niedliches Schlupfwinkelfchen in seinen eigenen Wohnzimmern, und ich wurde binnen kurzem Mitglied der „vornehmen Gesellschaft“ in Quisisana.

Don Federigo, Dein Name steht oben an auf dem Gedenkblatte meines Capreser Aufenthalts! — Eine Marlittsche Ideal-Männergestalt, auffallend hübsche, nichts sagende Physiognomie und mangelhafte Orthographie kennzeichnen den äußeren, Gutmüthigkeit, Schlaueit, Gewinnsucht und Furchtsamkeit den inneren Menschen. Wenn sie gut bezahlen, geht Don Federigo für seine Gäste durch's Feuer — vorausgesetzt, daß es ihn nicht brennt. Seine Toilette wie sein Selbstbewußtsein richten sich nach den Einnahmen. Gegenwärtig steht er mit seinem Hôtel im Zenith seines Erfolges: Alles, was sich durch Rang, Schönheit, Geist, Spleen und Abenteurerlichkeit auszeichnet, scheint sich in Quisisana Stellbuchein gegeben zu haben! — Der

„Onorevole“, ein Typus des vornehmen Neapolitaners\*), gewandt, oberflächlich, gemüthvoll, lärmend, elegant und unverwüftlicher „Blaqueur“: Er vergießt Thränen über seine eigenen im Wahlklub gehaltenen Reden, prügelt seinen Diener und leistet ihm nach verflogener Aufregung reuig Abbitte; hilft Armen und Bedrängten mit seiner Fürsprache und dem Gelde anderer, schreibt schwungvolle Gedichte über den Tod seiner Gemalin, die er gerührt dem ersten besten, der ihm während seiner poetischen Anwandlung in den Weg kommt, vorliest und erfreut sich der Achtung und Liebe von ganz Neapel. — Der interessanteste Fürst Corrigliano, ein so großer Musikfreund, daß er selbst nicht an der Table d'hôte ohne seinen für die Sommersaison gedungenen Kammerjänger erscheint, an dessen wohlbeleibten Person alle Diamantringe und Knöpfe blitzen, die man gegen die neapolitanische Mode an seinem Herrn vermißt. — Der seine Herzog von St. Ovidio, mit seiner munteren Gemalin und seinem wohl-erzogenen Söhnchen. — Der vielbelesene Marquis d'Annunzianta mit Familie, in der sich die fünf männlichen Sprößlinge durch Klugheit und phänomenale Nasen auszeichnen. — Der junge Graf Miramon — Sohn des an einem Tage mit dem unglücklichen Kaiser Maximilian zu Queritara erschossenen Generals Miramon — mit seiner schneeweißen Dogge Lis. — Die blonde, zierliche, arg geschnürte Prinzessin von Belmonte, und vor allem die „wunderschöne“ Marquise Adèle mit ihrer Dianengestalt und dem stolzen Zunoaugenpaar!

Das sind ungefähr die Repräsentanten des Ranges und der Schönheit. Ihnen schließen sich die des Geistes an: Der braun-gelockte Graf Pompeo Litta (unter den Dichternamen Loppi in der italienischen Literatur debutirend) mit dem Arm in der Binde, in Rekonvalescenz — nach einem Duell, in welchem seine Gattin eine ihrer Tugend nicht schmeichelnde Hauptrolle spielte, und das ganz Mailand in Aufregung brachte, — schwärmerischer Anbeter der schönen Marquise und begeisterter Freund seiner Schwester in der Literatur, der mir durch Donna Bettinas Kellame bekannt gewordenen „Ausländerin“, die gleichfalls zu den Vertretern des geistigen Elements unter Don Federigos Gästen gehört und eine durchaus internationale Erscheinung ist; dann: der Veronesische Maler Paul Cagliari (aus der Familie des berühmten Paolo Veronese) mit seiner ausdrucksvollen Glaze, seinem genialen Pinsel und schönen Bariton, und der geistreiche, junge Advokat Margotta aus Neapel, dem ewig prickelnde Witze und „Calembours“ auf den Lippen schweben; diese bilden das Kunst-, Literatur- und Wissenschafts-Vierblatt.

Der Spleen ist in dem bartlosen, von den Damen verzogenen Züngerling, Mr. Bud, und den Miß Lucy anschmachtenden Mr. Bennyson verkörpert, und die untrügliche Abenteuererfigur begegnet uns in Monsieur Mortier, der von nie besessenen Millionen, nie geschlage-

\*) In Neapel giebt es überhaupt nur zwei Typen: den „Signore“ und den „Lazzarone“.

nen Duellen strotzt, Monte Carlo unsicher macht, große Abschiedsdiners zu seiner „bevorstehenden Reise nach dem Orient“ giebt, seine Todesanzeige inseriren läßt und dann plötzlich wieder auf Capri zum Vorschein kommt, um die Glückwünsche zu seiner fröhlichen Auferstehung entgegen zu nehmen. Man munkelt von seiner Verlobung mit der hübschen, koketten Tochter des Marquis d'Annunziante. —

Bei schönem Wetter macht die ganze Gesellschaft unter Anführung des „Dnorevole“ und den Liedern des Kammerjägers des Fürsten einen Ausflug auf die Berge, der, wenn die allgemeine Laune gut ist, mit einem von den Engländern veranstalteten Tanz mit Mondscheinbeleuchtung auf dem Tragaroplatz endet. In Erwägung dessen wird die zuerst vorgeschlagene Bergpartie zu einem Ritt nach Anacapri umgewandelt. Die Marquise, strahlend vor Schönheit und Lebenslust, in ihrem marineblauen, mit goldenen Knöpfen verzierten Touristenanzug, der dazu gehörigen dunkelblauen Toque auf dem prächtigen, natürlich gewellten, tiefbraunen Haar, zieht es vor, sich anstatt des Esels einer „Carrozzella“ zu bedienen.

„Gewähren Sie mir, dem Herz- und Lebertranken, ein Plätzchen in Ihrem Wagen, holde Marquise!“ fleht Graf Litta. Er sieht aus, als ob er ihr zu Füßen sinken möchte.

„Jeden Tag bringen Sie eine neue Krankheit ans Licht, Graf!“ lächelte die schöne Frau, „dabei weiß kein Mensch, was Ihnen eigentlich fehlt. Steigen Sie ein!“

Der junge Advokat, dessen anerkannt schwache Seite das Reiten ist, nimmt den Rücksitz ein, und der Wagen eröffnet den Zug.

Die Prinzessin Belmonte im grauen Promenadenkleid, einen riesigen, mit Sorrentiner Seidentüchern garnirten Strohhut, an dem zum Ueberfluß noch eine große Diamantnadel funkelt, auf dem gekräuselten Blondhaar, läßt sich von Mr. Bud auf den Esel heben.

Der jugendliche Yankee hat, als auserlesener Cavalier der Prinzessin, die leichtfüßige Stute Teresina mit einem schwerfälligen Langohr vertauschen müssen. Graf Miguel Miramon schickt seine kluge Lis ab, um durch ihr bekanntes Pochen mit der Pfote an der Thür, der internationalen Literatin (allgemein kurzweg „Mademoiselle“ genannt) diese zu benachrichtigen, daß man sie erwarte. Der Graf hält die von Mr. Bud schweren Herzens aufgegebenen Teresina für sie am Zügel, während Don Feliciello, der dicke Esel-, Pferd- und Wagenlieferant von Capri, die hochbeinige Barracca für ihn selbst vorführt. Lis erscheint mit der Verspäteten. Sie trägt ein glattgefaltetes, schwarzes Kleid und einen kleinen, dunkeln Reithut: die Dichterin ist zur Amazone geworden!

„Haben Sie noch in der Eile ein paar unglücklich Liebende vereint, Mademoiselle, oder die Welt von einem Bösewicht befreit?“ fragt sie der Herzog von St. Ovidio, mit dem ihm eigenen feinen Lächeln, indem er ihr die Hand zum Aufsteigen bietet.

„Viel schwereres, mein Herr Herzog!“ lacht sie munter, „ich habe mir einen Handschuhknopf festgenäht.“

Von Lis gefolgt, schließt Graf Miramon mit ihr den Zug. Sie bilden das einzige Paar zu Pferde.

Auf dem großen Plätze (la Piazza grande), der den Weg nach Anacapri eröffnet, schlagen Esel und Pferde unversehens ein feuriges Tempo ein, wodurch eine fürchterliche Verwirrung entsteht und alles aus Reih' und Glied kommt.

Die Caprezer Esel haben keine Idee von Disziplin und Schule! Wenn einer läuft, holen sie alle aus. Steht einer still, so ist keiner mehr durch Worte — und spräche man mit Engelzungen — zum Weitergehen zu bewegen. Ihr ganzes sittliches Bewußtsein konzentriert sich im Stock der Treiber.

Das Paar zu Pferde wird im stillen von sämmtlichen Eselreitern und Reiterinnen, besonders von Mr. Bud beneidet. Es imponirt sogar Don Feliciello, der stets seine Pferde lobt, wenn sie gut geritten werden.

„Halt!“ ruft ihm Graf Litta zu, als es am Wagen der Marquise vorbei trabt.

Gravitätisch erhebt er sich vom Sitze und gebietet mit einer Handbewegung auch den Nachfolgenden Stillstand. Man glaubt, es sei etwas ungewöhnliches geschehen.

„Mademoiselle!“ ruft er der überraschten Amazone zu, „wenn Sie je wünschten, es möchte sich jemand in Sie verlieben, so erscheinen Sie ihm zu Pferde, und er ist ein verlorener Mann. Sie sind eine famose Reiterin! — — Ich habe gesprochen, Marsch!“

— — — So oft die „Quisjaner“ nach Anacapri kommen, guckt das ganze Städtchen bewundernd aus Thüren und Fenstern. Herr Herrmann Moll öffnet weit die gastlichen Pforten seines echt deutsch eingerichteten Bierlokals. — — Der neapolitanische Onorevole gehört zu seinen Stammgästen. — — — —

\* \* \*

Ein trüber Tag! Das Meer geht hoch. Das Dampfboot bleibt aus. Die Luft athmet Schwermuth, aber Don Federigos Gäste merken nichts davon. Die Damen haben große Toilette gemacht. Im Haar der Prinzessin funkelt ein Diadem von Brillanten.

„Verehrte Freundin!“ jagt Graf Litta zu der in einem Schaukelstuhl ruhenden Literatin, die in ihrem schwarzen Kleide das einzige trübe Stimmungsbild darstellt, „ich habe Nerven, beruhigen Sie mich! Wenn's so fort geht, verliebe ich mich allen Ernstes, gleichviel in wen, — vorausgesetzt, daß es ein weibliches Wesen ist.“

Die Angeredete zieht ein Büchlein aus der Tasche und schreibt unter eine Reihe von Weinwörtern auf einer Seite, die mit dem Namen des Grafen Litta anfängt, das Wort „toll“.

„Darf man fragen, was diese merkwürdige Geheimschrift bedeutet?“ mischte ich mich neugierig in die Unterhaltung. Graf Miramon und der junge Advokat, die gleichfalls ein lebhaftes Interesse

für das Büchlein verrathen, klären mich darüber auf: Mademoiselle hat die Vervollkommnung der geistigen Entwicklung der drei jungen Leute in die Hand genommen, und führt unter anderem genau Cunto über ihr „Betragen“ (welches Gemüthsstimmung und gesammtes Thun und Treiben der Betreffenden einschließt).

Der Kürze halber bekommt jeder das seinige täglich, in einem Adjektivum ausgedrückt, zu lesen: Es ist im Laufe der Zeit eine vollständige Charakterisirung in Beiwörtern geworden.

„Wollen Sie mich nicht auch in Ihre bildende Obhut nehmen? gnädiges Fräulein.“

„Nein!“ erhalte ich kurz zur Antwort, „Sie sind ein Deutscher, das heißt, es giebt an Ihnen nichts mehr zu ändern, nichts zu verbessern. Mich interessirt nur das Unserige“ . . . .

Nach dem Dejeuner findet eine Generalversammlung im großen Saale statt. Welch' eigenthümliche Bauart! Er hat Don Federigo viel Geld und Kopfszerbrechen gekostet, und ist ein wohlgelungenes Gemisch von Luxus und Geschmacklosigkeit. In der Mitte, zwischen vier Säulen, erhebt sich eine Art Podium, auf welchem das Pianoforte Platz gefunden hat; der übrige Raum ist in fünf offene, behaglich ausgestattete Schmollwinkel eingetheilt, in welche sich die Nichtkosmopolitischgefinnten ihrer Rationalität entsprechend zurückziehen; derjenige der Engländer ist gewöhnlich am stärksten, der der Deutschen am schwächsten besetzt. Die cigarrettenrauchenden Herren und Damen (Cigarren sind eine seltene Erscheinung in Quisisana, solange der größte Theil seiner Gäste aus Italienern besteht) ziehen sich in das anstößende „Fumoir“ zurück, bis die unterhaltenden Vorgänge im Saal sie wieder dorthin loden.

Der Sänger des Fürsten Corrigliano erscheint mit seiner Mandolina. Er hat sich während des Dejeuners etwas heiser gesungen, nimmt jedoch nichtsdestoweniger mit einer Verbeugung, die seinem Herrn alle Ehre macht, den reichlich gespendeten Beifall der Gesellschaft entgegen. Dann giebt der Fürst — Schüler seines Dieners — selber das „Ave Maria“ von Gounod auf der Mandolina zum besten. Gleich darauf guckt Don Federigos Kellnergesicht verschmizt lächelnd durch die Spalte der Saalthür: „Seine Majestät, der König Viktor Emanuel, kommt angeritten, meine Herrschaften!“ — Aus der zum Garten hinausführenden Flügelthür stürzt auf einem Stecken galoppirend der Maler Cagliari. Er trägt einen papiernen Helm auf der Glaxe und hat die Backen so kunstvoll aufgeblasen, das Gesicht so geschickt geschminkt, verzerrt, verzogen, daß er allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit der bekannten „Re galant 'uomo“-Physiognomie erhält.

Ein brausender Sturm allgemeiner Heiterkeit! Seine Majestät verschwindet, um zwei vornehmen, phantastisch aufgeputzten Türken Platz zu machen, die einen mit allerlei Firlefanz behangenen, muselmännischen Zitherschläger mit sich führen. Der eine verräth die pompösen Manieren des M. Mortier, unter dem Fez des anderen

ragt die keispiellose Nase des ältesten der jungen d'Aunzianten hervor, und der pausbäckige Zitherschläger hat die bligenden Augen, die umfangreiche Taille des lustigen Marchese Hektor Bignone, der erst am Abend zuvor seinen Einzug in Quisisana hielt.

Der orientalische Sänger trägt ein Paar echt neapolitanische Piedegrottacanzoni vor, und erregt damit eine so hohe Begeisterung im Publikum, daß sämtliche neapolitanische Rangpersonen mit einstimmen.

Endlich zerstreut sich die Gesellschaft; Mr. Bennyson giebt denselben Abend einen großartigen Ball, und hofft sich bei dieser Gelegenheit mit Miß Lucy zu verloben. Graf Litta wird zu guter Letzt sentimental. Er bemerkt, daß sich die Damen — seine Damen — zurückziehen und geht noch in aller Eile „polnisch betteln“.

„Liebenswürdige Prinzessin, ein letztes Lächeln! — Sehr verbunden!“

„Schöne Marquise, ein Patschhändchen! — Tausend Dank!“

„Chère Mademoiselle, streicheln Sie mir gefälligst die Borsten. Ich bin gewaltig aufgeregt. — Sie sollten nicht als Schriftstellerin, sondern als Magnetiseur durchs Land ziehen.“

„Sie Glückspilz!“ ruft Miguel Miramon mit einem eifersüchtigen Blick auf die Marquise und die Prinzessin aus. Dann flüstert er der internationalen Literatin zu:

„Ein herrlicher Regentag, um meine Lebensgeschichte los zu werden, Mademoiselle, wollen wir nicht in der Vorhalle spazieren gehen!“

„Wenn die ‚Lebensgeschichte‘ nicht länger als eine halbe Stunde dauert. — Va pour une promenade in der Vorhalle!“

„Der Spanier ist ein Egoist!“ ruft Fürst Corrigliano aus, „er hören Sie ihn nicht, mildherzige Mademoiselle! Mein Votum ist, daß sämtliche Damen sich in ihre Gemächer zurückziehen und bis zum Diner der Ruhe pflegen. Ich beabsichtige heute Abend mein bestes im Tanze zu leisten.“

Inzwischen hat der junge Advokat sämtliche Fächer der Damen mit seinen Epigrammen gestempelt. Er nährt eine geheime Leidenschaft für Epigramme und Damenfächer! In Quisisana giebt es keine einzige Dame, auf deren Fächer er sich nicht etwa in folgender Weise verewigt hätte:

„Die vornehme Frau ist oft ohne Herz, aber nie ohne Fächer.“

„Der Fächer ist die Gedankenprache der Frau, darum macht sie uns so gern Wind vor.“

„Die Frau ein Engel? — Sagt lieber ein Teufel. Und der Fächer das Werkzeug ihrer höllischen Zauberkünste.“

„Wenn die Frau so gewissenhaft lernte ihr Herz zu bilden, wie ihren Fächer zu handhaben, wäre sie das Meisterwerk des Schöpfers.“

„Zerbrich der Geliebten den Fächer und Du zerbrichst ihr das Herz.“

„Willst Du das Wesen der Frau, die Du liebst, verstehen, gieb acht auf den Fächer in ihrer Hand: bewegt sie ihn schnell, ist sie unbeständig, — langsam, so hat sie ein tiefes Gemüt; schlägt sie ihn oft auf, ist sie gefallsüchtig; hält sie ihn lang geschlossen, so bleibt sie Dir treu“ — u. s. w.

\* \* \*

Für alle anderen fiel Mr. Bennysons Ball glänzend, für seine eigene Person verhängnißvoll aus. In der Vorahnung des ihr zugedachten Heiratsantrags war Miß Lucy nicht nur den Abend auf ihrem Zimmer geblieben, sondern hatte Mr. Bennysons Balleinladung in aller Form zurückgewiesen. Wir erfuhren diesen Umstand später. Um seinen Gram zu betäuben, leistete Mr. Bennyson Uebermensches im Tanz und Champagner. Plötzlich verschwand er vom Schauplatz.

Zwei Kellner hatten ihn zu Bette gebracht. Einige Stunden nach Mitternacht wurden die ballmüden Schläfer im ersten Stock des Hôtels durch ein entsetzliches Knacken, Klirren und Stöhnen aufgeschreckt. Die Beherzten liefen hinzu und fanden Mr. Bennyson mit blutenden Fäusten in den Armen des Marquis Ugaro, welcher sich tapfer bemühte, ihn zu beschwichtigen und zu verbinden. Mr. Bennyson war nur mit einem langen Nachthemde bekleidet: bleich, mit verzerrten Zügen; das grauenhafte Bild eines Irnsinnigen. Der Unglückliche hatte in einem Anfälle von Raserei sämmtliche auf die Terrasse hinausführende Fenster eingeschlagen. — Den nächsten Morgen erschien der Vorfall wie ein wüster Traum. Mr. Bennyson wunderte sich über die zerbrochenen Fensterscheiben und seine arg zugerichteten Hände. Im übrigen war er vollständig ruhig und bei Sinnen. Gegen Mittag bestellte er ein lukullisches Diner für vier Personen und lud den Marquis Ugaro, den Grafen Miramon und mich auf sein Zimmer zum Speisen ein. Die Einladung lautete auf 4 Uhr. Als wir uns alle drei zugleich pünktlich bei ihm einstellten, saß er im Nachthemde am Tisch und schrieb.

„Was wollen Sie?“ fuhr er uns barsch an, „sehen Sie nicht, daß ich an Miß Lucy schreibe und allein bleiben will?“

„Warum haben Sie uns denn zum Speisen eingeladen, lieber Freund?“ warf der Marquis besänftigend ein.

„Speisen — — speisen? Sie sind wohl verrückt! Ich werde in meinem ganzen Leben nicht mehr speisen.“ — — — Mit einem Mal sehr höflich und freundlich: „Entschuldigen Sie mich gütigst! Ich muß den Brief auf die Post tragen, sonst würde Miß Lucy ihn nicht mehr vor Abend bekommen.“

Wie er stand und ging, lief er zum Hause hinaus. Zwei Stunden später fand man ihn erschöpft auf einem Felsenvorsprung am Wege nach Anacapri sitzen, und brachte ihn wie einen entlaufenen Sträfling nach Quisisiana zurück. Den nächsten Tag bezahlte

er seine sich ins ungeheuerliche belaufende Hötelrechnung, und schiffte sich unter dem Schutze eines von Don Federigo engagirten Reisebegleiters von Neapel aus nach England ein.

Das war der Anfang vom Ende! Die fast sprichwörtlich gewordene Heiterkeit der Quisjanergesellschaft erkrankte und lag bald im Sterben. Man sprach von der Abreise, packte Koffer und studirte Fahrpläne. Don Federigo ließ kein Mittel unversucht, seine Gäste zu halten, aber vergebens. Das Verhängniß ereilte ihn und noch jemanden.

Der Präsekt von Neapel — Schwager des Grafen Litta — theilte Serena telegraphisch mit, daß die Gräfin Litta mit dem nächsten Dampfboot auf Capri eintreffen werde. Er möchte für ein Zimmer in seinem Hötel sorgen und die Dame von der Marine abholen, dem Grafen jedoch ihre Ankunft verschweigen. Es handle sich um eine Ueberraschung. — Schöne Ueberraschung! Seit dem Duell, das dem Grafen beinahe den Arm gekostet hatte, hielt er die Gräfin eines derartigen Gewaltstreiches unfähig. Aber die Dame sah einem wichtigen Familienereigniß entgegen und bedurfte eines Gatten in ihrer unmittelbaren Nähe. Die Welt thut's einmal nicht anders! . . .

Der ahnungslose Dichtergraf zeigte sich während des Dejeuners sehr nervös.

„Sie sind heute wirklich ungemütlich, chère Mademoiselle!“ sagte er zu seiner schweigmägen Tischnachbarin. Ich sah es dieser an, daß sie entschlossen war, ihn auf die „Ueberraschung“, von der das ganze Hötel sich bereits unterhielt, nur er nichts wußte, vorzubereiten.

„Was glozen mich denn heute die Leute so neugierig an?“ fährt er verdrießlich flüsternd fort, „als ob man nicht täglich Gelegenheit hätte, meinen struppigen Apollontopf zu bewundern! Marquise!“ richtet er das Wort laut an sein schönes Gegenüber, „Mademoiselle wird nach Tische mit mir im Garten eine Cigarette rauchen. Sie sind doch auch dabei?“

„Bedaure!“ entgegnet diese frohstig, „ich muß nach der Marine fahren. Mein Mann kommt!“

„Mir kommt nichts auf der Welt ungelegener, als der Mann einer schönen Frau!“ raunt der Graf seiner Nachbarin zu.

„Rauchen wir in der That nachher eine Cigarette im Garten, Freund!“ erwiderte diese mit erzwungener Gleichgiltigkeit, „aber allein, ich habe Ihnen etwas zu sagen.“ . . .

Die Gräfin Litta, eine noch junge, bleiche Frau mit finstern, unruhigen Augen, in einen langen, faltigen Mantel gehüllt und ein elegantes Hüütchen auf dem rothblonden, hochfrisirten Haar, erfährt bei ihrer Ankunft, daß der Graf sich höchst leidend auf sein Zimmer zurückgezogen hätte. Sie zuckt die Achsel und ein halb ungläubiges, halb verächtliches Lächeln umspielt ihre vollen Lippen. Das Gerücht von dem lustigen Leben ihres Gatten war bis Mailand vorgebrungen, kein Wunder, daß ihr sein „höchst leidend“ keinen mitleidigen Eindruck machte! Schweigend begab sie sich in das für sie eingerich-

tete Gemach, und ließ den Grafen durch ihre Kammerfrau zu sich bitten. Wird er kommen? Ja! Als er jedoch durch die Vorhalle geht, sieht er schreckhaft bleich und verstört aus, trägt den seit einiger Zeit geheilten Arm von neuem in der Binde und tritt unsicher, schwankend, wie ein Trunkener auf. — — Sie war eine Erbin aus bürgerlicher Familie, er arm, aber von altem Adel! . . .

Den nächsten Morgen in aller Frühe reiste er mit der Gräfin ab. Von niemandem als von seiner Freundin „Mademoiselle“ hatte er Abschied genommen. Sie brachte uns seine letzten Grüße — sein Lebewohl. — — —

Graf Miguel Miramon, dessen interessante Lebensgeschichte uns dank der Verschwiegenheit der „internationalen Literatin“ ein Geheimniß blieb, wurde uns binnen kurzem ebenfalls von einer Dame entführt: seiner Mutter; es sollte eine geheime Ehe, die der Sohn als Student in Paris geschlossen haben, und die die Mutter unter allen Umständen zu lösen gesonnen sein sollte, dabei im Spiele sein. . . .

Addio, Quisisana! Fahr wohl, Capri! — — Innerhalb einer Woche herrschte Melancholie in dem sonnigen Hôtelspeisesaal, Verlassenheit in den fünf Ecken des großen Salons. Don Federigo ließ den Kopsf hängen und trug seine alten Sommerjacken auf.





## Friedrich Hölderlin.

Ein Lebensbild von Dr. Emil Traut.



In der Geschichte des deutschen Geistes regt sich zu mehrfachen Zeiten ein geheimnißvoller Zug nach Süden. Es ist, als schlummerte in der deutschen Volksseele eine tiefe Sehnsucht nach der verhangenen Ferne des mittelländischen Meeres, aus welchem das klassische Land wie die Schönheitsgöttin emportaucht. In gewissen Perioden wird diese Sehnsucht lebendiger und mächtiger denn je und lockt die Geister mit unwiderstehlicher Gewalt auf die Wanderschaft gen Hellas und Italien. So zog es im Mittelalter das stolze Kaisergeschlecht der Hohenstaufen unaufhaltsam südwärts über die Alpen, so tritt auch im vorigen Jahrhundert in Kunst und Wissenschaft die Sehnsucht nach Griechenland mit besonderer Heftigkeit hervor. Aber nur wenigen war es vergönnt, die Schönheit ungebundenen Auges anzuschauen, vielen winkte es verderblich herauf auf Süden aus der nordischen Heimat weg und manch' Kaiserkrone und manch' Saitenspiel liegt zerbrochen im fremden südlichen Lande. Unter den Unglücklichen, deren Geist sich an der Sehnsucht nach der klassischen Antike verzehrte, findet sich auch Friedrich Hölderlin; in ihm wird dieser Drang mit maßloser Heftigkeit rege; trunkenen Geistes, die Seele voll von Heimweh nach Schönheit und Licht, stürzt er sich in die griechische Gedankenwelt, aber der stolze Flug seines Genius wird zum Ikarusflug und von der sonnigen Höhe herab sinkt sein Geist in die öde Tiefe der Finsterniß. Selten ist ein Leben so strahlend und verheißungsvoll aufgegangen, um so sternlos in Nacht zu versinken; wie ein erschütterndes Schicksalslied klingt es wehmuthsvoll durch das Leben und Dichten des edlen deutschen Sängers.

Johann Christian Friedrich Hölderlin ist am 29. März 1770 zu Lauffen, unweit Heilbronn, geboren. Seinen Vater, einen württembergischen Verwaltungsbeamten, verlor er in frühzeitiger Kindheit; die Mutter, die Tochter eines aus Altenburg in Sachsen stam-

menden Pfarrers, namens Johann Andreas Heyn, suchte ihm diesen Verlust durch eine aufopfernde Hingebung zu ersetzen, mit zärtlichem Mutterauge wachte sie über der geistigen und körperlichen Entwicklung des schönen Knaben. Hölderlin hat die mütterlichen Sorgen und Mühen mit kindlicher Dankbarkeit vergolten, er hat in unwandelbarer Treue der Mutter, wie auch seiner Schwester Henriette und seinem Bruder Karl, der einer zweiten, aber gleichfalls durch Todesfall frühzeitig beendigten Ehe der Mutter mit dem Kammerrath Gock entstammte, mit überströmender Liebe angehangen. Friedrich kam bald auf die lateinische Schule zu Nürtingen am Neckar, wohin seine Mutter ihrem zweiten Gatten gefolgt war. In der altberühmten Schule schloß er mit dem fünf Jahre jüngeren Schelling, dem nachmaligen berühmten Philosophen, einen Freundschaftsbund für das Leben; hier wurde der strebsame Schüler unter der Leitung bewährter Lehrer in die Schriften der Alten eingeführt, Hölderlin widmete sich mit Eifer dem Studium der griechischen und römischen Klassiker und legte somit bereits in früher Jugend den Grund zu der eigenartigen Richtung seines unverwandt nach Hellas ausblickenden Geistes. Im fünfzehnten Lebensjahre trat Friedrich, für die theologische Laufbahn bestimmt, in das nahe gelegene Seminar zu Denkendorf, von wo aus er reichliche Gelegenheit zu einem innigen und unmittelbaren Verkehr mit den Seinigen hatte. Um so schmerzlicher war für ihn seine im Jahre 1786 erfolgende Versezung in das Seminar zu Maulbronn. Vom Mutterhause weit entfernt, versenkte sich der zarte Jüngling um so tiefer in seine Lieblingsschriftsteller des Alterthums, auch versuchte er sich bereits jetzt an dichterischen Stoffen, welche ihm eine anmuthige Liebesidylle mit der jungen Tochter eines Maulbronner Beamten reichlich darbot. In den geheimnißvollen Kreuzgängen des Klosters wie in den schönen Waldungen mit ihren stillen Seen um Maulbronn trafen sich verstohlen die Liebenden und tauschten ihre Herzen gegen einander aus. Sein junges, unschuldiges Liebesglück vertraute Friedrich dann einer träumerischen, schwermuthsvollen Poesie, welche in Dssiansche Reibelgestalten zerfloß. Durch diese Zurückgezogenheit seines Geistes auf sich selbst und die schwärmerische Neigung zu Louise gewann seine Denkart und Empfindungsweise bereits jetzt einen fast ätherischen Zug und jene gefährliche Weichheit, welche den Dichter bei seiner Berührung mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens bis ins innerste erschütterte. Eine anhaltende Krankheit, in welcher sich Hölderlin mit dunklen Todesgedanken beschäftigte, trug dazu bei, seine an sich so zarte geistige Konstitution noch mehr zu verfeinern.

Im Herbst 1788 bezog Hölderlin die Tübinger Landesuniversität, um sich, dem Wunsche seiner Mutter entsprechend, dem Studium der Theologie zu widmen, obschon ihn Neigung und Geistesrichtung der Dichtkunst und der Philosophie zuführten. Seine Vorliebe für die Schöpfungen der klassischen Antike wurde immer heftiger, er versenkte sich mit Leidenschaftlichkeit in die Sophokleische Tragödie und

die zertrümmerte Götterwelt Griechenlands; aber, statt sich an dem Anblick der erhabenen Schönheit jener klassischen Gedankenwelt zu kräftigen und wie Goethe die Gegenwart und Wirklichkeit damit wie mit blühenden Kränzen anzuschmücken, maß er seine Umgebung und seine Zeit an den Zuständen des Perikleischen Athens und fand in den Gegenjagen eine Quelle seelischen Unbehagens und einer immer wachsenden Unzufriedenheit mit der Mitwelt und sich selbst. Dazu beförderten der klösterliche Zwang, welchem er als theologischer Seminarist zum Theil unterworfen war, und die Abneigung gegen das Brodstudium seine melancholische Stimmung. An den geselligen und lärmenden Vergnügungen der Studenten nahm er nur geringen Antheil, dagegen pflog er mit gleichgesinnten Genossen, darunter dem dichterisch beanlagten Ludwig Neuffer, dem gleichfalls poetisch strebenden Rudolph Wagenau und dem Philosophen Hegel einen freundschaftlichen Verkehr. Oft zog er sich wochenlang in die Einsamkeit zurück, hing seinen Träumereien nach und klagte seine wirklichen und vermeintlichen Leiden seiner geliebten Mandoline. Die Beschäftigung mit der Musik ist ihm bis an sein Lebensende theuer gewesen und hat ihn in den dunklen Tagen seiner Geisteszerrüttung vielfachen Trost gewährt. Hölderlin besaß einen leidenschaftlichen Hang zur Tonkunst, auf der Flöte, welche er in Tübingen bei dem blinden Flötenspieler Dülon lernte, war er Meister. Auch in seinen Werken zeigt sich dieses musikalische Element mit besonderer Stärke und seine melodischen Verse strömen oft dahin wie Musik. In Tübingen beschäftigte sich Hölderlin auch bereits mit seinem Hauptwerke „Hyperion“, doch hat er keine einzige dieser Skizzen in sein späteres Werk mit aufgenommen. Auch gab er in der Tübinger Studentenzeit einige lyrische Schöpfungen an die Oeffentlichkeit, welche den nachhaltigen Einfluß Schillers und Klopstocks nicht verkennen lassen. Durch das Studium Platons und Spinozas bildete der junge Student auch bereits seine Weltanschauung aus, welche auf der Grundlage einer unbegrenzten Anbetung der Natur dem Pantheismus zustrebte. Bezeichnend für den Jünger Spinozas ist, daß er im Jahre 1791 seinem Freunde Hegel die Worte Goethes aus der Iphigenie „Lust und Liebe sind die Fittiche zu großen Thaten“ mit dem Symbol „*εὐ και παν*“ ins Stammbuch eintrug.

Nach Beendigung seiner akademischen Studien und nachdem er durch zwei Abhandlungen „Parallele zwischen den Sprichwörtern Salomonis und den Sagen und Werken des Hesiod“, sowie einer „Geschichte der schönen Künste unter den Griechen“ gleichzeitig mit Hegel die akademische Magisterwürde erlangt hatte, verließ Hölderlin im Jahre 1793 Tübingen, um zunächst eine Hofmeisterstelle im Hause des Freiherrn von Kalb in Waltershausen anzunehmen, welche ihm Schiller, der Freund der Frau von Kalb, verschafft hatte. Ein Jahr darauf siedelte er mit seinem kränklichen Zögling nach Jena über. Hier wurde er von Schiller, welchem er eine schwärmerische Verehrung entgegenbrachte, mit warmer Herzlichkeit aufgenommen und in

seinen poetischen Bestrebungen in liebevollster Weise unterstützt. Im Schillerschen Hause traf Hölderlin auch zum ersten Mal mit Goethe zusammen. Hölderlin schreibt über diese Begegnung an seinen Freund Neuffer: „Ich trat hinein, wurde freundlich begrüßt, und bemerkte kaum im Hintergrund einen Fremden, bei dem keine Miene, auch nachher lange kein Laut etwas besonderes ahnden ließ. Schiller nannte mich ihm, nannt' ihn auch mir, aber ich verstand seinen Namen nicht. Kalt, fast ohne einen Blick auf ihn begrüßt' ich ihn, und war einzig im Innern und Aeußern mit Schiller beschäftigt; der Fremde sprach lange kein Wort. Schiller brachte die Thalia, wo ein Fragment von meinem Hyperion und mein Gedicht an das Schicksal gedruckt ist, und gab es mir. Da Schiller sich einen Augenblick darauf entfernte, nahm der Fremde das Journal vom Tische, wo ich stand, blätterte neben mir in dem Fragmente und sprach kein Wort. Ich fühlte es, daß ich über und über roth wurde. Hätt' ich gewußt, was ich jetzt weiß, ich wäre leichenblaß geworden. Er wandte sich d'rauf zu mir, erkundigte sich nach der Frau von Kalb, nach der Gegend und dem Nachbar unseres Dorfs; und ich beantwortete das alles so einsilbig, als ich vielleicht selten gewohnt bin. Aber ich hatte einmal meine Unglücksstunde. Schiller kam wieder, wir sprachen über das Theater in Weimar, der Fremde ließ ein paar Worte fallen, die aber wichtig genug waren, um noch etwas ahnden zu lassen. Aber ich ahnte nichts. Der Maler Meyer aus Weimar kam auch noch. Der Fremde unterhielt sich über manches mit ihm. Aber ich ahnte nichts. Ich ging und erfuhr an demselben Tage im Klub der Professoren, was meinst Du? Daß Goethe diesen Mittag bei Schiller gewesen sei. Der Himmel helfe mir, mein Unglück und meine dummen Streiche gut zu machen, wenn ich nach Weimar komme. Nachher speißt' ich bei Schiller zu Nacht, wo dieser mich so viel wie möglich tröstete, auch durch seine Heiterkeit und seine Unterhaltung, worin sein ganzer kolossalischer Geist erschien, mich das Unheil, das mir das erste Mal begegnete, vergessen ließ.“ Allerdings hatte sich Hölderlin durch sein eigenartiges Benehmen bei dem Dichtersfürsten, wie er selber sagt, „eben nicht mit Glück“ eingeführt. Ende 1794 ging Hölderlin mit seinem Telemach auf Wunsch der Frau von Kalb nach Weimar. Hier saß er freilich nicht mit an der Tafel der literarischen Götter, doch suchte und fand er mannigfache Berührungspunkte mit den in Weimar versammelten Geistesheroen. Dieses Leben mochte ihn aber zugleich die Unfreiheit, welche seine Hofmeisterstellung naturgemäß mit sich brachte, um so drückender erscheinen lassen; bereits begann sein Genius die Flügel mächtig auszubreiten und er stieß sich dabei an der Enge der ihn umgebenden Verhältnisse. Hölderlin entschloß sich kurz, dieser Abhängigkeit ein Ende zu machen, und nahm seinen Aufenthalt wiederum in Jena, wohin ihn außer Schiller namentlich Fichte zog, der an der Thüringischen Universität seine begeisterten Gedanken vor einem zahlreichen Auditorium entwickelte. Hölderlins Absicht war darauf ge-

richtet, eine Professur an der Universität zu erwerben. Schiller nahm sich seiner auch jetzt wieder „wahrhaft väterlich“ an, wie Hölderlin selber an seine Mutter schreibt, und lud ihn, um ihm zugleich pekuniär zu unterstützen, ein, an seinem Journal „Die Horen“ mitzuarbeiten. War Hölderlin doch sein „liebster Schwabe“. Hölderlin befand sich noch mächtig im Banne des Schillerschen Dichtergeistes und noch später gesteht er dem Meister, daß er zuweilen im geheimen Kampfe mit dessen Genius sei, um seine Freiheit gegen ihn zu retten, und daß er befürchte, von ihm durch und durch beherrscht zu werden. Doch war die Ursprünglichkeit seiner dichterischen Schöpferkraft zu gewaltig, um Hölderlin zum bloßen Sklaven der Schillerschen Muse zu machen. Schiller selber stand dem aufstrebenden Jünger mit Rath und That zur Seite, er erkannte mit scharfem Blick die Schwächen des dichterischen Genius seines Schütlings und wie eine Warnung klingt des Meisters Rath an den jungen Freund: „Nehmen Sie Ihre ganze Kraft und Ihre ganze Wachsamkeit zusammen, wählen Sie einen glücklichen poetischen Stoff, tragen ihn liebend und sorgfältig pflegend im Herzen, und lassen ihn, in den schönsten Momenten des Daseins, ruhig der Vollendung zureifen; fliehen Sie womöglich die philosophischen Stoffe, sie sind die undankbarsten, und in fruchtlosem Ringen mit denselben verzehrt sich oft die beste Kraft; bleiben Sie der Sinnenwelt näher, so werden Sie weniger in Gefahr sein, die Nüchternheit in der Begeisterung zu verlieren oder in einen gekünstelten Ausdruck zu verirren.“ Während der Jenerser Lehrzeit erhielt Hölderlin reichliche Unterstützung von seiner Mutter, die alles aufbot, die Liebingswünsche ihres Sohnes zu erfüllen. Dankbar erkennt Hölderlin die mütterliche Güte in einem Briefe an seinen Bruder an: „Es müßte“, schreibt er, „kein menschlich Herz in uns sein, wenn die Theilnahme einer solchen Mutter uns nicht unendlich stärkte in unserem geistigen Wachsthum.“ Das Verhältniß des Dichters zu seiner Mutter ist ein wahrhaft schönes gewesen, ihr widmete er die Erstlinge seiner Muse in kindlicher Liebe, in der Fremde schweifen seine Gedanken immer wieder zu der geliebten Mutter, an deren Herd sich hinzudenken ihm Erholung nach den Paradesstunden einer höfischen Geselligkeit gewährt. Wie ein aus voller Seele strömendes Bekenntniß und ein Treugelübde richtet er von Jena aus die schönen Worte an die Mutter: „Sie sind besorgt um mich, theure Mutter! und ich habe keine Sorge, als Ihnen süße Tage zu machen, so wahr Sie einzig sind und Ihre Güte! Es ist der erste meiner Wünsche, diese Güte vergelten zu können; werd' ich's je können? Ich hab' es mir heilig geschworen, von nun an nicht müde zu werden im Fortschritte zu reinem Guten und Wahren, und in diesem Fortschritte bin ich einer Hilfe gewiß. Sie kennen diese. Es ist mein fester, ernster Glaube, wie der Ihrige, der Vater der Geister und der Natur versagt keiner redlichen Bemühung seinen Beistand. Wenn wir dahin trachten und ringen, wohin ein göttlicher Trieb in der Tiefe unserer Brust uns treibt,

dann ist alles unser! Selbst der Widerstand ist ein Werkzeug der ewigen Weisheit, uns fest und stark zu bilden im Guten.“ Dieser Brief ist gleichbezeichnend für Mutter wie für Sohn. Hölderlins Hoffnungen, in Jena einen Lehrstuhl zu gewinnen, scheiterten jedoch, ein anderer wurde ihm vorgezogen, und eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich des Dichters; er fühlte sich zurückgesetzt und in seinem Selbstgefühl schwer gekränkt. So war, zumal auch die zur Verfügung stehenden Geldmittel erschöpft waren, seines Bleibens in Jena nicht länger. Er verließ die freundliche Stadt an der Saale, die er so hoffnungsfreudig betreten hatte, und kehrte zu den Seinigen zurück. Nun kam er, der die Brust geschwellt von stolzen Plänen ausgezogen war, ohne Rang und Stellung, der Mittel entblößt, im Mutterhause wieder an, das Glück, das er gesucht, war vor ihm gewichen wie ein Irrlicht vor dem Wanderer, trübe Schwermuth senkte sich wie ein Schatten über seine ruhmestürmige Seele.

Hölderlin stand jetzt vor dem Wendepunkt seines Lebens. Eine neue Hofmeisterstelle wurde ihm in Frankfurt am Main in dem angesehenen Hause des reichen Kaufherrn Gontard angeboten. Hölderlin traf im Januar 1796 in der Geburtsstadt Goethes ein. Das Glück schien ihm endlich doch wie ein schöner Stern aufgehen zu wollen, er ahnte nicht, daß der Schritt über die Schwelle des glänzenden Patrizierhauses ihm zum Verhängniß werden sollte. Zunächst fühlte er sich von dem Lichte und der Wärme, welche durch seine neue Heimstätte strömte, aufs wohlthuendste berührt; seine Zöglinge, zwei Knaben und ein Mädchen im Alter von sieben bis zehn Jahren, hingen ihm bald mit kindlicher Zärtlichkeit an, verehrte er doch im Kinde die Freiheit und ungetrübte Schönheit der menschlichen Natur. „Es ist ganz, was es ist, und darum ist es so schön“, sagt er einmal in seinem „Hyperion“. Auch die feinfühligsten Eltern seiner Pflegebefohlenen kamen ihm mit Achtung und Freundlichkeit entgegen und suchten ihm die Abhängigkeit seiner Lebensstellung nach Kräften zu erleichtern. Seine finanziellen Verhältnisse waren durchaus günstige, sodaß er daran denken konnte, durch eine hochherzige Unterstützung seinem Bruder das Universitätsstudium zu ermöglichen. Jetzt nahm auch sein dichterischer Geist einen hohen, edlen Aufschwung, seine poetische Gestaltungskraft wuchs zusehens und seine Poesie reifte immer mehr und mehr unter den glühenden Augen einer geliebten Frau. Eine gewaltige Leidenschaft stieg in seiner Seele auf und strömte über im Liede in mächtigen Strophen von unendlichem Wohlklang, Gedankenreichtum und Formschönheit. Es sind Gesänge von einer Reinheit des Ausdrucks und einer Tiefe der Empfindung, welche Hölderlin den Rang unter den ersten Lyrikern Deutschlands sichern und zum Theil das Gepräge der Klassizität tragen. Wie schwere Aehren im Winde wogen die herrlichen Verse hin und her. „Ein Saitenspiel und süße Sorgen und Tränen und Thränen gabst Du mir“, bekennt er rührend in seinem Liede an das Schicksal. Die meisten und reifsten seiner lyrischen Schöpfungen sind im Versmaß

der griechischen Ode geschrieben, aber er beherrscht das kunstvolle Metrum mit solcher Leichtigkeit und künstlerischem Feingefühl, daß sich die Form aufs herrlichste mit dem Geiste vermählt und der Gedanke wie von einem schönen Körper umgeben erscheint. Es sei gestattet, einen kleinen Kranz seiner duftigsten Niederblumen zu binden. Im „Sonnenuntergang“ feiert er in fast griechischer Weise den Abschied des schönen Lichtes:

Wo bist Du? trunken dämmert die Seele mir  
Vor aller Deiner Sonne; denn eben ist's,  
Daß ich gelauscht, wie, goldner Löwe  
Voll, der entzückende Sonnenjüngling

Sein Abendsied auf himmlischer Feier spielt';  
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,  
Doch fern ist er zu frommen Völkern,  
Die ihn noch ehren, hinweggegangen.

Aus der „Abendphantasie“ klingt eine tiefe Sehnsucht nach Ruhe und Frieden; das Lied ist von einer zarten Wehmuth umgossen, die in der Natur das Bild des Lebens findet:

Vor seiner Hütte ruhigem Schatten sitzt  
Der Pflüger, dem Genügsamen raucht sein Herd.  
Gastfreundlich tönt dem Wanderer im  
Friedlichen Dorfe die Abendglocke.

Wohl lehren jetzt die Schiffe zum Hasen auch,  
In fernern Städten fröhlich verrauscht des Markts  
Geschäft'ger Lärm; in stiller Laube  
Glänzt das gefellige Mahl den Freunden.

Wohin denn ich? Es leben die Sterblichen  
Von Lohn und Arbeit; wechselnd in Müß' und Ruh'  
Ist alles freudig; warum schläft denn  
Nimmer nur mir in der Brust der Stachel?

Am Abendhimmel blühet ein Frühling auf;  
Unzählig blüh'n die Rosen und ruhig scheint  
Die gold'ne Welt; o dorthin nehm' mich,  
Purpurne Wellen! und mögen trocken

In Licht und Lust zerrinnen mir Lieb' und Leid! —  
Doch, wie verschleucht von thöricht'rer Bitte flieht  
Der Zauber! dunkel wird's, und einsam  
Unter dem Himmel, wie immer, bin ich.

Komm Du nun, sanfter Schlummer! zu viel begehrt  
Das Herz; doch endlich, Jugend, verglühst Du ja,  
Du ruhelose, träumerische!  
Friedlich und heiter ist dann das Alter.

In dem einstrophigen Gedicht „Guter Glaube“ ist ein tiefsinniger Gedanke in reizvoller Anmuth poetisch ausgesprochen:

Schönes Leben! Du liegst krank und das Herz ist mir  
Müß' vom Weinen und schon dämmert die Furcht in mir.  
Doch, doch kann ich nicht glauben,  
Daß Du sterbest, so lang' Du liebst.

Rührend und fromm wie ein Gebet klingt seine „Abbitte“:

Heilig Wesen! gestört hab' ich die goldene  
Götterrube Dir oft und der geheimern,  
Liefere Schmerzen des Lebens  
Hast Du manche getrennt von mir.

D vergiß es, vergieb! gleich dem Gewölke dort  
Vor dem friedlichen Mond, geh' ich dahin und Du  
Ruhst und glänztst in Deiner  
Schöne wieder, Du süßes Licht!

Klassisch schön ist sein Gesang „Die Heimat“, Liebessehnsucht und Heimweh nach den Seinigen weht durch die melodischen Reichen, um in der fast antik zu nennenden Schlusswendung im allgemeinen Menschenschicksal Resignation zu finden:

Froh kehrt der Schiffer heim an den stillen Strom,  
Von Inseln fernher, wenn er geerntet hat;  
So kam' auch ich zur Heimat, bätt' ich  
Güter so viele, wie Leid geerntet.

Ihr theuern Ufer, die mich erzogen einst,  
Stillt Ihr der Liebe Leiden, versprecht Ihr mir,  
Ihr Wälder meiner Jugend, wenn ich  
Komme, die Ruhe noch einmal wieder?

Am kühlen Bache, wo ich der Wellen Spiel,  
Am Strome, wo ich gleiten die Schiffe sah,  
Dort bin ich bald; auch, traute Berge,  
Die mich behüteten einst, der Heimat

Berebte sichere Grenzen, der Mutter Haus,  
Und liebender Geschwister Umarmungen  
Begrüß' ich bald, und ihr umschließt mich,  
Daß, wie in Banden, das Herz mir heile.

Ihr treu gelieb'ten! aber ich weiß, ich weiß,  
Der Liebe Leid, dies heilet so bald mir nicht,  
Dies singt kein Wiegenesang, den tröstend  
Sterbliche singen, mir aus dem Busen.

Denn sie, die uns das himmlische Feuer leih'n,  
Die Götter schenken heiliges Leid uns auch.  
D'rum bleibe dies. Ein Sohn der Erde  
Bin ich, zu lieben gemacht, zu leiden.

Ahnungsvoll und leidenschaftlich beschwört er in seinem Liede „Die Parzen“ das Schicksal, ihm die Ausreifung seiner Dichterkraft zu gönnen, es rauscht von seinen Saiten erhaben wie ein Chorlied der griechischen Tragödie:

Nur einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen!  
Und einen Herbst zu reifem Gesange mir,  
Daß williger mein Herz, vom süßen  
Spiele gesättigt, dann mir sterbe!

Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht  
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;  
Doch ist mir einst das Heil'ge, das am  
Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:

Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!  
 Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel  
 Mich nicht hinabgeleitet; einmal  
 Lehr' ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht.

Aber das Schicksal verjagte ihm die heißbegehrte Erfüllung seines heiligen Wunsches; schon im Frühling seines Lebens zerpflückte der Sturm die Blüten seines Geistes und das goldene Saitenspiel, noch voll der schönsten Töne, entglitt dem Arme des Sängers.

Im Jahre 1797 erschien nun auch der erste Band des „Hyperion“. Hölderlin hat diesen Roman immer für sein Hauptwerk gehalten, er lebte und webte in demselben, wie er selber sagte, und hat all sein Denken und Empfinden in demselben niedergelegt, seine beste Lebenskraft unermüdetlich daran gesetzt. Der Roman ist in Briefen geschrieben, eine Form, welche der Literatur des vorigen Jahrhunderts besonders nahe lag und ein Schwelgen in Gefühlen und das Ausschwingen der Leidenschaften in lyrische Akkorde begünstigt, dagegen der epischen Darstellung einer Handlung widerstrebt. Auch Hölderlins „Hyperion“ entbehrt des eigentlich geschichtlichen Inhalts, der Roman ist ein unendlich dahin strömender lyrischer Erguß. Aber diese Briefe sind von einer Schönheit und Gedankenfülle der seltensten Art, die Prosa zerfließt oft in eine rhythmische Sprache, welche zum Gesange wird. Insofern erinnert das Werk an Goethes Egmont und der ersten in Prosa ausgeführten Bearbeitung der Iphigenie, in welchen gleichfalls einzelne Stellen in Verse sich auflösen. „Hyperion“ ist ein hohes Lied der Natur, ein Hymnus an die Freundschaft, ein Dithyrambus der Liebe. Hölderlin ist kein eigentlicher Schilderer der Natur, er verbindet das Lebendige mit dem Wesenlosen, das Menschliche mit Himmel und Erde, die eigenen Gefühle mit den leblosen Gestalten der Erscheinungswelt, so daß die Natur die Verkörperung seiner eigenen Empfindungen wird, wie ein lebendiges Wesen mit ihren wunderbaren Räthseln und Mysterien uns anblickt und eine Seele zu haben scheint. Es hängt diese Feier der Natur mit der pantheistischen Weltanschauung Hölderlins zusammen, von welcher auch der „Hyperion“ gesättigt ist. Wie eine Blüte hängt er an der Natur, wie der Geliebte vor der Geliebten weint er vor ihrem Angesicht die sehnlichsten Thränen, er möchte hinüberströmen in den glänzenden Aether, wie ein Laut verklingen in der ewigen Melodie der Sphären. Es ist dieselbe Stimmung in dem Romane, welcher Hölderlin in einem Briefe aus dieser Zeit an seinen Bruder einen charakteristischen Ausdruck verleiht: „Freilich sehnen wir uns oft auch, aus diesem Mittelstand von Leben und Tod überzugehen ins unendliche Sein der schönen Welt, in die Arme der ewig jugendlichen Natur, wovon wir ausgingen.“ Hyperion erinnert in seiner Naturanbetung an Werther, man könnte ihn den griechischen Werther nennen; mit dem Goetheschen Helden hat er auch die Leidenschaftlichkeit der Empfindungsweise und eine gewisse Ueberanstrengung der Gemütskräfte gemeinsam, welche für Hölderlin, der die Goetheische

Fähigkeit nicht besaß, durch die poetische Darstellung sich von seinem Stoffe zu befreien, gefährlich werden mußte. Zugleich gewinnt im „Hyperion“ die Sehnsucht Hölderlins nach Hellas ihren klassischen Ausdruck. „Ich liebe dies Griechenland überall. Es trägt die Farbe meines Herzens. Wohin man siehet, liegt eine Freude begraben“, schreibt sein Held. Damit verbindet Hyperion-Hölderlin zugleich eine griechische Auffassungsweise vom Schicksal, dem selber die olympischen Götter sich beugen mußten und das in seiner starren Nothwendigkeit etwas grausames für die moderne Anschauung hat. „Aber es geht alles auf und unter in der Welt“, schreibt er, „und es hält der Mensch mit aller seiner Riesenkraft nichts fest. Ich sah einmal ein Kind die Hand ausstrecken, um das Mondlicht zu haschen; aber das Licht ging ruhig seine Bahn. So stehen wir da und ringen, das wandelnde Schicksal anzuhalten.“ Diese leidenschaftliche Liebe zu Griechenland verführt den Dichter am Schlusse seines Romans zu den bittersten Ausfällen gegen seine deutsche Heimat; mit solcher Festigkeit hat wohl selten ein Dichter sein eigenes Volk angeklagt. „Thatenarm und gedankenvoll“ nennt Hölderlin schon in seinen Gedichten die Deutschen, im „Hyperion“ verdichtet sich aber diese Bestimmung zum wüthendsten Hasse, welcher sich in wesentlichen gegen die damalige politische und gesellschaftliche Unfreiheit des deutschen Volkes richtete und schließlich doch auf dem Grunde einer tiefen Liebe zum Vaterlande steht. Im „Hyperion“ hat Hölderlin gleichzeitig seiner Liebe ein poetisches Denkmal gesetzt. Diotima, die Heldin des Romans, ist die Geliebte seines Herzens, die Mutter seiner Zöglinge. Hölderlin betete die Herrin des Hauses wie ein griechisches Götterbild an. Frau Gontard war von schwärmerischer Natur, für alles Schöne und Große leicht empfänglich, die Seele voll von Sehnsucht nach geistigem Verkehr mit einem Gleichgesinnten. Da trat Hölderlin, den seine Freunde mit einem Apollo verglichen haben, in seiner jugendlichen Schönheit ihr entgegen und beide umloberte bald die Flamme der vernichtenden Leidenschaft. Hölderlin erblickte in Diotima sein griechisches Ideal, sie war ihm eine hellenische Madonna. Zu Neuffer, der den Dichter in Frankfurt besuchte und der Frau des Hauses vorgestellt, deren Schönheit nicht genug zu preisen wußte, sagte Hölderlin: „Nicht wahr, eine Griechin?“ In dieser Neigung fühlte sich Hölderlin unendlich selig, er hatte lange des Liebesglückes schmerzlich entbehrt, um so feuriger neigte sich sein Herz der schönen Frau. „Ich bin in einer neuen Welt“, schreibt er an Neuffer, „ich konnte wohl sonst glauben, ich wisse, was schön und gut sei, aber seit ich's sehe, möcht' ich lachen über all mein Wissen. Lieber Freund! es giebt ein Wesen auf der Welt, worin mein Geist Jahrtausende verweilen kann und wird, und dann noch sehe, wie schülerhaft all unser Denken und Verstehen vor der Natur sich gegenüber findet. Lieblichkeit und Hoheit, und Ruh' und Leben, und Geist und Gemüt und Gestalt ist ein seliges Eins in diesem Wesen. Du kannst mir glauben, auf mein Wort, daß selten so etwas geahndet

und schwerlich wieder gefunden wird in dieser Welt. Du weißt ja, wie ich war, wie mir Gewöhnliches entleidet war, weißt ja, wie ich ohne Glauben lebte, wie ich so farg geworden war mit meinem Herzen und darum so elend; konnt' ich werden, wie ich jetzt bin, froh wie ein Adler, wenn mir nicht dies, dies Eine erschienen wäre, und mir das Leben, das mir nichts mehr werth war, verjüngt, gestärkt, erheitert hätte mit seinem Frühlingslichte. Ich habe Augenblicke, wo all meine alten Sorgen mir so durchaus thöricht scheinen, so unbegreiflich wie den Kindern.“ In einem anderen Briefe an seinen Freund heißt es: „Noch bin ich immer glücklich, wie im ersten Moment. Es ist eine ewige, fröhliche, heilige Freundschaft mit einem Wesen, das sich recht in dies arme geist- und ordnungslose Jahrhundert verirrt hat! Mein Schönheitsjium ist nun vor Störung sicher. Es orientirt sich ewig an diesem Madonnenkopfe. Mein Verstand geht in die Schule bei ihr, und mein uneinig Gemüt befänftigt, erheitert sich täglich in ihrem genügsamen Frieden. . . . Sie ist schön wie Engel. Ein zartes, geistiges, himmlischreizendes Gesicht. Ach! ich könnte ein Jahrtausend lang in seliger Betrachtung mich und alles vergeffen, bei ihr, so unerschöpflich reich ist diese anspruchslöse, stille Seele in diesem Bilde.“ Aber diese Leidenschaft mußte schon wegen des sittlichen Konfliktes, in welchen sie gerieth, zum Verderben des Dichters ausschlagen. Bald verwandelte sich der Seelenfrieden, der ihm aus der stillen Neigung aufquoll, zum tragischen Kampfe, welcher seine Brust zerwühlte und in welchem er seine physischen Kräfte aufrieb. „Bruderherz“, schreit er in der Dual seines Herzens in einem Schreiben an den Bruder auf, „ich hab' auch viel, sehr viel gelitten, und mehr, als ich vor Dir, vor irgend einem Menschen jemals aussprach, weil nicht alles auszusprechen ist, und noch, noch leid' ich viel und tief, und dennoch mein' ich, das Beste, was an mir ist, sei noch nicht untergegangen.“ Die unheilvolle Neigung konnte dem Gatten nicht verborgen bleiben und so wurde Hölderlin genöthigt, im September 1798 seine Stellung im Gontardschen Hause aufzugeben. Ohne Abschied verließ er Frankfurt, der Himmel verhüllte die schönen Sterne, nach denen er in holder Schwärmerei sehnüchtig aufgeblickt hatte, und Nacht und Sturm empfangen den unglücklichen Sänger. Seit dieser Zeit geht ein tiefer Riß durch sein ganzes Leben, an dem sein Herz langsam verblutete. Hölderlin hat die Neigung zu Diotima nie überwinden können. Noch lange Zeit blieben die Liebenden im brieflichen Verkehr, nach einer geheimen Verabredung blickten sie zu gleicher Zeit in denselben Stern, um sich in dem schönen Lichte gleichsam geistig wieder zu finden. Diotima zu vergessen, hat Hölderlin nicht vermocht. „Wer in die Stille dieses Auges gesehn“, schreibt er im „Hyperion“, „wem diese süßen Lippen sich aufgeschlossen, wovon mag der noch sprechen?“

Hölderlin wendete sich zunächst nach Homburg, um am Herzen seines Freundes Sinclair von den Stürmen, die seine Brust durchzogen, auszuruhen und in einem Kreise feinsinniger und hochgebildeter

Männer Zerstreung zu finden. Zugleich widmete er sich mit leidenschaftlicher Energie seinen poetischen Bestrebungen, als wollte er aus dem Born der Dichtkunst Heilung für sein Liebesweh schöpfen. Das wahre Ziel der Kunst entschleierte sich ihm immer mehr, sie wurde ihm, wie sie ihm immer heilig gewesen war, zur Religion. Auch äußerlich hat Hölderlin unablässig an der Vervollkommnung seiner Schöpfungen gearbeitet, er meißelte unermülich an der poetischen Form, bis er den reinsten Ausdruck seines Gedankens gefunden zu haben glaubte. So hat er ein einzelnes Gedicht nicht selten in sechs verschiedenen Gestaltungen zu Papier gebracht. Mühsam entrang sich das Lied seiner gebärenden Seele, nicht wie Pallas Athene entsprang es ihm in vollendeter Schönheit. Ein poetisches Glaubensbekenntniß hat er in einem aus dem Jahre 1798 aus Homburg datirten Briefe seinem Freunde Neuffer abgelegt; es zeigt sich in diesem Schreiben zugleich, daß Hölderlin sich der verwundbaren Stelle seines dichterischen Genius wohl bewußt war. „Das Lebendige in der Poesie“, schreibt er, „ist jetzt dasjenige, was am meisten meine Gedanken und Sinne beschäftigt. Ich fühle so tief, wie weit ich noch davon entfernt bin, es zu treffen, und dennoch ringt meine ganze Seele darnach und es ergreift mich oft, daß ich weinen muß wie ein Kind, wenn ich um und um fühle, wie es meinen Darstellungen an einem und dem andern fehlt und ich doch aus den poetischen Irrern, in denen ich herumwandle, mich nicht herauswinden kann. Ach! die Welt hat meinen Geist von früher Jugend an in sich zurückgeschleucht, und daran leid' ich noch immer. Es giebt zwar ein Hospital, wohin sich jeder auf meine Art verunglückte Poet mit Ehren flüchten kann — die Philosophie. Aber ich kann von meiner ersten Liebe, von den Hoffnungen meiner Jugend nicht lassen, und ich will lieber verdienstlos untergehen, als mich trennen von der süßen Heimat der Mufen, aus der mich bloß der Zufall verschlagen hat. Weißt Du mir einen guten Rath, der mich so schnell wie möglich auf das Wahre bringt, so gieb mir ihn. Es fehlt mir weniger an Kraft als an Leichtigkeit, weniger an Ideen als an Nuancen, weniger an einem Hauptton als an mannigfaltig geordneten Tönen, weniger an Licht wie an Schatten, und das alles aus einem Grunde; ich scheue das Gemeine und Gewöhnliche im wirklichen Leben zu sehen.“ Das war auch der Grund, warum ihm die Poesie nicht zur Heilquelle wurde; ein übermäßiger Idealismus, eine fast krankhafte Subjektivität führte ihn in eine feindliche Position zur Wirklichkeit. Ihm war es nicht gegeben, die Gestaltungen der Außenwelt mit liebendem Auge anzuschauen und die scharfen Gegensätze des Lebens in dem alles verfühnenden Humor in der Idee und der Poesie aufzulösen; sein Blick war trogig in sich selbst gefehrt. Ahnungsvoll hatte Schiller über ihn an Goethe geschrieben: „Er hat eine heftige Subjektivität und verbindet damit einen gewissen philosophischen Geist und Tiefinn. Sein Zustand ist gefährlich, da solchen Naturen so schwer beizukommen ist.“ In der Homburger Zeit schuf Hölderlin sein Tragö-

dienfragment „Der Tod des Empedokles“, in dem er die Sage, nach welcher sich der Agrigentiner Philosoph in den Krater des Aetna gestürzt hat, poetisch verarbeitete. Das Drama ist eine Verherrlichung der Naturphilosophie, eine Apotheose des Pantheismus; erdenmüde und lebensjatt, wie vom Heimweh nach der Natur ergriffen, wie von Sehnsucht nach der Auflösung in das All getrieben, stürzt der Philosoph in den Flammentod. Die düstere Stimmung Hölderlins offenbart sich in dem schaurigen Troste der Panthea:

„Nicht in der Blüth' und Purpurtraub'  
Ist heilige Kraft allein, es nährt  
Das Leben vom Leide sich, Schwester!  
Und trinkt, wie mein Held, doch auch  
Am Lebenslebe sich glücklich!“

Hölderlin vollendete jetzt auch seinen „Hyperion“, der einen wirklichen Abschluß allerdings überhaupt nicht gefunden hat. Wie eine bittere Ironie eudet der Roman mit dem Briefpassus „Nächstens mehr.“ Hier entwand das Schicksal dem Dichter die Feder. Auch die poetische Erzählung „Emilie vor ihrem Brauttag“ entstand in der Homburger Lebensperiode des Dichters. Diese Bekenntnisse einer Braut an ihre Freundin sind von einer unendlichen Zartheit, Einfachheit und Schönheit und muthen umso eigenartiger an, als Hölderlin in ihnen den Ton eines ihm sonst so fremden Realismus anschlägt. Daneben schuf Hölderlin in dieser Zeit seine herrlichsten lyrischen Dichtungen, er stand auf der Sonnenhöhe seines dichterischen Schaffens, aus tiefstem Schmerz strömten ihm die reißten Lieder. Mit rührender Gewissenhaftigkeit folgte die Mutter den poetischen Schöpfungen ihres Sohnes, aber die Traurigkeit seiner Weisen machte ihr Herz bange. Im frommen Betrüge suchte er die mütterlichen Sorgen zu beschwichtigen. „Das Gedichtchen“, vermuthlich die oben wiedergegebene Ode „Die Heimat“, schreibt er, „hätte Sie nicht beunruhigen sollen, theuerste Mutter! Es sollte nichts weiter heißen, als wie sehr ich wünsche, einmal eine ruhige Zeit zu haben, um das zu erfüllen, wozu mich die Natur bestimmt zu haben schien. Ueberhaupt, liebste Mutter! muß ich Sie bitten, nicht alles für strengen Ernst zu nehmen, was Sie von mir lesen. Der Dichter muß, wenn er seine kleine Welt darstellen will, die Schöpfung nachahmen, wo nicht jedes einzelne vollkommen ist, und wo Gott regnen läßt auf Gute und Böse und Gerechte und Ungerechte; er muß oft etwas unwahres und widersprechendes sagen, das sich aber natürlich im ganzen, worin es als etwas vergängliches gesagt ist, in Wahrheit und Harmonie auflösen muß, und so wie der Regenbogen nur schön ist nach dem Gewitter, so tritt auch im Gedichte das Wahre und Harmonische aus dem Falschen und aus dem Irrthum und Leiden nur desto schöner und erfreulicher hervor.“ Aber nach dem Gewittersturm, welcher die Seele des Dichters bis ins innerste aufgewühlt hatte, sollte ihm die Sonne in ihrer strahlenden Schönheit nicht wieder anjaghen. Sein geistiger und körperlicher Zustand wurde

immer gefährlicher; der einst blühende Jüngling war zum Schatten herabgesunken. Seine verbitterte Gemüthsstimmung zog aus der Erfolglosigkeit seiner Unternehmungen neue Nahrung. Sein Plan, eine ästhetische Zeitschrift zu begründen, scheiterte, seine erneute Hoffnung, eine Dozentenstelle in Sena zu erlangen, wurde vermuthlich an dem Widerspruch Goethes zunichte. Solche maßlose, ins Unendliche strebende Naturen, wie diejenige Hölderlins, waren dem im schönen Gleichgewicht der Kräfte sicher auf sich selbst ruhenden Dichtergotte entgegen. Im Dezember 1800 nahm Hölderlin in der Hoffnung, an der großartigen Gletschervelt sein leidendes Gemüt zu erholen, eine Hofmeisterstelle in der Schweiz an, woselbst er Lavater und Bollinger kennen lernte. Im Angesicht der himmelanstürmenden Gebirge besann sich sein Genius wieder auf sich selbst, Hölderlin schrieb während seines Schweizer Aufenthalts einige prachtvolle Oden. Bald aber zeigten sich an ihm die Spuren einer furchtbaren Geistesermattung. Die Hoffnung, eine Ausgabe seiner Gedichte zu veranstalten, rief ihn in die Heimat zurück, schlug aber fehl. So entschloß er sich, zumal mit Rücksicht auf seine ungünstige pekuniäre Lage, eine Hauslehrerstelle bei dem Hamburger Konsul in Bordeaux anzunehmen. Im Dezember 1801 reiste er nach einem schweren Abschied von den Seinigen über die gefürchteten überschnitten Höhen der Auvergne; die Fahrt war wegen der Verkehrsunsicherheit des rauhen Gebirges von besonderer Gefahr. „In Sturm und Wildniß, in eiskalter Nacht und die geladene Pistole neben mir im rauhen Bette — da hab' ich auch ein Gebet gebetet, das bis jetzt das Beste war in meinem Leben und das ich nie vergessen werde“, schrieb er kurz nach seiner Ankunft in Bordeaux an die theure Mutter. So Winter und Sturm um sich her und Winter und Sturm im Herzen verließ er die Heimat. Zunächst lebte er sich in die neuen Verhältnisse mit Leichtigkeit hinein, noch immer hoffte er, nach den Prüfungstagen der Jugend zufrieden und glücklich zu werden. Nach kurzer Zeit war Hölderlin verschollen, wohin er sich gewendet, niemand wußte darüber Nachricht zu geben. Endlich im Sommer 1802 erschien er plötzlich wieder in Deutschland, nachdem er wie ein Landstreicher Frankreich durchirrt hatte. In erschütternder Weise hielt er bei Matthijson Einkehr. Leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart, wie ein Bettler gekleidet, tritt er zu Matthijson ins Zimmer. Erschrocken steht Matthijson auf, die schreckensvolle Gestalt betrachtend, die nach einer langen Pause näher tritt, sich über den Tisch neigt und mit dumpfer, geisterhafter Stimme murmelt: „Hölderlin“. Als bald ist sie auch schon wieder verschwunden. Im Juli traf er bei seiner Mutter in Nürtingen ein; er erschien im Zustande des grauenvollsten Wahnsinns, jagte die Mutter und sämtliche Hausbewohner in einem Wuthanfall aus dem Hause und versiel sodann in eine todesähnliche Geistesapathie, aus der er sich nur allmählich erholte. Seit Waiblingers biographischer Skizze über den unglücklichen Dichter geht die Sage, daß Hölderlin in

Bordeaux durch zügellose Ausschweifungen seine Geisteskräfte erschöpft habe, diese Annahme entbehrt jedoch jeglichen Anhalts. Im mütterlichen Hause nahm er seine Lieblingsbeschäftigung, die Poesie, wieder auf und versenkte sich noch einmal in die Werke der Alten. Er übersetzte sogar Sophokles' König Oedipus und Antigone in fünf Fußigen Jamben und dem Originale entsprechenden Chormetren. In den Anmerkungen lagert neben geistvollen Gedanken der herzerreichendste Unsinn. Der Landgraf von Hessen-Homburg nahm sich in dieser Lage des Dichters an und zog ihn als Bibliothekar in seine Residenz. Allein der Zustand Hölderlins wurde immer bedenklicher, so daß man ihn nicht mehr sich selber überlassen konnte. Unter dem Vorwande, daß er in Tübingen Bücher einzukaufen habe, wurde er im Herbst 1806 in das dortige Klinikum gelockt, woselbst die letzten Heilungsversuche mit ihm angestellt wurden. Die schließliche Diagnose war unheilbarer Wahnsinn. Im Sommer 1807 wurde er in der Familie eines wohlhabenden und wackeren Tischlermeisters namens Zimmer in Tübingen untergebracht, in welcher er bis zu seinem Tode gelebt hat.

In der ersten Zeit hatte Hölderlin noch zuweilen Anfälle von Majerei, in welcher er einmal sämtliche Gesellen zum Hause hinaustrieb und die Thür verschloß, so daß er schließlich mit Faustschlägen bewältigt werden mußte. Später verlor sich aber die Tobsucht vollständig und seine Geisteskrankheit nahm den Charakter einer ungehobenen psychischen Erschlaffung an, welche eine Sammlung der Gedanken und ein logisches Aneinanderreihen der Vorstellungen unmöglich machte. Körperlich war sein Zustand bis zu seinem Ende ein vortrefflicher. In der Zusammenhangslosigkeit seiner Ideen glich er einem Kinde. Er mußte übrigens auch wie ein solches behandelt werden. Nicht selten begleitete er seine Pflegeeltern in die Gärten und Weinberge, woselbst er sich auf einen Stein setzte und die Heimkehr erwartete. Was er fand, mochte es der geringste und werthloseste Gegenstand sein, steckte er ein und nahm es mit nach Hause. In seinem Zimmer wollte er nichts dulden, was nicht ihm selbst gehörte, deshalb stellte er, sobald er gegessen hatte, das Geschirr sogleich vor sein Zimmer auf den Fußboden hinaus. Eine kindische Freude empfand er, als man ihm ein Sopha in seine Stube setzte, auf dem nun ein jeder Besuch Platz nehmen mußte. Besuche von Bekannten empfing er gern, er betitelte sie mit „Euere Majestät, Euerer Heiligkeit, Herr Baron, gnädiger Herr Vater“, war artig und höflich gegen sie und mischte in seine Unterhaltung mit Vorliebe französische Brocken, bildete auch neue, sinnlose Wörter. Desterer verharrete er auch in seinen einmal begonnenen Selbstgesprächen. Sich selbst ließ er gern „Herr Bibliothekar“ aureden. Einen erquickenden Einfluß übte auf ihn die Natur aus, noch immer hing er an ihr mit kindlicher Liebe. Unter seinen Fenstern floß der Neckar und rauschte ihm von den schwäbischen Bergen heimatliche Grüße zu. Eine schöne Mondnacht lockte ihn mitten aus dem Schlaf aus

Fenster. Da stand der unglückliche Sänger und sein erloschener Blick schweifte unstät in die duftende leuchtende Nacht. Auch die Musik blieb ihm in den Jahren des Irzsinns eine liebe Freundin. Tagelang blieb er am Klavier sitzen und übte hundertmal dieselbe einfache Melodie. Hatte er einige träumerische Akkorde gegriffen, so fiel plötzlich sein Auge zu, das Haupt richtete sich auf und er begann im wehmüthigen Gesange seine Leiden auszuströmen. Im übrigen trug er für die Geschehnisse um sich her und für die Ereignisse der Zeit nur wenig Theilnahme zur Schau. Nur als man ihm von den griechischen Freiheitskämpfen erzählte, wachte seine alte Liebe zu Hellas wieder auf; aber der arme Sänger, der als Hyperion im Geiste für die Unabhängigkeit Griechenlands gekämpft hatte, lauschte nun mit verstörten Sinnen den Siegesnachrichten aus seiner geistigen Heimat. Seine Lieblingsbeschäftigung blieb jedoch die Poesie. Anfänglich beschrieb er mit einer wahren Wuth jedes Papier, das ihm in die Hände kam. Sein Hauptthema war Diotima. Der „Hyperion“ lag fast immer aufgeschlagen auf seinem Tische. Er las gern daraus vor. So erzählt Waiblinger, der als Student mit Hölderlin freundschaftlichen Umgang gepflogen, daß der Dichter nach einer Stelle aus dem „Hyperion“ einmal mit heftigem Geberdenspiel ausrief: „O schön, schön, Euere Majestät“, dann weiter las und plötzlich hinzusetzte: „Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma!“ Die Gedichtsfragmente aus dieser Zeit sind noch immer von melodischem Wohlklang erfüllt, aber die sternlose Nacht des Wahnsinns brüdet darüber und nur hier und da blitzt wie ein Wetterleuchten ein schöner Gedanke plötzlich und schnell verlöschend aus den Zeilen hervor. Wie eine erschütternde Tragik klingt es aus dem Liede: „Hälfte des Lebens“, welches als eine Probe der Hölderlinschen Wahnsinnsgedichte hier Platz finden mag:

Mit gelben Blumen hängt  
Und voll mit wilken Rosen  
Das Land in den See,  
Ihr holden Schwäne,  
Und trunken von Küssen  
Lunzt ihr das Haupt  
Ins heilig nüchterne Wasser.

Weh mir, wo nehm' ich, wenn  
Es Winter ist, die Blumen und wo  
Den Sonnenschein,  
Und Schatten der Erde?  
Die Mauern sehen  
Sprachlos und kalt, im Winde  
Klirren die Fahnen. —

Endlich, am 7. Juni 1843 fand Hölderlin auch seinen leiblichen Tod. Ein Lorbeerkranz, der ihm im Leben versagt war, schmückte das Haupt des entschlafenen Sängers. Seiner Leiche folgten viele Professoren und Studenten. In Tübingen liegt sein sterblicher Theil begraben. Aber sein Lied lebt ewig.



## Charon.

Von Xanthippus.

**W**illkommen, erquickender Hauch,  
Schüttelst die Tropfen Du gleich  
Von dem Geäst mir herab!

Willkommen nach lastender Schwüle des Tags!

Ach, wie kühlst die Stirn du wohl!

Ach, wie schlürfst mit Entzücken die Brust

Deine belebende Feuchte, welche

Wohlgeruch von Millionen

Zäh vom Regen zererschlagener Blüten

Würzet berauschend!

Tief noch hängt das Gewölk,

Nachtend, es mahnt zur Vorsicht den Schritt.

Horchjames Ohrs und reges Herzens

Wandr' ich müde den einsamen Pfad,

Der das ersehnte Obdach verheißt.

Horch! weit witternder Hunde Gekläff

Kündet mich an schon, das Dorf ist nah.

Seh' ich die Giebel nicht schon

Ragen im gelblichen schmalen Streif

Dort, wo des Himmels Gewölbe

Ausliegt der trunkenen Erde?

Nicht mehr reget das weithindröhnende Lied

Eintönig klagend, der Rohrdommel mich auf.

Plötzlich zerbricht das Gewölk,

Wie sich ein Vorhang theilt.

Froher erathm' ich, mich grüßet das schwärzliche Blau

Gleich dem unendlichen Meere,

Wenn es der mühevoll hinauf klimmende Pilger,

Um des höchsten Gebirgs letzten

Vorsprung sich wendend, erschaut.

Siehe, da gleitet er hin, der silberne Kahn,

Sicher dahin durch ewige Zeichen,

Die auf der Weite schimmernd schweben.

Als ich ein Kind war, zeigte die Mutter lächelnd

Wohl im Monde den Mann und erzählte das Märchen.

Und nun heute? Gesteh' ich es nur, ich sehe

Deutlich des leuchtenden Schiffs hochragenden Fährmann.

Grüßt er herab? Mir starrt das Blut.

„Wer Du auch seist, ein Holder oder ein Unhold,

Sei mir gegrüßt und verehrt, Erhabener!“ —

Kennst mich wohl nicht? Bin Charon genannt.

Zittere nicht, wir meinen's imgrunde nicht schlecht,  
Wahrlich nicht schlecht mit euch Wichten,  
Ich und der alles erlösende Tod.

Jetzt gleit' ich Dir hin wie ein liebliches Bild nur,  
Das Dich nach Tages Gewühl erfreut, denn Grüße  
Tragt ihr ihm auf an die ferne Geliebte,  
Grüße nehmt ihr zurück und Gelöbniß der Treue.  
Und ich wehr' es Euch nicht, doch kennt ihr  
Wenig des Sehnsucht weckenden  
Wesens und Absicht. —

„Du bist's, Charon? Bergieb, dort wußt' ich Dich nicht.  
Täuschest Du so wie die Jugend uns täuscht und die Hoffnung?  
Schöne Maske, kenn' ich Dich nun? Hab Dank,  
Daß Du so freundlich Dich nennst.

Denn auch so, Du lösest die Seele in Wehmuth,  
Aengstest mich nicht. Deine stygische Flut erlabt mich.  
Führest und hütetest getreu der Ladung,  
Unermüdlicher, Herrlicher Du!“ —

Ja, man plackt sich, doch geht es zur Noth jetzt,  
Da sich ein wenig des Kriegs Tollwuth vertobte.

Nicht auf lange, denn immer von neuem

Packt Euch die Mordgier an. Wie lang' ist's,

Daß ich das Köcheln vernahm und den flehenden Blick sah  
Tausender, die mit wollten über die Nacht zu ihrem Erlöser?

Uns kann's gleich sein, doch macht man sich seine Gedanken. —

„Giebt es denn Heil für uns? O sag' mir, Charon!“

Heil? Ich mein', ich hörte mal so was,

Einer hab' es entdeckt und sie hätten ihn grausam,  
Teuflich geschunden dafür und hingeschlachtet.

Und Jahrhunderte lang, so dünkt mich,

Hört' ich die lästernde Lüge,

Von dem Gott, der die Liebe sei

Und ein Herr der Schlachten zugleich.

Er hab' es sie so gelehrt, so logen die Frechsten.

Wirßt es ja wissen, was ficht es uns an?

Wir thun unsere Pflicht, ihr seht, wie ihr durchkommt! —

„Charon, kämst Du herab! erfülltest die Herzen,

Lieber Freund der armen Gequälten,

Ach, mit Deinem milden Worte! Charon!

Hörst Du mich nicht? Weile doch!

Ach, wo bliebest Du? Charon! Charon!“ —

Schaurig brauset der Sturm, von neuem  
Stürzen die Wasser herab, doch ich bin am Ziele,  
Gott sei Dank! Lange noch, lange  
Blieb er mir fern der erlösende Schlaf.



## Reisebilder aus dem Südosten Europas.

Von Irma v. Groß-Borossyáni.

### I.

#### Auf der Donau.

**E**s war vor zehn Jahren, als kaum die Kanonendonner des russisch-türkischen Krieges verhallt waren, daß ich zum ersten Male nach dem Südosten Europas meine Schritte lenkte. Ein böses Geschick lag auf mir. Ein einziger Augenblick hatte den mühevollen Bau meiner energischsten Bestrebungen, die wärmsten Hoffnungen meines Herzens zertrümmert. „Krank am Herzen, arm am Beutel, schleppt' ich meine langen Tage“. Da floh ich die Heimat und suchte im fremden, unbekanntem Lande Vergessen getäuschter Erwartungen, Kräftigung der Seele und des Körpers zum Beginn eines neuen Wirkens.

Im Herbst des verfloffenen Jahres nahm ich nun noch einmal einen mehrwöchentlichen Aufenthalt in Jalta, dem wegen Traubencur, Seebad und stärkender Meeresluft von Russen vielbesuchten kleinen Städtchen an der Südostküste der Krim, und will es versuchen, aus beiden Reisen den Lesern dieser Hefte die mir selbst unvergeßlichen Bilder, wenngleich nur in flüchtigen Umrissen, zu entwerfen.

Der flugähulichen Rapidität, mit welcher der Kurier-Zug mich binnen zweimal vierundzwanzig Stunden von Wien nach Odessa hätte bringen können, zog ich die längere, aber auch unvergleichlich interessantere Fahrt zu Schiff auf der Donau vor. Nach einer in Budapest gehaltenen kurzen Rast bestieg ich am 17. September das stattliche Dampfsboot „Kadezky“. Es war elf Uhr abends und ich fand es so überfüllt, daß ich nur mit Mühe ein kleines Plätzchen zum Sitzen austreiben konnte und so die Nacht im gemeinsamen Salon verbringen mußte, wo die Damen auf den Divans herumlagen und die Männer an verschiedenen Tischen Karten spielten, rauchten und tranken.

Angenehmer als diese erste Reisenacht war der kommende Tag. Zwar ist die Gegend hier flach und im ganzen einformig, aber die theils mit reizenden Wäldchen bedeckten, theils gleich künstlichen Böschungen, nicht hoch aber steil abfallenden Ufer, sowie der immer gewaltiger anwachsende Strom selbst bieten doch stets anmuthige kleine Variationen. Wir zogen vorüber am Bischofs- und Jesuitensitz Kalocsa, am weinberühmten Szegszárd und dem schlachtenberühmten Mohács. Dann kam Drauec (bei Esseg), wo sich die Drau in die Donau ergießt, und man der Wasser kein Ende zu sehen glaubt.

Am 19. September nachts weckte mich der Passagierswechsel in Bazias; ich hatte zwar auch jetzt keine Hängematte, doch aber einen Divan zu meiner Verfügung, was immerhin schon als eine sehr werthvolle Errungenschaft betrachtet werden mußte!

Die allerdings beständig wechselnde Reisegefellschaft ist aus allen Nationen zusammengewürfelt. Da hört man außer den deutschen, französischen und englischen Weltsprachen auch italienisch, ungarisch, serbisch, armenisch, griechisch sprechen und durch einander schreien, und man kann sich zum Zeitvertreib die verschiedensten Nationaltypen heransuchen. — Die Gegend, welche wir heute durchziehen, ist wundervoll. Die Gebirge beginnen nach Belgrad mehr und mehr anzusteigen, aber die Dunkelheit der Nacht verhüllte sie meinen Blicken. Immer enger drängen sie den brausenden Strom ein und schon haben wir mehrere Engpässe passiert, den bedeutendsten zwischen sieben bis acht Uhr morgens. Ein eisiger Sturm wehte uns entgegen; dichter Nebel deckte den Himmel und trieb in wilder Jagd um die hoch in die finstern Wolken ragenden Felsen, zwischen denen des Stromes ungeheure Wassermasse bald in wüthenden Stromschnellen dahinschießt, bald in majestätischer Ruhe sich sammelt, welche sie einem Bergsee ähnlich erscheinen läßt. Dort erhebt sich, von einer eben aus dem Nebel aufgetauchten Felsenspitze, freijendenden Flugs, ein gewaltiger Adler, ein an enormer Flügelweite seltenes Exemplar; — da ragt ein thurmähnlicher Fels mitten aus dem schäumenden Strombett heraus. Wahrlich! ich bereue es nicht, ungeachtet der Warnungen meiner Reisegefährtinnen, der winterlichen Temperatur Trotz geboten zu haben, um, wie außer mir nur einige wenige Männer, in Plaid und Pelz gehüllt auf dem Verdeck dieses großartige Schauspiel zu bewundern.

Um halb zehn Uhr morgens in Trenkova angekommen, mußten wir auf einen Miniaturdampfer umsteigen, der unsere Bagage auf einem Floß ins Schlepptau nahm. Mittlerweile ist es warm geworden, die Berge treten zu beiden Seiten zurück, aber zeigen sich in ihrer vollen, bedeutenden Höhe.

Wir gelangen nun zu dem berühmten eisernen Thor, ein bis fast in die halbe Breite der Donau hineinreichendes Felsenriß, welches nur einen schmalen Streifen fahrbares Wasser den Schiffen läßt, da die übrige Hälfte in einer Länge von 30—40 Faden von Klippen durchzogen ist, über die der Strom rauschende, schäumende Wellen

wirkt. Der Kanal des Fahrwassers ist durch ein rothes Zeichen, wie jene an Eisenbahnen, angezeigt. Die Strecke zwischen Trenkova und Orsova kann nur bei Tage befahren werden.

Bald erblicken wir die Trümmer einiger uralten Gemäuer, die Ueberreste römischer Festungen. Längs des Flusses kann man auch die deutlichen Spuren der ebenso alten trajanischen Straße verfolgen. Auch entdecken wir die Stelle einer ebenfalls in jener Zeit erbauten Brücke, sowie die trajanische Gedenktafel, eine Felsenplatte mit lateinischer Inschrift, welche jetzt allerdings durch Rauch von Hirtenfeuern so geschwärzt ist, daß man aus einiger Entfernung keinen Buchstaben mehr zu unterscheiden vermag.

Immer weiter braust das Schiff und Bild an Bild zieht an uns vorüber.

In einer kleinen Station besteigt eine reizende Serbin unseren Dampfer, reizend sowohl durch ihre dunklen Augen unter den langen Wimpern, durch ihre blühenden Farben und die weichen, üppigen und doch zarten Formen ihrer Gestalt, als auch durch ihre malerische Nationaltracht, die alle diese Vorzüge ihrer Erscheinung im besten Lichte zeigt. Ein kleiner, hellrother Fetz, von schweren dunklen Böpfen umschlungen, die ihrerseits wieder von einem lichtblauen Bande umwunden, diademartig durch eine glitzernde Brillantnadel gehalten sind; ein schwarzes, enganschließendes Leibchen mit blauen, schligartigen Einsätzen.

Und welch buntes Gewimmel regt sich dort am Ufer! Von der goldstrotzenden Uniform der rumänischen und serbischen Offiziere bis zu der durch Mangel an Kleidung sich kennzeichnenden Tracht des Zigeuners; auf Esel reitende, bärtige Türken in weißem Hemd und blauer Hose, eine rothe Schärpe um die Lenden und den bunten Turban auf dem Haupte; der Wallache in weiter Gatie und kurzem, kaum zum Gürtel reichendem Hemde, an welchem jedoch Gattin oder Geliebte die mühsamst genähten, durchbrochenen Säume nicht fehlen läßt; der serbische Bauer mit herabgebogenem Schnurrbart und der hohen, schwarzwolligen Mütze und sein Weib, Kopf und Brust, fast wie die Türkin, mit großen weißen Tüchern verhüllt. Dort drängt sich die Uniform eines Marineoffiziers zwischen einen Schwarm von nur mit Hemd und Schürze bekleideten Wallachinnen, und hier wird eine ans Land tretende elegante Abendländerin von einem Haufen halbnaakter, an Farbe den Rothhäuten ähnelnden Trägern überfallen, welche zudringlich ihre Dienste anbieten.

Unzählige große und kleine Segelschiffe begegnen uns oder werden von unserem Dampfer überholt. Eben zog eine Flotte von 19 Segeln an uns vorüber, umkreist von Hunderten schnellflügeliger Möven, die pfeilgeschwind bald hart an der Wasseroberfläche hinschießen, bald hoch über den stolzen Masten. Ferner und ferner treten die Ufer des Stromes zurück, und immer seltener werden die Spuren menschlichen Daseins an denselben; ja Stunden verrinnen ohne auch nur ein einsames Fischerboot, oder einen seine Heerde tränkenden

reitenden Hirten entdecken zu lassen; wohl aber dort eine Schaar Wildenten halb im hohen Schilf verborgen, hier einen langsam dahinschwebenden Reiher.

Infolge ihres geringen Falles und ihrer ungeheuern Breite gleicht die Donau nun weit mehr einem See, denn einem Flusse, und die tiefe Ultramarinfarbe ihrer Gewässer rechtfertigt hier wie nirgend sonst ihren Namen der „blauen“.

Die Sonne neigt sich gegen Westen und übergießt die weiten Ebenen und besonders eine ferne Hügelreihe im Süden, Ausläufer der Balkankette, mit jenem wunderbaren rosigen Licht, das uns Bewohner des Abendlandes in entzücktes Staunen versenkt. Tag für Tag lächelt ein heiterer, freundlicher Himmel, mild und ungetrübt strahlt das freundliche Tagesgestirn und je weiter wir dessen Aufgang entgegenfahren, desto rosiger wird das Licht und durchsichtiger die Luft.

An Schistowa mit dem gegenüber liegenden Zimniza, einer umfangreichen Stadt ganz türkischen Charakters mit vielen von schlanken Minarets gezierten Moscheen und einem von unzähligen Schiffen und Rähnen belebten Hafen, an Kustschuk, Silistria und Efernowoda vorüber (Städte, welche in dem jüngsten bulgarisch-serbischen Kriege eine so bedeutende Rolle spielten) trafen wir am 21. September in Galatz ein, von wo ein russischer Dampfer mich durch die Donaumündung ins Schwarze Meer und nach Odessa führte.

## II.

### Odessa.

Keine Stadt der Erde vielleicht trägt einen so entschieden internationalen Charakter, wie diese: eine harmonische Vereinigung des Nordens und Südens, des Occidents und Orients, begünstigt, wenn nicht erzeugt, durch Klima und Lage. Kalter Winter und glühender Sommer erwecken die verschiedensten Bedürfnisse, denen Haus und Kleidung sich anpaßt; Schiffe aus allen Ländern, nicht nur Europas, empfängt und entläßt der geräumige Hafen. Enorm ist die Ausfuhr an Getreide; kaum geringer vielleicht die Einfuhr an Industrie- besonders Luxusartikeln. In keiner Stadt wird verhältnißmäßig so großer Luxus entfaltet, wie hier, sowohl in den Kaufläden, deren Waaren größtentheils aus Paris bezogen, als in Equipagen und Toiletten.

In Mitte des vorigen Jahrhunderts standen nur wenige, armselige Fischerhütten an der Stelle dieser nun 130,000 bis 140,000 Einwohner zählenden Handelsstadt, welche den bedeutendsten Seehäfen unsers Kontinents, wie Triest, Hamburg, Amsterdam, an die Seite gestellt werden kann, ja dieselben, in Folge ihrer breiten Straßen und ihrer, ausgenommen im Haupttheile größtentheils niedrigen Häuser, an Ausdehnung wohl übertrifft.

Kind unjeres Jahrhunderts sind ihre Hauptstraßen regelmäßig,



Vor der Soirée.

Handwritten marks or scribbles in the top left corner.

gerade, schneiden sich in rechten Winkeln und überraschen durch ihre stattliche Breite, wie durch die schattigen Alleen, mit denen sie bepflanzt sind.

Und welch ein Gewühl fast aller civilisirten und uncivilisirten Nationen der Erde! Der kühl zurückhaltende Engländer, neben dem lebhaft gestikulirenden Italiener; der schachernde Jude, neben dem nicht minder schlaunen Griechen. Franzosen und Deutsche, Holländer und Schweden, sie alle stellen ihr zahlreiches Contingent von Bewohnern. Selbst ein Brüderpaar Chinesen verkauft köstlich aromatischen Thee in seinem vorzüglich ausgestatteten Geschäftslokale. Kostüme aller Art, außer der bereits am Schiff begegneten, drängen sich hier: dort ein Trauben und anderes Obst verkaufender Tatar aus der Krim; hier ein Fischerknecht zu Pferde; da wieder einige Armenier. — Und alle die Laute und Sprachen! ein wahrer Thurm Babel!

Begegnete ich nicht auf jedem Schritte den „Iswoštšik“, nichts würde mir sagen, daß ich in Rußland bin. Aber in welchem andern Lande der Welt trifft man diese Art Fiaker? Ein kleines, leichtes Wägelchen, mit sehr engem Sitze für zwei Personen, mit einer durch hohen Bogen über dem Kopf des Pferdes verbundenen Gabelbeißfel; meist noch ein zweites Pferd frei zur Seite gespannt; der Kutscher im russischen Kutscherkostüm, dem wattirten, weiten, bis zur Erde reichenden Faltenrock, der mich, wenn ich eben das bärtige Gesicht nicht sehe, in Zweifel läßt, ob ein männliches oder weibliches Wesen auf dem Bock die Zügel lenkt. Ich hatte indeß diesen Iswoštšik bald eine sehr anziehende Seite abgemerkt: ihre Billigkeit. Für 20 Kopelen (etwas mehr als 20 Kreuzer öster. W.) machen sie jede beliebige Fahrt in der Stadt. Und dennoch thut ihnen Odeſſa das Leidwesen an, heutigen Tages mehrere Tramway-Strecken durch das Innere der Stadt und nach den verschiedenen, häufig besuchten Punkten der Umgebung zu besitzen! Bedauernswerthe Iswoštšik!

Als ich im verfloſſenen Herbst dasselbst ankam, empfingen mich die Hallen eines neuen, prachtvollen Bahnhofgebäudes, statt des alten, schmutzigen Labyrinthes; auch fand ich bedeutende Verbesserung im Pflaster und in der Reinhaltung der Straßen, in welcher Hinsicht sich Odeſſa vor den meisten russischen Städten vortheilhaft auszeichnet.

Am 22. September 1885, gegen drei Uhr nachmittags schiffte ich mich mit meiner jungen, russischen Freundin, die wir Raissa Pawlowna nennen wollen, auf dem Dampfer „Olga“ ein. Dreimal tönte das Zeichen der Abfahrt: die Glocke und das dumpfe Horn, dessen düster klagender Ruf über die heiter schwazende Gesellschaft auf dem Verdeck und durch die klare, ruhige Luft weithin schallt, wie ein Warneruf vor den Gefahren, welche das trügerische Meer in jedem Augenblick heraufbeschwören kann. Geschäftig drängen sich die Matrosen durch die Menge, welche sich beim dritten Zeichen, den abreisenden Freunden noch einmal die Hände schüttelnd, über die Falltreppe ans Ufer zurückzieht. Die Anker werden gelichtet, und langsam setzt sich der Schraubendampfer in Bewegung, langsam windet er sich

durch das Gewimmel der Schiffe zum Hafen hinaus, zwischen den doppelten Breakwater hindurch. Leise beginnt das wohlgebaute, aber nicht sehr große Schiff zu schwanke; leise nur, denn spiegelglatt dehnt sich die Fläche des Meeres; keine drohende Woge, kein weißer Kamm hebt sich: die besten Auguren ruhiger, unbelästigter Fahrt.

Weiter und weiter bleibt die hinter dem Hafen sich stolz ausdehnende Stadt zurück, unmerklich ziehen wir aus dem breiten Golf auf die hohe See hinaus; nach etwa anderthalb Stunden verschwinden die letzten Unebenheiten des Horizontes, die letzten Spuren des verlassenen Landes und endlos dehnt sich das Meer ringsumher.

Prächtig war der Tag, herrlicher noch die Nacht. Der dunkle Sternenhimmel über uns schien mit der dunklen See unter uns sich zu einen. Silberflutend schimmerte der endlose Streifen, den unser Dampfer hinter sich ließ im milden Licht des Halbmonds. Dort und da begegnete uns ein Segler mit hoch am Mast glänzender Laterne und zog langsam an uns vorüber.

Lange wollt' ich mich nicht trennen von dem Genusse dieser unbeschreiblich schönen Nacht, und spät war es, als ich meine Kabine aufsuchte, in meine Hängematte kletterte und sanft gewiegt an der Seite meiner Freundin in ruhigen Schlaf versiet.

### III.

#### Sewastopol.\*)

Gegen sieben Uhr morgens liefen wir in die Bucht von Sewastopol ein. Zwei weit ins Meer hinausragende Landzungen, von denen die zur Linken von einem kolossalen, massiven Fort gekrönt ist, umrahmen sie. Weiterhin theilt sie sich in drei Arme, dessen längster sich wohl drei bis vier Werst\*\*) ins Innere des Landes erstreckt, und den größten Schiffen weithin einzulaufen gestattet. Die Natur hat hier selbst alles gethan, um den bequemsten und sichersten Hafen zu schaffen, und außer dem von Felsen ganz eingeschlossenen, aber kleinen Kessel von Balaklawa bietet das schwarze Meer nichts ähnliches.

Die vor dem Krimkriege so bedeutende und blühende Stadt liegt auf den verschiedenen Landzungen und den Ufern der Buchten zerstreut, aber auch heute noch, 30 Jahre nach der furchtbaren Belagerung, größtentheils in Trümmern. Wir benutzten die fünfständige Maststation unseres Schiffes, sie in der Kreuz und der Quere zu durchwandern. Ganze lange Straßen sind nur aus Schutt- und Steinhaufen und aus halb noch stehenden Mauern einstiger Häuser gebildet, aus deren ausgebrochenen Fensterhöhlen Greuel und Verwüstung des Krieges wie aus hohlen Augen uns anstiert. Dort und

\*) Bei im Deutschen und Russischen gleichlautenden Ortsnamen behalten wir die der russischen Aussprache möglichst entsprechende Orthographie bei.

\*\*) Werst ist das russische Pängemaß für Entfernungen. 1,04 Werst = 1 Kilometer, sodasß ungefähr 7 Werst auf eine geographische Meile kommen

da hebt sich allerdings ein neues Gebäude aus der Mitte der öden Ruinen; doch scheint es nur dem Bild der Zerstörung ein lebendigeres Relief zu verleihen.

Dicht neben dem Landungsplatz der Dampfschiffe führt eine breite steinerne Treppe zu dem von weißen Säulen getragenen Portikus, vor welchem viele die Ueberfahrt über die Buchten vermittelnde Boote verschiedener Größe vor Anker liegen. Das Ufer gegenüber, dem Einfahrenden zur Linken, beschützt noch ein zweites Fort, und hinter diesem erblickt man an einer sanft ansteigenden Anhöhe die Friedhöfe der hier gefallenen Russen, Franzosen und Engländer; sie gleichen, um der vielen der sie beschattenden Bäume willen, ausgedehnten, freundlichen Gärten. Dies ist wohl das einzige Plätzchen, an dessen mildem Grün das von dem grellen Sonnenlicht des Südens, den weißen Kalkfelsen und den aus demselben weißen Gestein erbauten Häusern geblendete und durch die kahle, nackte Erde ermüdete Auge sich ausruhen kann.

Kaum hundert Schritte vom Landungsplatze, am rechten Ufer der weiten Bucht, hat man es versucht, die traurige Oede durch einige neue Gartenanlagen angenehm zu unterbrechen; aber auch sie, weder von dem steinigen Kalkboden noch von dem regenfarigen Himmel begünstigt, zeichnen sich, wie die ganze Landschaft, durch Mangel an grünender, blühender Vegetation aus. Dicht am Meeresstrande ladet uns eine kühle Grotte, in welcher ein sprudelnder Brunnen plätschert, zur Ruhe ein; unter dem heißen Sonnenbrande lockt mich passionierte Schwimmerin indeß noch verführerischer die Badehütte in nächster Nähe, wie primitiver Art sie auch sei. Das von keinem Wellenschlag bewegte Wasser der Bai ist blau, wie Saphir, klar und durchsichtig, wie Kristall; viele Klaster tief sieht man deutlich auf dem Grunde jede Muschel, jedes Steinchen glänzen.

Nach der köstlichen Erquickung des Seebades steigen wir die felsige Anhöhe über die Stadt hinan, auf welcher der wenig Schätzen aber eine weite Umschau gewährende Boulevard, immer bergan, zu dem bedeutendsten Gebäude der hentigen Stadt führt: einer dem frommen Andenken der im Krimkriege gefallenen russischen Krieger erbauten Kirche, in deren halb unterirdischer Gruft die unter denselben hervorragendsten Generale und Admirale beigesetzt sind. Friedlich still und kühl ist's hier unten zwischen den schweigenden Gräbern: Friede des Todes.

In Sewastopol verließen viele unserer Mitreisenden das Schiff, um zu Wagen Jalta zu erreichen; eine Strecke von beiläufig 80 Werst.

Den Hafen verlassend und sich nach links, Südost, wendend, umschiffte unser Dampfer den kaum drei Werst von Sewastopol entfernten Chersonnes. Hier bezeichnet eine von der Land- und von der Seeseite weithin sichtbare Kirche die Stelle, wo der erste christliche Fürst Rußlands, Wladimir I., 988, die Taufe empfing.

Noch einige Werst weiter kommen wir an der kleinen Landzunge Fiolept vorüber, und nun beginnt das bisher flache Ufer allmählich

anzusteigen. Einer von Menschenhänden errichteten Mauer ähnlich, schroff ins Meer abfallend, erhebt es sich anfangs kaum ein paar Fuß, bald einige Klafter hoch, und so höher und höher.

Wir fahren an dem uralten, in der Geschichte der Krim oft erwähnten St. Georgskloster, mit seinem hochaufragenden Kirchturm, an dem halbversteckten Eingang zu dem kleinen Hafen des Städtchens Balaklawa — welches unsern Blicken jedoch verborgen bleibt — und an dem Kap Phoros, der südlichsten Spitze der Halbinsel vorbei.

Bald erblicken wir nun ganz auf der Höhe des Gebirges, 2800 Fuß über dem Meere, ein trotz der Entfernung deutlich sichtbares, den Felsen durchbrechendes Thor, das Bairdarthor, durch welches die von Sewastopol nach Jalta führende Straße geht. Sie übersteigt hier das Jaislagebirge und die Strecke vom Bairdarthor bis Alupka an der steilen Höhe herab ist ein Meisterwerk modernen Straßenbaues. Der überraschende Anblick des Meeres soll, besonders bei heiterem Sonnenaufgang, für solche, welche von Sewastopol kommend, das Bairdarthor passieren, ein ganz unvergleichlich herrlicher sein.

Das Schiff fährt nun in östlicher Richtung längs der Küste dahin. Beständig steigt die Gebirgskette an, deren Höhenkamm auch hier in selten unterbrochenen, senkrechten Wänden gegen das Meer zu abfällt. Aber auch mehr und mehr Raum gewährt sie an ihrem Fuße den am Abhange klebenden Tataren-Dörfern: Kikeneis, Limen, Alupka, Mischor, Gaspra; sowie den immer zahlreicher werdenden Schlössern und Villen der Großen und Größten des Reiches, und den mit seinen weitberühmten Produkten ganz Rußland versorgenden Weinbergen.

Bei dem Kap von Ni-Todor, das ein die Schiffer weithin warnender Leuchtturm krönt, nimmt die Küste eine nordöstliche Richtung, und schon erblicken wir in der Ferne das Ziel unserer Reise, dem wir, vorüber an den Schlössern Orianda und Livadia, zusteuern.

#### IV.

#### Jalta.

Wo die Jaislaketten ihre volle Höhe — gegen 5000 Fuß — erreicht, und am weitesten flaches oder nur sanft sich erhebendes Land am Meeresufer läßt; wo sie von einer gegen Norden sich hineinwindenden Thalschlucht unterbrochen, ihre Berge wieder östlich und mit dem Vorberg Ni-Danil bis ins Meer hinauschiebt; da, im Norden und Westen vom Gebirge umrahmt, liegt das kleine Städtchen an der nach ihm benannten, weiten und wenig ins Land einschneidenden Bucht zwischen Ni-Todor und Ni-Danil.

Die geschützte und südliche Lage (44 $\frac{1}{2}$  Gr. nördl. Br.) geben Jalta und seiner Umgebung ungefähr die Temperatur Oberitaliens, und aus dem ganzen ungeheuern Zarenreiche strömen Kranke und Gesunde hierher, um unter diesem warmen, heiteren Himmel Genesung, Erholung, Kräftigung oder auch nur Vergnügen zu suchen. Beson-

ders in den zum Gebrauche der Traubekur und des Seebades sich am besten eignenden Monaten September und Oktober ist Jalta und seine Umgebung der Sammelpunkt der vornehmen und reichen Welt. Und kein Wunder ist es, wenn Kranke hier genesen, Greise und Sterbende zu neuer Hoffnung sich aufraffen und die kraftvolle Jugend sich kopfüber in den vollen Genuß des Lebens stürzt: hab' ich es doch selbst erfahren, wie dieses reizende Fleckchen Erde, das allen Zauber des Meeres und des Gebirges, eines köstlichen Klimas und üppiger Vegetation vereinigt, die Pulse des Lebens kräftiger und höher schlagen läßt und jeden Nerv zu intensiverem Genuß des Daseins anregt.

Noch auf dem vor Anker liegenden Schiffe überrascht uns das malerische Bild des im Halbkreis an der Bai erbauten Städtchens. Im Nordosten steigen die zerstreut liegenden Häuser den Hügel hinan, auf dessen Gipfel die blendend weißen Mauern und Thürme des hübschen, russischen Kirchleins hinter schwarzgrünen Cypressen und Cedern hervorschimmern. Dicht am Meere erstreckt sich der schattige Boulevard; an denselben gegen Westen sich anschließend, gerade vor uns, der Quai, wo Hôtel an Hôtel sich reiht; weiter zurück die reichen Weinberge, aus denen unzählige, geschmackvolle Villen herauslugen; dahinter die mit dichten Wäldern bedeckten Höhen, deren gewaltige Stirnen nackt und kahl in die Wolken ragen, und über alledem die klare, durchsichtige Seeluft, das golden-rosig helle Licht des Südens, welches alle Konturen scharf und deutlich hervortreten, die satten Farben von Wald und Meer, von Berg und Himmel sich herrlich von einander abheben läßt. Wie oft schwelgte ich in dem Anblick dieses prächtigen Bildes, wenn das wogende Meer mich in seine Arme aufgenommen hatte und auf seinen salzigen, köstlich kräftigenden Fluten, fern vom Ufer, sanft auf und nieder schaukelte.

Wohl ragen unsere heimischen Alpen höher und stolzer zum Himmel, tragen die Gletscher auf ihren gewaltigen Schultern, senden aus ihrem Schoße die donnernden, Vernichtung und Segen bringenden Ströme ins Thal. Ihre oft grauenerregende Majestät, suche sie hier nicht; aber alle Pracht, allen unbeschreiblichen Reiz, welchen die Vermählung der See mit dem Gebirge, überwölbt von dem milden, fast ewig heitern Himmel des Südens, träumen läßt, hat die Natur mit freigebiger Hand hier ausgegossen.

Die See! ewig wechselnd und ewig gleich schön, zu jeder Stunde des Tages und der Nacht in andern doch stets wunderbaren Tinten spielend: vom dunkelsten Ultramarin, bis zum zartesten Bläulich-Grün; finster und schwarz unter den darüber lagernden Wolken, strahlend und lächelnd im hellen Sonnenschein, allen Farbensplanz von Gold und Silber, Smaragd und Saphir, Onyx und Opal beschämend; heute ein zur Erde herabgesunkener Himmel, morgen Tod und Verderben donnernde Wuth der Hölle — wer vermag ihren Zauber zu erklären? — Täglich ging ich stundenlang am Strande

auf und ab, oder saß auf den Bänken hart am Wasser, sodaß die Wellen mir dicht um die Füße spülten, und ward nicht müde, ihnen zuzusehen. Eine nach der andern schiebt sich heran, höher und höher, bis sie sich in die zurückrauschende Brandung überstürzt und sich in unzählige, kleine, krause, mit weißem Schaum bedeckte Wellchen zertheilt, die mit rieselndem, knisterndem Geräusch den sanft ansteigenden Uferkies, gleich zahllosen, behenden, weißwollhaarigen Mäuschen und Kaninchen, murmelnd hinauflaufen. Nun rinnen sie wieder zurück; aber schon begegnet ihnen die nächste unermesslich lange Woge und überstürzt sich abermals mit dumpfem Dröhnen, und so fort, die dritte, die vierte, und jede stäubt mir ihren feinen, salzigen Sprühregen zu, den ich mit demselben trostigen Wohlgefühl einathme, wie die scharfe Luft unserer Hochalpen. Sieh! da naht eine, höher, gewaltiger als die vorigen; näher zum Ufer heran rückt sie; jetzt stürzt auch sie in die schäumende Brandung — schnell Füße und Kleid in die Höhe, denn flugs! läuft sie über den Kies weg bis unter meine Bank. Dort! dort kommt eine andere, noch gewaltiger; aber sieh! die gegenströmenden Wasser brachten sie früher zum Falle, und sie kam lange nicht so weit als die vorige — wie so oft im Leben das Streben des Einen sein Ziel erreicht, das eines Andern dem Gegenstrom eines widrigen Geschicks unterliegt.

So treiben die Wogen unermüdlich ihr harmloses Spiel in friedlichen Tagen. Aber wie schauervoll rasen und toben sie, wenn sie ein Sturm dem Lande zutreibt! Haus hohe Ungethüme, wälzen sie sich heran, die Stirn überhangen von weißen, drohenden Locken. Nichts scheint ihrer titanischen Gewalt widerstehen zu können; — doch schon beugt sich das Riesenhaupt und in furchtbarem Bogen stürzt es mit donnerndem Tosen in die Tiefe, aus deren wildem Aufruhr schäumender Gischt empor spritzt. — Soll ich es bekennen? Mein Herz jauchzt, trotz heimlichen Bebens, bei diesem schauerlichen Rasen. Ja, noch mehr! mit unbezwinglicher Gewalt treibt's mich, hineinzustürzen und den Kampf zu wagen auf Tod und Leben. — Freilich, wohl fänd' ich den erstern. Denn als ich einmal, bei etwas bewegter See, die jedermann, außer mich, vom Baden zurückschreckte, ins Meer hinaus zu schwimmen wagte, wurde ich beim Zurückkehren, ermüdet von der Anstrengung des Durchbringens der Brandung, kraftlos und aufs äußerste erschöpft, außerhalb der Badehütte ans Ufer geschleudert, und kann von Glück sagen, nicht an einem der Pfosten derselben zerschmettert, sondern nur mit einigen Kontusionen und blutenden Schrammen davon gekommen zu sein.

Zalta, im 12. und 13. Jahrhundert unter den Byzantinern Galita, später ein tatarisches Dorf Zalita, zählt auch heute, obwohl schon 1838 zur russischen Kreisstadt erhoben, kaum 2000 Einwohner und nur wenige Straßen, von denen der Quai die bedeutendste. Doch welch ein bunt bewegtes Leben drängt sich hier zur Traubenzeit! Hier stellen die klugen Kaufleute, Armenier und Perser, ihre kostbaren Waaren aus: glänzende Seiden- und schmiegsame Wollstoffe

aus dem Kaukasus, indische und persische Tücher und Teppiche, Gold- und Silbergeschmeide, Gürtel aus massivem oder Filigran Silber mit kleinem Dolche daran, wie sie von Tataren und Tscherkesen getragen werden, und viel andern seltenen Schmuck; während die einheimischen Tataren die Früchte des Landes in ihren hölzernen Buden verkaufen: aller Art köstliches Obst und vor allem die gezeugnete Traube, den Schatz der Krim.

Hier harret die lange Reihe der bequemen Miethwagen; hier reiten die stolzen Kavalkaden durch, auf die nervigen, feurigen Tataren-Kößlein, gefolgt von den tatarischen Begleitern in ihrer kleidsamen, schmucken Tracht. Hier schlendert die Geld- und Blutsaristokratie Rußlands: Fürsten und Grafen, Minister und Generäle, Bankiers und Gutsbesitzer, die Crème der Gesellschaft und unter derselben manch Hochstapler, manch elegante Abenteuerin, er im Spiel, sie in der Liebe ihr Glück versuchend.

Aber auch die sehnigten, bronzefarbigten, halbwildten Gestalten der türkischen Küstenschiffer und der Tataren aus den Bergen, mit nacktem Hals, Brust und Armen, den rothen Fez oder ein schmutziges Tuch turbanartig verschlungen auf dem Kopf, streifen dicht an dem Monocle tragenden Dandy, an der vom Assenhündchen begleiteten Dame vorüber.

Lebst Du zufällig einmal Deine Schritte durch den Schwibbogen des sogenannten Central-Gasthofes, gegenüber der Dampfschiffagentur am Boulevard, so verschwindet wie mit einem Zauberstrich die vornehme Welt hinter Dir. Ein durchdringender Geruch von brenzlichem Hammelfett, von Schweiß der Pferde und Menschen, verworrenes Geschrei der Käufer und Verkäufer, der Fuhrleute, welche ihre mit elenden Kleppern oder Eseln bespannten Karren durch die Menge drängen, empfängt Dich. Du befindest Dich auf dem Bazar. Tataren, Türken, Griechen, Armenier, Russen, auch einige Karaim und Juden — das treibt und stößt sich durcheinander auf der natürlich ungepflasterten Straße, an deren Rande die Verkäufer mit untergeschlagenen Beinen lauern.

Hast du bisher die Berechtigung anerkannt, Jalta ein Paradies zu nennen, so brichst du hier doch gewiß in den Ausruf aus: „Welch schmutziges Paradies!“ Selbst der Quai, obgleich er in dieser Saison (aber auch nur bis Ende Oktober), täglich gefehrt und bespritzt wurde, erfreut sich durchaus keiner, dem europäischen Begriff des Wortes entsprechenden Reinlichkeit.

Trotz der sieben Hôtels (drei davon wurden im Laufe des letzten Jahrzehnts erbaut und zu einem achten in diesem Herbst der Grund gelegt) findet man während der High season oft kein, oder doch kein passendes Obdach, und selbstverständlich nur zu Preisen, wie die russischen Großen sie zu zahlen gewohnt sind.

Wir hatten dasselbe im Grand Hôtel de Russie genommen, welches sich durch seine Lage und seinen Komfort auszeichnet. Im Rücken von einem sonnigen, dicht hinter demselben sich erhebenden

Hügel beschirmt, genießt die Hauptfront dieses palastartigen Gebäudes die volle unbehinderte Aussicht auf das offene, nur durch den schmalen Garten und den Quai vom Hôtel getrennte Meer. In einem Pavillon dieser Gartenanlagen, welche sich sanft zum Quai hinab senken, spielte täglich nachmittags bis um elf Uhr nachts ein aus Berlin berufenes Orchester. Wer wollte da nicht gerne ein oder das andere Stündchen auf der geräumigen, zu beiden Seiten von breit-ästigen Platanen beschatteten Terrasse verbringen!

Die weite Bucht liegt vor uns. Von der Ostspitze Saldas zur Linken an, wo die Wogen sich an vorspringenden Felsen mit dumpfem Brausen brechen, und wo nachts der warnende Fanal mit dunkel purpurnem Auge glüht, bis ferne nach Süden an den grenzenlosen Horizont der hohen See reicht unser Blick. Wenn dann die wenigen, eben hier vor Anker liegenden Segelschiffe jedes seine Laterne aufhitzt und sie sich, schwimmenden Glühwürmchen gleich, auf den Wellen sachte schaukeln; wenn des Mondes zauberisches Licht die unabsehbaren, leise bewegten Fluten versilbert; die breiten Blätter der Platanen über uns sanft erzittern im weichen Hauche des Südens, der den Duft von Rose und Heliotrop zu uns heraufträgt; wenn die bald fröhlich jubelnden, bald sehnsüchtig flötenden Weisen der Musik uns auf ihren Schwingen wiegen: wortlos bleibt die träumerische Süßigkeit solcher Augenblicke!

Die Lebensweise der Badegäste in Salta ist so ziemlich dieselbe wie in andern Kurorten: der Besuch des Stadtgartens, in welchem morgens und abends eine Musikcapelle spielt; eine Promenade längs des Strandes, dazwischen eine kleine Rast auf den Bänken am Uferkiez, der Vertilgung einiger schwerer Gutebeltrauben gewidmet; ein erquickendes Seebad\*); die wöchentlichen Tanzsoireen und — das Theater. (Denn zu unserer nicht geringen Ueerraschung fanden wir diesmal sogar ein hölzernes Theaterchen erbaut, in welchem Operetten-Vorstellungen gegeben werden). Außerdem in erster Linie Ausflüge in die herrliche Umgebung Saldas.

Eine eingehende Schilderung all der schönen oder interessanten Punkte der Umgegend würde uns zu weit führen, weshalb ich mich darauf beschränken muß, nur einzelne Blüten aus dem lieblichen Kranze reizender Bilder herauszugreifen und den Lesern unseres Heftes darzubieten.

Bevor ich jedoch vom Lande erzähle, noch einige Worte über dessen Leute, nämlich die zum Islam sich bekennenden:

## V.

### Tataren der Krin.

Ein eigenartig, interessantes Völkchen! Nachdem die Tataren durch viele Jahrhunderte die Herren sowohl eines großen Theils des

\*) Obgleich die Badeplätze gegen den stark belebten Quai durchaus nicht vollkommen gedeckt sind, stehen in diesem „Paradiese“ auch ziemlich „paradiesische“ Badefloßküme sehr allgemein im Gebrauch

heutigen europäischen Rußlands als auch dieser erst im Jahre 1783 unter Katharina II. eroberten und mit Rußland vereinigten Halbinsel gewesen, soll gegenwärtig, in Folge der beträchtlichen Auswanderungen nach der Türkei, ihre Zahl in der Krim auf wenig mehr als 100,000 zusammengeschmolzen sein.

Gewöhnlich von kleiner und schlanker Gestalt, aber mit breiten Schultern und gewölbter Brust, besitzen sie eine unglaubliche Behendigkeit und Körperkraft. Man sieht sie in halb zerlumptem Hemde und weiten Hosen, eine grellfarbige, meist rothe Schärpe um den Leib, welche ihnen erforderlichen Falls auch als Trag- oder Schleppseil dient, die Füße in mit Riemen umwundenen Lappen und pantoffelartigen Schuhen steckend, Arbeiter- und Lastträgerdienste verrichten, wobei sie, gebückt bis zu einem rechten Winkel, lange Strecken weit unglaublich schwere Lasten tragen. Ich selbst sah einmal auf der Straße vier solche Tataren ein großes Piano in der Weise transportiren, daß immer einer allein auf seinem Rücken den von einem Kissen unterstützten Flügel einige hundert Schritte weit trug, worauf einer der andern ihn ablöste.

Aber so staunenswerth diese ihre Muskelstärke auch ist, bin ich doch überzeugt, daß es diese armen, halbwildten Lastträger, oder Kohlen- und Holzführer aus den Bergen nicht waren, deren Anblick dem Kaiser Alexander I. den Ausruf entlockte: „Welch' herrliche Gestalten des Orients! Welche edle Menschenrasse! Die Krim verlöre ihre schönste Eigenthümlichkeit, wenn man die Tataren nicht schonte.“ Aber in der That von edelsten Formen und auffallender, orientalischer Schönheit, in welcher der tscherkessische und griechische Typus vorwiegt, sind die Gestalten der begüterten Klasse, welche hier durch Gewerbe- und Handeltreibende, hauptsächlich aber durch die Wagen- und Pferdebesitzer und -Verleiher vertreten ist.

Mabenschwarzes Lockenhaar, fein gezeichnete, dichte Brauen, ausdrucksvolle, dunkle Augen, edles Profil, runde Gesichtsbildung, prächtige Zähne unter dem kurzen, wohlgepflegten Schnurrbart, kräftiger geschmeidiger Körperbau mit schön geformten Füßen und Händen; und alle diese natürlichen Vorzüge gehoben durch das kleidsamste Gewand: die schwarze, runde wollige Mütze aus feinem Schaffell, deren Fläche oben ebenso reich mit Gold- und Silberborten gestickt ist, wie das knappenliegende Wams an Brust und Hals; dieses und die weiten Beinkleider sind aus schwarzem Tuch und von einem kostbaren Silbergürtel um die schlanken Lenden umschlossen. Nach orientalischer Sitte vollenden niedere Schuhe dieses Kostüm, unsere jungen Tataren haben sich jedoch meist zu den entsprechenderen ungarischen Stiefeln emanzipirt. Wohl ein Duzend solcher prächtiger Gestalten schlendern tagsüber auf dem Quai umher, der Bestellungen auf ihre Wagen und Reitpferde harrend. Auf Ausflügen zu Pferde dienen sie als Begleiter und Führer; obwohl die Vornehmen unter ihnen meist ihre Diener senden und man es sich zur Ehre rechnen kann, von ihnen selbst begleitet zu werden.

Man begegnet ihnen in Hôtels, in öffentlichen Gärten, im Klub und Theater, wo sie überall mit würdevoller Zurückhaltung auftreten; Es kann nicht wohl Wunder nehmen, wenn — wie von glaubwürdiger Seite behauptet wird — diese jungen, schönen Tataren sich holder Frauengunst aus hohen und niedern Kreisen erfreuen, und man unter ihnen den glücklichen Helden so manchen Romanes finden kann.

Es wird von den drei oder vier vermögendsten Pferdeverleihern, welche zusammen eine Art geschäftliche Association bilden, behauptet, ihr Erwerb sei ein so bedeutender, daß sie im verfloßnen Jahre an 40,000 Rubel ersparten Geldes in der K . . . . er Bodenkredit-Bank anlegten.

Laßt uns indeß auch ein Streiflicht auf die Reversseite solcher Tataren-Existenz werfen!

Ein General miethet ein Reitpferd für seinen Sohn, einen halbwüchsigem, eigenwilligen und grausamen Jungen, der das Thier, trotz der Gegenvorstellungen seines Begleiters, des unglücklichen Besitzers desselben, so lange mit Sporn, Zügel und Reitpeitsche martert, bis es sich bäumt und seinen Peiniger abwirft. Der Sturz zog dem ungeberdigen Jungen nichts weiter als ein paar Beulen zu; der entrüstete Vater indeß — ließ den Verleiher des Pferdes ergreifen und ihm eine Anzahl Peitschenhiebe verabreichen; zur Lehre, wie der Herr General sich ausdrückte, künftig seine Pferde besser abzurichten.

So geschehen zu Jalta, in der Herbstsaison des Jahres 1885.

\* \* \*

In den Dörfern Dereke und Gursuff fanden wir wiederholt Gelegenheit, das Innere von Tatarenhäusern zu betreten. Wir wurden mit Freundlichkeit empfangen und, unseres Geschlechtes halber, ohne Zögern in die Gemächer der Frauen geführt und von diesen je nach Vermögen bewirthet.

So unrein und verwahrlost die Höfe und Straßen, da man allen Unrath auf dieselben wirft und die Wegräumung desselben den herrenlosen Hunden überläßt; so rein und nett fand ich ohne Ausnahme das Innere der Häuser, das Revier der Frau.

In den Hütten der Armen, deren Besitz oft nur in einem Tabakfeld, einigen Nuß- oder Kastanienbäumen und höchstens noch einem Esel oder ein paar Schafen besteht (Kühe sind sehr selten, wegen Mangel an Weideplätzen), giebt es keine Möbel. Auf gesimsartig an der Wand herumlaufenden Brettern sieht man, blankes Geschirr, besonders Kaffeegeräthe, und kunstvoll gestickte Leinen, Handtücher und Schärpen (Stschadra). Das Schlafgemach besteht meist aus zwei Theilen, von denen der eine etwas erhöhte, mit groben Teppichen belegte und mit in den Ecken aufgehäuften Kissen die eigentliche Schlafstelle. Man trug von den Kissen herbei, lud uns zum Sitzen ein und brachte verschiedenes Obst. Während wir uns daran göttlich

thaten, saß der Hansherr mit untergeschlagenen Beinen neben uns und rauchte; Frau und Tochter standen dienstfertig bescheiden zur Seite. Meiner Sprachkenntniß halber mußte ich leider darauf verzichten, sie um ihr Leben und Geschick zu befragen.

In dem aus zwei Stockwerken bestehenden Hause eines vermögenden Tataren in Gurjuff fanden wir zwei bequeme Betten und einen Tisch aus geschmackvoll geschlitztem Eichenholz, ferner Stühle und ein gepolstertes Kanapee, auf welchem wir Platz nehmen und uns an in Zucker eingekochten Quitten und duftendem Mokka laben mußten. Trotz der hier halb und halb eingedrungnen Civilisation, konnten wir unsere Wirthin weder durch Pantomime noch durch Worte, welche ihr ziemlich gut russisch sprechender Gatte verdolmetschte, dazu bewegen, sich zu uns zu setzen und an unserm Male theilzunehmen.

Demüthig stand sie hinter dem Stuhl ihres Herrn, ihre großen, dunklen, von langen Wimpern beschatteten Augen auf uns gerichtet, um jeden unserer Wünsche zu errathen; jezt ihm Tabak reichend, jezt uns Wasser schenkend aus langhalsigem, einem römischen Eimer gleichenden Krug. Sie war jung, kaum über 20 Jahre; ihr Gesicht von regelmäßiger Schönheit; ihr Gebieter erzählte uns, daß sie ihm eine reiche Mitgift gebracht.

Wir aber schürte schmerzliches Mitleid das Herz zusammen, denn ich gedachte meines Gespräches mit einem Mullah (Priester), der, von uns über Schule und Unterricht befragt, uns versicherte, daß Knaben und Mädchen fleißig dieselbe besuchen, Mädchen aber nur im Lesen, besonders des Korans, jedoch nicht im Schreiben unterrichtet würden. — „Warum?“ — Weil sie dadurch in Stand gesetzt würden, im Falle nicht glücklicher Ehe sich in Briefen an Vater oder Brüder über ihre Gatten zu beklagen, was den letztern Unannehmlichkeiten und sogar Zwist zwischen den Familien herbeiführen möchte.

Unsere westeuropäischen Gegner der Zulassung der Frauen zu den höheren und höchsten Lehranstalten an Aufrichtigkeit übertreffend, machte dieser Muselmann wenigstens kein Hehl aus dem Motive, welches der Zurücksetzung des weiblichen Geschlechtes in der Theilhaftwerdung der Wohlthat des Unterrichts zugrunde liegt.

Die Tracht der Frau ist, der türkischen ähnlich, ebenso kleidjam als bequem. Niedere Schuhe, zu Hause auch spitze Pantoffeln aus weichem, farbigen Leder meist gelb oder roth; weite, am zarten Knöchel festgeschlossene Beinkleider; darüber eine bis übers Knie herabfallende Art Tunika, die manchmal durch ein anliegendes Leibchen und einen spärlich gefalteten Rock ersetzt wird; Schürze mit Brustlatz und darüber um die schlank Taille Gürtel oder Schärpe; auf den in vielen Flechten herabhängenden Haaren ein auf die Stirn gedrückter, breiter, runder Keif, von dem zu beiden Seiten der lange, oft kostbar gestickte Schleier aus dichtem dunklem Flor herabhängt, mit welchem die Tatarin außer dem Hause Antlitz und Gestalt verhüllt.

Bei Festlichkeiten läßt die Tatarin ihr Haar offen herabwallen und trägt reichlichen Schmuck: Perlenchnüre auf Hals und Brust, Armbänder, angereicherte goldene Münzen und Halbmonde als Kollier oder als Verzierung des Reifes am Kopfe, und Gürtel aus silber- oder goldgesticktem Sammet.

Kinder gehen ohne Schleier; ich sah deren viele überraschend schöne, wenngleich der herrschende Gebrauch, den Mädchen vom frühesten Alter an Haar und Fingernägel röthlichbraun zu färben, europäischem Geschmack höchst widerlich erscheint.

An Greisen und Greisinnen aber konnte ich keine Spuren vergangener Schönheit entdecken. Verwittert und verwildert, sehen sie den vom Sturm verkrüppelten, moosbehangenen, knorrigen Eichen des Hochgebirgs ähnlich, weit eher geeignet durch ihr Neukeres Schrecken, als Gefallen zu erregen. Und in der That gestand mir mehr als eine Dame ihr gruseliges Gänsehäutchen beim Begegnen eines solchen alten Tataren auf einsamem Steige.

Man rühmt das Volk als nüchtern und ehrlich; Verbrechen sollen selten unter ihnen vorkommen. Andererseits hörte ich indeß auch, daß die häufig vorkommende Erscheinung kolossaler, viele tausend Morgen herrlichen Urwaldes verzehrender Waldbrände das Werk der Tataren sei, welche sie, sei es aus Haß gegen die Besitzer, sei es auch nur, um bei den gegen das Umsichgreifen des Feuers angestellten Arbeiten wohlbezahlten Verdienst zu finden, anlegen. Bei Nikita brannte in einer Nacht vor wenig Jahren das Landhaus der Familie Sabinin gänzlich nieder, wobei die Besitzerinnen, fünf Frauen, mit all ihren vielen, kostbaren Habseligkeiten zugrunde gingen. Der öffentliche Leumund bezichtigte Dienerschaft und Tataren der Nachbarschaft als Räuber, Brandleger und Mörder. Der sich jahrelang hinziehende Gerichtsprozeß brachte jedoch, trotz starker Verdachtsgründe, keine Beweise gegen die Angeklagten ans Tageslicht. Tiefes Dunkel schwebt über dem Geschehenen, wie über vielen von dichten Urwäldern bedeckten, von finstern Höhlen durchzogenen, gänzlich unzugänglichen Bergen der Krim.

(Schluß folgt.)





## Eine Frauenhand.

Aus den Papieren eines russischen Diplomaten. Von A. Baronin Gildern.



Ich war im Jahre 1878 bei unserer Botschaft in Paris als Attaché. Eines Tages kehrte ich von einem kurzen Ausflug nach Fontainebleau, den ich ganz allein unternommen hatte, um den Strapazen der Ausstellungszeit, wo wir jungen Herren von allen schönen Landsmänninnen als Fremdenführer benutzt wurden, zu entgehen, mit dem aus Süden kommenden Expresszug nach der Stadt zurück. Auf dem Lyoner Bahnhof entwickelte sich ein ungemein lebhaftes Durcheinander, ein Hasten, Laufen und Schreien, das für den dabei Unbetheiligten wie ein erheiterndes Schauspiel wirkte.

Langsam schlenderte ich den Zug entlang, die Aussteigenden mustern, als ich plötzlich durch den Anblick einer auffallend schönen Frauenhand gefesselt stehen blieb. Der Schaffner hatte, wahrscheinlich von dem Tumult überwältigt, ein Coupé erster Klasse zu öffnen vergessen und die weiße Hand bemühte sich vergeblich, den schweren Drücker in Bewegung zu setzen.

Ich hatte von jeher Passion für schöne charakteristische Hände und hätte schwören mögen, daß die Herrin der von mir bewunderten im Besitz einer edlen, schönen Seele sein müsse. Die Hand war nicht klein, sondern lang und schmal, mit schlanken Fingern, rosigen, zugespitzten Nägeln und feinem blauen Geäder — eine psychische, geistvolle Hand, die zugleich auf Energie und Temperament schließen ließ. Alle Phasen von anfänglicher Ruhe, leichtem Bemühen, Ungeduld und Hektigkeit zeigten sich in den feinen Formen, die kräftig den Thürgriff umspannten, um dann wieder lässig auf der Fensteröffnung zu ruhen. Mit wenigen Schritten eilte ich dem Coupé zu, riß die Thür desselben auf und bot, indem ich meinen Hut lüftete, der Dame meine Hilfe beim Aussteigen an. Mit vornehmer Ruhe wurde mein Dienst angenommen, einen flüchtigen Moment ruhten die schlanken

Finger auf meiner Hand, denn die Fremde stand an meiner Seite. Mit Spannung erwartete ich den Anblick der Dame, deren Hand mich zu den höchsten Erwartungen zu berechtigen schien, doch vergeblich — ein weiter Reisemantel von schwarzer Seide umhüllte die hohe Gestalt vollständig, sowie ein dichter langer Crêpe-schleier Gesicht und Haar, sodaß bei dem flackernden Laternenschein nicht der kleinste Zug zu erkennen war.

Die rechte Hand, mit einem Marseiller Handschuh bekleidet, hielt eine elegante Lederschattulle, welche ich mich zu tragen anbot, was mir als etwas ganz selbstverständliches mit einem anmuthigen Neigen des Kopfes gewährt wurde, sodann bot ich der Fremden meinen Arm, um sie durch das Gedränge an den Wagen zu führen. Die schlanke linke Hand ruhte mit leichtem Druck auf dem dunkeln Stoff meines Redingotes, wie ein zartes Blumenblatt, und da es uns nur langsam möglich war, vorwärts zu kommen, während wir einige banale Phrasen wechselten, hatte ich Zeit und Muße, mich an derselben zu entzücken, fast zu berauschen. Endlich jedoch, viel zu früh für mich, gelangten wir an einen Fiaker, in welchen ich die Dame hob. Sie dankte mir mit einigen ruhig höflichen Worten in unendlich melodischem Ton, nannte das Grand Hôtel, wohin sie zu fahren wünschte, von wo sie auch ihr Gepäck, dessen Besorgung ich zu übernehmen verlangte, abholen lassen wollte. Ein Winken der weißen Finger und das Gefährt rollte durch die belebte Straße davon. Das Erste war natürlicherweise, daß ich mich im Hôtel nach der schönen Unbekannten, denn schön mußte sie sein, — erkundigte, jedoch ohne Erfolg. Die Dame, versicherte der Portier, sei zwar vorgefahren, doch da die bestellten Zimmer nicht mehr vorhanden gewesen, hatte der Chef dieselbe in einem andern Hôtel angemeldet, in welches, wisse er jedoch selbst nicht.

In den meisten derselben forschte ich nach, jedoch umsonst — ich wanderte täglich musternd in den Ausstellungensräumen umher — umsonst, die Unbekannte war nicht zu entdecken. Nach und nach traten andere Interessen, an denen das Pariser Leben so reich ist, in den Vordergrund und nach einer glänzenden Saison hatte ich das kleine Abenteuer auf dem Lyoner Bahnhof fast vergessen.

Acht Monate später wurde ich nach Petersburg berufen, um einige Zeit im Ministerium zu arbeiten, ehe ich einen höheren Posten im Auslande einnehmen sollte. Lange Zeit aus der dortigen Gesellschaft entfernt, stürzte ich mich mit Lebhaftigkeit in das Leben und Treiben meiner herrlichen Vaterstadt, und genoß in vollen Zügen alle die Vergnügungen, die nach meiner Ansicht nur allein dort zu finden sind. Nirgends sind die Frauen bestrickender und liebenswürdiger und die Reize meiner schönen Landsmänninnen entzückten mich je mehr, je länger ich sie nicht im Vaterlande, in der ihnen nothwendigen Umgebung gesehen hatte. Auch meine vielen Freunde nahmen mich mit gleicher Herzlichkeit auf wie früher und bereicherten meine Kenntnisse mit allen den großen und kleinen Standalgeschichten,

an denen die Gesellschaft überall, Petersburg jedoch noch ganz besonders reich ist. Dennoch ist man toleranter bei uns im hohen Norden und der Klatsch nimmt selten die gehässige Form an, wie ich es in andern Hauptstädten bemerkte.

Einer meiner besten Freunde bekleidete eine hohe Stellung im Justizministerium und da ich meiner späteren Carrière wegen, mich eingehender mit den Rechtswissenschaften befreunden mußte, suchte ich meinen früheren Schulkameraden oft auf und ließ mich von ihm belehren.

Herr von Karzoff war ein hochbedeutender Mensch, jedoch infolge seiner Stellung, die ihn viel mit Polizeianglegenheiten in Verbindung brachte, äußerst vorsichtig und mißtrauisch. Von ihm erfuhr ich auch die näheren Umstände, eine alle Kreise aufregende Entdeckung einer Nihilistenverschwörung, deren Haupt eine Dame der Aristokratie, eine Fürstin Westicheff war. In ihrem Hause auf der Besizung unweit Moskaus hatte man in einem geheimen Gemach gravirende Papiere eines höchst gefährlichen Anschlags auf das Leben des Zaren gefunden und jetzt harrete die Missethäterin im festen Gewahrsam des Petersburger Festungsgefängnisses ihres Urtheilspruches.

Mich interessirte die Geschichte anfangs wenig, da ich stets eine Antipathie für die politisirende Frau besessen und mich immer mehr durch die geistvollen Liebesintriguen meiner schönen Freundinnen gefesselt fühlte; außerdem kannte ich die Fürstin nicht, die während meiner Abwesenheit im Auslande geheiratet hatte und in der Petersburger Gesellschaft nur wenig gesehen war. Eines Abends jedoch, als ich nach dem Diner im Klubhause meinen Freund Karzoff nach Hause begleitend, dessen Aufforderung, noch eine Cigarre bei ihm zu rauchen, nachgekommen und behaglich mit ihm plaudernd am flackernden Kamin saß, kam zufällig die Rede auf den in Frage stehenden Prozeß, dessen Endurtheil in den nächsten Tagen gesprochen werden sollte.

„Deportation nach Sibirien wird der schönen Frau blühen“, sagte Karzoff, sich in Seelenruhe eine frische Cigarette ansteckend, „nur schade, daß es unmöglich ist, der energischen Frau einen Namen ihrer Komilitonen zu entlocken. Ein Stückchen mittelalterlicher Justizpflege, etwas peinliche Frage wäre hier ganz angebracht, denn was nützt uns der Fang einer Frau, wenn die gefährlichen Vögel dem Käfig entflohen sind!“ —

„Wie kam es eigentlich, daß man die Fürstin verdächtigte“, begann ich, da Karzoff dem Prozeß viel Gewicht beizulegen schien, „und woher stammt diese intrigante Frau, die Euch so energischen Widerstand entgegensetzt?“

„Woher sie stammt? Aus Polen gebürtig und Tochter eines verarmten Edelmannes, heiratete sie vor wenigen Jahren den alten reichen Fürsten Westicheff, der seiner schwachen Gesundheit wegen sich meist auf seinem Landgute aufhielt und seine schöne junge Frau nicht in die Gesellschaft einführte. Vor mehr denn einem Jahre reiste der Fürst

mit seiner Gemalin nach Nizza, von wo er nicht mehr zurückkehrte und die junge Wittve wurde Erbin des glänzenden Vermögens. Mit dem Tage ihrer Rückkehr auf den ererbten Besitz fing die schöne Fürstin an der Gegenstand des größten Interesses zu werden, da sie alle Eigenschaften verband, um bald einen Nachfolger ihres verschiedenen Gatten zu beglücken. Bald jedoch verbreitete sich das Gerücht, daß die Fürstin schon ihre Wahl getroffen und wahrscheinlich nach Jahresfrist einen Neffen des verstorbenen Fürsten, Graf Wassil Melidow ihre Hand zu reichen gedächte. Der junge Graf, der schon zu Lebzeiten des alten Onkel seiner schönen Tante auffallend gehuldigt haben soll, war derselben auch nach Nizza gefolgt, somit der Medicance Gelegenheit zu den vagsten Vermuthungen gebend. Auf einmal, wenige Wochen sind seitdem vergangen, erhält der Minister einen Brief, freilich anonym — wer läßt sich jedoch gern in einen solchen Prozeß verwickeln, — in welchem mitgetheilt wurde, daß auf dem Landgute der Fürstin Mestischeff bei Moskau der Herd einer weitreichenden Nihilistenverschwörung sei. Man bezeichnete genau den Ort, wo die Zusammenkünfte stattfänden, sowie die Papiere aufbewahrt würden. Eine sofortige Untersuchung ergab die volle Wahrheit. Aus dem Boudoir der Fürstin führte eine Klappthür, welche ein schwerer Schrank verdeckte, in ein Kellergelaf, welches keinen andern Ausgang aufzuweisen hatte, und daß die vorgefundenen Schriftstücke auf eine Verschwörung neuesten Datums schließen lassen mußten, bewies die genaue Kenntniß des jüngsten politischen und sozialistischen Standpunktes Rußlands. Sogar eine eigenhändige Unterschrift der Fürstin, worin sie sich verpflichtet, ihr Haus für die Verschwörer zu öffnen und die Korrespondenzen zu befördern, fand sich vor — und trotzdem leugnet die Frau mit einer Kühnheit, die selbst alle erfahrene Leute düpiren könnte. Du kennst mich und weißt, daß selbst die blendendste Schönheit meine Ansichten nicht ändern, mich nicht bestechen kann, aber den madonnenhaften Augen der Fürstin, mit sanfter der melodischen Stimme derselben wäre ich beinah zum Opfer gefallen, wenn ich nicht die Beweise der Schuld in meinen Händen gehabt hätte. Seitdem bekümmere ich mich nicht mehr persönlich um den Prozeß, der schon längst beendet wäre und dessen Heldin schon seit geraumer Zeit auf der Reise gen Sibirien sich befände, wenn man nicht immer noch auf eine Erklärung vonseiten der Fürstin hoffte.“

„Und der vermeintliche Bräutigam?“

„Ist scheinbar vollkommen unschuldig und unglücklich über die entsetzliche Handlungsweise seiner Verwandten. Da er mehrere Wochen im Auslande weilte und erst nach Festnahme der Fürstin zurückkehrte, liegt kein Grund vor, den bis dahin unbescholtenen, dem Zaren treu ergebenen Mann zu verdächtigen. Jedoch wird er unausgesetzt scharf beobachtet und falls irgend ein Zeichen des Unverständnisses mit der Hauptschuldigen vorliegt, sofort verhaftet.“

„Weißt Du, Karzoff“, begann ich nach längerem Nachdenken, „ich

möchte dieses schöne intriguante Weib einmal sehen. Kannst Du mir den Eintritt bei ihm verschaffen?"

"Nichts leichter als das: — Du verhörst die Angeklagte in meinem Namen und bringst vielleicht durch diplomatische Kniffe und galante Redewendungen mehr heraus, wie wir gerade auf das Ziel zusteuern Menschen. Doch, hüte Dich, Freund, und hüte Dein erregbares Herz — das Weib ist das gefährlichste seines Geschlechts."

Wenige Tage später eilte ich mit einem Schreiben Karzoffs dem Festungsgefängniß zu und wurde, nachdem der Commandant meine Legitimation geprüft hatte, zu der Fürstin geführt. Jedenfalls hatte man bei Unterbringung der Gefangenen alle nur möglichen Rücksichten einer Dame von Stande gegenüber genommen; die Zimmer, welche ich betrat, zeugten sogar von einem gewissen Komfort und nur die schweren Thürriegel und die vergitterten Fenster erinnerten daran, daß die Freiheit der Bewohnerin eine beschränkte war.

Die Fürstin schien mein Eintreten nicht bemerkt zu haben. Sie lehnte, den Rücken der Thür zuwendend in einem Sessel am Fenster. Die helle Wintersonne beleuchtete mit goldigem Schein eine Fülle prächtigen goldblonden Haars, das in natürlichen Locken auf den Nacken fiel. Ein schwarzes Trauerkleid, dessen lange Schleppe auf dem Teppich lag, umschloß eine wahrhaft königliche Gestalt und von dem dunkeln Stoff hob sich eine aristokratisch feine Hand ab, die lässig zwischen den Falten ruhte. War es ein Spiel meiner Phantasie, oder hatte ich diese Hand auf dem Lyoner Bahnhof in Paris bewundert, so fuhr es mit Blitzesschnelle durch mein Hirn — jedoch bald war jeder Zweifel überwunden, ich erkannte die schlanken Formen, die rosigen Nägel und die charakteristische Bewegung der feinen Finger. Es war zweifellos mein entschwundenes Ideal, die Hand, die auf eine schöne, edle Seele ihrer Besitzerin schließen ließ, wenngleich dieselbe noch zarter und durchsichtiger, das blaue Geäder noch verschärfter zu sein schien.

Diese Frau sollte eine Hochverräterin, eine Verächterin der Sitte und edlen Weiblichkeit sein? — Ich machte eine unwillkürliche Bewegung vorwärts, durch welche die Fürstin meine Anwesenheit bemerkte — sie wandte das Haupt und ich erblickte das schönste Weib, das meine Augen je gesehen. Nicht die regelmäßigen, an die Reinheit der Antike erinnernden Gesichtszüge, nicht der zarte, durchsichtige Teint, die feingeschwungenen rosigen Lippen, die tiefblauen melancholischen Augen mit den dunkeln Wimpern und den scharfgezeichneten Augenbrauen, nicht die klassischen Formen der Gestalt allein war es, was den mächtigen Eindruck verursachte, sondern der Zauber echter Weiblichkeit und Unschuld, der über der ganzen Erscheinung schwebte. Nach einem forschenden Blick auf meine Person überflog plötzlich ein Lächeln wie Sonnenschein die schönen Züge und mir mit anmuthiger Bewegung die Hand entgegenstreckend sprach sie mit sanfter, melodischer Stimme: „Ist es möglich, mein Ritter vom Bahnhof in Paris?"

Mit Begeisterung zog ich die entzückenden Finger an meine Lippen und der Zauber der wunderbaren Frau drohte mir fast die Besinnung zu rauben. Ich stammelte einige kaum verständliche Worte und blickte unverwandt in das süße Antlitz. Bald jedoch überwand ich mit eiserner Energie meine Verstörtheit und plauderte mit der nicht nur schönen, sondern auch geistvollen Frau, wie ein alter Bekannter, bis ich mich plötzlich des Zweckes meines Hierseins, sowie der Warnung meines Freundes erinnerte. Die Fürstin merkte sofort mein jähes Erschrecken und alle meine diplomatischen Künste hielten nicht Stand vor dem scharfen und doch zarten Verständniß der jungen Frau.

„Auch Sie halten mich für eine Schuldige?“ rief sie mit so herzzerreißender Trauer, indem sie die weißen Hände zusammenpreßte. „Wie sollten Sie auch anders denken — haben mich doch selbst meine Freunde verlassen“, fügte sie mit schmerzlichem Zucken der Lippen hinzu. —

Fingerrißen von dem Liebreiz und den tiefen Seelenleiden der entzückenden Frau, sank ich auf das Knie und beschwor dieselbe, meine Dienste anzunehmen, mir zu erlauben ihre Unschuld ans Tageslicht zu bringen.

Mit wehmüthigen Lächeln hieß sie mich aufstehen und schüttelte traurig das Haupt.

„Nur ein Wunder kann meine Unschuld beweisen — aber ich glaube an die Aufrichtigkeit Ihrer Gefühle, an Ihren Edelmuth, darum bitte ich Sie um einen Dienst, der letzte Versuch zu meiner Rettung, den ich bisher nicht gewagt habe, da ich niemand fand, dem ich mein Vertrauen schenken durfte. Es wird mir schwer — sehr schwer — aber ich glaube, der Himmel hat mir in Ihnen einen Freund gesandt.“

Bei diesen Worten streifte sie von der rechten Hand einen Ring, den ein prächtiger Solitär schmückte.

„Wäre es Ihnen möglich diesen Ring persönlich in die Hände des Zaren zu legen? Wollen Sie ihm sagen, Maria Wolnikows Tochter bitte um seine Gnade, damit sie ihre Unschuld zu beweisen versuchen könne?“ —

Zufälligerweise hatte ich in einer diplomatischen Angelegenheit am nächsten Tage eine Audienz beim Zaren und versprach daher, wenn irgend möglich, den Ring in die Hände des hohen Herren zu legen, doch bevor ich ging, beschwor ich sie nochmals, mir ihr volles Vertrauen zu schenken, was sie jedoch auf ein anderes Mal verschob und mich bat, sie zu verlassen aus Schonung für ihre, von den Aufregungen angegriffene Gesundheit.

Sie reichte mir den Ring, und noch einmal zog ich die schöne Hand an meine Lippen, dann schloß sich die schwere Thür hinter der bezaubernden Frau und wie aus einem Traum erwachend kehrte ich in das Leben und Treiben der Welt zurück.

Die Audienz fand statt und es gelang mir den Ring dem Zaren

einzhändigen, der ihn mit unverkennbarer Rührung betrachtete und in seiner Brusttasche verbarg.

Ich war bald darauf genöthigt, in einer außerordentlichen Mission nach London zu reisen, ohne vorher noch einmal die Erlaubniß zu erhalten, die Fürstin aufzusuchen. In der Hoffnung, das Schicksal der angebeteten Frau in den besten Händen zu wissen, trat ich meine Fahrt an und als ich nach Wochen heimkehrte, hatte die Gefangene längst Petersburg verlassen, durch einen Gnadenakt des Kaisers freigesprochen, jedoch für Jahre des Landes verwiesen.

Mein Freund Karzoff war im höchsten Zorn und überschüttete auch mich mit Vorwürfen, daß ich mich zum Werkzeug dieser gefährlichen Intriguantin gemacht hatte. Durch ihn erfuhr ich, daß sich die Fürstin nach Nizza begeben und beschloffen habe, dort vorläufig sich niederzulassen.

Graf Wasil Relidow war in Besitz der Güter der Landesverwiesenen getreten und nur verpflichtet, derselben eine jährliche Revenue zu zahlen. Trotzdem alle Anzeichen für die Schuld der Fürstin sprachen, konnte ich doch nicht an dieselbe glauben, das Bild der schönen Frau mit den unschuldigen Augen verfolgte mich Tag und Nacht und heiße Sehnsucht nach einem Wiedersehen raubte mir Ruhe und Lebensgenuß.

Sobald ich mich frei machen konnte, nahm ich Urlaub und besah mich kurze Zeit darauf auf dem Wege nach Südfrankreich. In Nizza sah ich die Fürstin, doch wurde es mir schwer, ihr zu nahen, da sie in völliger Abgeschlossenheit eine reizende Villa bewohnte und keine Besuche empfing. Endlich, bei Gelegenheit eines Morgenspazierganges begegnete ich der Ersehnten, die in Begleitung eines anmuthigen jungen Mädchens ebenfalls die köstliche Morgenfrische aufzusuchen schien. Sie erkannte mich sofort, als ich mit ehrfurchtsvollem Gruß nahte, dankte mir mit freundschaftlichem Händedruck für meinen ihr geleisteten Dienst und lud mich ein, sie zu besuchen.

Natürlicherweise ließ ich nicht lange warten und war seitdem täglicher Gast bei Maria Petrowna, die mit ihrer jungen Verwandten Alexa Wernewska in einfachster behaglichster Weise lebte. So freundlich nun auch die Fürstin zu mir war, so lag dennoch ein Schleier über ihrem ganzen Wesen ausgebreitet, eine gewisse kühle Zurückhaltung, die jede Frage, jede Aussprache zurückdrängte und mir die Möglichkeit zu rauben schien, endlich näheres über den Stand ihrer Angelegenheiten zu erfahren. Nur einmal, als ich, ungeachtet ihrer Abweisung, nochmals meine Dienste anbot und um ihr Vertrauen bat, verwies sie mich auf eine spätere Zeit, nach Ankunft des Grafen Wasil, den sie in den nächsten Wochen erwartete. So suchte ich mir denn die Stunden, die ich fern von der schönen Frau zubringen mußte, zu vertreiben, indem ich mich in das Leben und Treiben der Hochsaison stürzte und manches Goldstück dem Dämon Spielbank in Monte Carlo opferte.

Nach Ablauf einer für mich unendlich lang dünkenden Frist

erschien Graf Melidow in Rizza, zwar sehnlichst erwartet von mir und dennoch die Quelle neuer Qualen. Trotzdem ich den jungen Mann mit den Augen der Eifersucht betrachtete, mußte ich gestehen, daß ich selten einer schöneren und sympathischeren Erscheinung begegnet war, dem echten Typus des vornehmen Mannes. Wenige Tage nach seiner Ankunft hatte ich eine Einladung von Maria Petrowna erhalten und fand dieselbe in ihrem Boudoir in lebhafter Unterhaltung mit dem Grafen. Als ich eintrat, kam mir letzterer mit verbindlicher Freundlichkeit entgegen und indem er mir die Hand reichte begann er:

„Soeben theilt mir die Fürstin mit, welchen großen Dienst Sie derselben geleistet, lassen Sie auch mich Ihnen danken. — Alles nähere wird Ihnen Maria Petrowna selbst erzählen, da wir auf Ihre fernere Unterstützung zu rechnen wagen.“ —

Mein Erstaunen mußte wahrscheinlich deutlich auf meinem Gesicht zu lesen sein, denn heftig erröthend wandte sich der junge Graf an seine Tante:

„Vertheidigen Sie mich, Maria, daß ich wagte, an Ihrer Schuldlosigkeit zu zweifeln — Sie wissen, daß ich mir mein Mißtrauen selbst nicht verzeihen kann, — bin jedoch schwer bestraft worden.“ Mit diesen Worten ergriff er seinen Hut und sich kurz verbeugend, verließ er das Gemach.

Die Fürstin schien verlegen zu sein und nach einem Anfang ihrer Rede zu suchen.

Indem ich mich auf einem niederen Tabouret neben ihr niederließ, ergriff ich die herabhängende weiße Hand, mein Ideal, welches mich der schönen Frau zuerst zu eigen gemacht hatte und indem ich meine Lippen ehrfurchtsvoll über dieselbe neigte, blickte ich erwartungsvoll in die süßen Augen, die träumerisch ins weite schauten.

Endlich begann die Fürstin, indem sie sich tief in die Polster ihres Fauteuils lehnte und mit leichtem Erröthen ihre Finger aus den meinen löste:

„Wasil hat mich beauftragt, Ihnen Mittheilung von der ganzen, mich betreffenden traurigen Sachlage zu machen. Ich hätte Ihnen mit Freuden schon früher mein Vertrauen geschenkt, doch, wie Sie aus dem Folgenden ersehen werden, konnte ich es nicht, ohne Personen, die mir nahe standen, zu kompromittiren. Meine Aussprache mit dem Grafen, den ich seit der unbegreiflichen Katastrophe nicht gesprochen hatte, heilte mich jedoch von einem bösen Zweifel und somit kann ich Ihnen als Freund mein volles Vertrauen zuwenden. Ich muß, um Ihnen alles klar zu machen, weit ausgreifen und hoffe auf Ihre Nachsicht. —

Der Ring, den ich Ihnen zur Weiterbeförderung an den Zaren gab, stammte von meiner Mutter, die ihn mir auf dem Sterbebette, zugleich mit der traurigen Geschichte ihrer Jugend vermachte. Meine Mutter, die noch immer eine hinreißende Erscheinung war, soll in ihrer Jugend blendend schön gewesen sein und erhielt durch die hoheit

Verbindungen meines Großvaters die Stelle eines Hoffräuleins bei einer der kaiserlichen Prinzessinnen. Dort sah sie der Zar, ein damals junger Mann, ein großer Verehrer weiblicher Schönheit und fühlte sofort ein lebhaftes Interesse für dieselbe, das mit einer schwärmerischen Liebe erwidert wurde. Der Kaiser umgab das liebe Mädchen mit zarten Aufmerksamkeiten, die von der Umgebung bald gemerkt, meinem Großvater hinterbracht wurden. Dieser, ein echter, stolzer Russe, entbrannte in leidenschaftlicher Wuth gegen seinen Herren und sein unschuldiges Kind und zwang dasselbe, um seinen guten Ruf herzustellen die Hand einem entfernten Verwandten, der in Polen lebte, zu reichen. Wann und wo es meiner Mutter, die streng bewacht worden war, gelungen ist, Abschied von ihrem kaiserlichen Freund zu nehmen, ist unbekannt, doch erhielt sie diesen Ring von ihm mit der Bestimmung, wenn sie, oder ein Glied ihrer Familie je seiner Hilfe bedürfte, denselben dem hohen Geber zuzustellen.

Meine Mutter lebte wie eine Heilige, sanft, still und ergeben. Ich glaube, sie litt unsäglich, doch nie kam eine Klage über ihre Lippen — selbst nicht als ich, das einzige Kind meiner Eltern, erwachsen war. Als ich achtzehn Jahre zählte, starb meine arme Mutter und auf ihrem Krankenbette erzählte sie mir von ihrer schwärmerischen Liebe für den Zaren, von dessen freundschaftlicher Zuneigung, die ihr Vater so falsch beurtheilt und so jäh zerstört hatte. Sie gab mir den Ring, den sie stets heimlich bei sich getragen und ich mußte ihr versprechen, das Gleiche zu thun — mit einem Segenswort für mich und den Kaiser verschied sie in meinen Armen. — War es daher möglich, daß ich, die Tochter dieser Frau, nach dem Leben des von der Mutter bis in den Tod Geliebten streben konnte. —

Wie weit mein Vater die Gefühle seiner Frau gekannt hat, ahne ich nicht, doch glaube ich, daß er von ihrer Neigung wußte und dem Urheber derselben seinen Groll zuwandte. Jedenfalls gehörte mein Vater zu den heftigsten Gegnern des russischen Kaisers und ich vermuthete, nicht nur aus politischen Gründen. Bald nach dem Tode meiner Mutter heiratete ich auf Wunsch des Vaters den Fürsten Westischeff, der, obgleich Russe, seit Kinderzeit mit demselben eng befreundet war — ob auch ihre politischen Ansichten dieselben waren, erfuhr ich nie, da man in meiner Gegenwart ernste Gespräche zu vermeiden schien.

Ich hatte für meinen Gemal eine freundschaftliche Empfindung und da ich jung war und die Liebe nicht kannte, so sträubte ich mich nicht gegen den Willen meines Vaters. Leider fesselte eine zunehmende Kränklichkeit meinen Mann viel an das Zimmer, sodaß an Verkehr und Geselligkeit nicht zu denken war; ich empfand dies jedoch weniger, da ich an die Stille des Landlebens gewöhnt, mich ausreichend zu beschäftigen wußte. Zur Gesellschaft hatte ich außerdem ein junges Mädchen, die Tochter eines verarmten Nachbarn meines

Mannes, die mehrere Jahre älter als ich durch die glänzenden oder vielmehr schwindelhaften Verhältnisse, in denen ihre Eltern gelebt hatten, viel in der Welt herumgekommen war und von allem nur Möglichen zu erzählen verstand. Außerdem kam Wasil oft in unser Haus — folgte uns sogar später nach Nizza, wohin wir der Gesundheit des Fürsten wegen reisen mußten und wo er während der langen Krankheit meines Gemals meine Stütze und Trost war. Auch Vera, so hieß meine junge Freundin, hatte mich hierher begleitet und wir lebten, wenn das Leiden des Kranken es gestattete, in dieser herrlichen Umgebung oft sogar ganz heiter. — Doch was soll ich Sie mit Kleinigkeiten ermüden. — Der Fürst starb — und Wasil bewar sich bald darauf um meine Hand. Ich hatte ihn gern, sehr gern, hätte ihm vielleicht sogar später mein Jawort gegeben, doch empört von der Eile, mit der er mich, kaum Wochen nach meines Mannes Tode bestürmte, wies ich ihn mit Verachtung zurück. — Sie werden begreifen, wie schwer es für mich ist, Ihnen, einem Fremden gegenüber, ein solches Geständniß zu machen, doch Wasil, mit dem ich mich wieder verjöhnt und treue Freundschaft geschlossen habe, war der Ansicht, daß nur vollständiges Vertrauen uns ermöglichen könne, in Ihnen einen Fremd zu gewinnen.

Ich war damals erregt, in meinen Gefühlen verletzt und dachte nicht daran, daß Wasil weniger unedel gehandelt hatte, wie ich vermuthete. Er kannte die Welt besser wie ich und wußte, daß schon längst unsere freundschaftlichen Beziehungen zu Lebzeiten meines Mannes der öffentlichen Kritik ausgesetzt, meinen Ruf zu schädigen drohten.

Ich reiste ab, begleitet von Vera, die mir tren ergeben und meine einzige Vertraute war, nachdem ich Wasil jede Annäherung auf das Ernsthafteste verboten hatte. Auf der Reise durch Oberitalien, die wir vor unserer Rückkehr nach Rußland unternahmen, wurde Vera durch eine starke Erkältung in Genua gefesselt und da ich nothwendiger Geschäfte wegen nach Paris eilen mußte, wo mein Vater weilte, ließ ich die Kranke unter dem Schutze meiner Kammerjungfer und reiste allein dorthin — wo mich das Schicksal mit Ihnen zusammen führte. Vera folgte mir bald und wir lebten monatelang in altgewohnter Weise auf den mir als Eigenthum zugefallenen Besitzungen.

Wasil hatte einige Male versucht, sich mir zu nähern, war sogar, während ich in Petersburg zum Besuch weilte, mehrere Tage in meinem Schlosse verblieben, aber ich verharrete bei meiner Ansicht und heftig grollend, zog er von dannen. Da plötzlich, ohne nur eine Ahnung zu haben, um was es sich handelte, durchsuchten Beamte, die ungemeldet meine Räume betreten, mein ganzes Haus, finden in meinem Salon eine Fallthür, die ich nie gesehen hatte, da ein schwerer Schrank sie verbarg, sowie in dem darunter befindlichen Kellergeschos den Herd einer Verschwörung der Nihilisten. Ich war keines Wortes fähig und als man mir sogar eine Unterschrift von

mir zeigte, woraus klar meine Theilhaberschaft bewiesen wurde, sank ich wie vernichtet zusammen. Ich war unschuldig, aber unfähig es zu beweisen, denn meinen Namenszug konnte ich nicht verleugnen, weungleich ich denselben nicht unter die Schrift gesetzt hatte.

Ich entziann mich jetzt mit überraschender Klarheit, daß ich einstmals in Nizza beim Schreiben von Wasil überrascht, mit ihm plaudernd auf einem Bogen Papier meinen Namen schrieb — später fand Wasil das Blatt am Boden liegend und mir lachend zureufend, daß es gefährlich sei, so unvorsichtig mit seiner Unterschrift umzugehen, steckte er es zu sich. — Im Augenblick thürmten sich die Gedanken in meinem Kopf — Wasil allein konnte der Schuldige sein und von meiner Zurückweisung in Zorn gerathen, hatte er mich mit in den Abgrund gezogen. Es war ein wahnsinniger Gedanke, aber ich konnte nicht davon los kommen, doch ebenso wenig ihn anklagen. So nahm ich denn dies Unglück ruhig auf mich, immer hoffend, daß es mir gelingen würde, durch den Ring von dem Faren Rettung zu erhalten. Sie kennen die Unzuverlässigkeit unserer Beamten und können begreifen, daß ich dieses kostbare Stück nur wenigen anvertrauen konnte.

Da schickte der Himmel mir Sie — und ich ward frei.

Endlich nach langem Kampf suchte ich mit Wasil in Verbindung zu treten — er kam und mit tiefer Betrübniß erkannte ich, wie unrecht ich dem edlen Mann gethan — wie wir uns gegenseitig verkannten, denn auch er hatte, überwältigt von den Beweisen meiner Anklage nicht länger an meine Schuld geglaubt. Wir haben beide geirrt und wo kein Vertrauen — da ist auch keine Neigung.

Das Papier mit meinem Namenszug befindet sich noch in Wasils Besitz, er zeigte mir dasselbe soeben, sodaß also nicht, wie ich dachte, eine Entwendung und Benutzung meiner Unterschrift stattgefunden haben kann. Ob mein Gemal mit jener Verschwörung in Verbindung stand, ob ein Racheakt vorliegt, ist uns unklar und wir stehen wie vor einem unlösbaren Räthsel.“ — Die Fürstin schwieg und ehe ich mich so weit fassen konnte, eine Frage zu thun, trat Graf Relidow in das Zimmer. Wir drückten uns stumm die Hand, zum Zeichen unseres gegenseitigen Vertrauens und hingen darauf alle unsern Gedanken nach.

„Und Vera, wo ist sie?“ unterbrach ich nach geraumer Weile die Stille.

Die Fürstin schüttelte das Haupt. „Nein, nein, keinen Verdacht“, rief sie, „Vera war mir stets eine aufrichtige Freundin, sie hat mein Schloß erst verlassen, als die Aussicht auf eine Rückkehr aus dem Gefängniß zweifelhaft wurde und das arme Mädchen genöthigt war, sein Brod zu verdienen, da der Vater nicht imstande war seine Tochter zu unterhalten.“

„Haben Sie später noch etwas von der Dame gehört, Maria Petrowna?“ fragte ich, bei meiner Idee verharrend.

„Anfangs schrieb mir Vera, doch später fand ich es begreiflich,

daß es für sie peinlich war, mit einer Staatsgefangenen in Verbindung zu stehen. — Warum sollte Vera mich auch betrogen haben!“

Nachdem wir noch einiges hin und her geredet hatten, forderte Graf Nelidow mich auf, mit ihm noch etwas zu promeniren, ehe wir mit den Damen den Thee nehmen sollten.

Da ich die Absicht des Grafen, eine geheime Unterredung mit mir zu haben, merkte, willfahrte ich sofort seinen Wünschen und bald schlugen wir einen der wenig betretenen Pfade in der Nähe der Villa ein, um ungestört zu plaudern.

„Lieber Freund“, begann Nelidow, „Sie sprachen vorhin einen Verdacht aus, der mich seit der Unterredung mit der Fürstin lebhaft beschäftigt, wenngleich ich mir über die Gründe desselben selbst keine Rechenschaft abzulegen vermag. Jedoch um Sie genau zu informiren, muß ich Ihnen auch die kleinsten Beobachtungen mittheilen, zumal wir, wie Ihnen Maria Petrowna schon sagte, auf Ihre Hilfe unsern ganzen Entdeckungsplan bauen. Ich selbst bin durch meine Verwandtschaft mit den Mestischeffs gebunden, selbst handelnd einzugreifen, wenigstens öffentlich, wenngleich ich im geheimen nicht unthätig sein werde, und ich fürchte, daß man mich sogar selbst im Verdacht der Mitthäterschaft und somit unter permanenter Kontrolle hat.“

„Maria Petrowna“, fuhr Nelidow fort, „sprach vorhin von der tren bewährten Freundschaft eines jungen Mädchens Vera Kurwieff, welche als Gesellschafterin in ihrem Hause lebte. Die Verhältnisse der Familie Kurwieff waren früher glänzende, wenigstens lebte dieselbe mit wahrhaft fürstlichem Komfort und Luxus, verkehrte auch viel im Hause meines Onkels, des Fürsten Mestischeff, der damals noch unverheiratet und ein vollendeter Lebemann war. So viel ich mich entsinne, sprach man von einer Heirat desselben mit der schönen und interessanten Vera, der er in auffallender Weise gehuldigt haben soll. Mein Onkel kehrte jedoch von einer Reise nach Polen als Bräutigam meiner jetzigen jungen Tante zurück und führte dieselbe bald als Gemalin heim. Da ich von den Gerüchten über Veras Verhältnis zu meinem Onkel gehört hatte, war ich nicht wenig erstaunt, dieselbe als Gesellschafterin der Fürstin wiederzusehen und erlaubte mir sogar daraufhin, dem Fürsten meine Ansicht auszusprechen. Dieser lachte über meine wunderbare Idee und versicherte, daß, wenn er je die Absicht gehabt hätte, Vera zu heiraten, er dies hätte thun können, da dieselbe sicherlich nicht verweigert haben würde, Fürstin Mestischeff zu werden, da jedoch seine Gemalin große Vorliebe für das junge Mädchen hege, ihn auch die plötzlich eingetretene traurige Lage desselben dauerte, wäre es ihm recht, wenn die Vereinsamte eine Stellung in seinem Hause fände. Mein Onkel fing bald nach seiner Verheiratung an zu kränkeln und nahm einige Monate vor seinem Tode aus Gesundheitsrückichten hier in Nizza Aufenthalt. Vera begleitete meine Verwandten hierher und ich folgte ihnen bald nach. Unter diesen Umständen war ich der permanente Kavaliere der beiden Damen, die

durch ihre Schönheit überall auffielen, denn selbst neben der blendenden Erscheinung der Fürstin behauptete sich die pikante Brünette, mit den blitzenden schwarzen Augen.

Trotzdem mein Interesse ganz allein meiner reizenden Tante gewidmet war, konnte ich nicht umhin, auch Vera, die mich imgrunde antipatisch berührte, Aufmerksamkeit zu erweisen, die von ihr lebhafter aufgefaßt wurden, als mir lieb sein konnte. Ich fühlte, daß Vera mich zu fesseln versuchte, besonders nach dem Tode meines Onkels und später nach dem Zerwürfniß mit meiner Tante. Maria hatte die Freundin in ihr Vertrauen gezogen, die wiederum mir ihre Hilfe zur Versöhnung aubot. Ich trat in Folge dessen in eine lebhafteste Korrespondenz mit Vera, die bei dem Geist und der Weltkenntniß derselben ihres Reizes nicht entbehrte. Auf der Reise nach Paris, wohin die Fürstin vorausgeeilt war, traf ich Vera allein und erkannte mit wirklichem Schrecken, daß ich der Gegenstand einer heftigen Leidenschaft von ihrer Seite sei, was um so mehr befremdete, da dieselbe meine Verehrung für Maria Petrowna genau kannte. Von da an wurden ihre Briefe immer leidenschaftlicher; sie stellte mir vor, daß meine Ansichten bei meiner Tante vollkommen vernichtet seien und dieselbe niemals die Meine werden würde. Ich wollte mich selbst überzeugen, traf jedoch auf dem Schlosse während Marias Abwesenheit ein, nur von Vera empfangen. Sie hatte ihr Betragen vollkommen geändert, begrüßte mich mit einer sanften Melancholie, die bei meiner niedergeschlagenen Stimmung ihren Eindruck nicht verfehlte. Mein Abschied von der Fürstin war ein heftiger gewesen und schnitt jede Hoffnung auf eine Aenderung ihrer Gefühle ab. Vera schrieb mir noch einige Male, aber ich antwortete nicht, hörte nur, daß sie nach dem Süden gereist sei, wohin ich auch zu reisen gedacht hatte. Inwiefern Veras Betragen zu dem an Maria begangenen Verbrechen im Verhältniß steht und ob überhaupt eine Verbindung zwischen beiden möglich, ist mir selbst unfasslich, jedenfalls jedoch ist dies Mädchen nicht die treue Freundin, wie die Fürstin meint. Trotzdem habe ich außer einer anfänglichen Warnung, die zurückgewiesen wurde, niemals mit Maria über diesen zarten Punkt zu sprechen gewagt. — Doch jetzt lassen Sie uns heimkehren, die Damen werden uns schon erwarten.“

Bald darauf saßen wir im hellerleuchteten blumengeschmückten Salon um den Theetisch, plauderten von diesem und jenem, was die schöne Wirthin sammt der lieblichen Alexa interessiren konnte, und zu meiner innigsten Freude bemerkte ich, daß der Graf sich mehr dem jungen Mädchen, als der Fürstin zuwandte. Auch Marias Blick ruhte mit feinem Lächeln manchmal auf dem jungen Paare und ihre tiefblauen Augen erhielten einen freudigen Glanz.

Wie schon erwähnt, hatte ich in den Stunden, die ein Beisammensein mit der Fürstin ausschlossen, in dem heiteren Gesellschaftstreiben Nizzas Zerstreuung und Erheiterung gesucht, ohne jedoch das Beabsichtigte gefunden zu haben. Das Spiel freilich und die Be-

obachtungen der verschiedenen dort in Monte Carlo zusammentreffenden Elemente verschlehten ihre Wirkung nicht und oftmals hatte mich der Nachmittag auf dem Wege nach Monaco getroffen, wo ich dann den Abend zuzubringen pflegte.

Auch Melidow war ein großer Verehrer des Spiels, wenngleich er sich niemals mit Leidenschaft demselben ergeben hatte und so unternahmen wir gemeinschaftlich an einem der nächsten Abende einen Ausflug nach dem paradisiisch gelegenen Kasino, wo das Geld, zum Gott erhoben, mit fürchtbarer Gewalt die Menschen an sich zieht. Wir erreichten den Eingang in die Säle erst, als schon das Mondlicht zauberhaft Terrasse und Gärten beleuchtete und drinnen strahlender Glanz und blendende Pracht herrschte. Unschlüssig, wohin uns wenden, ob am Roulette oder am Trente-et-Quarante dem Dämon zu opfern, schlenderten wir durch die feenhaft ausgestatteten Räume, die von einer eleganten Menge durchflutet wurden. Nur leise Flüstertöne drangen hier und da an unser Ohr, während die in bestimmten Intervallen wiederkehrenden Rufe der Croupiers wie der Pendelschlag einer Uhr die Stille unterbrachen und das Klappern der Goldstücke, das Rascheln der Banknoten einen beinahe unheimlichen Eindruck hervorbrachte. Plötzlich, in einem der letzten Säle eingetreten, faßte mich Melidow am Arm und zog mich in eine, von schweren seidnen Vorhängen verdeckte Fensterische.

„Sehen Sie dort diese Dame im dunkelrothen Kostüm mit dem schwarzen Haar und den leuchtenden Augen?“ flüstert er mir leise zu, auf die betreffende, uns gegenüber in einem Sessel lehrende Spielerin deutend.

„Gewiß,“ antwortete ich, „le diable rouge, wie man sie wegen ihrer Vorliebe für die rothe Farbe nennt, ist mir sogar persönlich bekannt und ich habe manchen Abend in ihrem Kreise zugebracht. Sie ist der amüsanteste Dämon, den ich je gesehen — übrigens eine Landsmännin von uns.“

„Es ist Vera Kurwieff“, jagte der Graf mit Nachdruck, „was denken Sie nun von meinem Verdacht?“ —

„Vera Kurwieff? — mir nannte man sie Gräfin Dolzinska, der rothe Teufel. — Ist sie es jedoch wirklich, so ist die Person wohl imstande ein Verbrechen zu begehen, doch eben so klug, um sich leicht zu verrathen.“

„Sie ist es bestimmt, doch möchte ich vermeiden von ihr gesehen zu werden. — Lassen Sie uns den Saal verlassen und reiflich überlegen, was zu thun ist.“

Wir kehrten mit dem nächsten Zuge nach Nizza zurück und verbrachten den größten Theil der Nacht mit dem Austausch unserer Ansichten und dem Schmieden aller möglichen Pläne, die jedoch sämmtlich auf äußerst unsicheren Fundamenten standen.

Da Melidow genöthigt war, in kurzer Zeit nach Rußland zurückzukehren, kamen wir überein, Maria Petrowna vorläufig nichts von unsern Verdächtigungen, sowie von der Anwesenheit Veras in Monaco

mitzutheilen und ich übernahm den Auftrag, mich mit der sogenannten Gräfin Dolzinska in Verbindung zu setzen und nach Möglichkeit ihr Leben und Treiben, ihre Bekanntschaften und Beziehungen zu erforschen.

Der Graf verließ bald darauf Nizza, nachdem wir einen Briefwechsel über die uns lebhaft beschäftigende Angelegenheit verabredet hatten und auch die Fürstin Meiticheff trat mit der jungen Alexa eine Reise nach Rom an, wohin ich natürlicherweise die Damen gern begleitet hätte, wenn mich nicht die Beobachtungen Vera's an Monaco gefesselt haben würden.

Jedoch ehe Maria Petrowna schied, empfing ich das beseligende Geständniß aus ihrem Munde, daß sie meine Neigung erwidere, daß sie meinen Bitten willfahren und mir die so leidenschaftlich begehrte Hand zum ewigen Bunde reichen wolle — wenn ihre Unschuld bewiesen, wenn sie rein vor aller Welt dastehen, wieder unangefochten in das Vaterland zurückkehren könne. So schwer ich unter diesem Zwang, der mein heißersehntes Glück in unabsehbare Fernen rückte, litt, Maria war unerbittlich und ich konnte die Gründe ihrer Weigerung nur achten. Ich hatte somit für mein Glück zu kämpfen und der Preis war der schwersten Arbeit, des unablässigsten Bemühens werth. — —

Zu meiner Freude war es mir möglich, einen längeren Urlaub zu erhalten, hauptsächlich durch Nelidow's Vermittelung, der viele Verbindungen mit den höchsten Beamten besaß, und so hatte ich Muße, den Spuren der verdächtigen Vera zu folgen. Leider war die erste Zeit, gleich nach der Verhaftung Marias vergangen, ohne daß von einer Seite Schritte zur Entdeckung des wahren Thäters gethan worden waren, da die Fürstin, sowie Graf Wasil, von der Schuld gegenseitig überzeugt, sich in tiefstes Schweigen hüllten — somit war jeder Anhalt verloren und nur dem Zufall oder einer höheren Fügung die Entwirrung dieses Räthsels überlassen. Trotzdem ich bald zu verzweifeln anfang, verfolgte ich dennoch meinen Plan mit Beharrlichkeit und verwandte jeden Moment auf dessen Durchführung. Auch Nelidow suchte, auf dem Schloß der Fürstin wohnend, mit äußerster Vorsicht der unbegreiflichen Geschichte auf den Grund zu kommen und wir wechselten wöchentlich Briefe und Ansichten über den uns lebhaft beschäftigenden Fall. —

Die Gräfin Dolzinska war wirklich mit Vera Sturwieff identisch und leugnete, als ich gelegentlich der Fürstin erwähnte, durchaus nicht ihre früheren intimen Beziehungen, die sie jedoch, da dieselbe unter einer Hochverrathsanklage gestanden hatte, nicht weiterhin als gute Patriotin aufrecht halten könne. Als ich die Namen Nelidow's nannte, bemerkte ich trotz der großen Beherrschung dieser Dame einen zornigen Blick in ihren Augen aufleuchten, doch nur einen Augenblick, dann plauderte sie lustig von andern Dingen und der „diable rouge“, war an dem Abend ausgelassener und lustiger denn je.

Erst spät trennten wir uns von einem opulenten Souper, bei

welchem der Champagner in Strömen geflossen war und Vera Dolzinska mit dunkelrothen Rosen im tiefschwarzen Haar und feurig blickenden Augen die Wirthin gespielt hatte.

Graf Dolzinska, eine echte Spielerphysiognomie, nahm ebenfalls an unserm Zusammensein theil und ich hatte zum ersten Male Gelegenheit, die Gatten zu beobachten. Beide standen sich wie Fremde gegenüber, wengleich der Graf voll Galanterie für seine schöne Gemalin war, welche dieselbe jedoch mit einem verächtlichen Lächeln erwiderte und ihre Aufmerksamkeit hauptsächlich einem jungen, als immens reich bekannten Amerikaner zuwandte, der vollständig in den Banden der Intriguantin lag.

Nachdem ich die Gesellschaft verlassen, irrte ich noch stundenlang auf der einsamen Terrasse umher, zergrübelte mein Gehirn ohne zu einem Resultat zu gelangen und zog mich endlich in mein Zimmer zurück, welches eine Treppe hoch in demselben Hôtel gelegen war, in welchem die Dolzinskis die Parterreräume inne hatten.

Während ich bei offenem Fenster noch ruhelos auf meinem Lager vergeblich meine Gedanken zu sammeln suchte, hörte ich plötzlich durch die Stille der Nacht ganz deutlich leises Flüstern dicht unter mir im Garten. Anfangs legte ich kein Gewicht auf diese Beobachtung, doch, nachdem das leise Gespräch sich länger hinzog, eilte ich, von einem Instinkt getrieben an das Fenster und beugte mich vorsichtig hinaus. Unten in einem der Dolzinskischen Zimmer schien ein weibliches Wesen auf der goldenen Brüstung zu lehnen, denn eine kleine Hand erschien ab und zu lebhaft gestikulirend, während eine außergewöhnlich kräftige Männergestalt im Garten, versteckt von Rosengebüsch, stand.

Den Inhalt des Gesprächs konnte ich nicht erlauschen, da beide sehr leise miteinander sprachen, doch schien es mir nach dem Tonfall der Stimmen — die Ruhestörer bedienten sich übrigens der russischen Sprache — als ob der Mann heftige Vorwürfe erhöbe. Plötzlich jedoch klickte leise ein Fensterriegel und die Gestalt des nächtlichen Wanderers verschwand lautlos zwischen den Bäumen, so daß diese Unterbrechung nicht geeignet war, meine Ruhe zu vermehren, im Gegentheil mich in ein Meer von Gedanken und Phantasien warf, ist begreiflich und als ich endlich nach einem kurzen, unerquicklichen Schlummer die Morgensonne emporsteigen sah, schien mir das Erlebniß der letzten Nacht wie ein wüster Traum, die Folge unseres opulenten Gelages.

Ich hielt mich seitdem der Gesellschaft der Dolzinskis ferner, beobachtete jedoch die Gräfin unausgesetzt, hauptsächlich in den Spielsälen, wo sie mit Leidenschaft dem Dämon huldigte, und wo ihr ganzes Naturell, jedes Zwanges ledig, erst recht zur Geltung kam. Nie sah ich sie hier in Begleitung ihres Mannes, ebensowenig in der des jungen Amerikaners, wengleich es zweifellos sein Geld war, welches in großen Summen durch die Finger der jungen Frau glitt; hatte sie doch selbst geäußert, daß Glück im Spiele nur vor-

Handen wäre, wenn sie allein unter Fremden die Chancen beobachten und benutzen könne; abergläubisch wie alle Spieler, liebte sie daher keine bekannnten Gesichter um sich.

Hatte mich vor länger denn Jahresfrist die Hand Maria Petrownas beim ersten Sehen sofort gefesselt, hatte ich aus ihren edlen Linien und Bewegungen richtig auf die schöne Seele, den reinen, hochherzigen Charakter und das zarte Gemüt der gänzlich Unbekannten geschlossen, die rosige, wohlgepflegte Weras mit den Grübchen und den kurzen runden Fingern mit den kleinen spitzen Nägeln, erregte, wenngleich sie eigentlich hübsch zu nennen war, in mir stets einen gewissen unbehaglichen Eindruck, und nie war es mir möglich gewesen, wenn ich diese weiche, vom Handschuh entblößte Rechte der jungen Dame zum Gruß in der meinen fühlte, meine Lippen darauf zu drücken.

Unedel, leidenschaftlich, sinnlich war diese Hand, selbst einen Zug von Grausamkeit und Rachsucht meinte ich darin zu erkennen und die Art, mit welcher die juwelengeschmückten Finger in den Geldmassen wühlten, deutete zugleich auf Habgier und Verschwendungssucht.

Tage waren auf diese Weise hingegangen, ohne daß es mir gelungen wäre, eine Spur von dem nächtlichen Wanderer, der mit der Gräfin Dolzinska, denn zweifelsohne war es dieselbe gewesen, vom Garten aus sich unterhalten hatte, aufzufinden. Die große, kräftige Gestalt war unverkennbar, aber dieselbe schien von Monte Carlo verschwunden zu sein und ich ergab mich schon in das Schicksal, wieder einmal an einem falschen Hoffnungsschimmer gehangen zu haben, als plötzlich der Gesuchte im Kasino erschien, und ohne zu pointiren, die Gesellschaft musterte.

Ich näherte mich ohne Aufsehen der Stelle, wo er sich beband und erkannte, daß ich es mit einem Menschen von jedenfalls niederer Abkunft und Erziehung zu thun hatte. Seine Gestalt und Gesichtszüge waren nicht unschön, jedoch von einer gewissen gewöhnlichen Bildung, seine Bewegung unfrei und hastig und seine Kleidung von einer gesuchten Eleganz, die gerade das Gegentheil des beabsichtigten Eindrucks hervorzubringen pflegt. Er umkreiste langsam den Tisch, an welchem die Gräfin saß und vom Glück begünstigt, Gold und Banknoten in Haufen vor sich liegen hatte.

Sie schien ihn nicht zu bemerken, denn achtlos glitt ihr Blick über die kräftige Männergestalt, die ab und zu durch eine unruhige Bewegung mit der Hand ihre Anwesenheit oder Erwartung eines Zeichens andeutete.

Nach einer Weile ergriff die Dame einen an ihrer Brust befestigten Rosenstrauß und sog den Duft desselben ein. Gleich darauf war der unbekannnte Mann in der Menge verschwunden. Die Gräfin spielte weiter, wie mir schien, zerstreut, sie verlor einige Goldrollen, packte dann nervös zitternd die übrige, recht ansehnliche Summe zusammen und erhob sich.

Ich folgte ihr ungesehen durch die Säle, wo an einem Trento

et Quarante der Graf lebhaft engagirt war, ebenso der junge Amerikaner. Geräuschlos schritt die zierliche Gestalt mit den fagenartig geschmeidigen Bewegungen durch die gefüllten Räume, die Schleppe ihrer blutrothen Atlasrobe grazios emporhebend, dem Ausgang zu.

Es war inzwischen Abend geworden, dunkle Wolken verdeckten das Licht des Mondes und ein kühler Wind rauschte in den Wipfeln der Lorbeer- und Orangenbäume in den, das Kasino umgebenden Gartenanlagen, die trotz der reichlichen Erleuchtung heute in Dunkel gehüllt waren. Draußen im Vestibül hüllte sich Vera Dolzinska in ein großes schwarzes Spitzengewebe, welches Kopf und Oberkörper bedeckend, die Gestalt völlig unkenntlich machte. Fröstelnd zusammenschauernd, trat sie ins Freie, sah sich prüfend nach allen Seiten um, während welcher Zeit ich, hinter einer Säule verborgen, sie beobachtete und verschwand dann eilig hinter einer Gruppe hochstämmiger Cacteen und Blattgewächse.

Unschlüssig, was zu thun, verfolgte ich den nächsten in die Parkanlagen führenden Weg. Der Boden war vom Regen durchweicht und einzelne schwere Tropfen fielen von den Bäumen und Sträuchern hernieder. Tiefe Stille herrschte in dem sonst von einer eleganten Menge belebten Garten und nur vereinzelt Laute drangen aus den Hôtels herüber.

Nicht lange dauerte es und ich sah zwei dunkle Gestalten sich auf einem Nebenpfade langsam bewegen. Sofort verbarg ich mich, da dieselben auf mich zuschritten. An der einen Stimme erkannte ich Vera Dolzinska, während die andere unzweifelhaft dem vorhin beobachteten Manne angehörte.

Die Unterhaltung war lebhaft, äußerst heftig sogar vonseiten des Unbekannten, der die Gräfin beschuldigte, ihr Wort gebrochen zu haben und mit seiner Rache drohte. In sanftester Weise mit den süßesten Schmeicheltönen suchte diese den Aufgeregten zu besänftigen und bethuerte ihm, daß nur sein Wohl, sein Glück sie bewogen habe, den schweren Schritt zu thun, daß ihr Herz ihm allein gehöre, daß sie schwer an dem Opfer zu tragen hätte. — Was weiter gesprochen wurde, entzog sich meinem Ohr, da die beiden Streitenden Wege einschlugen, wo ich, aus Sorge entdeckt zu werden, nicht zu folgen vermochte. Ich eilte inolge dessen auf die Terrasse zurück, wo wenige Minuten später Vera Dolzinska aus einem Seitenpfad trat und dem Kasino sich zuwandte. Als sie in die Nähe desselben anlangte, näherte ich mich ihr mit der erstaunten Frage, woher sie allein bei dem Wetter käme. Sie behauptete in unbegreiflicher Kühnheit und Geistesgegenwart, daß ein nervöser Kopfschmerz sie genöthigt hätte, für einige Minuten den heißen Spielsälen zu entfliehen und auf der Terrasse Luft zu schöpfen.

Ich bot ihr dienstbereit meine Begleitung an, sie legte ihren Arm in den meinen und wir schritten einige Zeit plaudernd die erleuchtete Straße auf und ab.

Bald darauf begegnete uns der Fremde. Ein wüthender Blick streifte mich und Veras Hand suchte, unmerklich fast, auf meinem Arm. „Kennen Sie den Herrn?“ fragte ich sie in anscheinend harmloser Weise.

„Nein“, antwortete dieselbe, „ich hab ihn nie gesehen! — Doch wie kommen Sie darauf?“

Ich durfte mich nicht verrathen und suchte daher durch einen Scherz das Gespräch auf andere Bahnen zu lenken.

Am Abend schrieb ich einen ausführlichen Bericht an Melidow, doch je mehr ich mich in die Sachlage vertiefte, um so weniger suchte ich einen Grund Veras Handlungsweise mit dem an Maria verübten Verbrechen in Zusammenhang zu bringen. Der Fremde war jedenfalls ein früher begünstigter Verehrer des leichtsinnigen Mädchens, welcher durch ihre Heirat in Zorn gerathen, von der schlauen und intriguanten Frau von einem sie kompromittirenden Schritt zurückgehalten werden sollte. Jedoch beschrieb ich dem Grafen genau die Persönlichkeit des Unbekannten, der jedenfalls ein Russe, schon früher in Verbindung mit Vera Kurwieff gestanden haben mußte.

Wiederum gingen Tage hin und alles blieb beim alten. Das Wetter hatte sich inzwischen aufgeklärt und Nächte stellten sich ein, wie nur der Frühling solche in den paradiesischen Gefilden der Riviera hervorbringen kann.

Die Bank in Monaco bereitete eines jener Zauberfeste vor, bei welchem die Kunst in Benutzung der herrlichen Natur das Großartigste leistet, was nur denkbar ist. Tanz, Musik, Beleuchtung der Anlagen und Feuerwerk bieten dem Ohr und dem Auge, was nur die Phantasie eines Menschen erträumen kann und von nah und fern eilt der Strom der Fremden dem Monte Carlo zu, um sich des wunderbaren Schauspiels zu erfreuen. Trotzdem mir derartige Feste von meinem früheren Aufenthalt an der Riviera bekannt waren, blieb dennoch die zauberhafte Wirkung nicht ohne Einfluß auf meine erregten Nerven. — Einsam unter der bunten Menge lehnte ich an einem Lorbeerbaum, während unter den Klängen einer rauschenden Musik Feuerfarben zum dunkelblauen Himmel emporstiegen, während Meer und Park in allen Farben des Regenbogens erglänzte, an ein Zaubermärchen gemahnend. — Mit heißer Sehnsucht gedachte ich der fernem Geliebten, deren Hand zu erringen mein eifriges Bemühen und das dennoch so weit in die Zukunft gerückt war. Freilich müßte ich meiner Position und der mir in Aussicht gestellten glänzenden Laufbahn entsagen, wenn ich Maria unter dem jetzigen Verdacht zu meiner Gattin machen wollte und meine Vermögensverhältnisse waren durchaus nicht derart, um einen fürstlichen Hausstand, wie ihn die Geliebte gewohnt gewesen, zu führen — dennoch hätte ich mit Freuden Ehrgeiz und Luxus geopfert, um die angebetete Frau zu gewinnen — aber vergebens, Maria beharrte auf ihrem Willen.

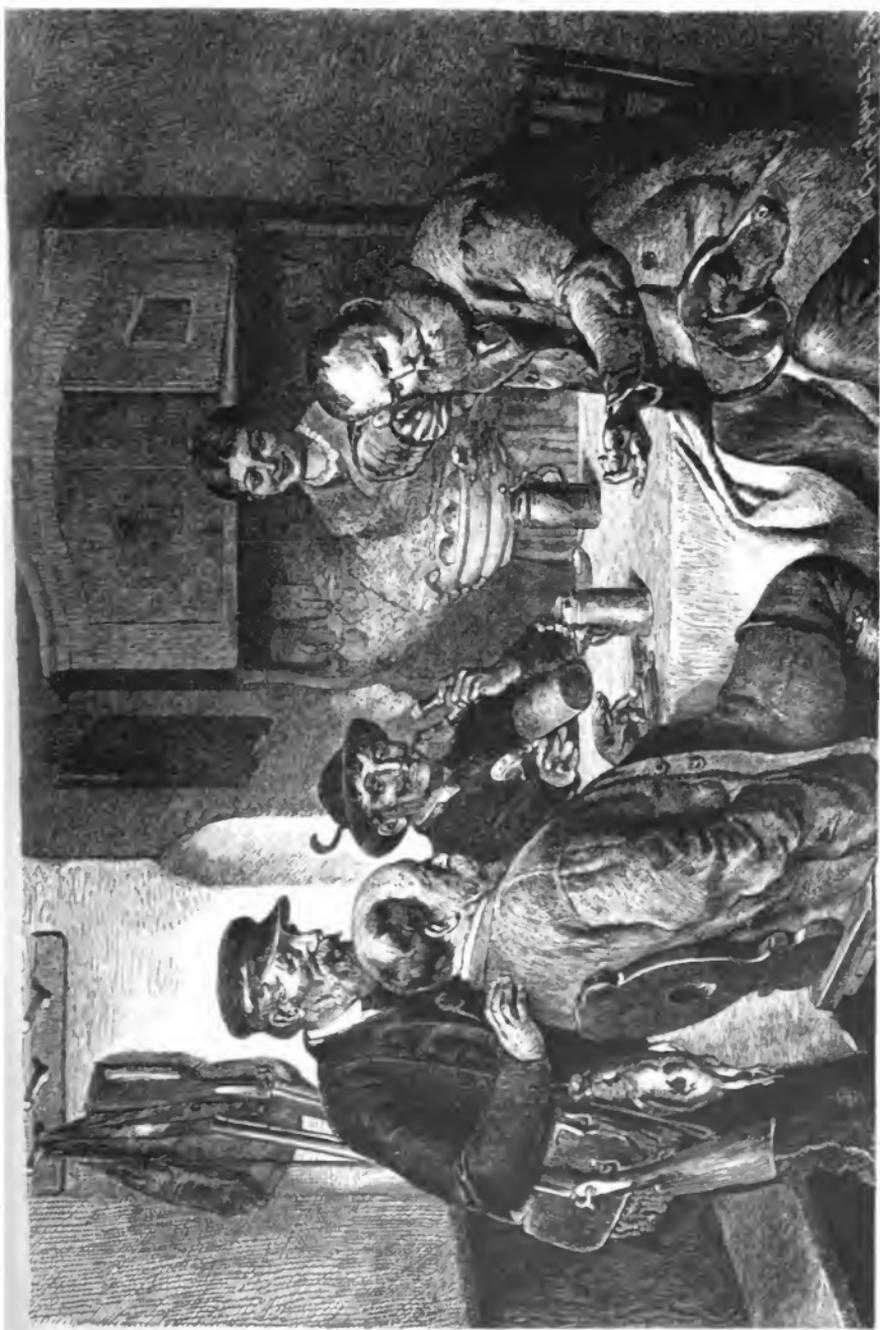
Das herrliche Schauspiel hatte inzwischen seinen Fortgang genommen; die Beleuchtung wechselte, Raketen und Leuchtflugeln stiegen

auf, Lampions schimmerten zwischen den Büschen und aus den weitgeöffneten, im Glanz von tausenden von Kerzen strahlenden Sälen, erklangen die elektrisirenden Weisen einer lockenden Ballmusik. Eine vollkommen melancholische Stimmung überfiel mich inmitten des Jubels und der freudigen Unterhaltung, die in allen Sprachen der civilisirten Welt mich umschwirrte und ich sehnte den Augenblick herbei, wo die Massen sich verzogen, wo ich im Anschauen der herrlichen Natur das ruhige Gleichgewicht meiner Seele wiederzugewinnen hoffte. — Endlich trat auch dies ein; die Menge vertheilte sich im Kasino und den verschiedenen Hôtels und nur ab und zu eilte einer der beim Feuerwerk theilhaftig gewesenen Arbeiter durch den stillen Park. Ein Lampion nach dem andern erlosch und nur der herrliche Mondenschein erhellte mit magischem Licht die wunderbare Landschaft.

Tief in Gedanken versunken, wanderte ich den einsameren Stellen der Anlagen zu, als plötzlich ein lauter Hilfeschrei, dem gleich darauf ein Schuß folgte, mich in die Gegenwart zurückversetzte. So rasch ich vermochte, eilte ich der Richtung des Gehörten nach und gelangte bald an eine freie Stelle, wo ich im hellen Mondenschein eine weibliche Gestalt am Boden liegen sah, während ein Schatten unter den Bäumen verschwand. Im Augenblick war ich an der Seite der Unglücklichen, die ich emporzurichten suchte und in welcher ich zu meinem Schrecken Vera Dolzinska erkannte, die ohnmächtig in meinem Arm lehnte. Meinen Anstrengungen gelang es glücklicherweise bald, die Bewußtlose zu erwecken, denn trotz Schreien und Schießen hatte sich kein Mensch an dem einsamen Ort eingefunden — kam doch dergleichen in Monaco zu oft vor, um noch auf besondere Theilnahme Anspruch zu erheben. Ich geleitete die Gräfin, welche heftige Schmerzen in der Schulter verspürte in das Hôtel, wo jedoch nicht die leiseste Verwundung zu entdecken war und das schmerzhafteste Gefühl nur dem Fall zugeschrieben werden konnte. Nachdem ich durch Veras Kammerfrau diese Mittheilung erhalten, zugleich mit der Bitte vorläufig nicht von dem Fall zu sprechen, begab ich mich persönlich zu der Gräfin, ihr meine Theilnahme, zugleich auch meine Verwunderung auszusprechen, sie mit dem von ihr selbst verleugneten Menschen in Verbindung zu finden, die einen so gefährlichen Ausgang hätte nehmen können — mit einem Manne, dessen ganzes Benehmen auf einen weit unter ihr stehenden schließen ließ.

Einen Augenblick sah mich Vera Dolzinska mit durchdringenden Blicken an, dann brach sie in ein silberhelles Lachen aus, welches ihren ganzen Körper erschütterte, und mit spöttisch blizenden Augen rief sie mir zu:

„Sie halten mich sicherlich für eine Nihilistin schlimmster Sorte, das ist köstlich — herrlich! — leider jedoch für Sie nicht richtig und somit erwächst Ihnen nicht der Ruhm, eine furchtbare Verschwörung entdeckt zu haben! — Jedoch, Sie sollen für Ihre Dienste belohnt werden — ich will Ihnen beichten!“



So sieht ich!

Nach einem Originalgemälde von Adolf Eberle.

116

Graziös lehnte sich die schlanke Gestalt in ihrem Sessel zurück, während die Hände nervös mit den Quasten des rothen Plüschgewandes spielten und die Augen unruhig hin- und hereilten. Das frohen überstaubene Abenteuer hatte die Gräfin, wie leicht zu begreifen war, bedeutend erregt und schon wollte ich mich mit einigen höflichen Worten zurückziehen und um Aufschieben ihres Berichts auf den morgenden Tag bitten, als sie mit einem leichten Seufzer und melancholischen Blicken die Erzählung begann:

„Iwan Sabanoff war Inspektor auf meines Vaters Besitzung und der Sohn eines früheren Leibeigenen. Wir hatten als Kinder miteinander gespielt und er faßte seit dieser Zeit eine heftige Liebe zu mir. Nach dem unglücklichen Verlust unseres Vermögens sah ich mich genöthigt, eine Stelle als Gesellschafterin der Fürstin Westicheff anzunehmen, bei welcher ich verblieb, bis man die verdächtige Frau nach Petersburg transportirte. Iwan hatte inzwischen Anzeichen einer Geisteskrankheit merken lassen und belästigte mich, wo ich ihn traf, mit seiner Anbetung. Aus Furcht vor seinen Wuthausbrüchen scheute ich mich, ihn ernstlich abzuweisen und vermied nur nach Möglichkeit eine Begegnung. Bald nachdem ich das Schloß der Fürstin mit dem Wohnsitz einer befreundeten Familie vertauscht hatte, bot mir Graf Dolzinski die Hand und ich wurde seine Gattin. Kurze Zeit nach unserer Hochzeit verließen wir Rußland, nachdem ich Schritte gethan hatte, den unglücklichen Iwan einer Heilanstalt zu übergeben, doch leider vergeblich. Plötzlich tauchte er hier auf und verfolgte mich mit seiner wahnsinnigen Liebe und Eiferjucht. Ich fürchtete einen Eklat, suchte ihn zu beruhigen und seine Abreise zu beschleunigen. Bis heute gelang es mir, ihn von einem für mich kompromittirenden Schritt zurückzuhalten. Jetzt, nachdem er soeben im vollen Wahnsinn den Schuß auf mich abgefeuert, bleibt mir nichts übrig, als den Unglücklichen der Polizei zu übergeben und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie sich der Angelegenheit annehmen wollten. — Morgen früh wollen wir das Weitere verabreden, jetzt bedarf ich dringend der Ruhe.“

Mit freundschaftlichem Händedruck entließ mich die schöne Frau und ich stand wenige Minuten später in dem Vestibül als ein sehr trauriger Diplomat, der durchaus nicht wußte, was zu beginnen.

Jedoch gänzlich theilnahmslos konnte ich all' dem abenteuerlichen Getriebe nicht zuschauen und so beeilte ich mich, den Polizeidirektor aufzusuchen und denselben von dem Attentat auf die Gräfin Dolzinska, sowie von der Persönlichkeit Iwan Sabanoffs in Kenntniß zu setzen. Der Herr versprach mir das Möglichste zu thun und einigermaßen beruhigt, kehrte ich in das Hôtel zurück.

Trotz der Aufregungen der letzten Stunden fiel ich bald in einen festen Schlaf und erwachte erst spät am nächsten Morgen, als die Sonne schon hoch am Himmel stand, durch ein Klopfen an meiner Zimmerthür. Es war mein Diener mit den Postfächern.

Ein Brief von Nelidow fiel zuerst in meine Hände. Er schrieb,

daß wichtige Entdeckungen, die er nicht näher beschreiben könne, ihn fesselten und meine baldige Rückkehr nach Rußland dringend nöthig machten. Ein zweiter Brief ohne Poststempel von unbekannter Hand versetzte mich in eine gewisse Unruhe. Vera Dolzinska theilte mir mit, daß sie beschlossen habe, mit ihrem Mann sofort Monaco zu verlassen, u. a. dem unglücklichen Sabanoff aus dem Wege zu gehen. Zugleich überreichte der Diener ein soeben vom Polizeidirektor eingelaufenes Schreiben, worin derselbe um meinen Besuch bat.

In fliegender Eile beendete ich meine Toilette und während ich im Speisesaal frühstückte, ließ ich mir vom Chef des Hôtels über die plötzliche Abreise der Dolzinskis Bericht erstatten. Dieselben hatten in Begleitung von Mr. Bader, dem jungen Amerikaner, am frühen Morgen in einem Miethwagen Monaco verlassen, ohne angegeben zu haben, wohin sie zu reisen gedächten.

Als ich in das Bureau des Polizeidirektors trat, kam dieser mir schon in unruhiger Erwartung entgegen.

„Noch gestern Nacht habe ich einen Beamten auf die Fährte des von Ihnen genannten Menschen gesandt“, begann er mit der ganzen Aufgeregtheit des Südländers „und schon am frühen Morgen befand er sich in unserm Gewahrsam, jedoch in einem jammervollen Zustand — als der Detektiv, den ich mit dieser Angelegenheit betraute, den Verdächtigen aufgefunden hatte und ihn verhaften wollte, riß derselbe mit Blitzesschnelle einen Revolver hervor und schoß sich durch die Brust. — Haben Sie etwas von ihm zu erfragen, so versuchen Sie bald Antwort zu erhalten, denn der Arzt giebt ihm nur wenige Stunden.“

Mit unheimlichem Schaudern betrat ich den Raum, in welchem der Sterbende gebettet lag. Ärztliche Hilfe war vergeblich, das zeigte mir der erste Blick auf diese wachsgelben Züge, in welchen kein Tropfen Blut mehr zu pulsiren schien. Ich setzte mich an das Lager, auf welchem der unglückliche junge Mann mit geschlossenen Augen im Schlummer ängstlich stöhnte. Tiefes Mitleid ergriff mich mit dem Armen, der ein Opfer seiner Leidenschaft geworden war und unter Fremden auf verbrecherische Weise seinem Leben selbst ein Ende gemacht hatte.

Ich nahm eine der fieberhaft zuckenden Hände in die meinen und nannte seinen Namen.

Er fuhr aus dem Schlaf empör. „Wer ruft mich“, begann er in russischer Sprache und indem er mich scharf fixirte, fuhr er ebenso fort: „Vera sendet Sie — was will sie noch von mir?“

Ich ging sofort auf seine Ideen ein und antwortete:

„Die Gräfin Dolzinska schickt mich — Sie sollen mir vertrauen.“

„Gräfin Dolzinska“, schrie mit leidenschaftlicher Erregung der Kranke und in sich zusammen sinkend, fuhr er im Flüsterton fort, „sie ist der Fluch meines Lebens.“

„Wo ist sie?“ fragte er nach einer Pause.

„Sie verließ Monaco heute Nacht“, antwortete ich, indem ich mit Herzklopfen jedes Wort des Sterbenden erwartete.

„Haben Sie mir nichts zu sagen — was Vera Kurwieff — und die Fürstin Mesticheff betrifft?“

Wie vom Blitz getroffen schnellte Sabanoff empor.

„Sie kommen nicht von Vera“, rief er mit gebrochener Stimme, „sie hat mich verlassen — Vera hat mich geopfert!“

Thränen erstickten seine Worte und seinen Körper überflog ein krampfhaftes Zittern.

Ich suchte den Unglücklichen zu beruhigen, sagte ihm, daß ich ein Freund der armen, schwer geprüften Fürstin Mesticheff sei, daß ich auf Vera Dolzinska von Anfang an Verdacht geworfen, jedoch von der schlauen Intriguantin nichts habe erfahren können, als bis gestern Abend.

„Und hat Sie Ihnen ihre Schuld gestanden?“ flüsterte der Unglückliche.

Ich wagte dem Glend gegenüber keine Lüge.

„Gräfin Dolzinska hat mich beauftragt, Sie der Polizei zu melden.“

„Der Polizei? Sie — Vera hat das gethan? Vera hat mich des Mordes angeklagt? Mit einer Lüge hat sie mich verderben wollen? Und ich habe dieses Weib geliebt — mehr wie mein Leben! — Sie sollen alles erfahren. Ich weiß, daß mein Ende nahe ist. Hören Sie! Ich bin der Sohn eines früheren Leibeigenen, der Hofmeister und Wirthschafter auf dem Gute des Herrn von Kurwieff war. Ich kam oft in das Schloß zur Herrschaft und spielte mit der kleinen Vera, die in einem Alter mit mir war. Als ich größer wurde, trafen wir uns ferner, aber meine Anbetung für das schöne Mädchen steigerte sich von Tag zu Tag. Ich hätte willig mein Leben für dasselbe gelassen und war beglückt, wenn Vera einen Dienst von mir verlangte. Mit Eiferjucht betrachtete ich jeden Mann, der auf das Schloß kam und fürchtete eine Verheirathung der Jugendspielin wie das größte Unglück, was mir zustoßen könnte.

Der alte Fürst Mesticheff war ein häufiger Gast im Kurwieffschen Hause, er ritt stundenlang allein mit Vera durch die Wälder und ich sah mit heißem Weh oft von verborgenen Stellen, mit welchem süßen Lächeln sie dem alten Verehrer schmeichelte.

Eines Tages traf ich Vera allein im einsamen Forst, aufgelöst in Thränen, schmerzdurchwühlt im Moose liegen. Ich eilte zu ihr, fiel zu ihren Füßen nieder, küßte den Saum ihres Kleides und beschwor sie, mir ihren Kummer anzuvertrauen, damit ich ihr helfen, oder sie rächen könne. Sie schüttelte den Kopf und hieß mich gehen, während von neuem ein krampfhafter Thränenstrom ihren Augen entquoll. Da vergaß ich mich und gestand ihr, der hochgeborenen Dame, meine Anbetung und Liebe. Sie wies mich nicht zurück, sondern reichte mir die Hand, die ich mit Küßsen bedecken durfte und sagte, indem sie mich mit ihren jenen Augen anblickte: „Ich habe

Dein Wort, Zwan — Du allein sollst mich rächen.“ Bald darauf erfuhr ich, daß Fürst Westicheff eine andere als Gemalin heimzuführen gedächte und daß der Kurwieffsche Reichthum nur Schein gewesen sei. Das glänzende Leben im Schloß erreichte plötzlich sein Ende, Pferde und Equipagen wurden abgeschafft, keine Feste gegeben und kein Besuch empfangen. Nach kurzer Zeit verließ Vera das traurige Haus ihres Vaters und wurde Gesellschafterin der jungen Fürstin Westicheff.

Mich führten die Geschäfte, da ich inzwischen an Stelle meines alten Vaters Inspektor geworden war, öfter nach der Westicheffschen Besitzung, wo ich außerdem mehrere Freunde hatte.

Vera schien glücklich und heiter zu sein und ihre Rache vergessen zu haben, besonders seit der junge Graf Melidow, ein Neffe des Fürsten, ein häufiger Gast im Schlosse war. Nach Jahresfrist etwa reiste die Herrschaft nach Nizza, wo der alte Fürst nach langer Krankheit starb. Die Fürstin kehrte darauf in Begleitung Veras zurück und bald verbreitete sich das Gerücht, daß Graf Melidow sich um die Hand seiner schönen jungen Tante bewürbe und die Hochzeit nach Verlauf des Trauerjahres stattfinden sollte.

Trotz eifrigen Bemühens war es mir nicht gelungen, Vera seit der Rückkehr aus dem Süden zu sehen, doch war ich überzeugt, daß die Enttäuschung eine große und bittere sein mußte.

In dieser Zeit traf ich eines Tages den Grafen Dolzinski, einen unserer nächsten Nachbarn, der mich in einer geschäftlichen Angelegenheit zu sprechen wünschte. Nach langen Umschweifen kam er endlich zum Zwecke seines mir zgedachten Besuchs, der mich mit unheilvoller Ahnung erfüllte.

Um Ihnen kurz mitzutheilen — der Graf hatte sich mit verschiedenen seiner Standesgenossen, die der altrussischen Richtung angehörten, besonders empört durch die neueren Einrichtungen der Regierung, die ihnen viele ihrer alten Rechte genommen hatten, in ein Bündniß zur Bekämpfung dieser Neuerungen eingelassen. Diese, einen etwas gefährlichen Charakter habenden Zusammenkünfte hatten seit Jahren vollkommen aufgehört, doch waren in dem verborgenen Schlupfwinkel Papiere zurückgeblieben, die für ihn, den Grafen Dolzinski, sehr kompromittirend werden konnten und die er zurückzuhaben wünschte. Ich weigerte mich anfangs und hatte nicht übel Lust, den Grafen höheren Orts anzuzeigen, doch höhnisch lachend wies er mein Bedenken zurück, indem er mir erklärte, daß mein alter Vater der Helfershelfer, mithin ein Schuldiger gewesen und sofort dem Gefängniß verfallen, sicherlich sogar nach Sibirien geschickt würde, wenn der Ort, wo die Schriftstücke lagen, entdeckt würde. Ich eilte in peinvollster Aufregung zu dem greisen Vater und hörte zu meinem Schrecken, daß alles Wahrheit, daß ein von dem alten Mann untergebenes Schriftstück seine Theilhaberschaft an der Vereinigung bestätigte, um die andern dadurch vor Verrath zu schützen. Er bezeichnete mir genau den Ort, gab mir einen Schlüssel, erklärte mir die Wege

und geheimen Schlupfwinkel und beschwor mich, ihn von der Angst und Unruhe zu befreien. Dem Flehen des alten Mannes konnte ich nicht widerstehen und so entschloß ich mich, den Gang zu wagen. Ich erreichte am Abend das bezeichnete Schloß, wo die Zusammenkünfte stattgefunden hatten und da ich dort bekannt war, wurde es mir nicht schwer, den genau beschriebenen Holzstall aufzufinden und mich daselbst zu verstecken, bis alles sich zur Ruhe begeben hatte. Dann packte ich mit Vorsicht an der bezeichneten Stelle die Holzklofen beiseite, wodurch eine fast unsichtbare Thür, die ich mit meinem Schlüssel öffnete, den Eingang in einen zweiten Raum frei machte. Erst nach langem Suchen ward es mir hier mit Hilfe einer Laterne möglich, nach der genau gegebenen Anweisung eine sich auf einen Druck leicht bewegende klappenartige Einrichtung zu finden, die genau dem Gemäuer angepaßt, sich in den Fugen der Steine bewegte und von Ueingekehrten unmöglich zu erkennen war. Raum jedoch drängte ich mich durch die schmale Oeffnung, als ich in einem erleuchteten Kellerraum — Vera Kurwieff gegenüber stand. — Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß ich mich im Schlosse der Fürstin Westicheff besand — daß der Fürst das Haupt der Verschwörung gewesen, von seinem Tode in Sünden überrascht, die Spuren zu vertilgen vergessen hatte. — Vera war nicht weniger erschreckt als ich, versuchte jedoch bald in herrischer Weise, Erklärung über mein Eindringen wie ein Räuber in der Nacht zu fordern. Lange Zeit stritten wir hin und her und schon war ich versucht, mit Gewalt die Papiere an mich zu bringen und zu entfliehen, wenn nicht einerseits die Sorge, von dem heftigen Mädchen verrathen zu werden, anderseits meine Leidenschaft und die Hoffnung, durch List hinter das Geheimniß, welches Vera in den unheimlichen Raum geführt hatte, zu kommen und mich dadurch meinem Ziel die Angebetete zu gewinnen, zu nähern gehofft hätte. Ich hatte meinen Auftrag, Papiere zu holen, gestanden, wenigleich ohne vorläufig einen Namen zu nennen und suchte dieselben aus der bezeichneten, in den Boden eingelassenen eisernen Kassette hervor, während mir Vera Kurwieff erzählte, daß sie beim Suchen eines unter einen Schrank gerollten Schmuckstücks, diesen mit Mühe fortgerückt und unter dem Teppich die Fallthür entdeckend, der Neugier nicht habe widerstehen können. Die trenherzige Miene, mit der sie dieses vortrug, verleitete mich anfangs, diesem Märchen Glauben zu schenken, bis ich in den Papieren auch den Namen Kurwieff las und das Mädchen dadurch zwang, mir die Wahrheit zu gestehen. Ebenso wie Graf Dolzinski, war auch der alte Kurwieff Mitglied des Bundes, auch ihn hatte die Sorge, bei den jetzt der nihilistischen Umtriebe wegen strengen Untersuchungen und schweren Strafen, die ihnen bei der Entdeckung dieser imgrunde ungefährlichen Vereinnigung erwachsen könnten, getrieben, seine Tochter um Herbeischaffen der Papiere zu bitten. Diese versprach das auch in Abwesenheit der Fürstin, die auf kurze Zeit in Petersburg weilte, zu thun, da eine geheime Fallthüre von dem Salon der-

selben, welches Gemach der Fürst früher bewohnt hatte, in den Keller führte. Nachdem wir die Papiere geordnet, entfuhr mir ganz unbewußt und unbedacht eine Aeußerung: „Wenn diese Briefschaften hier entdeckt würden, könnte sich die Fürstin, so unschuldig sie ist, auf eine Reise nach Sibirien vorbereiten.“ Die Wirkung dieser Worte war eine furchtbare, Vera's ganzes Gesicht glühte in einem unheimlichen Feuer, ihre Augen blitzten und ihre Hände ballten sich krampfhaft ineinander.

„O, wenn das möglich wäre, wenn ich mich an der Frau, die zweimal das Glück meines Lebens zerstört hat, rächen könnte! Zwan“, rief sie darauf mit zärtlichem Ton, „hilf mir, räche mich — und ich werde Dein Weib!“

Diese Verheißung, der liebevolle Ton und die feurigen Augen machten mich wahnsinnig — ich lag zu ihren Füßen, küßte ihre Hände und schwor, alles zu thun, was sie verlangte — dagegen verlangte ich einen heiligen Eid von ihr, das Versprechen, die Meine zu werden, zu halten.

Sie gelobte und ich ward ihr Werkzeug. Neue Zeitungen auf-rührerischen Inhalts schaffte ich am nächsten Abend heimlich herbei und Vera krönte das Ganze durch eine zufällig im Schreibtisch der Fürstin gefundene Unterschrift, die dieselbe in eigenthümlicher Gewohnheit oft auf leere Blätter zu kritzeln pflegte und aus Zerstreutheit manchmal zu vernichten vergaß. Die Thüre nach außen war unkenntlich von innen und nachdem ich den Knopf des Riegels abgedreht hatte, unmöglich zu öffnen. Auch von dem Eingang löste ich den Drücker, warf den Schlüssel zur Thür des Holzstalles ins Wasser, nachdem ich jede Spur eines Eintritts verwischt hatte. Wochen gingen in Erwartung des Kommenden hin — schon pakte mich die Reue und ich hoffte, daß Vera ihren furchtbaren Entschluß aufgegeben hätte, als die Verhaftung der Fürstin stattfand. Lassen Sie mich schweigen von den Qualen, die ich erduldet. — Meine wahnsinnige Leidenschaft hatte mich zum Verbrecher gemacht und die Strafe folgte auf dem Fuße.

Als ich Vera an ihren Eid gemahnen und sie zu meinem Weibe zwingen wollte, war sie verschwunden und die Nachricht ihrer Vermählung mit dem Grafen Dolzinski war die einzige Kunde, die zu mir gelangte. Ich eilte auf die Besingung des Grafen, wo ich die Trennlose nicht mehr antraf, ich jedoch festgehalten und als geisteskrank einer Irrenanstalt überwiesen wurde. Monatelang blieb ich dort gefesselt, bis es mir gelang, zu entfliehen. Nachdem ich mich mit Geld und Papieren versehen hatte, reiste ich hierher, wo ich endlich Gelegenheit fand, Vera zu sprechen. Sie kennen die Gräfin — Sie wissen, wie sanft und unschuldig sie zu sein vermag und obgleich ich von der Falschheit der so heiß Geliebten überzeugt war, ließ ich mich dennoch anfangs täuschen, glaubte an das Opfer, welches sie gebracht, um ihren Vater und auch mich vor Entdeckung, mit welcher Dolzinski gedroht, zu schützen. Bald jedoch erkannte ich den Leicht-

sinn und die Habgier Veras. Nur das Geld des reichen Grafen hatte sie gelockt und ich ward das Opfer, welches zur Ausführung ihrer Rache dienen mußte. Jetzt sehe ich alles klar vor mir, was meinen von Leidenschaft geblendeten Augen bisher verborgen gewesen war. Der alte Fürst Westscheff, sowie Graf Melidow, hatten eine andere Vera vorgezogen. Sie haßte die junge Fürstin und wollte sich rächen, hoffte wohl auch, durch Entfernung derselben den Grafen für sich zu gewinnen. Als ihr dies nicht gelang, wählte sie Dolzinski mit seinem Reichthum und sperrte mich in das Irrenhaus.“

Erschöpft hielt der junge Mann inne und lehnte sich mit geschlossenen Augen in die Kissen zurück.

Ich selbst war tief ergriffen, keines Wortes mächtig. Ich reichte dem Kranken, dessen brennende Lippen zu trinken verlangten, und mit leiser Stimme fuhr er fort:

„Ich sah Vera täglich mit heißem Wehgefühl und sprach sie heimlich einige Minuten. Der Graf sollte mich nicht sehen — meiner Sicherheit wegen, wie sie behauptete. Gestern nach dem Feste im Park kam sie an einen vorher verabredeten Platz. Ich beschwor sie, mit mir zu fliehen, — drohte mit meiner Rache, drohte mich und sie zu tödten — da rief sie nach Hilfe und ich richtete die Kugel auf mich selbst, ohne jedoch zu treffen. Erst als man mich als Mörder verhaften wollte, war ich glücklicher — nun hat die Qual bald ein Ende.“

Ein Ohnmachtsanfall endete seine Rede. Eilig rief ich den Arzt, sowie den Polizeidirektor herbei, entwarf selbst in gedrängter Kürze eine Erklärung des an Maria Petrowna verübten Verbrechens, und als der Kranke sich von seiner Schwäche etwas erholt hatte, las ich ihm in Gegenwart der Zeugen sein Geständniß vor, unter welches er ohne Zaudern seinen Namen setzte und verließ, nachdem ich alles nur mögliche zur Pflege des Sterbenden angeordnet, zwar tief ergriffen, doch von glückseligen Gefühlen durchdrungen das Haus, welches ich so wenig hoffnungsvoll betreten hatte.

Der Telegraph benachrichtigte Maria Petrowna mit wenigen Worten von der glücklichen Wendung und kaum zwei Tage später begleitete ich meine geliebte Braut und Alexa nach Rußland, um dort im Verein mit Melidow das Nähere zu besprechen. Die Erklärung Sabanoffs erwies sich als zutreffend und es war Graf Wasil gelungen, schon vorher die Spur einer geheimen Thür eines zweiten Ausgangs aus dem Kellergewölbe zu vermuthen, auf welche Entdeckung er in seinem Briefe hingewiesen hatte, ohne jedoch der Sache völlig auf den Grund zu kommen, was bei der Geheimschlichkeit und List, mit welcher die beiden Verbündeten zusammengewirkt hatten, wohl ohne die Aussprache des Sterbenden niemals zu erwarten gewesen wäre.

Die Ehre des alten Fürsten Westscheff veranlaßte uns von einem öffentlichen Prozeß Abstand zu nehmen. Maria Petrowna wandte sich persönlich an den Zaren, der ihr in gnädigster Weise

Gerechtigkeit widerfahren ließ. Wie vordem trat sie in den Besitz eines bedeutenden Vermögens, wiewohl das Schloß, welches so viele traurige Erinnerungen für sie bot, nebst der dazu gehörigen fürstlichen Herrschaft auf unseren beiderseitigen Wunsch für immer an Wajil Melidow abgetreten wurde.

Kurze Zeit später vereinte uns der Segen der Kirche, zugleich Wajil mit der lieblichen Alexa.

Mich zog es unwiderstehlich dem Orte zu, wo ich die Geliebte zuerst gesehen, wo die schöne Hand, die jetzt als schwer erkämpfter Preis in der meinen ruhte, mich begeistert und gefesselt hatte. In Paris feierten wir in stillster Zurückgezogenheit die ersten Wochen unseres Ehestandes und oftmals fuhren wir hinaus nach dem herrlichen Fontainebleau, um bei der Rückkehr auf dem Lyoner Bahnhof des ersten Zusammentreffens mit glücklichem und dankbarem Herzen zu gedenken.

Von Vera hörten wir nichts weiter, als daß sie Europa verlassen hatte, um in Amerika ihr Glück zu suchen. Der unglückliche Sabanoff starb wenige Stunden, nachdem ich ihn verlassen und auch Graf Dolzinski machte seinem Leben ein Ende, nachdem er dem Dämon des Spiels sein beträchtliches Vermögen geopfert hatte.

Mein Freund Karzoff ist der eifrigste Verehrer meiner schönen Frau und redet sich selbst ein, daß er nie an ihrer Unschuld gezweifelt habe.

Maria lächelt und legt verstoßen ihre geliebte Hand in die meine — ich bin glücklich im Besitz der schönsten Frau mit dem besten Herzen — der edelsten Seele. Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht — die Psychologie der schönen Frauen hat mich nicht betrogen.





## Lessing in Berlin.

Eine Studie von C. Trog.



Es giebt in Berlin wenig Häuser, die mit Inschriftentafeln geschmückt sind, welche das Andenken an geistige Celebritäten auffrischen, wie wir dies so zahlreich in anderen Städten, z. B. in Paris, finden, wo selbst Humboldts Wohnung, Quai Malaquais Nr. 3, nicht vergessen ist.

Während jedes Kind in der Residenz die Stätten kennt, auf denen man den Helden, die im Schlachtenwetter Ruhm und Ehre gewannen, Denkmäler errichtet hat, wissen wohl nur wenige Berliner, daß in dem schmalen und hohen Hause der Spandauerstraße Nr. 68, welches auf schwarzer Marmortafel in goldenen Buchstaben die Inschrift trägt:

In diesem Hause lebte und wirkte Unsterbliches  
M. Mendelssohn,  
geboren zu Dessau 1729, gestorben in Berlin 1786,

vor mehr denn hundert Jahren nacheinander eine Zahl der damals bedeutendsten literarischen Celebritäten wohnten. Seine sehr bescheidenen Räume sahen den Dichter Rammler, den Naturforscher Mylius — beide Jugendgenossen Lessings — dann Nicolai, Lessing und endlich Moses Mendelssohn, welcher dieses Haus erwarb, dem dann die pietätsvollen Nachkommen Mendelssohns später die oben angeführte Inschrift verliehen.

Es gewährt gewiß einen besonderen Reiz, den Spuren großer Männer nachzugehen und ihre Wohnstätten aufzusuchen, wodurch deren entferntes Wirken uns näher tritt.

Unter den geistigen Bannerträgern, den Schöpfern unserer nationalen Literatur und Kultur, ist es einer, der, wenn auch nicht nach seiner Geburt, doch vorzugsweise Berlin angehört, und das ist Lessing.

Und doch melden keine Nachschlagebücher genau, welche Zeit er in Berlin verlebte, darum auch die Kenntniß, in welchen beiden Häusern er wohnte, gewiß mehr zufällig ist.

Eines dieser Häuser wurde oben bereits genannt, das später Mendelssohn'sche Haus, das der damalige geniale Berliner Männerkreis nicht anders zu nennen pflegte, als „unser Haus“. Das zweite Gebäude\*), in welchem Lessing den größten Theil seines Berliner Aufenthaltes verbrachte, ist das Haus Nr. 10 am Nicolairchhofe, von dem ein alter Bericht sagt:

„Es ist ein ganz schmales, altes, spitzgiebeliges, zweistödiges Haus in Holz und Fachwerk gebaut, die Front nur zwei Fenster breit; im untern Geschoss ist jetzt eine Böttcherwerkstatt, das Stockwerk über demselben springt nach alter Bauweise auf Holzbalken weit vor. In diesem Hause, das schon damals als ein sehr unansehnliches galt, bewohnte Lessing jahrelang die „sehr kleine“ Stube des zweiten Gestocks, zu der eine hühnersteigartige Treppe hinaufführt. Die Aussicht aus den beiden Fenstern des engen Raumes geht auf den schwarzbraunen Bau der Nicolairche. Das ist auch eine Merkwürdigkeit. Denn diese älteste Pfarrkirche Berlins hat vor siebenhundert Jahren an der Wiege der künftigen preussischen Hauptstadt gestanden, als diese nur eben noch aus den Hütten der ersten Ansiedler Albrechts des Bären bestand, und in ihr liegen zwei berühmte Landsleute Lessings begraben: der erste große Staatsmann Preußens, der Leipziger Schneiderjohn Lamprecht Distelmeier, der als Staatskanzler des ersten protestantischen Kurfürsten die Grundlage zu Preußens Größe legte, und ein zweiter berühmter Landsmann Lessings, der große Staats- und Naturrechtslehrer Freiherr Samuel von Puffendorf, wie Lessing ein armer Pfarrerssohn aus dem Sachsenlande. Preußen hat es veräußert, als den dritten sich Lessing zuzueignen, der so viele Jahre lang umsonst strebte, in Berlin einen Platz zu finden.“

Lessing kam im Jahre 1748, neunzehn Jahre alt, nach Berlin und blieb daselbst, ein halbes Jahr (1752) abgerechnet, das er, um zu promoviren, in Wittenberg verlebte, bis 1755, also sechs Jahre lang, dann ging er nach Leipzig und trat bald darauf seine bekannte, aber mißglückte europäische Reise mit dem jungen und reichen Winkler an. Im Jahre 1758 zog er wieder in Berlin ein und blieb daselbst bis 1760. Die Zeit von 1760 bis anfangs 1765 verbrachte er in Breslau als Sekretär des Generals Tauenzien. Er sehnte sich aber fort und fort nach Berlin zurück und so finden wir ihn denn schon im Mai 1765 wieder in der Spreestadt, wo er sich zu längerem Verbleiben einrichtete. Als er aber zu seinem Schmerze sehen mußte, wie alle seine Hoffnungen fehl schlugen, zog er im Herbst 1767 nach Hamburg und kehrte seitdem nicht wieder zu längerem Aufenthalte nach Berlin zurück.

\*) Nr. 68 der Spandauerstraße ist abgebrochen, Nr. 10 Nicolairchhof steht noch.

Das Leben nahm den jungen Lessing in eine harte Schule. Als blutarmer Student kam er nach Berlin, und er mußte jede sich darbietende Gelegenheit wahrnehmen, um des Lebens Bedarf zu erwerben. Und doch hatte dieser neunzehnjährige Student, den seine Gegner noch lange spottend den „*Studiosus medicinae*“ nannten, bereits die Aufmerksamkeit vorzüglicher Kreise auf sich gelenkt; denn seine Gedichte in den Zeitungen und ein Drama, das in Leipzig aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen worden war, legitimirte ihn glänzend als einen echten Sohn des Parnasses. Man darf wohl annehmen, daß Lessing dies selbst fühlte und wußte, und wenn er, als er von Schulden gedrückt Leipzig verlassen hatte und nach Berlin zurückgekehrt war, sich daselbst nicht dem Theater zuwendete, so lag der Grund dafür nur in seiner bitteren Armuth, die ihn auf seinem einsamen Dachstübchen fast zur Verzweiflung brachte. Es fehlte ihm alles, selbst die nothwendige Kleidung, um sich vor einflußreichen Leuten zeigen zu können. Da griff Nylins ein und half dem Freunde aus der schlimmsten Noth. Nun ordnete Lessing Bibliotheken, er gab Unterricht und schriftstellerte; da aber die Verse und Dramen kein Geld brachten, das er doch verdienen mußte, um leben zu können, so schrieb er Prosa; er wurde literarischer Redacteur der Wossischen Zeitung und der größte Feuilletonist Deutschlands.

Wie man aber damals selbst in gebildeten Kreisen über einen „gewissen Lessing“ dachte, mag eine Anekdote darthun, welche Kochly in Leipzig zu erzählen pflegte. Kochly war in seiner Jugend Zögling der Leipziger Thomasschule, welche damals unter Leitung des Rectors Fischer, des bekannten Herausgebers des *Anakreon*, stand. Die poetische Ader des jungen Kochly that sich frühzeitig kund, aber freilich in einer verpönten Richtung. Statt sich in griechischen oder lateinischen Hexametern oder Pentametern zu ergießen, überströmte sie von deutschen Reimversen. Man wollte sogar von dramatischen Versuchen seiner jugendlichen Feder wissen. Der Rector Fischer, welchem dieses zu Ohren kam, ließ Kochly, den er als fleißigen und talentvollen Schüler werth hielt, auf seine Stube kommen und redete ihn folgendermaßen an: „Mein lieber Kochly, Er ist auf dem besten Wege, die schönen Gaben, welche Ihm unser Herrgott verliehen, unverzeihlich zu mißbrauchen. Er ahnt vielleicht noch gar nicht, wohin solches Treiben zuletzt führen kann: — Da will ich Ihn ein abschreckendes Beispiel aus meiner eigenen Jugend erzählen. Ich machte auf der Universität die Bekanntschaft eines jungen Menschen von schönen Anlagen und Kenntnissen. Latein und Griechisch hatte er aus dem Grunde studirt, er las den Thucydiden, ja den Aristophanem, daß es eine Lust war, und wir lasen sie zusammen. Nun seh' er einmal: der junge Mann gerieth in die Gesellschaft von Komödianten und Zeitungsschreibern und verwarf sich total. Seine Klassiker blieben liegen, er lief ins Theater und am Ende wurde er selber nichts besseres, als ein Komödienschreiber. Wenn Er seinen

Namen wissen will“, — hier drehte sich der alte Fischer auf seinen Abfäßen herum — „es war ein gewisser — Leßing!“

Ueber die Lebenszeit Leßings in Berlin vom Jahre 1750 an, über sein Kämpfen und Ringen und seine Begegnung mit Voltaire sagt der bereits erwähnte alte Aufsatz eines Leßingkenner's und Leßingverehrers: „In diesen ersten kritischen Aufsätzen erscheint Leßing bereits auf einer solchen freien und festen Höhe über den literarischen und ästhetischen Parteien jener Zeit, daß man nach dieser Seite hin über die Arbeiten des kaum zweiundzwanzigjährigen Studenten fast mehr erstaunen muß, als über seine späteren reiften Werke. Daneben legte er hier den Grund zu seiner genauen Kenntniß der französischen Literatur durch die vertraute Bekanntschaft mit dem französischen Sprachlehrer Michier de Louvain, der um diese Zeit Privatsekretär Voltaires zu Berlin war. Diese Bekanntschaft vermittelte zugleich die erste und letzte persönliche Annäherung Leßings an den Dichter der Henriade. Voltaire war ein Jahr später als Leßing zum zweitenmal nach Berlin gekommen. Kaum giebt es in der Literaturgeschichte einen größeren Kontrast, als den zwischen ihrem beiderseitigen damaligen Auftreten. Während der Jüngling Leßing, der vom Geschick ausersehen war, Deutschlands Literatur aus der französischen Knechtschaft zu befreien und vor allem gegen den Götzen der damaligen Zeit, gegen Voltaire, die tödtlichsten Streiche zu führen, in einer Berliner Dachstube hauste und, um seinen Unterhalt zu gewinnen, für kümmerliche Bezahlung Voltairesche Prozeßakten aus dem Französischen ins Deutsche übersetzte, residirte Voltaire, der Günstling des größten Herrschers seinerzeit, im Pavillon des Königschlosses zu Berlin, mit Ehren, Gold und Auszeichnungen überschüttet! Hier war es, wo der heitere Verfasser der Dramaturgie den „göttlichen“ Voltaire kennen und nach Gebühr schätzen lernte. Der „erste Mann des Jahrhunderts“, wie ihn die bewundernde Liebe des großen Friedrich genannt hatte, war bekanntlich neben seinem Reichtum an Geist und Wiß eine sehr gemeine Menschenseele. Er stahl nicht nur Wachslichte zum Vergnügen, sondern er verwickelte sich damals auch in einen sehr schmutzigen Prozeßhandel wegen einer in Gemeinschaft mit dem Juden Abraham Hirsch betriebenen Finanzspekulation mit sächsischem Papiergeld, bei welchem der berühmte „Vorkämpfer für Wahrheit, Recht und Licht“ nicht weniger als zwei Fälschungen von Handschriften und einen schriftlichen Meineid beging. Der ebenso leidenschaftliche als pfliffige Voltaire ließ es sich nicht nehmen, bei diesem Prozeßhandel, über welchen man in Kleins Annalen der Gesetzgebung V. 248 das Nähere findet, seine Streit-schriften selbst zu verfassen. Zum Uebersetzen derselben ward ihm von seinem Sekretär der junge Leßing empfohlen. Infolgedessen wurde Leßing eine kurze Zeit lang im Jahre 1750 täglich von Voltaire zu Tisch geladen. Hier lernte er die gemeine Natur des gefeierten Schöngelstes kennen und die Verachtung, welche seine noble und reine Denkart gegen die gannerische Habsucht des Franzosen, deren ganzen

Umfang er zu durchschauen Gelegenheit hatte, empfand, gab seiner späteren ästhetischen Polemik gegen ihn jene vernichtende Schärfe, die ihm sonst überall, wo er nicht Gemeinheit der Gesinnung vor sich hatte, fremd war. Sein Urtheil über den Prozeß Voltaires gegen den Juden, das er später mit den Worten des alten Fabeldichters Phädrus aussprach\*) (siehe Werke XI, S. 108, Lachmann), legte er damals in einem vertraulichen Sinngebichte nieder, das jedoch erst nach Voltaires schimpflicher Entfernung aus Berlin gedruckt werden durfte. Es lautet in den Anfangs- und Endzeilen:

Dem schlauesten Hebräer in Berlin,  
Dem kein Betrug zu schwer, kein Kniff zu schimpflich schien,

Dem Helben in der Kunst, zu prellen,  
Kam's ein — was giebt der Geiz nicht seinen Sklaven ein! —  
Von Frankreichs Wigigen den Wigigsten zu schnellen.  
Wer kann es sonst, als Voltaire sein?

Und kurz und gut, den Grund zu fassen,  
Warum die List  
Dem Juden nicht gelungen ist,  
So fällt die Antwort ungefähr:  
Herr Voltaire war ein — größerer Schelm als er.

Voltaires Rache suchte sich später zu entschädigen in einer Verdrehung des Namens Lessing, aus dem er Le Singe machte! eine Rache, die ganz der Veranlassung jenes Epigramms würdig war. Die Bekanntschaft mit Voltaire nahm auch sonst ein schlechtes Ende. Eine kleine literarische Indiskretion, die sich Lessing mit den ihm mitgetheilten Aushängebogen von Voltaires Siécle de Louis XIV. erlaubt hatte, indem er dieselben einem Freunde zu lesen gab, führte einen vollständigen Bruch durch einen Briefwechsel herbei, von dem leider Lessings Antwort nicht erhalten ist."

Nach den Zeiten der Noth und Entbehrungen erblühten Lessing in Berlin auch sonnige Tage; das war besonders von 1758—1760 der Fall. Gab ihm das Bewußtsein der Reise frischen Jugendmuth, so erhöhte andererseits der innige Verkehr mit den genialen Freunden, die gegenseitigen Anregungen und Mittheilungen derselben, des Lebens Werth. Trotz alledem wollte es Lessing nicht gelingen, in Berlin eine Anstellung zu finden, so sehr sich seine Freunde auch darum bemühten. Friedrich der Große, dem er zweimal als Bibliothekar vorgeschlagen war, lehnte ihn beide Mal ab, weil er ihn nur aus dem Federkrieg mit Voltaire kannte und den Heros in ihm nicht ahnte, der seines Geistes Schwingen mächtig entfalten sollte. Diese beharrlichen Abweisungen kränkten Lessing sehr und er gedachte Berlin ganz und gar zu verlassen und nach Moskau an die dorten neu errichtete Universität zu gehen. Er würde diesen Plan auch ausge-

\*) Zum Juden: „Du forderst, was Du, scheint es, nie verloren hast.“  
Zu Voltaire: „Du stahlest, glaub' ich, was Du listig leugnetest.“

führt haben, wenn das schöngeistige Leben mit seinen Buschfreunden ihn nicht mit magnetischer Gewalt an Berlin gefesselt hätte. „Die strebsamsten und tüchtigsten Männer Berlins, ein Mendelssohn und Nicolai, Ramler, Sulzer und viele andere, waren ihm herzlich befreundet, und mit Sehnsucht gedenkt er in einem Briefe an Ramler (1760) der heiteren Berliner Gesellschaft und der geistlebenden Abende des Freitagsklubs und der Montagsgesellschaft, in denen Vorlesungen, Gespräche und Disputationen über Wissenschaft, Poesie und Kunst mit heiteren Mahlen abwechselten, während die großen Erfolge der preußischen Waffen dem Leben höheren Schwung verliehen. Ein besonders fröhlicher Kumpan Lessings in den letzten Jahren seines Berliner Lebens war Ramler. Auch er wohnte in der unmittelbaren Nähe Lessings, der damals schon das Mendelssohnsche Haus in der Spandauerstraße bezogen hatte. „Ich kann mich hier“, schreibt Ramler einmal an Gleim (1759) „mit Lessing abrufen, oder wenigstens absehen“. Beide waren Freunde eines guten Glases, und wenn sie Lust verspürten, ihre „Baumannshöhle“, wie sie den Weinkeller nach dem Namen des Küfers nannten, aufzusuchen, so hing der Eine oder der Andere ein rothes Band zum Fenster hinaus und das Signal ward sofort respektirt.“

Kennt man in Berlin diese erste literarische Weinkneipe noch? Müßte sie nicht auch durch eine Gedenktafel ausgezeichnet werden? Gibt es in Berlin ein „Café Lessing“ oder eine „Weinstube Lessing“, welche an den Heros erinnert, der die schönsten Trinklieder gedichtet hat? Wer giebt Antwort?

Es wäre gewiß ein würdiger Schmuck der Residenz, wenn es den Lessing-Behrerern gelingen wollte, die Stätten, an denen der große Todte weilte, durch Gedenktafeln mit passenden Inschriften auszuzeichnen, damit das Andenken an Lessing nicht nur in der gebildeten Welt, sondern auch in den verschiedenen Volkskreisen lebendig bliebe.





## Der Schreiber.

Novellette von Hermance Potier.



ie wollten sich auch einmal einen guten Tag anthun, der Schreiber Ambros und sein Freund, der Hannes, des Handschuhmachers erster Gehülfe.

Geld hatten sie ja genug, beinahe fünf Gulden, denen man freilich nicht ansah, wie viel Noth, Elend und Entbehrung an ihnen klebte.

Ambros und Hannes führten gemeinsame Wirthschaft. Ersterer besorgte die Instandhaltung des Logis, letzterer die Küche. Hannes bewunderte immer den feinen Geschmack seines Kameraden, der sowohl die Ansprüche kannte, die der Schönheitsfynn an seine Umgebung stellt, denn der Schreiber schente keine Kosten, wenn es die Ausschmückung des Quartiers galt. Sogar eine alte Tischdecke hatte er beim Trödler für schweres Geld erstanden, und diese Tischdecke war sein Kleinod, seine Liebe; wehe dem Hannes, der in frevler Gedankenlosigkeit seine Finger darein wischte! Auch um Gemälde hatte Ambros sich umgethan. Von einem alten Jungferchen, Barbara mit Namen, waren sie ihm zugekommen, vier Silhouetten ihrer Großeltern und ein Stillleben, einen Tisch mit Melonen darstellend. Und wie das gehütet wurde!

Während Hannes den Kaffee ohne Kaffeebohnen sehr schmackvoll bereitete, setzte der Schreiber die Stube, säuberte jedes Fleckchen mit peinvoller Genauigkeit und verließ das Haus nicht eher, als bis er sich von dessen vollendetster Ordnung überzeugt hatte. Dann trottete er in die Kanzlei, in die er niemals noch zu spät gekommen und wo er für einen Gulden den Tag seine acht Stunden schrieb.

Eigentlich hatte sich der Ambros zu etwas höherem geboren gefühlt. Besonders auf jene oberflächliche Bildung, die er sich durch eifriges Lesen von Büchern jeder Qualität errungen, that er sich viel zugute. Was ihn jedoch von Hannes am meisten unterschied, das war seine große Liebe zur Menschheit, die ihm als der Urquell alles

Edelmuths und aller Erhabenheit erschien. Sein einige Jahre älterer Freund wollte ihm immer von der Schlechtigkeit der Welt erzählen, er aber sagte: „Hör' mir auf; Du mußt vom Einzelwesen nicht auf die Allgemeinheit schließen. Ich für meinen Theil setze bei den Leuten stets das Beste voraus.“

„Und ich das Schlechteste“, erwiderte Hannes, „und ich habe mich noch selten getäuscht.“

Am Sonntag blieb der Schreiber gern daheim bei einem guten Buche, indeß der Handschuhmacher sein Stammbeißel aufsuchte, um sich dort, wie Ambros behauptete, seine Menschenkenntniß und sonst noch allerlei zu holen.

Einmal aber, der fünf Gulden wegen, die Hannes in der „gemeinsamen“ Sparkasse ahnte, um die herumzuschleichen sein Antheil an der Sache war, bewog er doch den Ambros mit ihm ins Wirthshaus zu kommen. „Wir müssen uns einen guten Tag anthun“, hatte er gemeint, „wozu sparen „wir“ denn, wenn wir nichts davon genießen?“

Und so schleppte er den Gesponsen eine gute Stunde Weges in die Vorstadt hinaus, wo die „güldene Schnepfe“ ihr gastfreundliches Nest aufgeschlagen hatte.

Er schien da wie zu Hause.

Er machte den Ambros, der sich zaghaft in den Winkel drückte, mit den „Damen“, Töchter biederer Handwerksleute, bekannt und versetzte ihm einen aufmunternden Puff in die Seite, worauf er seine Schüchternheit überwindend, einen Sechsschritt wagte, bei dem er sich, lang, hager und edig wie er war, nicht ganz vortheilhaft ausnahm. Er glich vielmehr einem Hampelmann, der mit ruhiger Gleichmäßigkeit am Schnürchen gezogen wird, in stumpfer Apathie Arme und Beine bewegt. Sein Gesicht blieb immer so nett aufgeräumt wie seine Wohnung, kein Sturm lebhafter Gefühle brachte es aus seiner gewöhnlichen Ordnung.

Er lächelte auch sehr reinlich, nicht so breit und mit so aufgesperrtem Mause wie der Handschuhmacher, der in etwas auffälliger Weise einer häßlichen, dafür aber kühn herausgeputzten Brauertochter huldigte.

„Was er nur will von dem Mädchen?“ dachte Ambros, „die kann ihm doch unmöglich gefallen!“

Ziemlich gelangweilt beschloß er im geheimen davon zu schleichen, damit ihn der Hannes nicht anhalte. Als er jedoch zur Thüre hinaus wollte, stand auf der Schwelle ein junges Mädchen, das er vorher nicht gesehen. Er starrte sie groß an, er wußte selber kaum warum. Sie war halb Kind noch und halb schon Weib; zart und feingliederig war ihre Gestalt, ihr von heller Lebenslust strahlendes Gesicht zeigte einen köstlich stammenden Ausdruck und ihr ledes, brannes Auge schien mit großer Frage in die Welt zu leuchten.

Das unverhohlene Entzücken, mit dem Ambros sich an ihrem Anblick weidete, ergözte sie ungemein und so rief sie ihn an:

„Na, was guckt er denn so dumm? Will er vielleicht mit mir tanzen?“

„Ich möchte schon“, stammelte das Schreiberlein, „indefß — ich bin ein bißchen angeübt.“

„Ei was, nur dreißt!“ meinte sie fröhlich und legte den Arm auf seine Schulter.

Er umschlang sie mit einer Hast, deren er sich späterhin schämte und er preßte ihren feinen Körper fest an sich und eine ungewöhnliche Erregung verlieh ihm Muth und eine Gewandtheit, die ihm selber ganz unbegreiflich vorkam. Er flog nur so dahin, das federleichte Ding im Arme, das ihm lachend und ohne Scheu in die trunkenen Augen schaute. Ambros dachte einen Augenblick, er träume nur. Auf ihren Wangen aber lag das rothe Leben und ihre vollen Lippen redeten eine glückverheißende Wirklichkeit.

„Ich kann nimmer“, sagte sie plötzlich und blieb tief aufathmend stehen.

Der Schreiber trat etwas zurück aus den Reihen der Tanzenden, ohne jedoch das Mädchen loszulassen.

Er fragte sie nach ihrem Namen und ihren Eltern.

„Hab' keine“, entgegnete sie kurz, „sind todt. Der Schnepfenwirth, der Trinker, ist mein Oheim. Dem helf' ich in der Wirthschaft und am Sonntag, da schiebt er mich herein in die Stube. Die Burtschen tanzen und trinken dann mehr, denn wenn ich komme, wird's immer gleich lebendig. Vroni heiß' ich; aber nun gebt mich frei!“

Damit entwand sie sich Ambros und eilte auf den nächsten Tisch zu, an dem ein Duzend lärmender, junger Männer saßen, die sie alle laut und fröhlich begrüßten.

Sie that sehr vertraut mit ihnen und hell und jauchzend, wie das eines Kindes erklang ihr Lachen; dem Schreiber aber ging es jedesmal gleich einem Fenerstrome durch die Glieder.

Sie tanzte mit ausgelassener Fröhlichkeit; Ambros drängte sich herzu, doch gelang's ihm nicht mehr in ihre Nähe zu kommen, sie flog von einem Arm in den anderen und achtete seiner gar nicht. So drückte er sich endlich an den Pfeiler eines Fensters und beobachtete sie mit gierigen Blicken.

Er schrak sichtlich zusammen, als der Hannes auf ihn zutrat und ihm sagte: „Komm', Ambros, es ist Zeit, daß wir heimkehren, morgen heißt's wieder an die Arbeit.“

Schweigend gehorchte er dem Freunde.

Der schwüle Dunst, der Weindunst, das Schreien und Lärmen beklemmten seine Brust und machten ihm das Haupt bleischwer, aber er sprach auch dann noch nichts, als er wieder die freie Gottesluft athmete und der Nachtwind seine Stirne kühlte.

Auch Hannes blieb gegen seine Gewohnheit lange stumm. Er schien etwas auf dem Herzen zu haben und nicht recht zu wissen, wie sich davon befreien. Plötzlich begann er und seine Stimme

klang weich und eindringlich, als rede er zu einem Kranken: „Ambros, das thu' mir nicht an — die schlag' Dir aus dem Sinn!“

Ambros erwiderte nichts und Hannes fuhr fort: „Mußt nicht glauben, daß ich ein Verleumder bin, aber die Broni — ich lüge nicht — die Broni ist nicht brav.“

Da brauste der Schreiber auf: „Schlechter Mensch, der Du bist! Jeden verschimpfren, wenn Du einem nur weh thun kannst. Was weißt Du denn über das Mäd'el?“

„Gutes gewiß nicht — frag', wen Du willst. Es kennt sie ja jeder, wie das schlechte Geld.“

Aber der Ambros erzürnte sich grimmig und wollte nichts hören und schalt den Freund einen albernen Tropf und häßlichen Ehrabschneider. Und anderen Tages kam er nicht heim aus der Kanzlei und kam auch nicht zum Abendessen. So machte sich der Hannes auf den Weg nach dem Schnepfenwirthshaus. Und da saß richtig der Schreiber mit rothem Kopf und glänzenden Augen und vor ihm stand die Broni und drehte sich in den Hüften und schäkerte und lachte.

Und eines Abends jagte Ambros: „Hannes, mit uns Zweien ist's zu Ende, Du mußt Dich nach einem anderen Logis umschauen, die Broni wird mein Weib.“

Der Handschuhmacher schlug entsetzt die Hände zusammen. „Mensch“, rief er aus, „bißt Du wahnsinnig?“

„Ich möcht' es nicht behaupten“, entgegnete Ambros gemüthlich, „ich verdiene mir mein Brod, das Mäd'el liebt mich, wer hat etwas dawider?“

Hannes zuckte die Achseln; er schnürte sein Känzel und ging.

Ambros aber schwelgte in Glück und Seligkeit. Nach einem Monat war er verheiratet. Und er war mit allem zufrieden und trug die kleine Frau auf Händen und ärgerte sich niemals, daß er noch ebenso wie als Junggejelle die Wohnung in Stand halten und die Magd im Hause ersehen mußte, denn die Broni durfte sich nicht plagen, die war ja viel zu zart und zu fein.

Hannes, der den Freund in der neuen Wirthschaft nur selten besuchte, sagte einstmals, nachdem er sich vorerst tüchtig geräuspert hatte: „Mich hält's nicht lange bei Dir. Hast es ja ganz nett und hübsch und alles, was ich da sehe, ist mir so wohlvertraut. Da hängt unser Melonenbild, da die Ahnfrau der Jungfer Barbara und da prangt auch die liebe, liebe alte Decke, die mich so oft geärgert. Aber ein's verniß ich — Deine Frau!“

Ambros suchte eine gewisse Verlegenheit zu verbergen, von der er nicht recht wußte, wie so sie eigentlich in ihm aufstieg.

Er fragte sich hinter dem Ohr und meinte zögernd: „Wird auch der Broni leid thun, Dich immer zu verfehlen. Aber siehst Du, der Dheim thut viel für uns, alle Augenblicke schickt er Wein oder Eier oder Butter ins Haus und da geht dann die Broni immer zu ihm und hilft ein bißchen — —“

„Auf dem Tanzboden?“ fragte Hannes mit unschuldsvollem Schafsgesicht.

„Ach, was fällt Dir ein! In der Küche versteht sich.“

„Ambros“, begann da Hannes ernst, „wenn einer einen Sack Thaler hat, so geht er und versenkt ihn wohl und sperrt Kisten und Kasten zu, daß ihm keine unbefugte Hand über den Schatz geräth, Du aber — —“

„Sei ruhig“, unterbrach ihn der Schreiber, „ich weiß, was Du sagen willst. Soll ich den Kerkermeister meines Weibes spielen? Ihr etwa an der Mittelsalte hängen? Wird sie mir deshalb tugendhafter sein? Höre mich, es giebt nur zwei Fälle, entweder die Broni liebt mich oder sie liebt mich nicht. Im ersteren Falle ist Treulosigkeit jeelisch undenkbar, im letzteren — —“, er stochte.

„Nun, im letzteren —“, drängte Hannes.

Ambros lächelte glücklich in sich hinein. „Der kommt nicht vor, sie liebt mich sicher.“

Und er glaubte und vertraute. Sie brauchte sich nur an seinen Hals zu hängen, ihn mit ihren Küffen zu sättigen, ihr Haupt an das seine zu lehnen und mit ihren großen, angstvollen Kinderaugen zu ihm aufschauend, ihn zu fragen: „Du bist doch nicht etwa böß auf mich?“ da umschlang er sie zärtlich.

„Nein, nein“, rief er aus, „wie könnt' ich denn?“ Und alle Zweifel, die sich doch leise in ihm regen wollten, schwanden.

Nur einmal hatte die junge Frau eine tiefere Verstimmtheit in ihm wahrgenommen. Eines kleinen Zwistes halber hatte sie ihm trotzig erklärt: „Wenn ich einmal einen Reichen finde, bei dem mir's wohl geht, so komm' ich Dir gar nimmer heim. Basta!“ Da war ihm ein heißer Schmerz gegangen durch die ganze Seele und rauher als es sonst seine Art, hatte er erwidert: „Schweige, Weib. Du denkst nicht, was Du sprichst.“

O, sie hatte wohl gedacht!

Es war an einem Palmsonntag; das holde Ahnen des Frühling's zog schon leuchtend durch die Welt. Ambros hatte einige Weidenzweige mit einer bunten Schleife gekauft und die Broni hätte den geweihten Strauß hinter das Madonnenbild über ihrem Bette stecken sollen, aber es kam nicht dazu.

Sie hatte das Haus am Morgen in ihrem besten Staat verlassen, um zur Kirche zu gehen, wie sie gesagt, doch es wurde Mittag und Abend und Nacht und das junge Weib kehrte nicht heim.

Am Montag, es dunkelte bereits, da pochte der Hannes beim Schreiber an. Er fuhr erschreckt zusammen, als dieser ihm öffnete.

Schweigend betraten beide Männer die einfache Stube. In einem Winkel beim Ofen lagen die Weidenkäzchen.

„Ambros, was hast Du?“ fragte der Handschuhmacher, nachdem er scheu um sich geblickt; er hatte das beklemmende Vorgefühl nahen Unglücks, es schwebte ein kühler Schauer durchs Gemach und er fürchtete sich förmlich vor dem Ton seiner eigenen Stimme.

Ambros hatte sich indeß wie ermüdet in einen Stuhl geworfen. Er verschlang die Hände ineinander und starrte, der Gegenwart des Freundes nicht achtend, finster zu Boden.

Noch einmal fragte Hannes was geschehen. Da hob der Schreiber das Haupt und nur ein Wort trat über seine Lippen, aber dieses eine Wort war der furchtbare Schrei einer zermarterten Seele, eine ganze traurige Geschichte. „Fort!“ rief er aus.

Hannes erblaßte. Er griff sich mit der Hand nach dem Herzen, als verspüre er ein jähes Wehgefühl; er hatte verstanden, was Ambros meine und erst nach langer Pause sprach er zögernd: „Viel leicht ist ihr ein Unglück zugestoßen?“

Ambros lachte häßlich auf.

„Das glaubst Du?“ schrie er heiser. „Du? Nun denn, ich nicht. Ich suchte sie beim Dheim, der grüßte mich höhnisch an und sagte achselzuckend: ‚hab’ sie nicht gesch’n.‘ Der ist schier nicht ohne Schweigegehd ausgegangen.“

„Sie kann wiederkommen“, tröstete Hannes, „wir melden den Fall der Polizei — —“

„Wir melden gar nichts“, entgegnete Ambros ruhig, „sie hat gefunden, was sie suchte, das ist alles. Die paar Werthjachen, die ihr angehörten, hat sie mitgenommen; umso besser, brauch’ ich nichts zu behüten. Die wenigen, mühselig ersparten Groschen sind auch mit ihr gewandert und ich freu’ mich deß. So lange sie dieses Geld noch hat, so lange wird sie meiner denken. ‚Das hat der arme Narr, der Ambros, sich erschrieben‘, wird sie sich sagen und ich kenn’ ihr schwaches, erbärmliches Herz; und ich weiß, sie wird seufzen, sie wird mit ihrer kleinen Hand hastig über die feucht gewordenen Lider streichen und dann — dann freilich ist alles wieder vergessen.“

„Und Du, was wirst Du thun?“

„Weiter leben, Hannes, weiter arbeiten, weiter sparen. Nicht, daß ich an diesem verachteten Dasein hänge, ich werde mich nicht heute plagen, wie ein Hund, um mich morgen wieder plagen zu dürfen wie ein Hund, aber siehst Du, mir jagt’s eine bestimmte Ahnung, es kommt noch einmal eine Stunde, wo sie’ mich braucht!“

„Nun, ich denke, dann jagst Du sie von der Schwelle? Das sag’ ich Dir, wenn die mein Weib wär’, ich fänd’ mir keinen Strid zu derb, den ich nicht tanzen ließ auf ihrem Rücken.“

Ambros lächelte und dieses Lächeln verklärte sein abgehärmtes, unschönes Antlitz wie ein Strahl weichen Lichtes. „Das verstehst Du nicht, Hannes. Was weißt Du von Liebe?“

„Will auch gar nichts wissen — brauch’ nichts zu wissen. Mir ist ein ehrlicher Freund lieber als hundert schlechte Weiber — ja. Und Du sei vernünftig — Kopf in die Höh’ und das Frauenzimmer hol’ der Teufel. Denk’ ihrer nicht mehr. Wir ziehen wieder zu einander in das alte Haus vor’m Thor. Geld? Und was ich thun kann Dir das Leben ertragen zu helfen, das will ich thun, ich, so wahr ich der Hannes bin!“

Und er reichte dem Freunde seine beiden großen Hände hin. Ambros schlug ein und sah ihm lange in das derbe, gute Gesicht. Dann wendete er sich ab und weinte, weinte wie ein gezüchtigtes Kind und es wurde ihm viel, viel leichter und er kam wieder zu sich selbst.

Aber die Frau vergaß er nicht.

Es gab so manche Nacht, wo die Lagerstatt an des Hannes Seite leer blieb, denn der Schreiber strich durch die öden Gassen der Stadt, sein verlorenes Glück zu suchen.

„Einmal, Hannes, wird sie mir begegnen“, sprach er geheimnißvoll, „ich weiß es. Und wenn sie mir noch so ferne stehen wird und ich auch ihr Antlitz nicht werde ausnehmen können, so werd' ich sie erkennen an dem Dufte, der ihr eigen, an dem Knistern ihrer Gewänder.“

Das verstand der Handschuhmacher nicht. Er wiegte nur betrübt das Haupt; galt's ihm doch längst für abgemachte Sache, daß der Ambros übergeschnappt sei. Und er beklagte ihn tief und ehrlich, aber seine Versuche, ihn zu heilen, blieben wirkungslos.

Noch eines hatte der Schreiber sich angeeignet, einen Zug, der Hannes aus verschiedenen Gründen mißfiel — geizig war er geworden!

Er gönnte sich nicht einmal das, was er zum Leben brauchte. Er hungerte, er versagte sich jede Freude.

„Das ist für sie“, sprach er, „sie wird es brauchen.“

Und er legte Kreuzer zu Kreuzer mit ängstlicher Genauigkeit und er zählte voll süßlicher Bier allabends den kleinen, klimpernden Schatz.

„Werde doch endlich gescheit“, bat Hannes flehentlich, „wozu flammirst Du bei Nacht und Nebel in der Welt herum, was suchst Du?“

„Sie.“

„Wofür sparst Du?“

„Für sie.“

Und eines Nachts kam er heim, zitternd vor Frost, bebend an allen Gliedern. Er machte Licht und rüttelte Hannes aus dem Schlaf.

„He, was giebt's?“ rief dieser und starrte schlummertrunken in das Gesicht des Freundes, auf dessen Wangen unheimlich rothe Flecke brannten.

„Ich hab' sie gesehen.“

Hannes fuhr auf.

„Du hast?“ fragte er.

„Ich schlenderte durch die Viertel der Reichen im Kern der Stadt. An einem Hause sah ich ein Duzend erleuchteter Fenster und die wogenden Schatten, die ich ausnahm, zeigten mir, daß man tanzte dort oben. Ich will weiterwandern, da knarrt das Thor und entläßt eine Schaar lautlärmender Geiellen. Aus dem Gewirre ihrer, wohl von Wein und Rauch heiseren Stimmen, klingt das helle Lachen einer Frau und ich drücke mich an die Mauer, um nicht unzufinken

und presse die Lippen aufeinander, daß mir kein Schrei entfährt, denn es war sie — sie, mein Weib — meine Broni!"

Laut aufschluchzend sank der Schreiber vor dem Bette des Freundes in die Kniee, das Haupt in die Kissen vergrabend.

"Was geschah weiter?" fragte Hannes nach einer Weile.

"Sie gingen fort, plaudernd, schreiend, lachend; ich hörte alles wie dumpfes Gebrause, so unklar und wirr. Es fauste mir im Ohr und ein Schwindel packte mich. Ich fiel aufs Straßenpflaster wie ein Betrunkener. Ob ich lange gelegen, weiß ich nicht, nun aber thut mir jedes Glied so furchtbar weh und ein Fieber schüttelt mich, daß mir die Zähne klappern."

Der Schreiber erkrankte schwer, Hannes fürchtete schon, es gehe mit ihm zu Ende. Aber er raffte sich nochmals auf. Er hatte die Fähigkeit aller hinfälligen Naturen, die zu elend zum Leben und doch zu stark zum Sterben sind.

Am Weihnachtsen fühlte er sich wieder vollkommen wohl. Am heiligen Abend jedoch pochte jemand an die Thüre und Ambros stürzte hinaus, zu sehen, wer es sei.

Es mochte ein ausgelassener Junge gewesen sein, denn man vernahm kleine, eilige Schritte. Oder war's ein anderer? —

Der Schreiber indeß dachte nur: „Das ist sie — sie.“

Und er lief über den Korridor und die Treppe und sah auf die Straße und blieb im zugigen Flur. Als er wieder in die Stube trat, ergriff ihn das Fieber aufs neue und er legte sich, um nimmer aufzustehen.

Eines Nachmittags, die Sonne schien so lieb und hell ins Gemach des kranken Mannes und strahlte wie eine Aureole um dessen armes, müdes Haupt.

Der Handschuhmacher saß am Bettrand; da sagte Ambros: „Hannes, mein Freund, heb' nur das Geld gut auf. Und eins versprich mir. Wenn Du einmal die Broni siehst und wenn's ihr elend geht — und es wird ihr elend gehen — dann — dann erbarm' Dich ihrer, laß sie nicht im Spittel sterben, na meinetwillen nicht — ich bitte Dich!" Er hatte sich halb aufgerichtet und faltete flehend seine Hände.

"Sei ruhig", bat Hannes, „ich werd' sie nicht verlassen.“

Ambros sank in die Kissen zurück. Ein Lächeln voll Glück und Dankbarkeit kräuselte seine Lippen. Plötzlich deutete er auf das Ahnenbild der Jungfer Barbara. „Hannes, geh', das Bild hängt schief.“ Aber es hing ganz gerade. Dennoch stand der Handschuhmacher auf und verschob es ein wenig.

Als er sich wieder umwendete, da neigte sich der Schreiber etwas zur Seite, es ging so wie ein Schleier über seine Züge und er senkte seine müde Seele aus. Auf seinem Angesichte aber lagerte eine unendliche Ruhe und eine heilige Befriedigung.





## Wien — 1888.

Von B.

**E**inem alten Wiener Achtundvierziger wäre vielleicht der Wunsch nahegelegen, statt ewig als guter Deutscher den Franzosen alles nachzumachen, einmal wenigstens es ihnen zuvor zu thun und den Bewohnern von Seine-Babel zu zeigen, wie man auch ohne einen, ins moderuste Eiffel-Eiserne übersetzten, babylonischen Thurm die Erinnerung an eine revolutionäre Erhebung in würdevoller Weise begehen könne. Sei es nun, daß wir Deutschen, die wir ja doch einmal zum Revoltiren nicht das Zeug besitzen, auch nicht gerne derartiger Verjuche gedenken, oder sei es aus irgend einem andern, wie immer beschaffenen Grunde, wir feierten nun statt der Erinnerung an die bösen Tage von 1848 die Erinnerung an den Regierungsantritt unseres Kaisers, wir feierten die glückliche Vollendung des vierzigsten Jahres seines schweren Herrscheramtes.

Bei den Festen, die wir heuer begingen, drängte sich uns unwillkürlich der Vergleich der Stadt Wien von 1888 mit der Stadt Wien von 1848 auf. Und kaum konnte es uns gelingen, in jenem dieses wiederzuerkennen. Eng und klein, von dem breiten Bande der Basteien und Glacis umschlossen, mit einer ausgesprochenen Physiognomie ausgestattet, taucht das vormärzliche Wien aus dem Nebel der Vergangenheit, — groß und weit und mit dem internationalen Anstrich einer Weltstadt liegt das Wien von heute vor uns. Und so aufrichtig und innig unsere Wünsche für den Aufschwung und die Vergrößerung unserer Stadt auch sind, wir können nicht ohne ein gewisses Gefühl der Wehmuth des Wiens unserer Väter gedenken. Die Basteien sind längst gefallen; ihren Platz hat nun eine Kette von Palästen ausgefüllt; — bald, ein Jubiläumsgeschenk, das der Kaiser seiner geliebten Haupt- und Residenzstadt giebt, werden auch die Linienwälle fallen, und ohne Hemmung werden, wie einst die innere Stadt mit den Vorstädten, in nächster Zukunft diese mit den

Vororten zu einem einzigen uferlosen Häusermeer zum neuen Wien zusammenschlagen. Schon die Reihe der großartigen Bauten, mit welcher das werdende Wien sich in den ersten Decennien der Regierung Kaiser Franz Josephs schmückte, das Gewerbemuseum, das Musikvereinsgebäude, das Künstlerhaus, die Akademie der bildenden Künste, die Hofoper, die Börse und wie sie alle heißen mögen, würden dieselbe zu einer für Wien bedeutungsvollen machen, — die Prachtbauten neuerer und neuester Zeit, deren einige noch ihrer Vollendung harren, die beiden Hofmuseen, der Justizpalast, das Parlamentsgebäude, das Rathhaus, das Burgtheater, die Universität, die Rotivkirche und endlich die neue Hofburg sichern ihm den Dank der Wiener noch in ihren späteren Generationen. Speziell von den Wienern ist es daher sehr wohl zu begreifen, wenn sie heute der blutigen Revolution vergessen und die vierzigjährige friedliche Revolution, deren Errungenschaft die Weltstadt Wien ist, zum Hauptgegenstand ihrer Feier machen.

Ganz Wien hatte eine Jubiläums-Physiognomie. Hätte nichts anderes dem Fremden, der heuer unsere Stadt besuchte, angedeutet, daß wir ein Jubiläum feierten, — ein Blick in die Schaufenster unserer Geschäftsleute hätte ihn darüber zur Genüge belehrt. Denn vom Zuckerbäcker bis zum Schuster herab hatte wohl kein Gewerbsmann vergessen, sein Glück mit einem Jubiläums-Artikel zu versuchen. Wir bedeckten uns mit Jubiläums-Hüten und standen auf Jubiläums-Sohlen, wir aßen Jubiläums-Torten und tranken dazu aus Jubiläums-Krügen, von den tausend Jubiläums-Dingen, welche die Galanteriewaaren-Industrie erzeugte, nicht zu sprechen. Als besonders geeignet, diese Jubiläums-Stimmung zum Ausdruck zu bringen, mußte natürlich die Veranstaltung von Ausstellungen erscheinen.

An solchen hatten wir heuer wahrlich keinen Mangel. Sobald die ersten lauen Lüfte des Rahen des Frühlings in Anschlag stellten, wurde ihre Reihe eröffnet, um mit dem Falle des letzten gelben Blattes erst wieder geschlossen zu werden. Den Anfang machte die Jubiläums-Kunst-Ausstellung im Künstlerhause, welche man — kühn genug — trotzdem Frankreich unter den ausstellenden Staaten fehlte, eine internationale zu nennen wagte. Der modernen Kunst war es also zuerst gegönnt, ihre Huldigungen dem Jubilar zu Füßen zu legen. Ihr folgte sogleich in der Kaiserin-Maria-Theresia-Ausstellung jene des vorigen Säkulums. Diese Ausstellung, deren Zweck es war, in pietätvoller Erinnerung an die große Monarchin ein anschauliches Bild ihrer Person und Zeit zu geben, fand ihre Veranlassung in der feierlichen Enthüllung des Kaiserin-Maria-Theresien-Monuments, welche Feier, nachdem die Aufstellung des Kolossal-Denkmal's Jahre in Anspruch genommen hatte, begünstigt durch die Verhältnisse des Platzes (es steht dasselbe zwischen den beiden Hofmuseen), sowie durch das herrlichste Maiwetter, zu einem Feste ersten Ranges wurde. Der Vortag der Enthüllung war zugleich der Eröffnungstag der Jubiläums-Gewerbe-Ausstellung in der Rotunde. Diese, ihren Di-

mentionen nach die größte unserer heurigen Ausstellungen, dürfte für weitere Kreise wohl auch die anziehendste gewesen sein; Urtheilsfähige erklärten sie überdies für weit gediegener als die, wengleich größere Weltausstellung von 1873. Schon ihre Räumlichkeiten, die weite, riesige Rotunde mit dem Papierrthurm der Schöglmühler Papierfabrik in ihrer Mitte, als Wahrzeichen unseres papierenen Zeitalters, mehr aber der prächtig angelegte Park vor dem Westportale mit seinen zahlreichen Ausstellungs-Gebäuden, mit seinem Restaurant, Café, seinen Kothallen und seinem Musikpavillon, machten die Ausstellung zu einem ungemein beliebten Versammlungsort nicht nur der Fremden, sondern auch der Wiener selbst. Was Wunder, daß diese, die während der sechs Monate ihrer Dauer völlig heimisch in ihren Räumen geworden waren, am 1. November nur mit schwerem Herzen daraus scheiden konnten. Noch aber war die Gewerbe-Ausstellung nicht geschlossen, als in der Stadt selbst durch fast vierzehn Tage eine andere Ausstellung das Interesse des Publikums in Anspruch nahm. Es war dies die Reichs-Obst-Ausstellung, die als eine der großartigsten in ihrer Art bezeichnet wurde und in einem reichen und bunten Herbstbilde zeigte, was Natur und Menschengestalt im Bunde zu leisten imstande wären.

Die ganze Ausstellungs-Periode hindurch fehlte es aber auch nicht an Festen und Lustbarkeiten anderer Art. Solche brachte uns der August in Hülle und Fülle, in welchem Monate nämlich der deutsche Radfahrerbund in Wien tagte. Einen Hauptanziehungspunkt bildeten daselbst die Wettfahrten im Prater und der Festzug über die Ringstraße. Kaum aber hatten wir den letzten scheidenden Radfahrer auf den Bahnhof geleitet, so mußten wir uns schon wieder zum Empfange der Schützen, welche zum Schützenfeste nach Wien kamen, vorbereiten. Abermals gab's einen Festzug über die Ringstraße, der dann aber in die Hofburg einbog, wo er vom Kronprinzen empfangen wurde. Die folgenden Tage fand das große Festschießen im Prater statt. Kein Gast jedoch von den vielen, die wir heuer bei uns empfangen, fand so begeisterte Aufnahme, als Kaiser Wilhelm II. Die wenigen Tage, die der junge Monarch uns Wienern schenkte, war alles in freudiger Erregung; jedermann wollte den Kaiser gesehen haben, — nicht etwa aus leerer Neugierde, denn wir Wiener sind gewohnt, Könige unsere Gäste zu nennen, sondern aus echter, wärmster Sympathie. Alle Straßen und Plätze, wo man seinen Wagen zu erblicken hoffte, waren dicht mit Menschen besetzt, welche, sobald man des Kaisers ansichtig wurde, durch schallende Hochrufe ihm diese Sympathien bekundeten. Nicht lange, nachdem Wilhelm II. Wien verlassen hatte, ging man daran, ein besonders für das Kunstleben unserer Stadt bedeutungsvolles Fest zu feiern: die Eröffnung des neuen Burgtheaters. Jahre hindurch beobachtete man das Wachsen des Bauwerks von Hafner, von Jahr zu Jahr mußte man leider seine Eröffnung verschieben. Nach einem thänenreichen Abschiede vom alten Hause, von dessen Brettern herab durch

ein volles Jahrhundert so viele berühmte Schauspieler den Wienern die Meisterwerke der Poesie interpretirt, erfolgte endlich am 4. November als dem Namensfeste Franz Josephs die feierliche Eröffnungsvorstellung. Und da wir nun schon beim Theater sind, wer könnte da unseres lieben kleinen Josephstädter Theaters vergessen, dem es heuer vergönnt war, auf ein Jahrhundert seines Bestandes zurückzublicken?!

So kam der 2. Dezember, der eigentliche Jubiläumstag, heran. Für diesen hatte jeder sich die großartigsten Feste erhofft; für ein mehrtägiges, großes Volksfest mit Tanzböden, Riesentuchen, Seiltänzern und einem Sturverjchen Feuerwerke, für ein Fest, das den Prater in ein Schlaraffenland verwandeln sollte, wie wir es schon erlebt, wäre im Dezember wohl nicht mehr die rechte Zeit; aber eine Illumination mit Fahnen Schmuck, Lampions und Triumphbögen aus helllodernen Gasleitungsröhren, wie wir es ebenfalls schon erlebt, oder vielmehr noch viel großartiger, sei das Mindeste, was man erwarten dürfe. Und wer weiß, was man noch alles beschaffen und geträumt hätte, wäre nicht höchsten Ortes der Wunsch lautbar geworden, man möge alle kostspieligen und geräuschvollen Festlichkeiten vermeiden und den Gedenktag vielmehr durch Spenden und Stiftungen zum Wohle der Armen begehen, — ein wahrhaft fürstlicher Wunsch! So war denn die Herstellung eines riesigen Granit-Observatoriums, der die Spitze des Ortler schmücken sollte, dessen Transport nach seinem Bestimmungsorte im letzten Augenblicke aber noch behördlich unterjagt wurde, das Einzige, was man thun konnte. Um so eifriger begann man zu stiften. Blinde; Lahme; Taube, Krüppel aller Arten wurden bedacht, der Waisen, der verwahrlosten und kranken Kinder nicht vergessen, dürftigen Künstlern Unterstützungen ausgesetzt, — es wäre wahrhaft vergebliche Mühe, all' die Stiftungen und Schenkungen aufzählen zu wollen, von den 12 Millionen Francs des Baron Hirsch bis zu den Käseziegeln herab, mit welchen ein bekannter Käsehändler die Armen Wiens erfreute. Man sollte wahrlich meinen, die Pferdebahngesellschaft werde im nächsten Jahre den Verkehr einstellen, da jedermann in den Stand gesetzt sei, sich nöthigenfalls einen Einspänner zu mietzen . . . Nicht minder mächtig floß der Quell der Jubiläumsschriften. Um von allen nur die größte und gebiegenste hervorzuheben, sei hier die Festschrift der Stadt Wien: „Wien 1848—1888“\*) genannt. Der ganze Entwicklungsgang unserer Stadt in den letzten vierzig Jahren wird hierin eingehend von berufenen Federn besprochen: ihre Geschichte von Zeißberg, die bauliche Neugestaltung von Weiß, die Entwicklung des Gemeinwesens von Glossch, die Pflege von Wissenschaft, Kunst und Literatur von Hannaf, Zimmermann und Lückow, der immense Aufschwung unseres Kunstgewerbes von Falke, die wichtigsten Ereignisse

\*) Wien 1848—1888. Denkschrift zum 2. Dezember 1888. Herausgegeben vom Gemeinderathe der Stadt Wien. 2 Bände in Lex. = 8°.

im Musik- und Theaterleben endlich von Hanslik und Scheidel, — durchwegs Namen von Klang und Bedeutung. Ein schwungvolles Festgedicht von Robert Hamerling leitet die Reihe dieser Abhandlungen würdig ein. Auch mehrere Medaillen verdanken dem Feste ihr Entstehen und auch unter diesen steht wieder obenan die Medaille der Stadt Wien von Tautenhayn und Scharff, auf welcher auch im Bilde der Dank der Stadt ihrem kunstsinnigen Gönner gegenüber zum Ausdruck gebracht ist.

Und wahrlich, dieser Dank, mit dem wir auf vierzig segensreiche Jahre zurückblicken, kann zu groß nicht sein. Noch hat die Stadt ihre Wandlung nicht vollendet. Zwar verfügen wir schon, oder werden wir doch in Bälde verfügen über all' das, was an das Wort: Großstadt sich knüpft. Bereits tönen in unserer Stadt die Mundarten der Welt, die Trachten der Welt drängen sich in unseren Straßen, alle Nationen der Welt sind uns als Gäste willkommen, — wir gehen auf die Weltstadt zu. Möchte es uns aber dennoch vergönnt sein, daß auch späteste Geschlechter von Wien, der Weltstadt, sagen dürfen, was Hamerling von dem Wien von heute sagen durfte:

Und es verblieb ihr höchster Stolz und Werth  
Im Frieden, wie im Ansturm wilder Herden:  
Ein treues deutsches Herz an deutschem Herd!





## Alt und Jung.

Von H. Kasmir.



„Endlich, endlich“, jagte die junge Frau Dr. Berend, als sie der verspäteten Kränzschwestern die Thür öffnete, „endlich sind Sie da! Wissen Sie, daß ich schon ganz trübselig bin? Emmas Kinder haben sich gestern an den Majern gelegt und Agathe Gronert hat wegen unerwarteten Besuch soeben abjagen lassen; so sitze ich seit vier Uhr allein mit Fräulein Lehmann, die, wie die Mirpikles nicht gut allein zu genießen ist. Nun, nur gut, daß Sie gekommen sind, liebes Fränzchen.“

„Sie haben es nur meinem Mann zu danken, wenn ich Sie dem unliebhamen tête à tête entreiße“, entgegnete die so lebhaft Begrüßte mit einem trüben Lächeln, das dem jugendlichen, blühenden Gesicht wunderbarlich anstand, „und wer weiß, ob Sie es ihm danken werden, liebe Anna. Denn ich bin heute eine gar zu schlechte Gesellschafterin, trotz meines guten Willens. Aber Sie werden Geduld mit mir haben, wenn ich Ihnen sage, daß gestern — ja! an meinem Geburtstag — zwei unserer Hausgenossen gestorben sind — der Bibliothekar Bartels und die junge Frau Baumeister Werner.“

Frau Dr. Berend war blaß geworden.

„Mein Gott“, jagte sie erschüttert, „Martha Werner todt! Ist es möglich? Es sind noch nicht drei Wochen her, als ich sie auf dem Ball des Präsidenten sah, strahlend von Glück und Heiterkeit und aller Augen durch ihre reizende Erscheinung auf sich lenkend. Der arme Mann! Die armen, verlassenen Kinder!“

Franziska war im Vorzimmer auf einen Stuhl gesunken und weinte bitterlich. „Sie sehen, ich kann mich nicht beherrschen“, jagte sie endlich seufzend, „meine Gedanken können nicht los von dem Eindruck, den ich heute Morgen bei Werners empfangen habe. Mein Mann und ich gingen natürlich gleich zu ihm hinauf. Der Baumeister nahm uns an. Ach, er war fast unkenntlich! Was ist der Schmerz für ein Maler! Er reichte uns die Hand und forderte uns

auf, Platz zu nehmen. Nichts konnte schrecklicher sein, als dieser stumme Schmerz, der gewissermaßen die Höflichkeit eines Weltmanns zu einer Waffe gegen sich selbst machte. Während Marthas Mutter uns von den letzten Stunden ihrer Tochter erzählte, saß er ganz still da, die Augen auf den Teppich geheftet, dessen bunte Farben mir heute grell und schreiend erschienen. Indem kam das jüngste Kind herein, es machte seine ersten Gehversuche, lief mühsam auf ihn zu und klammerte sich mit seinen Händchen fest an ihn an. Er hob es auf seinen Schoß und nun stemmte es seine Beinchen fest auf die Kniee des Vaters, sah ihn mit den schönen, braunen Augen, es hat sie von seiner Mutter, lachend an, zauste in seinem Bart und jauchzte und freischte vor Lust. Ach, dieser Ton! Ich meinte, die Thür vom Sterbezimmer müsse aufgehen — selbst eine todte Mutter müsse bei diesen Tönen erwachen! Mich faßte dabei eine ordentlich wilde Sehnsucht nach meinem Gretchen und kaum waren wir wieder in unserer Wohnung, als ich das Kind schlafend aus seinem Bettchen nahm, nur um es in meinen Armen zu halten. Und doch ward mir dabei nicht ruhiger zu Muthe, sondern immer schwerer und schwerer ums Herz. „Wer weiß“, sagte ich mir, „wie lange Du es noch haben darfst und wie bald das Schicksal Dich von ihm und Deinem Manne hinwegreißt.“

Sie sah einen Augenblick vor sich hin und setzte mit einem tiefen Seufzer hinzu: „Denn es ist ein so leidiger Trost, zu denken, daß Hunderte solches Unglück zu tragen haben. Es ist kein Ausnahmefall, daß Menschen, die sich lieben und die den Werth ihres Lebens in ihrem Beisammensein empfinden, jäh von einander getrennt werden und der Eine allein vorwärts muß mit dem Bewußtsein einer entsetzlichen Leere und Verlassenheit in sich und um sich. Tausende gehen mit einem halben Herzen umher. Und wie fürchtbar, dabei einen so langen, laugen Weg vor sich zu haben! Der Banneiter ist kaum dreißig Jahre alt.“

„Das wird ihn trösten“, sagte Fränlein Lehmann, die, des langen Wartens überdrüssig, die Thür geöffnet hatte und mit ihren klugen, kalten Augen die Sprecherin betrachtete, „glauben Sie mir, das ist kein bester Trost.“

Die junge Frau war bei der unerwarteten Anekdote heftig aufgesprungen und maß die ihr unliebe Rednerin mit einem Blick, der sich nicht einmal die Mühe gab, eine offenbare Geringschätzung zu verbergen. „Sie sind eine allzu eifrige Trösterin, Fränlein Lehmann“, sagte sie mit zitternder Stimme, „aber ich könnte Ihnen in einer Aenderung ein bekanntes Dichterwort entgegensetzen: Wer sich über gewisse Dinge trösten kann, hat des Trostes nicht bedurft. Und dann noch eins — der Trost ist heutzutage etwas in Mißkredit gekommen, man braucht ihn zu oft zum Deckmantel einer geistigen Bequemlichkeit oder Gleichgiltigkeit — so sollte ein jeder wenigstens warten, bis der seine in Anspruch genommen wird — er könnte sich sonst leicht Mißdeutungen aussetzen.“

„Die fürchte ich nicht“, versetzte Fräulein Lehmann gleichmüthig, „ich bin nicht mehr zwanzig Jahre alt, und die Furcht vor dem „Mißverstandenwerden“ habe ich als lästige Zwangsjacke längst über Bord geworfen; ich wollte die Arme frei haben. Und nun kommen Sie in Ihre Sophaecke, mein Kind“, setzte sie mit einer Gutmüthigkeit hinzu, „Sie sehen ganz blaß aus und ein wenig Ruhe wird Ihnen gut sein. Sie sollen sich auch meinetwegen keinen Zwang anthun, ich nehme die persönliche Freiheit nicht nur für mich in Anspruch.“

Die Angeredete blieb zögernd stehen, aber Anna legte ihr bitrend den Arm um die Schulter und sagte: „Kommen Sie, Fränzchen.“

So saßen sie in dem behaglichen Boudoir ihrer liebenswürdigen Wirthin. Durch die feinen Fenstervorhänge brachen die Strahlen der untergehenden Märzsonne und beleuchteten die tausenderlei kleinen Dinge, mit denen aufmerksame Liebe und ein guter Geschmack über das Zimmer einer Frau den Reiz anmüthigen Behagens zu breiten wissen. Ueber dem zierlichen Schreibtisch, auf dem die ersten Weilchen dufteten, hing ein schöner Stich der Murillo'schen Madonna aus dem Louvre. Wie diese herrliche Gestalt da auf der schmalen Mondsägel sich erhob, mit den verklärten Augen und den fast krankhaft feinen, in verzückter Andacht über der Brust zusammengelegten Händen, erschien sie den betrübtten Frauen wie das Bild einer entschwebenden Psyche. Die Fenster und Blumentische standen voll blühender Pflanzen, die Inseparables, Annas Lieblinge, die in einem goldglänzenden Käfig ihre Wohnung mitten im Grünen hatten, dudeten sich schläfrig aneinander, die Kaffeemaschine jummte einförmig und zugleich sungen Fräulein Lehmanns Stricknadeln wieder zu klappern an — kurz, alles war zu einem gemüthlichen Plauderstündchen bereit — aber es blieb still in dem Raum. Franziska hatte sich in die Sophasäße zurückgelehnt und sah mit einer Mischung von Groll und Kummer auf ihre Nachbarin. Endlich sagte sie ohne weitere Einleitung: „Sie glauben also nicht an den Schmerz des Baumeisters Werner?“

„Wer hat das gesagt?“ fragte das alte Mädchen aufblickend.

„Nun, Sie selbst, Sie sehen ihn ja bereits geröstet.“

„Weibliches Referat“, sagte Fräulein Lehmann achselzuckend. Dabei führte sie ihr Strickzeug dicht vor die Augen — sie war sehr kurzsichtig — nahm sorgfältig eine Masche ab, ließ es dann in den Schoß sinken und begann: „Mein liebe Frau Doktor, Ihr erregtes Empfinden läßt Sie mir Unrecht thun. Ich glaube an den Schmerz, ja, an die Verzweiflung Ihres Hausgenossen. Ich glaube an die bitteren Thränen, die er vergießen wird, an die einsamen Nächte, in denen ihm sein Verlust unerträglich, an die grauenhaften Stunden, in denen er ihm unsäßbar erscheinen wird. Ja, das Lachen seiner Kinder wird ihm ein Hohn, der Händedruck seiner Freunde eine Last, und das immer gleichmäßig dahingehende Treiben der Außenwelt eine Beleidigung seines schmerzlich erschütterten Innenlebens sein, er

wird die ganze Reihe der herben Empfindungen kosten, deren die Seele eines sogenannten Gefühlsmenschen fähig ist. Ueber den größten Kummer hinweg wechselt aber ohne Unterlaß Tag und Nacht, Sommer und Winter. Der Baumeister ist jung, er hat Pflichten, er hat Kräfte, er hat Ehrgeiz.“

„Aber kann die Befriedigung des Ehrgeizes für die Liebe entschädigen?“ fragte Anna.

„Nicht eigentlich — aber unsere Seele schließt wohl oder übel Kompromisse mit dem Schicksal ab. Bankerott macht nur der, der zu alt ist, um von neuem zu beginnen oder der eigensinnig alles auf einen Wurf setzte. Die meisten Menschen tragen einen ganzen Speicher unbrauchbar oder werthlos gewordener Dinge in ihrem Herzen — man tilgt sie aber allmählich unter Thränen hinweg und fängt schließlich ein neues Geschäft an. Doch, wie gesagt, man muß jung dazu sein.“

„Sie glauben also nicht an die Dauer eines großen Gefühls?“ fragte Franziska bitter.

„Gewiß, ich glaube daran“, sagte Fräulein Lehmann jetzt sehr ernst, „aber jedes Gefühl will genährt, will gepflegt sein. Im fortwährenden Schatten kommt eben keine Blume und keine Empfindung fort, sie müssen dann verpflanzt, Gottlob, sie können verpflanzt werden. Wäre dem Menschen nicht diese Fähigkeit zutheil geworden, so würde die ganze Welt ein großes Tollhaus sein und ich für meine Person finde, daß es schon mehr als genug Berrückte ohnedem giebt.“

Niemand antwortete. Draußen schlug es fünf Uhr und die Glocken begannen den Sonntag einzuläuten. Fräulein Lehmann zog ihre Taschenuhr aus dem Gürtel und regelte sie. Nach einer Pause fragte sie: „Und der Bibliothekar Bartels ist auch gestorben? Ebenfalls am Typhus?“

„Nein, er war vorgestern noch ganz gesund. Ein plötzlicher Schlaganfall — ein Herzschlag — ich weiß nicht recht . . .“

„Sie haben Fräulein Bartels schon gesehen?“

„Nein, noch nicht“, entgegnete Franziska, welche, sie wußte nicht, warum, diese einfache Frage verlegen machte, „wir kannten uns so wenig, die Geschwister lebten ganz für sich und ihre alten Beziehungen.“

„Ja, ja“, jagte Fräulein Lehmann.

„Wir werden natürlich der alten Dame behilflich sein, wo und wie wir können“, fuhr die junge Frau lebhaft fort, „aber sie haben einige gute Freunde aus ihrer Jugendzeit in der Stadt, die sich das Recht der Hilfe nicht nehmen lassen werden, und dann, so herzlich leid uns dieser Fall auch thut, so ist dies Mitgefühl durch die Theilnahme an Werners Geschick doch etwas in den Hintergrund gedrängt worden. Der Bibliothekar war schon siebenzig Jahre alt, die Schwester mußte auf eine solche Trennung gefaßt sein, es ist ja nicht ein gleich herbes Schicksal, wie die Baumeisters, wo eine junge, blühende, geliebte Frau von Mann und Kindern hinweggerissen wird,

drei süße, kleine Mädchen als Waisen zurückbleiben, denen die **Ziel** einer Mutter fehlt, welche denn am Ende doch nicht so leicht an einem andern Geschäft zu kaufen ist.“

Fräulein Lehmann erwiderte nichts auf diese Anspielung, sondern sagte ruhig:

„Sie werden mein Interesse vielleicht begreiflicher finden, wenn ich Ihnen sage, daß die Geschwister Bartels in demselben Dorf mit meiner Mutter aufgewachsen sind und daß insolgedessen auch ich zuweilen das Glück hatte, in die Häuslichkeit der beiden zu blicken. Ich sage, das Glück, denn obwohl mich das Leben genugsam herumgeworfen hat, um mir einen Einblick in vielerlei Verhältnisse zu gewähren, so habe ich doch nirgends sonst die außerordentliche Fähigkeit gefunden, wirre Fäden eines launischen Geschicks in ein so harmonisches und dauerhaftes Gewebe zu verwandeln, daß es selbst nach fünf Jahrzehnten noch keinen Riß und kein Verblässen zeigte, sondern jeden, der es ansah, durch seine Frische und warme Färbung anmuthen und erheitern mußte. Die Bartels waren die Kinder eines Gutsbesizers, in dessen Familie sich das prächtige Gut in Schlesien von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hatte. Meine Mutter erzählte gern, wie es die schönsten Stunden ihrer Kinderzeit gewesen, wenn sie, das Pfarrerskind auf das Schloß bestellt wurde und unter den mächtigen Eichen im Park mit den vornehmen Puppen von Trudchen Bartels spielen durfte oder Thomas Bartels sie in seinem Ponywagen spazieren fuhr. Es gab immer etwas neues, schönes oder interessantes auf dem Schloß: bald ein noch nie gesehenes Spielzeug, bald eine seltene Frucht oder eine märchenhafte Blume in den Gewächshäusern, oder eine hochmüthige, aber blendend hübsche Cousine, die zum Besuch aus Berlin gekommen war und Wunderdinge aus der Hauptstadt erzählte, dazu auch, zum größten Erstaunen meiner Mutter, eine wirkliche Französin, mit welcher Trudchen auf das Herrlichste radebrechte.“

Bei Thomas zeigten sich früh gute, geistige Anlagen, und obwohl es dem Vater widerstrebte, den einzigen Sohn studiren zu lassen, gab er doch dessen brennendem Wunsche nach. Mit vierzehn Jahren wurde er auf das Gymnasium gebracht; Trudchens Thränen flossen reichlich bei dem Abschied. Denn bis dahin waren die Geschwister ohne Unterbrechung beieinander gewesen und hatte man früher den kräftigen Knaben zuweilen an der Puppenwiege beschäftigt gesehen, so konnte es später dem Spaziergänger im Park begegnen, plötzlich aus der Höhe einen Gesang aus der Ilias oder dem Nibelungenlied zu vernehmen und bei näherer Umschau Bruder und Schwester in den Baumzweigen zu erblicken, wo sie Kirschen aßen und die schönen Wissenschaften pflegten. Trudchen fuhr und ritt mit ihrem Bruder, ja, sie lief sogar mit ihm auf dem Dorfsteich Schlittschuh, was damals eigentlich ganz unerhört für ein Mädchen war und die größte Enttäuschung meiner Großmutter hervorrief. So war für Trudchen denn der Weggang ihres Bruders ein sehr schmerz-



**Die Verblüfften.**

Nach einem Originalgemälde von Max Liebsing.

11/11/20

liches Ereigniß, über welches sie nur die Ferien trösten konnten, in denen die beiden sich denn auch der ausgelassensten Fröhlichkeit hingaben. Die übrige Zeit lebte Trudchen ganz still, meist mit ihrer kränkenden Mutter zusammen und über ihre Arbeit gebeugt, denn auch Trudchen hatte ihre Talente; sie sticte wie eine Fee. Noch jetzt wird zu den Festtagen in dem Heimatdorf meiner Mutter eine Altar- und eine Kanzeldecke aufgelegt, die ihre geschickten Finger mit zierlichen Mustern in Goldfäden benäht haben. Gern zeigte sie meiner Mutter die Entwürfe und Anfänge zu ihren Arbeiten, die zuerst das eigene Haus schmückten oder den reichen Verwandten als Geschenk übersandt wurden, später aber in die Läden wanderten, um tägliches Brod im eigentlichen Sinn des Wortes zu erwerben. Denn ganz plötzlich kam das Unglück über die Familie. Der Vater war eine edle und gutherzige Natur, aber mit einem unbegrenzten Vertrauen auf die Zukunft erfüllt, die seiner Meinung nach morgen das lösen mußte, was heute unentwerrbar erschien. So hatte er sich mit bedeutenden Summen für seinen äußerst leichtfertigen Bruder verbürgt, die Schuldforderungen kamen, sie drängten, sie häuften sich, und da es bekanntlich in den gebildeten Kreisen für ehrenvoller gilt, seine Wittve von Verwandten und Stiftungen erhalten zu lassen, als die Folgen einer solchen Unbesonnenheit selbst zu tragen, so schoß sich Herr Bartels eines schönen Sunimorgens, es war just zur Rosenzeit, eine Kugel durch den Kopf.

Nun hatten aber Frau Bartels und ihre Tochter eine Eigenheit, wunderbar genug für arm gewordene Leute, sie wollten um jeden Preis selbstständig bleiben; es war ihnen nicht möglich, Wohlthaten anzunehmen. Bis auf weniges verkauften sie daher den Rest ihrer Habe und zogen in die Stadt. Hier besorgte die Mutter das kleine Hausweien, während die Tochter stricte und sticte. Und da das Schicksal sich an irgend einer Stelle doch liebenswürdig zeigen muß, so glückte es ihr auch, viele gute Kunden zu gewinnen, so daß sie ein bescheidenes Auskommen hatten und sogar Thomas sein Studium zu einem bestimmten Abschluß bringen konnte. Freilich, die erträumten Studientreisen fielen ins Wasser, und Sie wissen, wie weit er es gebracht hat, zum Archivar dieses Städtchens, denn leider ist ein wissenschaftliches Interesse noch keine Garantie für die Begabung und selbst eine leidenschaftliche Liebe zum Studium nicht immer die Verkünderin eines literarischen Talents. Der junge Bartels war eben auch nur Mittelgut. Er arbeitete aber fleißig und so erwarben sich die beiden alles, was sie brauchten. Ließ es sich ein wohlhabender Vetter vom Lande einmal einfallen, einen Sack Kartoffeln, einen Korb Obst oder etwas vom „Hauschlachten“ in die kleine Wirtschaft zu schicken, so wurde ihm gewiß bald mit irgend einer niedlichen Arbeit von Trudchens Händen gedankt. Denn, wie gesagt, die Selbstständigkeit war ihre fixe Idee, der Wunsch, niemand auch nur das Geringste schuldig zu sein, der sie bis in die kleinsten Verhältnisse hinein beherrschende Gedanke.

Dabei gingen die Jahre hin. Thomas hatte die hiesige Stelle erhalten und so konnten sie ihre Häuslichkeit ein wenig erweitern. Da, sie gestatteten sich zuweilen einen förmlichen Luxus, fuhren mit der Mutter in die Umgegend hinaus oder unternahmen auch wohl eine mehrtägige Fußtour ins Gebirge. Dann kamen sie voller Freuden zurück und hatten selbst bei schlechtem Wetter unter ihrem Regenschirm mehr erlebt, als viele andere Menschen, die acht Wochen lang auf allen Bergen der Schweiz herumklettern. Meine Mutter pflegte zu sagen, daß es ihr immer gewesen sei, als hätten sie beiderseits unterwegs hundert Augen gehabt. Nach der verständigen Regel: *Quand on n'a pas ce qu'on aime, on aime ce qu'on a*, hatten sie Vergnügen an allem, was sich ihnen bot: sie lehrten heim, beladen mit Steinen, Blumen und Stizzen, und statt der ersehnten Wanderungen in den Uffizien und im Vatikan nahm Thomas mit den Kunstschätzen der Provinzialstädte vorlieb. Später sind die Geschwister sogar nach Dresden und nach Berlin gekommen.

Auch in ihrem Wohnort selbst nahmen sie gern jede bescheidene Freude mit. Sie tanzten im Winter ein paar Mal in einer geschlossenen Gesellschaft und Trudchen hatte dort einige ganz ernsthafte Verehrer. Aber wie fröhlich und verständig sie sonst auch war, — sie hatte, nach der Muthmaßung meiner Mutter, ein Stück von ihrem Herzen frühzeitig an einen entfernten Verwandten verschwendet, der längst verheiratet war. So blieb sie denn Trudchen Bartels.

Die Mutter starb als hohe Siebenzigerin, von den Kindern tief betrauert. Sie war ihnen die beste und treueste Freundin gewesen. Noch eine Weile lebten die beiden in den alten Räumen fort und es schien, als sei die Todte noch bei ihnen, so sorgsam wurden ihre Lieblingsblumen gepflegt und dem Nähtischchen sein alter Platz bewahrt.

„Erst kürzlich zogen sie in das Haus Ihres Vaters, Frau Doktor, und vielleicht hätten sie die ihnen liebgewordene, alte Wohnung nie verlassen, wenn sich in Ihrem Hause nicht einer ihrer bescheidenen Träume verwirklicht hätte, der, einen Balkon mit dem Blick auf das Gebirge zu besitzen, das sie von ihrer Jugend her mit einer wahren Schwärmerei liebten. Mit Thomas abends auf einem Balkon zu sitzen, die fernen Gipfel nach und nach sich verschleiern und verschwinden zu sehen und zu beobachten, wie über dem Tannenwald der Mond aufgeht, das schien Trudchen ein Stück irdische Seligkeit zu sein. Es hat eben jeder Mensch eine poetische Ader, selbst wenn er sein Lebenlang in einem kleinen Städtchen für Geld gestickt hat. Nun, Fräulein Bartels hat ihr hohes Glück zwei Jahre lang genossen. Nicht wahr, so lange wohnt sie bei Ihnen?“

„Ja, sie zogen kurz vor meiner Verheiratung in unser Haus“, entgegnete Franziska schüchtern, „aber, mein Gott, wie einsam, wie entsetzlich einsam muß sie sich jetzt fühlen.“

„Wenn man siebzig Jahre alt ist, muß man sich an die Einsamkeit wohl gewöhnen“, sagte Fräulein Lehmann mit einer gewissen Schärfe im Ton.

Franziska sah sie stehend an. Sie öffnete den Mund zu einer Entgegnung, als draußen heftig geschellt wurde und gleich darauf das Dienstmädchen den Kopf zur Thür hineinsteckte.

„Frau Doktor Wald, ein Brief an Sie.“

Die junge Frau fuhr in die Höhe. „Gretchen“, stammelte sie. Sie hatte die Handschrift ihres Mannes erkannt und las eilig die in griechischen Buchstaben geschriebenen Worte. Es war eine Gewohnheit aus ihrer Brautzeit, sich auf diese Weise Mittheilungen zu machen.

„Geliebtes Fränzchen, eben ist mein alter Freund Karl angekommen. Er bringt mir die Nachricht mit, daß meine Wahl zum Professor in Breslau sicher ist. Unser banges, heimliches Hoffen wird nun frohe Wirklichkeit. Adieu, Sekunde! Adieu, rothe Tinte! Ich bin überglücklich. Komme sofort. Dein Ernst.“

„Nun, Fränzchen, Sie strahlen ja auf einmal wie die liebe Sonne“, jagte Anna lächelnd.

Franziska fiel der Freundin um den Hals.

„Ich kann es Ihnen wohl sagen“, rief sie zwischen Lachen und Weinen, „mein Mann wird an die Universität Breslau berufen werden. Er wird endlich einen großen Wirkungskreis haben, endlich akademischer Lehrer werden, ich werde ihn endlich an der Stelle sehen, die ich, seitdem ich sein Streben und seine Arbeiten kenne, von Gott täglich für ihn erbeten habe. Ach, ich bin noch glücklicher, als mein Ernst selbst darüber! Aber ich muß zu ihm, nicht wahr, das verstehen Sie, ich kann es kaum erwarten, bei ihm zu sein, ihm zu sagen — nichts zu sagen, aber mich mit ihm zu freuen. Sie sehen, ich bin ganz närrisch vor Glück, aber mein guter Mann — Adieu, Fräulein Lehmann, adieu, Anna, kommen Sie morgen zu mir, Sie verstehen es so herrlich, sich mitzufreuen.“

Sie eilte hinaus, von ihrer Freundin begleitet. Fräulein Lehmann lächelte halb wehmüthig, halb spöttisch, als durch die angelehnte Thür die letzten, freudigen Abschiedsworte der Frau Doktorin hereindraugen. „Das ist die blühende, goldene Zeit“, jagte sie halblaut vor sich hin, „das sind die Tage der Rosen. Für das Fränzchen stehen sie noch überall. Nun, das ist wohl eine weise Einricht-  
tung, denn die Rosen verblühen leider schnell genug.“

\* \* \*

Es war im Hochsommer des nächsten Jahres, als Frau Franziska von Breslau aus die alte Heimat besuchte. Auf ihrem Antlitz lag eine helle Freude, als der offene Wagen, der sie mit ihren Kindern vom Bahnhof brachte, vor dem väterlichen Hause hielt, in dem sie ihre Kinderzeit und die ersten glückseligsten Jahre ihrer Ehe ver-  
lebt hatte. Im Vorgarten blühten die Rosen und duftete die Reseda, drüben lag der alte Wald und darüberhin zeichnete sich das Gebirge im bläulichen Schimmer von dem klaren Abendhimmel ab.

Unter diesen beiden Bildern sah Franziska das ihr schon bekannte von Thomas und Trudchen. Früher hatte es ihr ein muthwilliges Lachen entlockt, dies so steif und so bunt gemalte Geschwisterpaar. Der Knabe stützte sich auf einen großen Folianten und in seinem Antlitz lag jener feierliche Ausdruck, welchen das ausgehende neunzehnte Jahrhundert mit seinen Photographieapparaten kaum noch kennt, der Ausdruck des stolzen Gefühls, der Gegenstand eines Kunstwerks zu sein. Auch dem Trudchen war dies erhebende Bewußtsein nicht ganz fern geblieben, es sah, wie es mit seinen blonden Locken und mit dem großen Lilienstrauß in der Hand vor einem mit unzähligen Blüten bedeckten Rosenbusch saß, wie eine kleine Dame aus. Die Geschwister hielten sich einander an der Hand, und als Franziska an die einsame Bewohnerin des Zimmers dachte, fand sie zum ersten Male diesen konventionellen Ausdruck der Geschwisterzärtlichkeit rührend, wie die Erinnerung an ein verlorenes Glück.

Aber es war auch gar zu still, zu einsam hier. Franziskas Gedanken flogen hin nach ihrem eigenen, kinderbelebten Hause, sie dachte an ihr unruhiges Leben in Breslau, an die Rücksichten und kleinen Opfer, welche die Stellung ihres Mannes von ihr forderte und welche sie als die ersten und scheinbar werthlosen so schwer empfand, an die Enttäuschungen, die auch ihrem glücklichen Leben nicht erspart geblieben waren, aber jetzt, wo die ungewohnte Stille sie fast beängstigte und die Abendshatten tiefer fielen, stand ihr Leben wie ein vogeldurchzwitterter, blütenreicher Sommertag vor ihr. „Warum bleibe ich hier?“ fragte sie sich. Ja, warum blieb sie? Unterdessen begann das Mädchen draußen in der Küche ein Lied zu singen. Das war doch ein Zeichen menschlicher Nähe. Franziska, die sich der Thür genähert hatte, blieb nun wieder stehen. Sie hätte Fräulein Bartels so gern gesehen.

Wieder fiel ihr Blick auf den alten Schreibtisch. Ein beschriebener Briefbogen, vom Löschblatt fast verdeckt, zog ihre Aufmerksamkeit an. Sie ging einen Schritt näher — das Papier zeigte Trudchens Schriftzüge. „Wie indiskret!“ schalt sie sich selbst und trat zurück. Aber nicht lange, denn das Papier lockte sie zauberisch an.

„Nun könnte ich sie vielleicht kennen lernen“, dachte sie, und kaum, daß sie es recht wußte, hielt sie den Brief in der Hand. „Wie indiskret“, sagte sie noch einmal halblaut und dann las sie:

„Mein, mein lieber Freund, ich habe Sie nicht vergessen, trotz meines Schweigens seit Jahr und Tag. Sie stehen noch vor mir mit dem gütigen, theilnehmenden Blick, den Sie auf den Sarg Ihres Jugendfreundes und auf mich hefteten. Ich weiß auch, daß ich Ihnen zu schreiben versprach, da Sie zu schnell wieder nach Ihrem Pfarrdorf mußten, um durch mich von Thomas' letzten Tagen zu hören; ich weiß auch, daß ich zur Feder griff, um mein Versprechen zu erfüllen, aber ich fühlte, daß ich es nicht konnte. Erst heute bringe ich's über mich. Heute ist meines Bruders Geburtstag und ich weiß, daß sich da unsere Gedanken begegnen. Ich danke Ihnen für

das Gedenken an ihn. Für mich ist dieser Tag wie jeder andere. Ein großer Verlust hebt jeden Unterschied der Tage auf. Dennoch gehe ich heute an Thomas' Grab. Selten genug thue ich es. Es ist das Einzige, was wir nicht gemeinsam haben; ich liebe es nicht, denn es ist und bleibt mir fremd.

Wie die Tage schleichen und wie wenig uns die Erinnerung an eine schönere Vergangenheit über die langen Stunden hinweghilft! Da sitze ich an meinem Fensterplatz und arbeite und lese, und meine Blicke gehen hinüber nach dem Gebirge, das in unbeweglicher Schönheit vor mir liegt. So vergingen auch früher die Jahre, aber jetzt bin ich allein. Als mein Bruder starb, fanden sich viele wohlmeinende Tröster. „Sie haben ihn so lange gehabt“, sagten sie, „Sie mußten auf diese Trennung gefaßt sein, so schwer sie Ihnen auch ankommt. Und welch' schönen Tod hat er gehabt! Denken Sie, wenn er lange gelitten hätte! Unser Leben währet 70 Jahre, sagt das Bibelwort, und Sie haben die ganze, lange Zeit sich einander zum Glück gelebt.“ Die Leute meinten es gut, sie hatten von ihrem Standpunkt aus recht und doch hatten sie tausendfach unrecht. Kettet nicht in einem gemeinsamen Leben jedes Jahr fester aneinander? Bindet nicht jede gemeinsame Erinnerung mehr und mehr? Wird das Herz nicht immer unfähiger, sich Ersatz zu suchen? Man redet so viel von der Leidenschaftlichkeit der Jugend, aber, lieber Freund, es giebt eine Leidenschaftlichkeit des Alters, die erst mit uns stirbt, die uns sterben läßt, denn sie ist ohne Zukunft.

Am letzten Abend, den mein Bruder und ich zusammen verlebten, hatten wir uns über irgend eine Stelle in Goethes Gedichten gestritten und Thomas hatte den Band hervorgeholt, um nachzuschlagen. Ich sehe ihn noch neben mir sitzen, das Haupt in die Hand gestützt und das ihm so befreundete Buch durchblättern. Er sah blaß aus, er hatte schon ein paar Tage über Mattigkeit geklagt, soweit Klagen in seiner Art lag, mit einem halben Wort.

Plötzlich hob er den Kopf. „Weißt Du noch?“ fragte er mit einem müden Lächeln und reichte mir das Buch hin. Er hatte das Lied ‚An den Mond‘ aufgeschlagen, welches meine Mutter sehr geliebt hatte, und begann es mir vorzulesen bis zu den Worten ‚Ich besaß es doch einmal, was so köstlich ist, daß man es zu seiner Qual, nimmer doch vergißt‘. Da unterbrach er sich. „Wie trostlos das ist“, sagte er, „die Vergangenheit ist das Einzige auf der Welt, was uns unverändert zu eigen ist, und sie solle uns zur Qual werden? Ich kann es nicht glauben, es wäre zu unbarmherzig. Ist die Erinnerung nicht die einzige Flamme, an der sich unsere alten Herzen erwärmen können?“ „Oder verbrennen“, sagte ich. Das Wort schlüpfte mir, ohne daß ich's wußte, über die Lippen. Ich hätte es gern zurückgenommen, denn nichts hatte meinen Bruder in seiner Jugend unruhiger gemacht als der Gedanke, die Erinnerung an unsere reiche Kindheit könne irgend einen Stachel für mich haben, und diese Unruhe kam trotz meiner gegentheiligen Versicherung noch

nachmal über ihn. So setzte ich hastig hinzu: „Nein, nein, Du hast recht, unsere gemeinsamen Erinnerungen sind schön und ich liebe sie.“ Dabei sah ich in sein blaßes Gesicht. Eine unerklärliche Angst überfiel mich. „Ich besitze ihn ja noch“, sagte ich mir, aber wie magnetisch angezogen, blieben meine Gedanken an dem Worte noch haften. Noch! Wie lange? Thomas las das Lied nicht weiter. In der Nacht darauf starb er. Nun besaß ich ihn nicht mehr.

Aber die Dual blieb mir, mein Freund. „Nun bist du fertig“, sagte ich mir, „arbeite oder gehe müßig, schlafe oder wache, das ist eins für dich und für ihn. Er braucht dich nicht mehr, niemand braucht dich mehr.“ Sie werden mir freilich erwidern: „Es giebt genug Arme und Kranke in der Welt, Du kannst ihnen dienen mit Deinen Händen, mit Deiner Theilnahme“ — aber was ist das? Niemand braucht mich mehr wie ich bin, mit meinem Herzen, mit meiner Eigenart. Das ist das Einsamste, das Trostloseste im Leben, und mit siebenzig Jahren geht man nicht mehr Menschen suchen. Der schöne Tod, von dem die Leute redeten, machte mich halb verrückt. Ich wollte meinen Bruder zurück, blind, stumm, blödsinnig, aber lebend. Nichts als ihn haben, mich für ihn nöthig fühlen, nur sein stilles Lächeln sehen, das mir immer vor Augen stand, das wäre mir genug gewesen; aber niemand mehr etwas sein können, das lernt sich nie — nie.

Doch ich sollte Ihnen von Thomas erzählen und rede immer nur von mir. Man sagt, daß das Alleinsein egoistisch macht. Verzeihen Sie mir.

Sie sehen, mein Freund, ich bin ganz alt geworden, nicht nur an Jahren, sondern auch an seelischer Lebensfähigkeit. Dennoch suche ich meine Pflicht zu thun. Die Schwestern im Krankenhaus verpflichten mich, daß ihnen meine laienhafte Hilfe eine wirkliche Stütze sei, und ich fühle, daß die Kranken mir sogar etwas gut sind. Vielleicht empfinden sie, daß sie meinem Leben etwas geben und das thut ihnen wohl. — Aber am liebsten sitze ich an meinem Fenster, sehe hinaus in die Weite und träume wie mit 16 Jahren. Denn eins hat die Jugend mit dem Alter gemeinsam, das Träumen und das Hoffen in das große, ungewisse Etwas hinaus, fernab von den Vorstellungen, die sich nach unseren Sinnen bilden. Die Jugend träumt sich jene unbekannte Welt, weil sie die irdische Glücksform, wenn ich mich so ausdrücken darf, noch nicht kennt, das Alter, weil sie eben diese Glücksform erkannt hat. So gehen wir am Anfang und am Ende unseres Lebens mit unserem Sehnen in jene Unendlichkeit hinaus und lieben sie, glauben ihr trotz ihrer Schattenhaftigkeit, nachdem so vieles, was uns fest, unerschütterlich, rein, treu und frei dazustehen schien, wie Schemen an uns vorbei in jenes große Schattenreich verschwand . . .“

Hier brach das Schreiben ab. Franziska legte es still an seinen Platz zurück. Es dunkelte jetzt stark, der Mond war glänzend hinter den Bäumen heraufgestiegen und der „Nebelglanz“ seines Lichts lag

geisterhaft über den Wipfeln. Das Mädchen draußen hatte aufgehört zu singen. Wieder war es tief still in dem Raume. „Das Schattenreich“, sagte die junge Frau halblaut vor sich hin. Dann seufzte sie tief auf und ging hinaus. Sie fühlte, daß sie Fräulein Bartels jetzt nicht unbefangen gegenüber stehen konnte.

Die Dienerin kam bei dem Geräusch ihrer Schritte aus der Küche und nahm die Grüße für ihre Herrin an. Das Fräulein sei gewiß noch zu dem lungenfüchtigen Nähmädchen in die Wilhelmstraße gegangen, da sie so lange ausbleibe, klagte sie, und es sei ihr doch gewiß nicht gut, so lange Zeit bei den Kranken zu sitzen, sie sähe ohnedem schon blaß und elend genug aus, aber an sich denke sie überhaupt nur stets zuletzt oder am liebsten gar nicht.

Am anderen Morgen standen die Fenster von Fräulein Bartels Schlafzimmer weit offen und die weißen Vorhänge flatterten zuweilen vom Winde getrieben hoch in die Luft. Das Trudchen war in der Nacht gestorben.

Niemand wußte die Stunde ihres Todes. Das kleine Dienstmädchen saß in der Küche und erzählte unter Schluchzen, wie das Fräulein gestern spät nach Hause gekommen, da sie die kranke Näherin nicht in ihrer letzten Noth habe allein lassen wollen, wie sie so müde und krank ausgesehen und nur nach Ruhe verlangt, wie sie heute Morgen todt im Bett gefunden und wie sie so friedlich und glücklich dagelegen, just, wie der Herr Thomas. „Ja, sie kann wohl zufrieden sein“, schloß das Mädchen unter Thränen, „aber was wird nun aus meiner kranken Mutter und den kleinen Geschwistern? Ach, du grundgütiger Himmel! So lange das Fräulein lebte, hatten wir einen leibhaftigen Schutzengel.“

Franziska war wie erstarrt. Sie kauerte in einer Sophaecke und sah sehr bleich aus.

„Aber Franziska“, hatte ihr Vater gesagt, „Du bist thöricht. Gönn' doch dem Trudchen die Ruhe, das ist das Beste für sie, seitdem sie den Bruder verloren.“

„Du hast ja recht“, entgegnete sie, „aber bitte, laß mich allein, ach, laß mich allein!“

Gegen Abend dachte sie, daß die Todte, die ihr ganzes Leben lang die Blumen geliebt hatte, vielleicht keine auf ihrem letzten Lager habe. So stieg die junge Frau die Treppe hinab, um im Garten einige Rosen zu pflücken. Vor der Hausthür stand ein eleganter, offener Wagen. Eine Dame, in welcher Franziska Emilie von Holten erkannte, saß darin. Der Baumeister stand am Wagenschlag und hob eben sein zweites Töchterchen hinauf.

„Darf ich bei der neuen Mama sitzen“, fragte das feine Stimmchen.

„Gewiß, mein Kind“, entgegnete der Vater.

Dann beugte er sich zu den anderen, neben ihm wartenden Kindern nieder und setzte sie sorgsam auf die Kissen.

Die drei kleinen Mädchen trugen prächtige Todtenkränze am

Arm, der Baumeister selbst hielt einen tiefrothen Rosenstrauß in der Hand, den er Fräulein von Holten gab, nachdem er sich neben sie gesetzt hatte.

„Nach dem Friedhof“, rief er dem Kutscher zu.

Er sah ernsthaft aus, als er auf seine Kinder blickte, die ihm gegenüber saßen und die neue Mama mit den schönen, braunen Augen ihrer Mutter ansahen. Es war nichts von dem strahlenden, triumphirenden, fast trotzigen Glücksausdruck in seinen Mienen, welcher jeden frappirt hatte, der ihn als Bräutigam der liebreizenden Martha gesehen, aber wie seine Blicke von den Kindern hinweg zu dem Mädchen an seiner Seite wanderten und seine Hand die ihre fest umschloß, las die Beobachterin an der Hausthür in beider Antlitz eine ernste Hoffnungsfreudigkeit, die an eine Zukunft glaubt.

Der Wagen rollte davon. Franziska ging in den Garten und schnitt Rosen und Reseda für das Trudchen ab, das dort oben der ersehnten Unendlichkeit entgegenschlief.



## Der Koch des Herzogs von Escars.

Im vorigen Jahrhundert schien die Gouverneurstelle der französischen Provinz Limousin in der Familie der Herzöge von Escars erblich zu sein, welche vor der ersten Revolution über ein unermeßliches Vermögen verfügte. Zur Zeit Ludwig XVI. galt die Tafel des Herzogs von Escars als die am kostbarsten ausgestattete von ganz Frankreich. Sein Koch stand in dem Rufe unübertrefflich zu sein in der Kunst, neue Gerichte zu erfinden und bereits bekannte zu vervollkommen, sowie durch künstliche Verdeckung der wahren Beschaffenheit einer Speise sinureiche Ueberraschungen zu bereiten. Der Herzog, sein Herr, ging auf die kleinlichsten Einzelheiten der Kochkunst ein, und ertheilte seinem Diener nicht selten Rath bezüglich saftreicher Neuerungen, die nur der Genialität, der Wissenschaft und einer geduldigen Beharrlichkeit im Versuchen zu glücken pflegen. Er dachte jedenfalls wie der Erfinder jenes geflügelten Wortes, zufolge dessen die Entdeckung eines neuen Gerichtes der Menschheit mehr nützt, als die eines neuen Planeten.

Als Herzog von Escars einst von Paris zu zeitweisem Aufenthalte nach seinem Gouvernement gekommen war, lud er den Pfarrer seines Landfizes zur Mittagstafel ein. Zwar fiel diese Einladung gerade auf einen der Tage, an welchen gewissenhafte Katholiken, insbesondere aber Priester, sich der Fleischspeisen enthalten, allein, obwohl das Mahl hinsichtlich seiner Bestandtheile den für die Fastenzeit geltenden Vorschriften genau entsprach, war die bei der Zubereitung der Speisen entwickelte Feinheit doch so groß, daß sie dem Gouverneur, der als hervorragendster Tafelfreund und Feinschmecker seiner Zeit galt, alle Ehre machte.

Der gute Landpfarrer hatte bereits ein Ei verzehrt, welches durch die Art seiner Zubereitung so unkenntlich gemacht war, daß nicht eine Spur auf seinen Namen oder seinen Ursprung schließen ließ. Er fand dessen Geschmack so vorzüglich, daß er um ein zweites bat, welches ihm sofort gereicht wurde. Als er noch ein drittes genießen wollte, hielt ihn der Herzog davon mit der Frage zurück: „Warum essen Sie keinen Fisch, Hochwürden? Es sind hier verschiedene Sorten davon vorhanden, und zwar ganz vortreffliche.“

„Ach, nein“, antwortete der Gast, „die Fische sind für Ew. Durchlaucht, einem Pfarrer vom Lande genügen Eier.“

„Im Gegentheil“, erwiderte d'Escars, „ich esse sehr gern Eier, jeder von uns hat seinen Antheil an diesem Gericht; die beiden noch übrigen behalte ich für mich!“

Während der Pfarrer große Augen machte, richtete der Herzog an seinen herbeigewinkten Küchenmeister die Frage: „Auf wie hoch kommt mir dieses Eiergericht zu stehen?“

Der Gefragte entgegnet: „Ich habe den Herrn Herzog davon bereits unterrichtet, er wird sich erinnern, daß bei diesem Gerichte, zu dessen Erfindung er mitzuwirken die Gnade gehabt hat, die Herstellung jedes einzelnen Eies einen Aufwand von sechs Franken verursacht.“

Als der gute Pfarrer dies vernahm, war er wie niedergedonnert vor Schreck und erschöpfte sich in Entschuldigungen. Es schien ihm, daß er weder vor Gott noch Menschen die Erinnerung an eine so kostbare, wenn schon unschuldige Leckerei werde verweisen können.

„Mein lieber Pfarrer“, nahm nochmals der Herzog das Wort, „wenn Sie sämmtliche vier Eier genossen hätten, würden Sie sich eine schwere Verdauungsstörung zugezogen haben. Um so übelen Folgen vorzubeugen, habe ich Ihnen Einhalt gethan. Trinken Sie jetzt zuvörderst ein Glas von diesem edeln Wein; dann wollen wir herzlichst den Fischen zusprechen.“

Ein unverbürgtes Gerücht besagt, daß derselbe Herzog von Escars in Gemeinschaft mit seinem genialen Koch ein abenteuerlich raffiniertes Rezept für Zubereitung eines exquisiten Entenbratens erdacht habe.

Nach dessen Wortlaut hatte man sich zunächst sechsunddreißig Enten zu verschaffen, die verschwenderisch gefüttert werden mußten. Vorzugsweise sollten sie mit Kastanien gestopft werden, welche, wie man weiß, ein festes, weißes und saftiges Fleisch geben. Nach Eintritt einer gewissen Periode der Mästung, wurde jedes einzelne Stück untersucht. Dann sonderte man vierundzwanzig als die bestbefundenen ab, während die zwölf minderreifen geschlachtet, gekocht, kleingeschnitten und an die überlebenden vierundzwanzig Enten verfüttert wurden. Ebenso wurde nach einer gewissen Frist mit zwölf weiteren Enten, und endlich mit noch neun solchen von dem letztverbliebenen Duzend verfahren, sodasß zuletzt drei Stück übrig waren. Bezüglich letzterer wurde es als eine schwierige Aufgabe angesehen, welche von ihnen der Ehre theilhaftig werden sollte, gebraten auf der Tafel des Herrn Gouverneurs zu erscheinen. Die beiden Gefährten dieses bevorzugten Exemplars erhielten die Bestimmung, den zur VerSpeisung durch den Herzog gewählten Leckerbissen wie eine Art Panzer zu umschließen.

Dann steckte man die so vorgerichtete und vollständig gespickte Ente an den Spieß und zündete helles Feuer darunter an. Die beiden Kameraden der Entenkönigin wurden bei diesem Verfahren natürlich ausgedörst, verkalbt, zu Asche verbrannt, aber ihre glühenden Säfte hatten das Fleisch des Hauptbratens durchtränkt. Die glückliche Elitenente, geschützt gegen ein allzu wirksames Feuer, hatte mit Hilfe einer mäßigen, aber durchdringenden Hitze die Kraft, den Saft und den Duft ihrer um sie besetzten Mitschwester auf-

gesangt. Sobald dieser Prozeß beendet schien, wurde das Gericht heiß auf die herzogliche Tafel gebracht.

Ob die Geschichte von diesem absonderlichen Rezept zu einem guten Entenbraten wahr ist oder nicht, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden. Nach den übereinstimmenden Erzählungen von Zeitgenossen des in Rede stehenden Herzogs von Escars könnte man wohl an die Wahrheit derselben glauben. Da man aber schon am alten französischen Hofe pikante Neuigkeiten ohne Rücksicht auf deren Wahrheit gern hörte und rasch verbreitete, kann sie auch ebenso gut auf Erdichtung beruhen, obwohl in jener Zeit die bei uns so alltägliche Zeitungsentente noch nicht bekannt war.

In der That soll es in humoristischer Rückerinnerung an die Heldenthaten des vormaligen Herzogs von Escars auf dem Gebiete der Kochkunst geschehen sein, daß König Ludwig XVIII. dem Sohne desselben, der getreulich die langjährige Verbannung mit ihm getheilt hatte, 1815 den Titel eines ersten Obersthofmeisters verlieh. Als solcher hatte er bei Festmahlen, die der französische Hof den Großwürdenträgern der Krone oder hochgestellten Persönlichkeiten des Auslandes gab, den König zu vertreten, da der letztere wegen seiner Gebrechlichkeit nur Mitglieder seiner Familie zum Mittagessen bei sich empfing.

## Glocken.

Ein Erinnerungsblatt.

Sie hatten nur sich auf der großen weiten Welt, Mutter und Sohn, und spielten zusammen in Sonnenschein, in Sturmesstagen, — und als schweres Leiden über ihn gekommen, da war sie die Pflegerin bei Tage, bei Nacht. Die rauhere Heimat mußte er verlassen und Mütterlein zog mit in die Fremde, das Lächeln auf der Lippe, im Herzen das bitterste Weh. Jahr um Jahr rang ihre Sorge mit den Schatten des Todes, die ihr einziges Erdenglück bedrohten, und die Liebe theilte sie, und aus dem Gnadenquell der Genesung sproß aufs neue stilles Glück.

Einst saß die Mutter beim Sohne, und sprach: „Wenn ich einst scheid, so mach' es ganz still ab; nichts überflüssiges, nicht einmal bestelltes Geläute; es vergrößert Deine Last und die bezahlte Mahnung erhöht nur das Weh; denk', wenn sie mich forttragen, der liebe Gott läßt für mich läuten, und dann ist mein Sonntag.“

Und es kam die Stunde, wo die Mutter vom Sohne scheiden mußte. Als eben die Sonne aufstieg, brach das treue Herz und empor schwang sich die Seele zum ewigen Licht.

Sie trugen Mütterlein fort, unter Blumen, die sie so sehr geliebt. An einem Sonnabend war's, am späten Nachmittage, die Sonne ging leuchtend zu Rüste. Sie trugen den Sarg aus dem Hause und hinterdrein an Freundesarm, schritt der Sohn zu Tode

getroffen; die Menge drängte, still ward's, die Häupter entblößten sich in heiligem Schweigen.

Man schob den Sarg in den Wagen; die schwarz behangenen Pferde zogen an; da — zitterte ein metallener Klang durch die unbewegte Luft, ein Wiederklang folgte, und nur von anderer Richtung, von Thurm zu Thurm mit ehernem Hall: — es läutete mit vollen Glocken, — sie läuteten den Sonntag ein!

Und unter unbestelltem Glockenklang, da senkten sie Mütterlein in ihr ewiges stilles Bette; — am Raube stand der Sohn und weinte ihr nach: „schlaf süß!“ und blickte empor zum Himmel in abendlicher Purpurpracht: — Mütterleins Sonntag!

Hermann Hirschfeld.

### Wippachen.

**Englische Geizhälse.** Es ist schwer zu sagen, ob England reicher ist an Geizhalsen als andere Länder, und ob klimatische Verhältnisse oder die Erziehungsweise in gewissen Reuten die auri sacra fames auf Kosten anderer Eigenschaften übermäßig entwickeln. Sicher ist jedoch, daß die Habsucht und der Geiz in seiner nacktesten, abschreckendsten Form in der guten Gesellschaft wenigstens zur Seltenheit gehört; solche Eigenthümligkeiten sind nicht gentlemanly, und es muß schon ein Herzog oder mindestens ein Earl sein, der sich Schäßigkeit oder gar Geiz erlauben darf. So sind auch alle Geizhälse, deren Absterben in der letzten Zeit gemeldet wurde, aus den niedrigen Ständen; am besten stuirte war vielleicht der ehemalige Bankommiss in Eroydon, der vor kurzem in vorgerücktem Alter todt in seinem Bett gefunden wurde. Er war in seinem Wohnort als Sonderling bekannt: jedes Kind kannte die seltsame Gestalt, die seit einem Menschenalter anscheinend im selben schäßigen Rock zur selben Stunde um die Ecke huschte, um Nahrungsmittel einzukaufen.

Der alte Herr pflegte sie eigenhändig zuzubereiten, und daß er sich nie überaß, das konnten die Krämer ihm bezeugen. Niemand durfte seine ärmlich möblierte Wohnung betreten, er besorgte alles selbst, stidte alles selbst. Da überraschte auch ihn der Tod, der keinen schont, und ein Schwesterkind des Verstorbenen machte die erfreuliche Entdeckung, daß ihm ein Vermögen von über £st. 100,000 zugefallen sei: der alte Herr hatte vor etwa 40 Jahren, zur Zeit der Eisenbahnspulationen, den Grundstein zu einem Vermögen gelegt, das jetzt Verwandten gehört, um die er sich zeitlebens nie gekümmert.

Männer und Frauen sind gleich schlimm, nur mit dem Unterschiede, daß die ersteren ihr zusammengescharrtes Geld gemeinlich profitabel anlegen, die letzteren es einfach beiseite legen. Wenigstens hat Mrs. Minnett in Newark, die dieser Tage starb, nach diesem Grundsatze gehandelt. Sie wohnte allein in einem Häuschen außerhalb der Stadt und lebte so armselig, daß die Nachbarn ihr häufig Speisen schickten, die sie mit Zeichen der größten Dankbarkeit entgegennahm. Nach ihrem Tode fand man, daß die Schüre ihres Bettes mit Banknoten unentwickelt waren; eine 5 Pfd.-Note lag, in einen Staubklappen gewickelt, in einem Loch in der Mauer. Geldstücke im Betrage von £st. 35 waren unter den Kohlen versteckt und in einem Schrank lag ein Bündel Noten, so dick, daß man es mit beiden Händen kaum fassen konnte. Eine Kiste voll Gold- und Silbermünzen wurde aus dem Hause geschafft, und das ganze Vermögen, das einem Neffen zufällt, wird auf £st. 11,000 geschätzt, so weit bis jetzt ermittelt ist. Ein Testament, das dem Stadtpolizisten £st. 500 vermachte, war nicht rechtsgiltig unterzeichnet.

Die Wohlthätigen in Leamington werden sich hüten, wieder einem bedürftigen alten Mann zu helfen. Seit 16 Jahren sah man regelmäßig jeden Tag den alten Edward Gibson zur Eisenbahnstation gehen und dort Kohlenstückchen und Späne auflesen, die er in eine Schuhmacherverkstätte trug, wo man ihn aus Mitleiden schlafen

leß. Mitleidige Nachbarn unterstützten ihn, und nie gab er mehr als 2½ Schillinge per Woche aus. Nach seinem Tode fand man Verbschriiten im Betrage von £st. 10,000, auf welche zwei in London residierende Niefen als Intestatserben Anspruch erhoben haben. In: Vergleich mit diesen erzigigen Reichen ist freilich der alte John J. Saul, der vor ein paar Tagen in Cambridge starb, ein bloßer Bettler. Er verdiente seinen Lebensunterhalt, indem er gedruckte Gefänge in den Straßen von Somers Town feil hielt, wo er seit 34 Jahren bekannt war. In seiner Tasche fand sich ein Bankschein für £st. 60, die nun der Krone zufallen, da keine Aderwandten bekannt sind.

**Aus Davisons Leben.** Davisons Villa in Dresden befand sich in unmittelbarer Nähe eines der Bahnhöfe, zum Theile auf der Bahndirection gehörigem Terrain, und ihr Garten war mit Bewilligung eben dieser Direction in Terrassen angelegt. Als sich hier einmal ein Unglücksfall ereignete, mußte die Polizeibehörde eine Lokalsichtigung vornehmen, und in Schaaren kamen die Bahnarbeiter die Terrasse hinauf, klammerten sich an die Stäbe des Gartengitters und aßten hindurch. Davison bemerkte dies und rief mit dem ihm auch im täglichen Leben eigenen Pathos: „Was! soll mein Besitzthum den Blicken der neugierigen Menge preisgegeben werden? Leute, Ihr zertretet mir ja die Terrasse!“ Da antwortete einer: „Die Terrasse ist der Direction, Sie sein bloß de Kerschbeeme.“ — Ein andermal hörte der Wagenmeister von einem Trupp Arbeiter her, der in der Nähe von Davisons Behausung stand, einen fürchterlichen Lärm. Er eilte hinzu und fuhr die Leute an: „Müßt Ihr Kerle Euch denn immer janken?“ „Wir sein es ja gar nich, Herr Wagenmeister. Das is der Davison, der spielt Kummelje!“

**Eine hübsche Anekdote.** In einer Vosse von Wilken hatte Keusche, der treffliche Komiker, seinem Partner gelegentlich zuzurufen: „Apage! Apage!“ („Fort! Fort!“) Unbekannt mit der Bedeutung dieses Wortes begleitete Theodor Keusche zum Schreden des Dichters, der den Proben beibohnte, jedes „Apage!“ mit der widersinnigen Bewegung des Heranwinkens, wahrscheinlich dachte er sich dabei: „Ah, Page!“ Eine Zeit lang sah sich der Verfasser diese Verwirrung mit verlaenen Mienen an und wußte nicht recht, wie er ohne zu große Beschämung des Darstellers ihm seinen Irrthum klarlegen solle. Endlich sagte er zu ihm im bescheidensten Flüsterston: „Sie verzeihen, Herr Keusche. Sie haben sich da bei dem „apage“ eine eigentümliche Nilance zurecht gelegt.“ — „Allerdings!“ — „Sie nehmen dabei einen schelmischen Gesichtsausdruck an und lächelnd machen Sie mit eigentümlichem Zeigefinger eine Bewegung, als wenn Sie jemanden zu sich winken wollen!“ — „Nun ja; was ist dagegen einzuwenden?“ — „Nichts, rein gar nichts! Aber ich meine, daß es vielleicht noch wirksamer wäre, wenn Sie mit der Ihnen eigentümlichen Geste in etwas unwirksamem Tone „apage!“ riefen und dabei eine kräftige abweisende Geste machten. Wie wäre es, wenn sie es einmal so versuchten?“ Und nach einer Pause erwiderte Keusche in barschem, beleidigtem Tone: „Wenn Sie glauben, daß das Ihr Stück retten kann, meinewegen!“

**Eine hübsche Erinnerung an Dingelstedt.** Als Hadländer anfangs der fünfziger Jahre an seinen „Namenlosen Geschichten“, die zuerst in der „Kölnischen Zeitung“ erschienen, arbeitete, bekam er eines Tages den Besuch von Berthold Auerbach und Franz Dingelstedt (gest. am 15. Mai 1881), welche auf einer gemeinsamen Reise in der schönen Schwabenstadt rasteten. Man verabredete für den folgenden Tag eine Wanderung durch Stuttgart, bei welcher Hadländer Führer zu sein versprach, aber zur bestimmten Stunde durchaus unbereitet angetroffen wurde. Hadländer, der infolge einer Verlegung an der Hand mit einem Schreiber arbeitete, saß im „Kode des Schlags“ in emfiger Dichterbätigkeit seinen Gehilfen diktierend und wechelte alle zühnenden Etandreden seiner Freunde ab mit Hinweis auf einen Brief der „Kölnischen Zeitung“, in welchem dieselbe ein neues Kapitel der „Namenlosen Geschichten“ verlangte. Als alles Zureden vergeblich war, kam Dingelstedt auf einen originellen Gedanken: „Mache Du“, sagte er zu Hadländer, „Deine Toilette, mittlerweile mache ich Dein Kapitel!“ Lachend ging der Autor auf den Vorschlag ein. Die „Namenlosen Geschichten“ sind leicht an einander gereichte Erzählungen. Dingelstedt hatte die Fetiletone der „Kölnischen Zeitung“ verfolgt, also ließ er sich von dem Sekretär nur den Anfang vorlesen und diktirte dann weiter. Er soll kaum mehr

Zeit zur Vollenbung seiner improvisirten Arbeit gebraucht haben, als Hackländer zur gänzlichen Herstellung seines äußern Menschen in Anspruch nahm. Man lachte seelenvergnügt über den gelungenen Geniestreich, und mit einigen kleinen Abänderungen wurde die Arbeit Dingelstedts dem Roman Hackländer's einverleibt — diesmal eine wirklich „namenlose“, den wahren Namen des Verfassers verschweigende Geschichte!

**Nach Sibirien Verbannte.** Alljährlich werden aus Rußland 1600 Personen auf dem Landwege nach Sibirien verschickt und durchschnittlich 1100 Personen nach Sachalin transportirt. Diese 2700 Personen sind ausschließlich zur Zwangsarbeit verurtheilte Verbrecher. Die Zahl der zur Anfechtung Verurtheilten dagegen beläuft sich jährlich auf 2644. Dazu kommen noch etwa 3599 Personen, die zum Rechtsverlust verurtheilt waren und von ihren resp. Gemeinden nicht wieder aufgenommen sind. Zählt man dann noch die Familien der Verschickten hinzu, welche diesen in die Verbannung folgen, so erhält man annähernd 20,000. Im Gebiet von Jakutsk kostet der Unterhalt jedes einzelnen Sträflings der Krone jährlich 130 Rubel und der Unterhalt während des Transports nach dem Bestimmungsort etwa 200 Rubel.

**Die hübschen kleinen Schülerjahrbücher** (Knaben-, Mädchenjahrbuch) von Dr. Max Vogler (Verlag von Theodor Hofmann in Gera) erweisen sich auch dieses Jahr wieder als beste Begleiter der Jugend durch das Schuljahr. Beide Bücher enthalten eine Menge Lehrstoff in Tabellenform, Stundenpläne, Kalender, Notizenraum zc.; das Knabenjahrbuch bringt dazu eine gutgeschriebene Biographie Gabelsbergers (mit Bild), das Mädchenjahrbuch eine solche der Jugendschriftstellerin Frida Schanz. — Die ganze Ausstattung der Bücher ist hübsch und höchst praktisch.

**Murillos „Unbefleckte Empfängniß“.** Murillo (mit seinem vollen Namen Bartolomeo Esteban Murillo) ist der größte Maler, den Spanien hervorgebracht hat. Zu Sevilla 1618 geboren, ging er, nachdem sich sein Genie früh gezeigt hatte, jung nach Madrid, wo sich sein Ruhm zur Höhe erhob. Ein romantisches Liebesverhältnis mit der schönen Donna Beatriz de Cabrera v. Sotomayor fesselte schon früher das Herz des jungen Künstlers und regte ihn zu hohem Kunststreben an. Beatriz beschloß, daß sie Murillo nach Madrid folgen werde, wo beide im Herbst des Jahres 1643 eintrafen. Murillo ward von Velasquez, welcher ihm eine Zeit lang sogar eine Wohnung einräumte, freundlich aufgenommen, während Beatriz auf dem Corso di Puerto orientale einen Palast bewohnte. Velasquez verschaffte seinem Landsmann die Erlaubniß, die Werke Tizians, Rubens' und Van Dyks in der königlichen Galerie zu kopiren; aber Murillo lehrte bald zum Studium der Werke des Velasquez und des Ribera zurück, welche er überrreffen lernen wollte. Nach zwei Jahren war sein Ruhm so hoch gestiegen, daß derselbe denjenigen des Velasquez und Ribera verdunkelte. Er lehrte nach Sevilla zurück und machte mit Beatriz de Cabrera Hochzeit. Als diese den größten Theil ihrer Landbesitzungen einbüßte, war Murillos Ruf bereits so weit verbreitet, daß seine Bestellungen ihn in den Stand setzten, seiner Gattin nicht zu große Entbehrungen auferlegen zu müssen. Er verzierete hier im Kloster mehrere Räume, unter denen der sogenannte kleine Gang besonders erwähnt werden muß, mit einer Folge von Gemälden heiligen Inhalts. Großartig sind Murillos acht Werke der Varmbergzigkeit im Kloster San Jorge de la Caridad, ferner seine Arbeiten in der Kirche de los Venerables und dem Kloster der Kapuziner.

Murillo, welcher 1682 starb, darf als der erste der Naturalisten betrachtet werden. Er besaß ein prachtvolles, glühendes Kolorit, ein bewundernswerthes Hellbunzel und einen großen Stil der Behandlung. Er war der Gründer der Malerakademie in Madrid. Von seinen Schülern hat ihn keiner erreicht.

Das berühmte Bild Murillos, das unsere Illustration wiedergiebt, ist das Bild der „Unbefleckten Empfängniß“, auf welchem die heilige Jungfrau mit gefalteten Händen, auf einem Palmzweig in der Luft stehend und von Engeln umschwebt, in weiblicher Verklärung inkrünnige Blicke nach dem Himmel richtet, von welchem goldener Sonnenstrahl auf sie herniederströmt. Die Konzeption zu diesem entzückenden Bilde läßt einer unserer phantasievollsten Dichter Murillo aus dem Anblick der Geliebten, eben jener oben erwähnten Beatriz, schöpfen.

## Vor der Soirée.

So bin ich schön! Warum soll ich's nichts sagen,  
Wenn alles mir zu Füßen liegt,  
Und stolze Männer mir ihr Sehnen klagen,  
Das Höchste kühn um meine Liebe wagen,  
Von meiner Schönheit Reiz besiegt.

So bin ich schön! Die Rose soll mich schmücken,  
Am Busen dufte sie, im Haar!  
Verachtungsvoll trotz' ich des Reides Tücken,  
Ich will mich selbst und — Einen nur beglücken  
Aus der Verehrer Sklavenschaar.

Wenn in des Tanzes wildbewegte Bogen  
Sich wonnig taucht mein glühend Herz,  
Da kommt auch Amer schnell dahergeslogen,  
Er zielt, er trifft mit dem erprobten Bogen  
Und bringt den wonnevollen Schmerz.

Für Einen schmüd' ich mich! Für Einen will ich glänzen,  
Mit ihm nur spricht mein Aug' intim.  
Ich tauschte den Triumph von allen Tänzen,  
Den schönsten von den Schönheitsfestgekränzen,  
Gern um den Myrthenkranz — von ihm.

Franz Sirsch.

**So zielte ich!** Diese selbstbewußten Worte und die entsprechende Geberde dazu bilden das Sujet unseres Bildes, das wir einen illustrativen Beitrag zum Jägerlatein nennen möchten. Eine ländliche Jagdgesellschaft verhandelt im Wirtshause beim Bier ihre Jagderlebnisse und da giebt es auch, wie gewöhnlich, einen Jagdmüschhausen, der ein wenig starke Gedächtnisphantasie hat und Wunderdinge von seiner Schießkunst zum besten giebt, die nicht nur den gemüthlichen Kumpanen, sondern auch der hübschen Kellnerin ein Pächeln ablocken. Vielleicht erzählt der gewaltige Nimrod, wie er des Nachts auf Rebhühner ausging, seinem Hunde eine Laterne an den Schwanz band und wenn er stand, bei Laternenschein die Hühner zu Dupenden schoss. Und so weiter in infinitum.

**Die Verblüfften** auf unserm letzten hübschen Bildchen veranschaulichen uns die Thatsache, daß die Frechen immer besser wegkommen, als die Treuerzigigen und Bescheidenen. Die jungen Sprößlinge der gutmüthigen Hundefamilie sind ganz verblüfft über den ledern Miteßer aus dem Spazengeschlecht, der sich bei ihnen eingefunden hat. Wenn sie aber mit der Verwunderung zu Ende sein und dem frechen Eindringling die Bühne zeigen werden, wird das Spätzlein „Frost Mahlzeit!“ sagen und hinweg fliegen. Das ist der Lauf der Welt!

**Berichtigung.** In dem Aufsatz „Mailänder Erinnerungen“ (Heft IV., 1889, des „Salon“) sind durch ein Versehen bei der Revision eine Reihe sinnentstellender Druckfehler stehen geblieben, welche hiermit ihre Berichtigung finden. S. 465, Z. 23 v. u. lies: Mustentempeln; ebenda Z. 22 Teatro gerolamo, statt gerolanio (derselbe Fehler ist Z. 8 v. u. zu verbessern). S. 466, Z. 2 v. o. muß es mir zu schauen, statt mir Zuschauer; ebenda Z. 4 v. o.: Fülle von Liebesromanen, statt Fülle Liebesromane; ebenda Z. 13 v. o. statt die Kultur der Schönheit: der Kultus der Schönheit heißen. Zu dem Aufsatz „Ein Drama der Wahrheit“ ist S. 461, Z. 4 v. u. im Gegensatz, statt ein Gegensatz; S. 462, Z. 2 v. o.: Galeotto, das Drama der Verleumdung, und Z. 9 v. o.: Originals, statt Anginats zu lesen.





## Neueste Moden.

Nr. 1. Anzug „Directoire“ für Mädchen.

Auf dem vordern Recktheit aus braunrothem Filzsch befindet sich am untern Rand eine cichorienfarbige, seidene doppelte Rosenfalbel. Die an der Schulter fal-



Nr. 1. Anzug „Directoire“ für Mädchen.

Der Casen 1889. Heft V. Band I.

tigen Vordertheile sind am Hals über einem Sammetlag mit gleichem Stehtragen offen. In der Taille geben die faltigen Theile übereinander und werden dort von einem gleichfalls faltigen Stoffgürtel gedeckt. Die Enden desselben sind an der Seite geschlungen und hängen auf dem Rock aus braunrothem Wollenstoff, wovon auch die Taille und die oberen Ärmel angefertigt sind, herab. Die Enden der Schärpe sind unten mit einem Stoffknoten versehen. Unter den an der Schulter und über dem Ellbogen eingereibten Ueberärmeln aus Wollenstoff befinden sich enge, bis ans Handgelenk reichende Ärmel aus Plüsch. Der braunrothe Plüschhut hat ein rosa Faltenfutter. Um den Kopf desselben sind braunrothe Federchen gelegt.



Ar. 2. Haartracht. (Rückansicht.)

**Ar. 2 u. 3. Haartracht. (Rück- und Vorderansicht.)**

Die Herstellung dieses einfachen Kopfsputzes ist sehr leicht. Man theilt das Haar die hintere Mitte herab, kämmt dasselbe etwas gegen den Strich, damit es etwas lose und voller wird, windet die beiden Strähne, nachdem das Außenhaar zurückgekämmt ist, nach oben. Bei vollem, langem Haar läßt man die Enden, zu kleinen Locken geordnet, hochstehend nach dem Gesicht zu, über die Stirnlöcher fallen. Bei wenig Haar ersetzt man die Windung und Locken mit künstlichem Haar.

**Ar. 4. Leichtster Mantel für Mädchen.**

Derselbe ist aus grauem und beige farbigem larrirem Seidenstoff angefertigt und mit rosa Atlasfutter versehen. Die Vordertheile des Mantels sind im Ganzen geschnitten und gestatten dem Arm an den Seiten einen mit einem breiten Astrakansstreifen besetzten Ausweg. Der Rücken ist anliegend und hat Rockfalten. Ein brei-

ter Umlegtragen von Astrakan umgiebt den Hals. Vorn wird der Mantel mit einer, mit langherabhängenden Enden versehenen grauen Sammettschleife befestigt. Von da an ist der Pelzbesatz am Rand des Mantels schmal und wird erst am untern Rand desselben wieder breiter. Der runde graue Filzhut hat einen hinten umgeschlagenen, mit gleichfarbigem Sammet belegten Rand. Große graue Sammettschleifen bedecken den Kopf desselben und halten eine schöne mattrosa Feder.

Ar. 5. Ueberrocki aus schwarzem Pflüsch.

Der anliegende Mantel hat übereinandergehende Vordertheile. Ein großer



Ar. 3. Haartracht. (Vorderansicht.)

Pelztragen reicht bis in die Taille. Auf dem vordern Rocktheil des Mantels befindet sich ein schräg aufgesetztes, in der Taille spitzes, nach unten sich verbreiterendes und wieder spitz ausgehendes Pelztheil. Der anliegende Rücken endigt in Rockfalten. Die engen Ärmel haben am Handgelenk gleichfalls einen breiten Pelzbesatz. Der runde, ockerfarbige Filzhut ist gleichfarbig besetzt und mit golddurchwirkten Bändern garnirt.

Ar. 6. Biste-Mantel.

Die nach innen zurückgeschlagenen Bindenärmel der Biste sind im Rücken sehr anliegend und mit Pflüsch gefüttert. Diese nach oben genommenen Theile der Ärmel treffen über der Brust zusammen und sind mit einer Agraffe über einem bestickten Lagtheil geschlossen. Der äußere Ärmel aus schwarzem oder farbigem gemustertem Sammet tritt vorn auseinander bis zur Schulter, von da an ist der Rand desselben mit Pelz besetzt, gleich den vorn langherabhängenden, unten abge-

Str. 4. Pelzter Mantel  
für Frauen.

Str. 5. Webterd aus schwarzen Stuhl.

Str. 6. Stoff-Mantel.

8291





schrägen Vordertheilen. Der Rücken ist anliegend und endigt ohne Schoß. Die tabakfarbige Sammetcapote ist mit beigefarbigen Atlasrüschen und Schlfusen besetzt.



Nr. 7. Anzug für eine Kinderwärterin oder Amme.

Nr. 8. Anzug für ein kleines Mädchen.

Nr. 7. Anzug für eine Kinderwärterin oder Amme.

Der weite Faltenmantel ist aus feuerfarbem Wellenstoff, sowie an den Ver-

vertbeilen herab und am untern Rand mit einem breiten, schwarzen Sammetbesatz versehen. Der große Kragen ist ebenfalls aus schwarzem Sammet. Der Mantel ist



Nr. 9. Seite.

nur am Hals mit einer Metallspange geschlossen. Die Haube hat eine feuerfarbene Bandkrone mit hinten langherabfallenden Bändern.

**Ar. 8. Anzug für ein kleines Mädchen.**

Der Mantel aus Sammet, Plüsch oder auch nur indischem Cashmir hat anliegende Vordertheile und am glatten Rücken angelegte Rockfalten. Der über die Schultern reichende Pelerinenkragen ist mit einem Streifen Schwanpelz besetzt, ebenso auch vorn herab, am Hals, an den Ärmeln und am untern Rand des Mantels. Der runde Hut aus weißem Filz ist mit einer weißen Feder und ebensolchen Bändern angeputzt. Der kleine Ruff aus Schwanpelz ist mit einer weißen Seidenschnur am Hals befestigt. Gamaschen vom Stoff des Mantels.

**Ar. 9. Visite.**

Phantasiejade aus rufsfarbenem Tuch. Dieselbe ist vorn über einem schwarzen

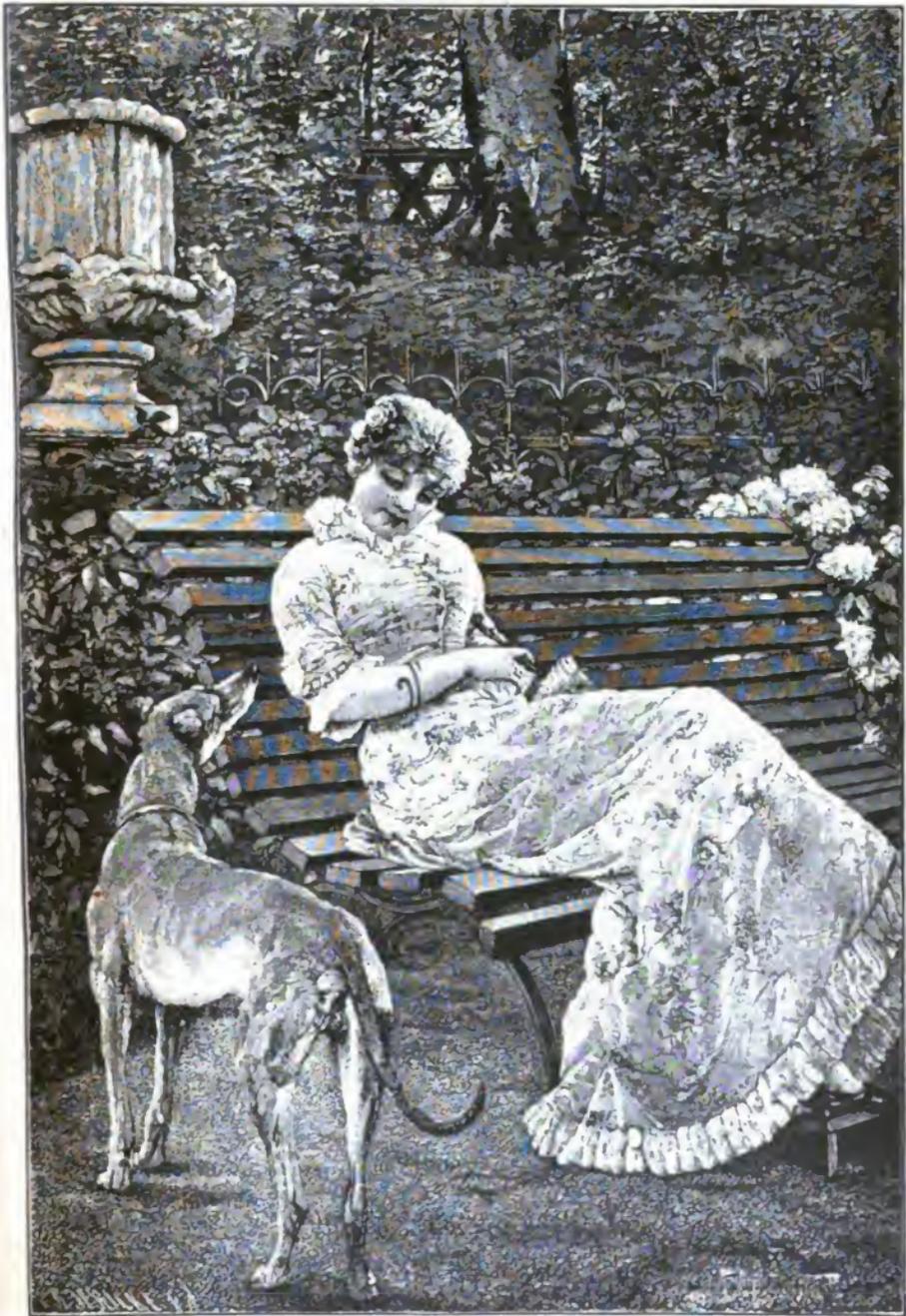


Ar. 10. Morgenhaube „Charles VII.“

Sammetlay sehr weit offen. Alle Ränder der Vordertheile, der Ärmel und des Kragens sind mit Stickerei aus Seidensontasch (schmalen Bördchen) verziert. Der aufliegende Rücken hat Schößchen. Die Ärmel sind oben anliegend und unten weit offen. Der große, runde, rufsfarbige Tuchhut ist mit schwarzem Sammet gefüttert und am Rande mit Federn besetzt. Oben am Kopfscheitel befinden sich hochstehende und zurückgebogene Federn.

**Ar. 10. Morgenhaube „Charles VII.“**

Dieses graziose Häubchen ist aus zwei Theilen gelbem Satin hergestellt, welche vorn in der Mitte mit einigen Falten zusammengehalten und mit einer breiten, gelben, mit Grün und Gold besetzten, nach den Seiten hin sich vermindernenden Spitze besetzt sind. Den hintern Rand der Mütze umgibt gleichfalls eine solche Falte. Dieselbe ist in der hintern Mitte breiter und mit einem Keff aufgesetzt, wird nach vorn zu schmaler und dient, eingereibt auf einen Stoffstreifen befestigt, zugleich als Befestigung unter dem Kinn, von wo sie leicht ineinander geschlungen in zwei Theilen herabhängt. Eine kleine Kessette aus grünen Aemetenbändchen ist oben auf angebracht.



**Einen Gruß an deinen Herrn!**

Nach einem Originalgemälde von Carl Kahler.

186-13



## Vor der Scheidung.

Novelle von Eduard Müller.



a ist ja auch das liebe Kind! Guten Tag, mein kleiner Erwin! Was bist Du für ein herziger Junge! Und wie groß für Dein Alter! Zwei Jahre ist er, nicht wahr? Sei willkommen, seid willkommen! Soll ich Dich hineintragen, Erwin?"

„Nein — Mama!“

„Wie, Du willst nicht von mir getragen sein?"

„Nein, von Mama!“

Die Mama ergriff die Hand, welche die Freundin dem Kinde zum Willkomm geboten hatte, und hielt sie fest unter den schelmischen Worten:

„Ist er nicht ein verzogener Junge? Zeig' ihm nur erst all Deine Herrlichkeiten in Haus und Hof, und er wird Dir nicht von der Seite gehn. — Erwin, jetzt gibst Du dem Herrn Pfarrer die Hand!“

Erwin streckte seine linke Hand dem bei den beiden Damen stehenden, jungen Mann entgegen.

„Ein artiger Knabe“, sagte der Pfarrer lächelnd und strich dann der jungen Frau an seiner Seite die Wange.

„Von Dir will er offenbar noch nichts wissen, Marthchen“, setzte er hinzu. „Das sind Tantenschmerzen, nicht?“

Die geneckte Pfarrfrau gab dem Gemal durch einen Seufzer zu verstehen, daß sie angesichts des schönen Knaben auf dem Arme der Freundin trostbedürftig sei.

Fünf Jahre war sie bereits verheiratet und hatte kein Kind im Hause. Das Mutterglück der Freundin wollte sie wenigstens mitgenießen, den kleinen Erwin mit Liebe überschütten. Das war ihre Sehnsucht, seit das Kind auf der Welt war. Wiederholt hatte sie Mutter und Kind eingeladen, zwei Jahre hatte sie sich gedulden müssen, nun endlich waren sie gekommen.

An der Gartenthür hatte sie mit dem Ueberschütten begonnen, war aber sogleich mit aller kindlichen Entschiedenheit zurückgewiesen worden.

Sie war ja nicht die Mama, das Recht auf Liebfosung wurde ihr von dem kleinen Mann nicht ohne weiteres zugestanden.

Sie hätte deßhalb mit dem herzigen Kleinen schmollen können. Nun, vierzehn Tage konnte sie ihn pflegen und umwerben. In der Zeit hoffte sie seine Zuneigung zu erobern.

Wenn nur der spöttische Gatte sie und die Freundin in den ersten Stunden des Wiedersehens allein lassen wollte! Sie hatten sich ganz gewiß sehr viel anzuvertrauen; besonders die junge Pfarrfrau war darauf gefaßt, im Herzen der Freundin allerlei Wunderbares zu ergründen. Erste Bedingung aber war, daß sie selbst unbeobachtet und hauptsächlich ungeneckt dabei blieb.

Er that ihr den Gefallen. Bald, nachdem sie ins Haus eingetreten waren, entschuldigte er sich bei Frau Findeisen, seinem Gast, mit Amtsgeschäften und verschwand.

Als er ganz unhörbar geworden war, rückte Frau Martha dichter heran an Wanda, von dem Wunsche beiseelt, recht ausführlich und genau die Beichte der Freundin zu vernehmen.

Erwin durfte indeß einen Beutezug nach dem Nähtisch unternehmen und alle Fächer mit Knöpfen in Unordnung und alle Fäden in Verwirrung bringen. Das Mäulchen war auf diese Weise wenigstens zum Stillstehen gebracht, und die Mama hatte einmal die Hände frei.

Die Mama sah recht abgepannt aus. Sie war ernster geworden, sie schien sogar Anlage zu haben, bitter zu werden, und auf ihrer Stirn lagerte eine Wolke des Unmuths, die auch angesichts der gewinnenden Herzlichkeit der Freundin nicht schwinden wollte.

Frau Martha beobachtete das alles.

„Die Ruhe hier wird Dir wohl thun“, sagte sie zärtlich. „Das Landleben bietet gerade in der jetzigen frühen Jahreszeit köstliches. Wir werden uns viel im Garten aufhalten können, Erwin wird an unseren Hühnern und Tauben seine Freude haben, Besuche brauchen wir nicht zu machen und werden durch solche nicht belästigt, am Bach, der unten am Garten vorüberrauscht, können wir stundenweit über Wiesen hingehen und mein Mann wird uns oft begleiten können. Ich habe mich auf Deinen Besuch unfäglich gestreut, liebe Wanda. Wir wollen die vierzehn Tage auch recht glücklich sein, ganz wie vor Zeiten, nicht wahr?“

„Wie ich froh bin, allem Widerstand zum Trotz die Reise zu Dir gemacht zu haben, kann ich Dir nicht ausdrücken“, erwiderte Wanda, nur war äußerlich von einer „frohen“ Wirkung nichts wahrzunehmen, viel eher von „Trotz“, der den „Widerstand“ zu überdauern schien.

Die Frage Marthas nach dem Ausgangspunkt des „Widerstandes“ leitete die Beichte ein.

Frau Wanda entwarf ein Bild ehelichen Lebens, wie es von dem Idyll ländlichen Pfarrlebens mit seiner Sorgenfreiheit und dem Gleichmaß seiner Tage nicht greller sich abheben konnte. Sie enthüllte der Freundin die Leiden an der Seite eines Gatten, der als Eingewanderter und Inhaber eines jungen Geschäfts, von Haus aus mit sehr bescheidenen Mitteln versehen, in der Großstadt den Konkurrenzkampf mit so vielen älteren Firmen aufgenommen hat. Da hörte Frau Martha von einem Manne erzählen, der vom frühen Morgen bis zum späten Abend Gewinnes halber unterwegs ist, und der auch in den durch Essen, Trinken und Schlafen ausgefüllten Pausen dieser fieberhaften Thätigkeit der Sorgen und Gedanken an seine geschäftlichen Unternehmungen sich nicht zu entledigen vermag. Da schaute sie hinein in ein Stück großstädtischen Glends: die junge, gebildete Frau eine Fremde unter den vielen hunderttausend Menschen, ohne Bekanntschaften, ohne jeden anregenden Umgang, den ganzen Tag über allein mit dem Kinde und dem Hausmädchen; der Gatte am Abend erschöpft heimkehrend, bald verstimmt durch allerlei widrige Begegnisse, bald bejessen von einer neuen geschäftlichen Idee, die anderen Tages verwirklicht werden soll, stets abgezogen vom frohen, ruhigen Genießen des umfriedeten, häuslichen Glücks, wortkarg gegen die Frau, oft von nervöser Reizbarkeit und Ungebuld, nur gegen das Kind von einer Nachsicht, die an Schwäche grenzt und mit allen Erziehungsprinzipien der Mutter in Widerspruch steht; die Sonntage, die Tage der geschäftlichen Ruhe, ohne Frieden, ohne Weihe, die neue Woche solcher Art oft mit einem Mißklang anhebend.

„Martha, ich halte dieses Leben nicht mehr aus, ich gehe zugrunde, wenn ich mich nicht von ihm trenne.“

So endete die Beichte, die so ganz anders verlief, als die Freundin erwartet hatte. Erschüttert, verlegen saß die Pfarrfrau da.

Wie viel Unglück war doch in den Gottesfrieden des Pfarrhauses eingekehrt! Und wie andächtig dankbar empfand Frau Martha wieder einmal das Gottesgeschenk ihres Lebens; den guten, edlen Gatten voll Nachsicht, Duldung und stets gleichbleibender Liebe; die wenn auch bescheidene, doch auskömmliche Lebenslage; die erquickende Ruhe des Landlebens! Doch nur einen Augenblick beherrschte sie dies Dankgefühl; dann wurde ihr Herz von dem lebhaften Wunsche erfüllt, zu helfen, zu lindern. Sie gab diesem Wunsche sogleich den herzlichsten Ausdruck.

„Du kannst mir helfen“, versetzte Wanda in den Armen der Freundin und blickte mit ihren dunklen, ernsten Augen fest in die sanften, hellen Marthens. „Ich bin ohne Vermögen, wie Dir bekannt ist, ich bin eine Waise und habe niemand, bei dem ich eine Zuflucht finde.“

„Du vergißt, Wanda, daß Du eine Freundin hast“, warf Martha fast verlezt ein.

„Deren Herzensgüte ich kenne und auf die ich in der That

zähle. Ich bin entschlossen, allein in das Leben zurückzukehren und mir als Lehrerin mein Brod zu verdienen, aber Dich wollte ich bitten, meinen Erwin in Pflege zu nehmen. Dir allein auf der Welt vertraue ich mein Liebstes an, Du wirst ihm eine zweite Mutter sein, das weiß ich; unter Deinen Augen und in der Zucht Deines Mannes wird das Kind an Leib und Seele gedeihen, während ich unter den jetzigen Verhältnissen für nichts einstehen kann.“

Erwin hatte gerade einen schillernden Perlmutterknopf entdeckt, mit dem er vom Fenster her nach dem Sopha gelaufen kam. Da er aber zuvor verschiedene Zwirnrollen und Bänder zu Boden geworfen hatte, so blieb er mit den Füßen in einem Gewirre von Fäden hängen und sah sich zu seiner nicht geringen Bekümmerniß im Laufen beengt und schließlich gefesselt. Eben wollte er beschwigen zu weinen beginnen, als Martha seine Noth erblickte, zu Hilfe sprang, sich neben ihn auf den Boden setzte und ihn befreite.

Der kleine Schelm aber, das schöne, glatte Frauenhaupt dicht vor Augen, betrachtete dasselbe erst mit stillem Wohlgefallen, dann schlang er plötzlich seine kleinen Arme um ihren Hals und legte seine linke Wange zärtlich an die ihrige, ganz wie er bei Gebelaine mit seiner Mutter zu kosen pflegte.

Ueberglücklich drückte Frau Martha den kleinen Schmeichler ans Herz.

Es traf das so merkwürdig mit den letzten Worten Wandas und mit den eigensten, innigsten Herzenswünschen Marthens zusammen, daß man versucht war, zu glauben, auch der Kleine habe sein Einverständniß erklären wollen.

Frau Martha war so berauscht von diesem Vorgang, daß sie jeden Versuch unterließ, der Freundin vorzustellen, ob Aussharren und Geduld nicht doch rätthlicher als die Trennung sei.

Sie hob den Knaben empor, behielt ihn auf dem Arme und sagte zu Wanda:

„Wir besprechen alles ausführlich und in Ruhe. Jetzt laß mir Deinen Liebling nur auf ein paar Augenblicke. Ich will ihm meine Hühner zeigen. Mein Mann wird Augen machen, wenn er sieht, daß Erwin nun doch zur Tante gegangen ist. Nicht wahr, mein Erwin, wir vertragen uns? Die Tante hat auch schöne Hühner.“

An der Treppe angekommen, wandte sie sich nach der Mutter des Kindes um:

„Komm, liebe Wanda, sieh Dir auch einmal meinen Hühnerhof an.“

Glück in den Augen und Röthe von der ungewohnten Anstrengung auf den Wangen, schritt die Pfarrfrau, das Kind auf dem Arme, zum Hof hinab.

Sinnend, den Blick zu Boden gesenkt, folgte Wanda, Zwiespalt im Herzen, Bekümmerniß auf dem schmalen, zarten Gesicht.

Der Pfarrer stand am Fenster seiner Arbeitsstube. Als er seine Frau im Hof erblickte, das Kind auf dem Schoße, Täubchen

auf den Schultern und Hühner zu Füßen, wünschte er, das Bild festhalten zu können.

So ausnehmend gut gefiel es ihm.

\* \* \*

Frau Martha entdeckte an Erwin immer neue Schönheiten, neue Vorzüge. Ihr Herz trug Verlangen, das Kind zu behalten, ihr Verstand hieß sie, die Freundin beruhigen und derselben die verlassene Häuslichkeit und den Gatten in milderem Lichte sehen zu lassen.

Zu dieser Verstandesübung wurde sie namentlich von Ihrem Gemal angehalten.

Er war durch die Eröffnungen seiner Frau über die Absichten der Freundin sehr überrascht worden. Er nahm den Fall sehr ernst.

Ernst genug behauptete zwar auch seine Frau die Sache zu nehmen, indem sie sich zum beredten Anwalt des gepreßten Herzens der Freundin aufwarf, und deren leidenschaftliche Anklagen gegen den oft rauhen und wenig liebenswürdigen Gatten so leidenschaftlich wiederholte, daß der Pfarrer ihr die Wange klopfte und sie scherzweise bat, keinen Haß gegen die ganze Männerwelt in sich aufkeimen zu lassen, eine Neckerei, die Frau Martha nicht ganz am Platze fand. Indessen, wenn er sie gleich darauf gemessen und nachdrücklich bat, recht verjöhnlich auf Wanda einzuwirken und sie zu wiederholter Selbstprüfung zu ermahnen, so wurde sie jedes Mal wieder zweifelhaft, wer von ihnen es am ernstesten und besten mit Wanda meine. Jedenfalls that sie, wie er sie geheiß, und versuchte Wanda umzustimmen, mußte es freilich stets wieder als aussichtslos einstellen.

Der Pfarrer war ein junger, tüchtiger Mann, der volles Verständnis für den Ernst der Lage besaß, in welche seine Frau sich und ihn durch die Einladung der wenig glücklichen Freundin gebracht hatte.

Nach außen hin ruhig, regte ihn das Ungewohnte und Ungeöhnliche seiner Stellung zu einer Frau von so trüben Erfahrungen, und die zu einem so folgenschweren Entschluß, wie die Trennung fürs Leben verbundener Gatten ist, schon gelangt war, nicht wenig auf. Er sah den Zeitpunkt herannahen, da er bestimmte Stellung zu nehmen genöthigt sein, da Frau Findeisen sich direkt an ihn um Rath wenden werde.

Er fühlte selbst das Bedürfniß, es zur Aussprache kommen zu lassen, aber nicht minder das, zuvor sich selbst über den Fall klar zu werden.

Von einem einsamen Spaziergang zurückgekehrt, der ihn weit, bis in den fernen Wald, geführt hatte, begab er sich eines Abends in den Garten, wo er Frau Findeisen vermuthete.

Frau Martha war in der Küche mit der Zurichtung des Abendbrods beschäftigt, Erwin bereits zur Ruhe gebracht.

Der Tag hatte viel Hitze gebracht, die Luft sich erst jetzt etwas abgekühlt. Die Sonne war schon länger unter, doch der Himmel noch von Licht umflossen.

Im mittleren breiten Weg des Gartens schritt Frau Findeisen langsam auf und nieder.

Nach den ersten Worten der Begrüßung begann der Pfarrer:

„Der kleine Erwin ist schon schlafen gegangen, wie mir oben gesagt wurde. Hat sich gewiß recht müde gelaufen, daß er sein Lager so zeitig sucht.“

„Ich bin glücklich darüber“, erwiderte Frau Findeisen. „In der Stadt war das Kind abends gewöhnlich so aufgereggt, daß es vor 9 Uhr nicht eingeschlafen ist. Mitunter habe ich eine Stunde lang an seinem Bett gejeßen und es in Schlaf zu singen versucht. Wenn Erwin meinen Mann heimkommen hörte, war in der Regel alles vergeblich. Er verlangte wieder heraus und es sind oft bittere Thränen geflossen, wenn ich ihm nicht den Willen that. Gewöhnlich ging mein Mann ungeachtet meiner Bitten ins Schlafzimmer zu Erwin und brachte ihn in die Wohnstube zurück. Dadurch wurde das Kind natürlich vollständig munter, verlangte mitzueßen und war schließlich so erregt, daß es, in die dunkle Kammer getragen, heftig zu weinen anfing. Meine Aufgabe war dann, das Einschläferungswerk noch einmal von vorn zu beginnen.“

„Ihr Mann hat den Knaben gewiß sehr lieb“, sagte der Pfarrer nach einer kleinen Pause.

Frau Findeisen schwieg betroffen. Nach ihrer Meinung hatte sie dem Pfarrer einen Beweis der Unverständigkeit und Rücksichtslosigkeit ihres Mannes gegeben, und der Pfarrer hatte den Beweis von Liebe zum Kinde darin gefunden.

Darin lag ein Widerspruch, der sie reizte. Sie wollte nicht gern mißverstanden werden und begann deßhalb:

„Ich weiß nicht, was ich in diesem Punkte denken soll. Acht Tage bin ich nun mit dem Kinde von Haus weg, und mein Mann hat sich noch mit keiner Silbe brieflich nach Erwins und meinem Befinden erkundigt. Ich habe ihm meine Ankunft im Pfarrhause umgehend gemeldet, bin aber bis heute ohne jede Nachricht von ihm geblieben.“

Nun schwieg der Pfarrer betroffen. Seine Frau war einmal vierzehn Tage bei einer Freundin in K. gewesen, und er hatte ihr jeden zweiten Tag einen Brief, mindestens eine Karte geschrieben.

Hier schien wirklich ein Beweis von Herzenskälte auf Seiten des Mannes erbracht.

Sie schritten aufs neue den langen Mittelweg hinauf, als der Pfarrer begann:

„Könnten Sie sich denn ganz von Ihrem Kinde trennen?“

„Wenn es sein müßte, ja“, antwortete sie gedrückt mit einem erstickten Seufzer, und setzte hinzu: „Wenn ich nämlich die Gewißheit hätte, daß Erwin in geordnete, harmonische Verhältnisse, in

liebvolle Hände käme. Wie nur eine Mutter ihr Kind, liebe auch ich Erwin über alles, aber“ — hier konnte sie den Thränen nicht mehr gebieten — „mein Kind soll nicht Zeuge ehelichen Zerwürfnisses werden. Diese trübste aller Lebenserfahrungen möchte ich ihm sparen, deshalb kann ich mich von ihm trennen, und — wenn mir auch das Herz darüber brechen sollte.“

Der Pfarrer bekämpfte seine Erregung nach Kräften.

„Ich kann mich in Ihre Lage wohl hineindenken“, sagte er mild. „Sie machen schweres durch. Wie ich bereits weiß, wollen Sie sich von Ihrem Gatten trennen. Sie können natürlich allein urtheilen, ob ein Zusammenleben mit ihm unter den jetzigen Verhältnissen noch möglich ist. Aber sagen Sie mir, bitte, das eine: Können Sie sich ein Zusammenleben unter veränderten Verhältnissen denken? Also z. B., wenn Ihr Gatte einen anderen Beruf oder auch nur eine gesicherte, ruhigere Thätigkeit in seinem jetzigen Berufe hätte?“

Frau Findeisen preßte ein weißes Tuch heftig gegen die Augen und rang nach Fassung, bis sie ganz ruhig sagen konnte:

„Mein Gatte ist ein braver, vortrefflicher Mensch, der ein besseres, glücklicheres Los verdient hätte. Wie er jetzt zu ringen und zu kämpfen genöthigt ist, reibt er sich auf. Es übersteigt seine Kräfte, er überschätzt dieselben, ich habe es ihm oft genug gesagt, aber er ist stets taub gegen meine Vorstellungen gewesen. Wie glücklich könnten wir leben, wenn er einen bescheidenen Posten einnehmen wollte, wie ihm solche wiederholt angeboten worden sind. Aber nein, die unselige Sucht nach Gewinn, die alles verschlingende Gier nach Reichthum gestattet ihm dergleichen nicht. Wir passen nicht zusammen, es ist mir klar geworden. Wir würden beide zugrunde gehen. Mag es sein, nur Erwin soll nicht mit ins Verderben gezogen werden. Er sei um jeden Preis gerettet.“

Der Pfarrer wandte sich tief erschüttert ab. Was vermochte er dem entschiedenen Willen dieser fein organisirten und doch so seelenstarken Frau entgegenzusetzen?

Das Bild des Knaben stand plötzlich vor seinem geistigen Auge, dieses lebhaften, geweckten Kindes mit den dunklen Augen der Mutter und deren kräftigen Willenskundgebungen. Er vergegenwärtigte sich das Entzücken seiner Frau, wenn sie ihn durch den Garten führte, die schönsten Blüten brach, sobald er nur ein Händchen verlangend danach ausstreckte, und wenn sie ihn auf den Armen tragen und Herzen konnte. Er hatte das Wunder mit eigenen Augen erlebt, wie das Kind, das anfangs Martha wie eine Zubringliche abgewiesen, sich allmählich innig an sie angeschlossen hatte.

Ganz von diesen freundlichen Vorstellungen beherrscht, richtete er an Frau Findeisen die Frage:

„Glauben Sie denn, daß das Kind seine Eltern nicht vermessen werde?“

„Die ersten Tage vielleicht“, erwiderte sie, „dann nicht mehr. In seinem Alter verdrängen neue Eindrücke die früheren gänzlich.“

Geben ihm seine Pflegeeltern nur die Liebe der rechten Eltern, so hat das Kind vollauf, was es verlangt und braucht und wird seinen Erziehern mit gleicher Anhänglichkeit lohnen.“

In der Hausthür erschien die Frau Pfarrer, die brennende Lampe in der Hand. Das Mädchen mit dem Abendessen auf einem Brett folgte.

Unter der Linde am Hause ließ man sich zum gemeinsamen Mahle nieder.

Den Gesprächsstoff lieferten Erwins heutige Aeußerungen und Thaten. Da gab es viel zu lachen.

Die drei Menschen bekamen das Thema gar nicht überdrüssig. Die Pfarrfrau glaubte sogar im stillen zu bemerken, daß ihr Gemal noch an keinem Abend das Gespräch so eifrig gepflogen.

Diese Wahrnehmung machte sie sehr froh.

\* \* \*

„Hat Frau Findeisen noch keinen Brief von ihrem Mann erhalten?“ redete der Pfarrer zwei Tage später im Garten seine Frau an, in deren Nähe Erwin mit Kieselsteinen spielte.

„Nein! Mich wundert nur, daß sie täglich verstimmt über das Ausbleiben wird. Es sollte sie vielmehr in ihrem Entschluß bestärken, sich von ihm zu trennen, es sollte sie ermuthigen. Ist es doch eine neue Thatsache, welche ihre Gefühle der Abneigung rechtfertigt.“

Ich meine, solange sie noch seine Frau ist, muß sein Benehmen sie kränken und verletzen“, entgegnete er. „Martha, wir unsererseits müssen zu einem Entschluß gelangen, hör' mir, bitte, aufmerksam zu. Das Kind würde sich ohne Zweifel an uns gewöhnen, es fragt sich nur, ob wir uns nicht ebenfalls derart an dasselbe gewöhnen würden, daß uns sein Verlust eines Tages tief beugen würde. Behält nämlich auch die geschiedene Frau in den ersten Jahren den Knaben, so wissen wir doch nicht, ob der Richter ihn ihr auch dauernd zuerkennt, oder ob der Vater sein Recht geltend macht. Das Letztere ist sogar wahrscheinlicher. In diesem Falle müßten wir also Erwin wieder hergeben.“

„Lieber Mann, ganz dasselbe habe ich mir auch schon gesagt. Aber darf denn die Liebe nach solchen „Wenn“ und „Aber“ fragen? Können wir an dem Kinde der armen Freundin gutes thun, so laß es uns thun, ohne erst unser eigenes Interesse dagegen abzuwägen. Sieh', wir sind ja schon längst darin einig, daß wir einmal so ein kleines Wesen an Kindesstatt annehmen wollen. Wie leicht macht es uns der Himmel, diesen Vorsatz auszuführen! Das Kind der Freundin, den gesunden, schönen Knaben mit den offenen Sinnen und dem liebebedürftigen und liebeempfänglichen Herzen — wahrlich, es kostet wenig Ueberwindung, dieses Kind wie sein eigenes zu lieben. Gütiger konnte das Geschick es wirklich nicht mit uns meinen.“

Der Pfarrer ergriff die Hand, die auf seiner Schulter lag und drückte sie herzlich.

„Mein Marthchen ist bereits entschieden“, sagte er lächelnd, „nun, Du hast die Last, bei Dir liege auch die Entscheidung. Wenn Du glaubst, daß wir Deine Freundin durch die Mittheilung unseres Entschlusses aufheitern, so rufe sie herab.“

Die Pfarrfrau warf ihrem Gatten einen zärtlichen Blick zu und lief zum Haus.

Frau Hindeisen leistete dem Rufe unverzüglich Folge.

Sie glaubte anfänglich, der Briefbote habe etwas für sie gebracht, und vermochte ihre Enttäuschung nicht zu verbergen. Sie erklärte, seit heute Morgen habe sie mit einem ungekannnten Gefühl von Angst zu kämpfen, das sich von Stunde zu Stunde steigere.

Der Pfarrer bat sie, in die Laube einzutreten, wo sie einmal ganz offen über das Schicksal des Kindes sprechen wollten.

Wanda empfing die tröstliche Gewißheit, daß sie sich in ihrem Vertrauen auf die Hilfe der Pfarrleute nicht getäuscht habe, aber merkwürdigerweise wurde der Druck der Unruhe, unter dem sie stand, nicht von ihr genommen.

Etwas zehn Minuten mochte sie in der Laube gesessen haben, als sie durch laute, männliche Stimmen, die aus einiger Entfernung in den Garten herüberklangen, erschreckt wurde, und mit dem jähen Angstruf: „Wo ist Erwin?“ emporfuhr.

Frau Martha erschrak heftig. Sie hatte noch vor etwa einer halben Stunde das Kind im Garten um sich gehabt. Im Gespräch mit ihrem Manne und in dem weiteren mit Wanda hatte sie des Kindes wirklich nicht mehr gedacht.

Wanda sprang aus der Laube nach dem mittleren Gang und spähte denselben hinauf und hinab.

Der Pfarrer und Martha eilten ihr nach.

Martha nahm zuerst wahr, daß die Gartenthür am Ende des Ganges halb geöffnet war. Dort hinaus mußte das Kind gegangen sein.

Dort floß auch der Bach vorbei. Zwischen Gartenzaun und Bach zog sich ein schmaler Wiesenstreifen hin. Das Ufer des Baches war von da bis zur Schleuse abwärts gemauert und ziemlich hoch. Ein Geländer war nicht vorhanden.

Das Wasser war zwar nur einen Fuß tief, aber ein Kind, das hineinfiel, konnte darum wohl ertrinken.

Alles das stand Wanda, als Martha auf die halb geöffnete Gartenthür zeigte, blißschnell vor der Seele.

„Erwin! Mein Erwin!“ Mit diesen Worten stürzte sie durch den Baumgang fort.

Die Pfarrleute, schreckensbleich, folgten.

Wanda hatte die Gartenthür noch nicht erreicht, als ein Herr durch dieselbe in den Garten eintrat, ein Kind vor sich auf den Armen tragend.

„Feodor!! — Erwin!!“ stieß Wanda heraus und blieb wie gelähmt stehen.

Ihr Mann näherte sich ihr und legte den Knaben, der an der Stirn blutete und dessen Kleider vollständig durchnäßt waren, in die Arme der Mutter, die sich mechanisch ausbreiteten, das verunglückte Kind zu empfangen.

„Seine Augen sind noch geschlossen“, jagte er mit zitternder Stimme, aber so weich und mild, als bewache er den Schlummer des Kindes, — „doch Herz und Lungen sind in Thätigkeit. Sieh', wie leicht er athmet. Auch die Wunde läßt zu bluten nach. Der Schrecken hat ihn nur überwältigt. Entleide ihn und lege ihn ins Bett.“

Wanda wollte gehorchen, aber ehe sie sich zum Gehen wandte, mußte sie noch einen Blick ihres Mannes aufzufangen suchen, der ihr galt.

Er mußte gleichfalls den Wunsch, ihr in die Augen zu blicken, hegen, denn ihre Blicke begegneten einander: in ihren Augen zitterte der Schrecken nach und eine gewisse Scheu und Demuth; aus den feinen brach ein Strahl froher Zuversicht siegreich hervor.

Ob er weiß, daß er Dich zurückgewonnen hat? dachte Wanda in demselben Augenblick. — Und ich wollte mich von diesem Mann trennen? Und von dem Kinde dieses Mannes? —

Als diese Herzensfragen ihr die Röthe ins Gesicht trieben, und sie ihm verzagt in die Augen schaute, nickte er ihr treuherzig zu.

„Ich erzähle Dir den Hergang, Wanda, indeß wir zum Hause schreiten“, sagte er freundlich.

Wanda ging mit Erwin voran und vernahm, wie Feodor hinter ihr den Pfarrleuten erzählte:

„Ich kam den Wiesenweg am Bach herauf, als ich hier in der Nähe hundert Schritte vor mir mehrere Schnitter von der Arbeit weglaufen und zum Bach eilen sah. Einer von ihnen rief mir, näher kommend, zu: Ein Kind ist ins Wasser gefallen! Aufgepaßt! Ich denke nicht anders als ein Kind der Schnitter, das am Bach gespielt hat, ist in Gefahr, und springe sofort durch die Erlen hinunter ins Wasser, um dasselbe seinem Lauf nach übersehen zu können. Anfangs war es ziemlich tief. Es ist dort die Schleuse, wo das Wasser gestaut wird und zum Theil auf das nahe Mähhrad geleitet ist. Ich stand bis an die Brust darin und schritt der Strömung entgegen. Kam das Kind angeschwommen, konnte es mir nicht entgegen. Der Bach wurde immer flacher. Die Schnitter konnten der dichten Weiden und Erlen wegen nichts sehen. Auch ich sah und hörte lange nichts. Plötzlich, um eine Schleife biegend, erblicke ich Erwin, im Wasser liegend! Er muß beim Herabfallen mit der Stirne auf den großen Stein geschlagen sein, der aus dem Wasser ragt und ihm das Leben gerettet hat. Denn mit dem Kopfe blieb er bewußtlos auf dem Steine liegen, während der kleine Körper ganz ins Wasser sank. Wie glücklich war ich, als ich ihn am Leben fand, wie

unbeschreiblich glücklich! Ich danke Gott, nicht anders, als ob mir das Kind zum zweiten Male geschenkt sei.“

„Und was führte Sie des Weges daher, Herr Zindeisen?“ fragte der Pfarrer fast schüchtern und bescheiden.

„Die Sehnsucht nach Frau und Kind, Herr Pfarrer“, erwiderte er mit herzegewinnender Offenheit. „Nie, nie lasse ich sie wieder von meiner Seite. Ich ahnte ja immer, daß eine auch nur kurze Trennung mir die größten Qualen bereiten würde.“

Da jubelte Wanda:

„Feodor, Feodor, sieh' doch nur, er schlägt die Augen auf, — er lächelt, da er uns beisammen erblickt. Nicht wahr Erwin, Papa und Mama sollen bei Dir bleiben?“

Und ein feines Stimmchen hauchte schwach:

„Papa — Mama!“

Im Rücken des glücklichen Elternpaares aber sank Frau Martha ihrem Gatten an die Brust und verbergte ihr glühendes Antlitz.

„Danke dem Herrn, daß er verhütete, daß unser gutes Wollen sich in Schuld verwandelte“, flüsterte er ihr ins Ohr.

Sie dankte — mit schwerem Herzen.

\* \* \*

Als Erwin den Genesungsschlaf schlief, nachdem er etwas kräftige Nahrung zu sich genommen, fanden Feodor und Wanda sich im Garten zusammen und schritten unter dem Fenster des Schlafzimmers Arm in Arm auf und nieder.

Er war ganz Freude, ganz Liebe. Endlich war's ihm gelungen, für sein Geschäft einen Kapitalisten zu finden, der stiller Theilhaber wurde, aber verlangte, daß Zindeisen für einige Wochen ein Bad aussuche, um neu gekräftigt das vergrößerte und nunmehr völlig gesicherte Geschäft zu übernehmen.

Der Erfolg nach Jahren vergeblichen Mühens und harten Schaffens hatte in Feodors ganzem Wesen Wunder gewirkt. Das Leben der letzten zwei Jahre erschien ihm wie ein böser Traum, und sein Herz quoll über von Dankbarkeit und Verehrung der Gattin, welche die Zeiten der Entbehrung und der Entjagung so treu mit ihm getheilt hatte. Nun waren sie am Ziel, nun hatten sie überwunden. Nun sollte auch ihr Leben in Behaglichkeit und Gleichmaß hinschießen. Eine bequemere Wohnung, von einem Garten umgeben, war gemiethet, eine andere Zeiteintheilung getroffen, um ein schönes Familienleben pflegen zu können.

\* \* \*

Der Wagen stand vor der Thür des Pfarrhauses, der die Gäste nach dem Badeorte entführen sollte.

Nie ist vielleicht wieder ein rührenderer Abschied im Pfarrhause vorgekommen, als an jenem Morgen.

Erwin winkte den Zurückbleibenden mit dem Taschentuche der Mutter, und die Pfarrfrau wurde nicht müde, dem Beginnen des Kindes nachzublicken.

Die Eltern hatten das Kind zwischen sich gesetzt, als Pfand ihres zukünftigen Glückes.

Bald lagen Pfarrhaus und Garten wieder in altgewohnter Ruhe.

Manchmal meinten die Pfarrleute, wenn sie den Mittelgang auf- und abschritten und von Erwin sprachen, sein jubelndes Stimmchen über die bunten Blumen her erklingen zu hören.

Oder waren es Engelstimmen, die aus den guten Herzen der Pfarrleute herauftöntent?

## Die drei Verbrechen.

**V**erflucht ist in Frankreich, wer schreibt und spricht  
Und seinem Volke schmeichelt nicht.

Drei Sünden jedoch darf mit strafendem Ton  
Verwerfen ein jeder der „Großen Nation.“

Er darf ihr sagen, wie tief es ihn kränkt,  
Daß sie zu gering von sich selber denkt.

Er darf ihr sagen, wie's ihn entsetzt,  
Daß sie stets das fremde Verdienst überschätzt.

Mit Zorn darf er rügen, daß sie nicht  
Verächtlich genug von Deutschland spricht.

Benno Rüttenauer.





## Reisebilder aus dem Südosten Europas.

Von Irma v. Groß-Borokjani.

(Schluß.)

### VI.

#### Orianda.

**O**wohl nennt man Alupka die Perle der herrlichen Schlösser und Villen, von denen die Südküste der Krim übersät, wohl mag die breite Bucht Gursuffs durch ihre weiten ins Meer hinaus geschleuderten Felsen, durch die von den Wellen ausgewählten Höhlen und durch die Ruinen ihrer uralten Beste das Interesse des Besuchers aufs höchste erregen; aber auch Du, Orianda, darfst Dich vor Deinen Schwestern nicht schämen und ich ziehe Dir keinen der von Balaklawa bis Aluschka aneinander gereihten Paläste und Landsitze vor.

Das in italienischem Geschmack aufgeführte Schloß wurde vor drei Jahren das Opfer einer Feuerbrunst. Man munkelte verschiedenes über deren Entstehungsursache. Viele klagten die Nihilisten als Urheber an.

Wider Erwarten der Anhänger des Großfürsten Konstantin (Oheim des gegenwärtigen Zaren) brachte die Vernichtung seines Schlosses — deren Ursache wohl nur in einem überheizten Ofen zu suchen ist — die Aufhebung seiner Verbannung nach Orianda nicht mit sich. Wie verlautet, soll die Wiederherstellung desselben binnen kurzem in Angriff genommen werden.

Der lustige Säulengang, welcher den mit einer Fontäne und tropischen Gewächsen geschmückten innern Hof umgiebt, sowie die Kolonnaden an der gegen das Meer gerichteten Front, geben auch heut noch Zeugniß von dem stolzen, prächtigen Stile des Baues, dessen Kosten auf eine halbe Million Rubel veranschlagt wird.

Unweit des Schlosses steht eine uralte Eiche, aus deren wohl vier Fuß dickem Stamme der starke Strahl eines frischen Brunnens quillt. Eine auch etwas bizarre Laune verkörpert sich in den drei kleinen Teichen, welche die genauen geographischen Karten des schwarzen und kaspischen Meeres und des Aralsees in natura darstellen.

In dem mehr einem Urwalde als einem kaiserlichen Garten ähnlichen Parke ist sorgfältig jedes zutagegetreten der Kunst vermieden. An den mächtigen Stämmen der alten Bäume klettern üppige Schlingpflanzen hinan, welche gleich südamerikanischen Lianen von einem Baum zum andern hin- und zurücklangend dichte, und durchdringliche Laubbücher bilden. In solchem schattigsten Dickicht verbirgt sich das kleine, aber reizende Häuschen, welches der Großfürst bewohnt, während seine Familie und Dienerschaft in geräumigeren, durch ein geschmackvoll angelegtes Blumenparterre vom Schlosse getrennten Gebäuden untergebracht sind.

Ein schmaler, wohlgeebneter Pfad führt an dem überschatteten Teiche, auf welchem zahme Schwäne ihr stattliches Gefieder entfalten, vorüber zu einem durch Fels und Baum geborgenen stillen Plätzchen an rauschender Kaskade und von da sachte ansteigend zu dem hoch über dem Schlosse auf einem kleinen Felsenplateau erbauten Rondell griechischer Säulen.

Ueberrasschend schöner Anblick bietet sich hier über die mächtigen Wipfel des Waldes: vor uns, düster und öde, die dachlosen, zum Theil mit Schutt erfüllten Gemächer des zerstörten stolzen Baues, und dicht daneben, im lieblichen Farbenschmuck der Blumen und Gräser, die Gartenanlagen und das improvisirte Wohnhaus, vor dessen Veranda zwei fürstliche Kinder fröhlich und sorglos spielen. Im Hintergrund des Parkes und Schlosses ragen zwei gewaltige Felsen ins Meer: verstohene Söhne des Gebirges, trotzige Wächter des Ufers. Der rechte, breit und massiv; der linke, schlank und hoch, und auf seiner Spitze ein enormer Mast, dessen wehende Flagge die Anwesenheit des Großfürsten verkündet. Weiter zur Rechten erhebt sich der durch ein Kreuz bezeichnete Gipfel des Kreuzberges, im Hintergrunde von dem noch höheren Ni-Nikolo überragt, und im Rücken steigt steil und schroff, theils bewaldet, theils in nackten Wänden und Facken der Hauptzug des Jäila-Gebirges an.

In stummem Staunen verjunken stand ich gelehnt an eine der schlanken Säulen dieses Tempels, errichtet der ewig herrschenden, hier sich in höchstem Glanze offenbarenden Göttin: Natur. — Ach! nicht einen flüchtigen Augenblick möcht' ich hier weilen und wieder weiter wandern müssen. Ihm rief mein Herz zu: „Verweile doch, Du bist so schön!“

Stunden und Stunden säß ich dort, und immer wieder kehrt' ich dorthin zurück, um zu lauschen dem dumpfen, ewig erneuten Brausen des brandenden Meeres tief unter meinen Füßen, dem Waldesrauschen über mir; um Berg und Meer zu schauen im wunderbaren Lichte des südlichen Himmels, das jedem Gegenstande so zauber-vollen Glanz und Relief verleiht; oder zu schauen im wilden Gewittersturm, dem die alten Fichten ächzend sich beugen, wenn der brechenden Wogen weißer Schaum hoch am Felsen emporspritzt.

## VII.

## Ai Petri.

Ein heiterer, klarer Oktobermorgen, frisch und milde, umfing uns, als wir kurz nach sieben Uhr in den mit drei feurigen, kräftigen Rößlein bespannten Korbwagen stiegen. Saure Arbeit harrete ihrer!

Diese hier allgemein gebräuchlichen Wagen bieten Raum für fünf Personen, sind ungemein leicht und mit einem auf vier eisernen Stangen aufzuspannenden Zeltbache versehen. Der rückwärts, gleich einem Bedientensitze, angebrachte Platz ist in Hinsicht auf die freiere Rundtsicht der günstigste.

Oberhalb Livadia zweigt unsere Straße von der nach Orianda und Alupka führenden rechts ab, in die Berge hinauf; zuerst durch Weingärten, dann durch mächtige Laub- und Fichtenwälder, deren kräftiger, würziger Harzesdunst, je höher wir steigen, umso mächtiger auf uns einströmt.

Sechs bis sieben Werst von Zalta entfernt, in der Nähe des höchst pittoresken Wasserfalles Utshan-Esu, kommen wir an einem kleinen Holzhäuschen vorüber, in welchem während der Saison Thee und einige Erfrischungen geboten werden. Dieser, wenngleich im Sommer und Herbst ziemlich wasserarme Fall ist um seiner Umgebung willen einer der herrlichsten Punkte der an Naturschönheit so reichen Gegend und häufiger Zielpunkt einer Morgen- oder Nachmittagspazierfahrt. Auch uns zog es oft hierher, bald zu Wagen, bald zu Pferde; doch davon später! Denn diesmal — wie ja stets wir armen Menschenkinder nimmer zufrieden mit dem Erreichten, Genossenen — drängt' es uns weiter, höher hinauf.

In unaufhörlichen Schlangenwindungen (ich zählte deren von dem bereits hochgelegenen Orte des Utshan-Esu bis zur erreichten Höhe 44) leitete die breite und sichere Straße bis zu dem Hochplateau das Zaila-Gebirges, 4000 Fuß über dem Meerespiegel. Dieser in seiner Art unübertroffene Bau, im Jahre 1872 unter weit größern Schwierigkeiten und kunstvoller ausgeführt, als die Straße vom Bairdar-Thor nach Alupka, ist das Werk des Genie-Obersten Schischko, dem zu Ehren auch ein unmittelbar am Ende der Straße sich erhebender und eine bedeutende Rundtsicht gewährender Hügel Ai-Schischko benannt ist.

Dunkler, dichter Nadelwald umgiebt uns, hauptsächlich aus einer der Krim eigenen Art Föhre (*Pinus Taurica*) gebildet. Nur an den südlichen Abhängen der Schluchten mischen sich Birken und Eichen darunter; und dort und da auch eine einsame schwarze Eder. Ueberall aber an den hohen, schlanken Stämmen hinan, durch die weit ausgebreiteten Nester wuchern die hier so reichlich gedeihenden Schlinggewächse: die verschiedensten Arten von Epheu und Klematis, wilder Hopfen u. a.; oft in armdicken Stämmen, Riesenschlagen gleich, sich

an den Bäumen emporwindend, und zwischen und über denselben ihre malerischen Laubwände und Kuppeln ausbreitend.

Immer steiler steigen die Abhänge an; enger und höher treten die gigantischen Felsen zusammen; unsere Straße, mehr und mehr dem Gestein abgeprengt und mit Quadersteinen klastertoch untermauert, führt hier an schwindelnden Abgründen, dort durch wilde Schluchten oder wüstes Geröll und Getrümmter über und unter uns. Immer wieder öffnet sich dem Blick die schönste Fernsicht über Wald und Gebirg, über Dorf und Stadt, und weiter hinaus über das unabsehbare, vom hellsten Sonnenlicht bestrahlte und, von solcher Höhe gesehen, sich dunkel und regungslos ausdehnende Meer, das am fernen Horizonte dem Himmel sich einet.

Enger und steiler wird die Straße, häufiger und schärfer werden die Wendungen; aber weithin tönt das Silberglöcklein, welches unser vorsichtiger Kutscher an die Deichsel hängte, und weithin hört man das Kreischen und Quietschen der Räder, wenn uns ein Tatar mit seiner von Ochsen oder kleinen Saumpferden gezogenen Arba (tatarischer, hölzerner Karren) entgegen kommt, und hierdurch benachrichtigt, wartet man an den breiten Stellen der Straße, wo ein Ausweichen möglich. „Darum also, sagt' ich bei mir selber, schmieren die Tataren die Räder ihrer Arben nicht!“ Ueber deren ohrenzerreißendes Quietschen zur Rede gestellt, antworten sie: „Ich bin ein ehrlicher Tatar, kein Dieb oder Räuber; man mag hören, welchen Weges ich fahre.“

Nach kaum drei Stunden, in welchen unsere Thiere 28 Werst größtentheils stark ansteigend zurückgelegt hatten, sahen wir uns plötzlich, nach einer letzten Wendung, auf einer wohl bei einer geographischen Meile breiten Hochebene. Von hieraus setzt sich die Kunststraße nur mehr als Saumweg, über den jenseitigen Abhang ins Innere der Halbinsel führend, fort. Nach einer weiteren Fahrt von etwa drei Werst über dürre, beinahe ebene Steppe bestiegen wir an der Nordwestseite derselben eine der höchsten darüber sich erhebenden Kuppe, den Wachtelberg, von welchem der Blick den ganzen südlichen Theil der Krim beherrscht.

Nordwestlich erschaut man Sewastopol, westlich den Kirchturm vom Kloster St. Georg und nach drei Weltgegenden sieht man sich vom Meer umschlungen; nur gegen Nordost reiht sich Berg an Berg, Kuppe an Kuppe. Westlicher als die übrigen, von diesen getrennt, erhebt sich in grauer Ferne der höchste, nach Form und Lage von mir für Tschatyr-Dagh\*) gehalten.

Zu dem kleinen, nur im Sommer von einem einsamen Tataren bewohnten Holzhäuschen am Ende der Straße, dicht unter dem A-Schischko, zurückgekehrt, nahmen wir unser frugales Mittagsmahl:

\*) Diese tatarische Benennung bedeutet „Zeltberg“ nach seiner zeltähnlichen Form. Der Tschatyr-Dagh ist der höchste Berg der Krim, über 5000 Fuß hoch. Er steht außerhalb der Hauptgebirgskette, unweit dem 40 Werst nördlich von Jalta an der Küste liegenden Kluscha.

Thee und etwas mitgebrachten Proviant, den angebotenen Schischlik oder Schajschlik (im eigenen Fett am Spieß gebratenes Hammelfleisch, das Lieblingsgericht des tatarischen Gaumens) verschmähend, und machten uns bald wieder auf den Weg, um die 4052 Fuß hohe Spitze Nî-Petri am südlichen Abfall der von Felsblöcken übersäeten und von unzähligen mauerartigen Steinwänden durchzogenen Hochebene zu erreichen.

Etwas abseits von dem zur Spitze führenden Fußpfad giebt es mehrere über 100 Fuß tiefe vertikale Höhlen, deren im Winter sich ansammelnder Eisvorrath Salta im Sommer versorgt. Tataren lassen sich an Seilen hinab und fördern das Eis mittels Hacken und Stricken zutage, welches sie dann bei nächstlicher Kühle auf ihren kleinen mageren, aber der Bergpfade wohlgeübten Kleppern zur Stadt hinabbringen.

Der nicht steile Anstieg zum Horn selbst führt durch ein Gehölz knorriger, verkrüppelter Eichen, uralt fast wie die Felsblöcke, zwischen und auf welchen sie emporwuchsen. Stämme und Aeste sind dicht mit schwärzlichen Moose bedeckt, welches wie zerrüttete Fegen von Trauerflor an ihnen herabhängt, herbstliche Windstöße fahren tausend durch ihre Zweige und sie lassen knarrend und ächzend ihren letzten Blätter Schmuck herabsinken.

Während meine Gefährten noch eine kurze Rast hielten, eilte ich, aus dem Gehölze herausstretend, die letzten paar hundert Schritte zum Gipfel hinan. Festiger noch umfaßt mich der Sturm, und plötzlich scheint der Boden mir unter den Füßen zu schwinden — ich sehe nichts, als den Himmel über, das Meer unter mir in der unermesslichen Tiefe. Der Sturm umbrauste, die Geier umkreisten, die Schauer der Einsamkeit durchbebten mich in Mitte der großartigen Natur-Gewalten.

Platt an den steinigigen Boden geschmiegt, den Kopf über dem graufigen Abgrund, blick' ich um mich. Vorne und zur Linken der schwindelnde Absturz, senkrechte, wohl gegen 2000 Fuß hohe Wände; zur Linken ragen aus tiefer Schlucht noch ein paar thurmhohe, wildzackige, gänzlich unzugängliche Zinken empor; vor mir aber, tief unten am Fuße der Wand, lagern sich dunkle Wälder und weiße Ortschaften — von dieser Höhe aus gesehen, alles verschwindend klein — und dann — das unendliche Meer.

Es wird behauptet, daß man von hier aus bei sehr reinem Wetter mittels sehr guten Fernrohrs die im Süden gegenüber liegende Küste Kleinasiens zu unterscheiden vermag.

Lange lagerten wir dort oben, wie auf einem im unendlichen Raume frei schwebenden Punkte, dessen Ausblick, wenn man ihn auch einförmig nennen kann, doch an überwältigender Großartigkeit von wenigen übertroffen werden mag.

Zur Hütte zurückgekehrt bestiegen wir sogleich den bereit gehaltenen Wagen, um nicht auf dem Berge noch von der Dunkelheit überrascht zu werden. Mit sicherer Hand lenkte unser Kutcher seine

drei schnichten Köpfelein meist in scharfem Trabe die ganze Höhe hinab, nur bei den raschen Wendungen etwas innehaltend, wobei sich die Thiere so auf die Hinterbeine stemmten, daß sie fast zu sitzen kamen. Solche Kunst- und Wagestücke führen die Tataren mit ihren wohlgeübten Pferden täglich aus und doch hört man fast niemals von vorkommenden Unfällen.

Nebenbei tischte uns unser verwegener Wagenlenker wohlgemuth einen kleinen Abriß seiner Lebensgeschichte auf: verächtlicher, erster Jugendwerbung, von Militärdienst und nachheriger Wiedervergeltung jener ihm angethanen Verschmähung durch rasche, glückliche Heirat mit einem andern Mädchen, während das erste noch der Freier hatte. Er sprach mit Stolz und Liebe von Bube und Mägdelein, mit welchen seine Ehe gesegnet. Dabei blitzten seine feurigen, dunklen Augen unter den schön geschwungenen Brauen, der Wind schüttelte seine pechschwarze Lockenfülle und lachend wies er uns zwei Reihen blendend weißer Zähne.

## VIII.

### Alupka.

Alhambra der Krüm! Du Verkörperung des schönsten Märchens aus Tausend und Einer Nacht! Verwirklichung des Traumbildes glühendster morgenländischer Phantasie! Wer, der Dich gesehen, könnte Deiner je vergessen?

Gegen Norden vor jedem rauhen über die kahle Steppe daher brausenden Sturm beschützt durch den gewaltig sich ausbreitenden und zum Himmel ragenden Bergkoloß, dem Ni-Petri, der so hoch, daß er die Schauer seiner Abstürze dem Beschauer unten nur ahnen läßt — schmiegt sich an den Abhang zu seinen Füßen bis hinab zum Meeresande, einer der ausgedehntesten, kunstvoll angelegten und gehegten Parke der Welt. Und in Mitte dieses alle Pracht südlischer und nördlicher Vegetation in sich vereinigenden Parkes, in welchem düstere Grotten und bemooste Felsen, lieblich murmelnde Quellen und kühle, schattige Haine, wie durch Zauberberührungen der Wunderlampe Aladins überraschen — steht das aus dem grau-grünen Granit der Gegend, in edler Vermischung des gothischen mit dem maurischen Stil aufgeführte Schloß.

Schon beim Einfahren durch das gewölbte Thor des Hofes fühlt man sich in eine dem Alltagsleben fremde, romantische Welt versetzt. Links umschließt den geräumigen Schloßhof eine hohe Mauer mit Zinnen und unzähligen Thürmchen. Aus einer Nische inmitten dieser Mauer sprudelt eine reichliche Quelle in ein zierliches Becken. Am Ein- und Ausgang des Hofes führen schmale, steinerne Wendeltreppen in den Park oberhalb des Schlosses. Zur Rechten aber steht „hoch und still“ das herrliche Gebäude, dessen flaches Dach auch mit Thürmchen geschmückt und dessen hohe Fenster, ebenso wie die Mauer gegenüber, von Epheu so dicht umrankt und überwuchert

sind, daß der Wind in dieser grünen Hülle, wie in den Wellen der See, spielt, und daß nur an den Zinnen die zu dem romantischen Baustil und zum Rahmen der ganzen Umgebung so harmonisch stimmende Farbe des Gesteins durchbricht.

Der Besuch der inneren Räume ist, wenn die Besitzer\*) abwesend, dem Fremden gestattet. Einer der tatarischen Diener er bietet sich bereitwillig als Führer und öffnet Dir, gegenüber der kühl rieselnden Fontäne, das Hauptthor, auf dessen Schwelle Dich das in Mosaik ausgeführte Wort: „Salve“ freundlich empfängt. Du wandelst durch hohe, lustige Säle und traute wohnliche Gemächer; überall hat auserlesener Geschmack und edler Kunstsin die Pracht des Orients mit europäischem modernen Komfort zu einem allen Sinnen schmeichelnden Ganzen zu vereinigen gewußt. Immer neue Zimmer thun sich Dir auf und auch hier glaubst Du von einem Zauber befangen zu sein, indem das von außen wenig umfangreich scheinende Schloß so viele Räume bietet. Das Terrain erlaubt nämlich von keiner Seite einen voll beherrschenden Ueberblick über den ganzen Bau, welcher mit allen damit zusammenhängenden Gängen und Flügeln an hundert Gemächern enthält. Fürst Woronzow hatte denselben in verschiedenen Zeiträumen der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts nach verschiedenen Plänen englischer und deutscher Architekten ausführen lassen und soll dafür das hübsche Sümmdchen von nahezu drei Millionen Rubel verausgabt haben.

Die dem Meere zugewandte Vorderseite trägt reinen maurischen Charakter. Der weite, runde Bogen über dem Portal, durch welches man in den von einem plätschernden Springbrunnen stets erfrischten Speisesaal gelangt, ist mit einer arabischen Inschrift in goldenen Lettern geschmückt, und reiches, fein gemeißeltes Gitterwerk ziert sowohl den Eingangsbogen, als die hohen Balkone zu beiden Seiten desselben, hinter denen die angeregte Einbildungskraft dunkeläugige Frauen in schwarzer Mantille erscheinen zu sehen und den zarten Klang der Mandoline zu hören erwartet.

Liebliche, auserlesene Blumenbeete prangen in allen Farben auf den zum Meere sich hinabsenkenden Terrassen, von welchen die drei obersten durch eine breite steinerne Treppe miteinander verbunden sind. Auf den Abzügen dieser wahrhaft fürstlichen Treppe mit breiten niederen Stufen ruhen drei Löwenpaare in natürlicher Größe, von Künstlerhand aus weißem Marmor gemeißelt.

Eine von Schlingrosen bedeckte, niedere Mauer trennt die oberen Terrassen von den unteren Anlagen, in welchen ein stolzer Säulen-Pavillon den Booten zum Schutze dient und eine zwischen Felsen verborgene Badehütte Dich zu köstlicher Erquickung ladet.

\*) Das 16 Werst von Jalta entfernt liegende Anpta war ehemals im Besitze der Fürsten Woronzow, ist jedoch vor einigen Jahren durch Aussterben dieser Familie dem Grafen Schuwalow zugefallen.

Hier erkletterte ich mit vieler Mühe und nicht ganz gefahrlos einen mächtigen Felsen, an welchem die weißschänmenden Wogen empor lecten, und gab mich ungestörter Bewunderung der mich umgebenden Herrlichkeit hin. Um mich breitete das tiefblaue Meer sich aus, leise nur brandend an den schroffen Felsen unter und neben mir, und vor mir lag, oberhalb der weißen Stufen und der bunten Blumenteppeiche der schönste Feenpalast, umduftet von Rosen und Myrthen, Magnolien und Orangen, umrauscht von Oliven- und Lorbeerbäumen, von Pinien und Platanen. Schwarz fast heben die schlanken Pyramiden der Cypressen sich ab von Meer und Himmel und umrahmen wundervoll die zarte Farbe der Thürmchen und Spitzkuppeln des Schlosses, an dessen beiden Seiten der prächtige, bis dicht unter das Steingeröll des Gebirges ansteigende Park sich ausdehnt, durchschlungen von labyrinthisch sich kreuzenden Wegen, die hier zu einem überraschenden Ausblick in die Ferne, dort zu einem rings von grünen, überhangenden Zweigen umschlossenen, glatten Wasserpiegel führen. Und hoch über der traumhaft schönen Landschaft thront in erhabener Höheit der alte Bergesriesige Ni-Petri. Seine weißen Wände erglänzen in den blendenden Strahlen der süblichen Sonne und wundervoll zeichnen sich die Umrisse, scharf und zackig, gegen den azurblauen Hintergrund des Himmels.

## IX.

## S a i d.

Das kaiserliche Livadia, einst der Lieblingsaufenthalt der Gemalin Alexanders II.; Maharadsch; das liebliche Nieder-Massandra mit seinem Namensgefährten, dem ernst-schönen Ober-Massandra\*), ein kleines, in seinem Bau nie vollendetes Schloßchen, das inmitten eines die ältesten Bäume der Krim bergenden, ausgedehnten Urwaldes liegt; Nikita mit seinem in ganz Rußland berühmten kaiserlichen Institut zur Erlernung der Botanik und Kunstgärtnerei, in einem als botanischer Garten höchst interessanten Parke gelegen; der an prächtigen Aussichtspunkten (deren einen der größte der russischen Poeten, Puschkin, mit einem Liede verherrlichte) reiche Park von Gurjuff und das gleichnamige, 42 Werst von Jalta entfernt am Bergeshang malerisch hingelehnte Tatarendorf, vor welchem sich ein ins Meer vorspringender Felsen schroff erhebt, der die Reste der von Justinian erbauten Festung Gurjovitov\*\*) krönen: — welche Fülle reizvoller Naturschönheiten bieten diese Bilder dem entzückten Auge dar! Nicht zu vergessen des aus tiefer Bergeschlucht zwischen mächtig gespaltenen Klippen hervorbrechenden Wasserfalles Utschan-Sju (wel-

\*) Maharadsch, Ober- und Nieder-Massandra gehören, wie Aukpa, zu den ehemaligen Besitzungen des verstorbenen Fürsten Woronzow.

\*\*) Den Angaben des aus der Feder eines byzantinischen Schriftstellers aus dem VI. Jahrhundert stammenden Werke: „De aedificiis Justiniani“ zufolge.

cher Name im Tatarischen „Fliegendes Wasser“ bedeutet), der sich in mehreren Absätzen, über 300 Fuß hoch, oben in silbernem Schleier über die Felsen sich ausbreitend, unten schäumend und tosend in die unergründlich scheinende Tiefe stürzt. Ein schmaler Fußweg leitet zu einem am höchsten Absatz des Falles vorspringenden kleinen Felsenplateau, von wo sich ein unvergleichlich schöner Ausblick öffnet auf Wald und Stadt und Meer.

Unvergeßlich bleibt mir die Erinnerung des herrlichen Augenblicks, da ich hier zum letzten Mal gestanden. Es war ein leichtbewölkter, stiller Herbstabend. Die Dämmerung brach über die enge Waldesschlucht herein. Wir rüsteten uns zur Heimkehr. Da brach im Osten durch die grauen Wolken eine dunkelrothe Glut, und langsam erhob sich, hinter halb durchsichtigen Schleiern, des Mondes volle, strahlenlose Scheibe über Meer und Nebel scheinend. Wunderbar erglänzten die stäubenden Wasser in ihrem silbernen Lichte, aber finster, schwarz und schweigend umragten uns die hohen, alten Baumriesen. Höher steigend strahlte der Mond heller, die Wolkengehänge unter sich lassend; goldflutend erglänzte die See zur Rechten; düstere Nebelgestalten wallten und wogten am Gebirge zur Linken durch- und übereinander; vor uns lag Zalta, terrassenförmig an der nordöstlichen Anhöhe hingelehnt, illuminirt mit hunderten von Lichterchen, einem angezündeten Weihnachtsbaume gleich, den leuchtenden Arm um die Meeresbucht schlingend. — —

Bevor ich zum Schlusse eile, sei es mir noch gestattet, einige Worte über die Persönlichkeit unseres gewöhnlichen tatarischen Führers Saïd beizufügen, jenes nicht uninteressante Produkt heterogener Faktoren: einer reg- und strebsamen Naturanlage, orientalischer Erziehung und beständigen, doch oberflächlichen Verkehrs mit der überfeinerten Kulturwelt des Occidents, deren Träger je nach Laune sich seiner bald als eines vergnüglichen Spielzeuges bedienten, bald wieder, im Bewußtsein ihrer auf Rang und Rasse begründeten höheren Menschenwürde, ihn verächtlich von sich stießen.

Auf unserem Ausfluge nach Gursuff war es, da ich zum ersten Mal Gelegenheit hatte, in den eigenthümlichen Charakter Saïds einen Blick zu werfen.

Die heißen ersten Wochen hatten wir verstreichen lassen, ohne auszureiten. Eines etwas frischeren, schönen Morgens nun beschloßen wir mit einigen Freunden den Ausflug nach dem ob seiner landschaftlichen Reize uns gerühmten Gursuff, und da uns die doppelte Strecke von 16 Werst, als erster Ritt nach langer Pause, zu stark dünkte, kam ich mit Kaïssa Pawlowna überein, nur ein Pferd zu miethen und es abwechselnd zu reiten. Schon ein paar Tage vorher wendeten wir uns wegen Reitpferde an Saïd, welcher bei unserm ersten Aufenthalt in Zalta, obwohl kaum dem Knabenalter entwachsen, uns stets als zuverlässiger und intelligenter Begleiter gedient und uns nach unserer Wiederkunft mit unverhehlter Freude erkannt und begrüßt hatte. Die bereitwilligst gebotenen waren uns als die schönsten

und besten aller Miethpferde Saltas bekannt, da uns jedoch die Preise zu hoch gegriffen schienen, lehnten wir sie ab.

Heute nun eilte ich auf die Straße und bestellte bei dem ersten besten Pferdeverleiher um einen mir billig dünkenden Preis Wagen und Reitpferd nebst Begleiter. Wie war ich erstaunt, als ich, im Reitkostüm die breiten Steinstufen der Terrasse des Hôtels hinabsteigend, Saïd mit seiner „Grille“, einem zwar nicht sehr kräftigen, aber schlank und zierlich gebauten und vorzüglich zugerittenen Braunen, unser harren fand. Er mußte es bei seinen Kameraden durchgesetzt haben, daß sie welsch immer von uns ausgehende Bestellung um jeden Preis annahmen und ihm überließen.

Schweigend begrüßte er uns und hob mich in den Sattel, schweigend ritt er um eine halbe Pferdelänge hinter mir zum Städtchen hinaus, bis ich selbst die Frage an ihn richtete, ob Selimet, bei welchem ich die Bestellung gemacht, mit ihm in Compagnie stehe? Mit halb scheuem, halb verlegenem Lächeln antwortete Saïd zögernd: „Er ist — mein Freund; — ich wollte die Ehre, das Glück, meine einstigen Gönner zu führen, keinem andern zugestehen.“ Und mit schlecht verhehlter Unruhe fügte er hinzu: „Sind Sie mit meiner Grille nicht zufrieden?“ — „O, gewiß!“ Mit dieser Versicherung klopfte ich dem edlen Thiere lieblosend auf den stolz gebogenen Nacken. Dies schien Saïd Muth zur ersehnten Annäherung zu geben. Nicht mehr in dem bisher stramm ehrerbietigen Tone des Untergebenen, sondern in dem schmeichelnd Vergebung bittenden des Kindes klang seine Frage: „Sie zürnten mir, Sudarynja?“ (bedeutet im russischen, Herrin, meine Gnädige). Ich verneinte dies zwar, erklärte ihm aber, daß er seine Dienste zu hoch geschätzt habe, worauf sich seine schönen Brauen finster zusammenzogen und er in sein früheres Schweigen verfiel. In jenem Augenblicke achtete ich jedoch weder seiner noch meiner Worte; denn erst später wurde mir unser Unrecht gegen ihn und sein daraus entspringender Unmuth klar.

Als Raißa Pawlowna nach zurückgelegter Hälfte des Weges die Grille bestiegen, hatte sie dieselbe, deren Feuer ich, dem lang entbehrten Vergnügen des Reitens mich hingebend, nicht eben sehr gemäßig, von Schweiß triefend und ermüdet gefunden. Stets große Liebhaberin der Pferde, war ihr hierüber eine bedauernde Bemerkung ent schlüpft, welche aber von Saïd als ein Tadel seines zu leicht erschöpften Thieres verstanden wurde und seine Kränkung noch vermehrte. Zwar erlaubte er sich kein Wort der Erwidderung, aber als Raißa, wie sonst, den Faden eines Gespräches anzuknüpfen versuchte, blieben seine Antworten wohl ehrerbietig, aber einfüßig.

Der schöne und fröhlich verbrachte Tag neigte sich seinem Ende zu und ich bestieg mit unsern Freunden den Wagen, um Gursuff — von wo wir zum Strande abgestiegen waren und uns zu den etwa drei Werst vom Ufer entfernten, in phantastischen Zinken und Zacken aufragenden und an mächtigen Tropfsteinhöhlen reichen Felseninseln hatten rudern lassen — wieder zu verlassen. Raißa wollte nun das

gestärkte, blank geriebene und gestriegelte Pferd zuerst reiten. Saïd half ihr in den Sattel und legte ihr Steigbügel und Kleid zurecht, als sein eigenes Pferd, dessen Zügel lose an seinem Arm hing, durch eine harmlose Bewegung seiner Hinterbeine in höchst ominöse Nähe eines mit Äpfeln gefüllten Korbes kam und, seinen Schweif zur Seite hehend, dieselben mit der unwillkommenen Vermehrung durch Früchte ganz anderer Qualität bedrohte. Wir machten den unglücklichen Besitzer der Äpfel durch Zeichen und Zurufe auf diese nur von uns im Wagen Sitzenden bemerkte Gefahr aufmerksam, vermochten aber nicht, dem Reiz auf unsere leicht in Bewegung gesetzten Lachmuskeln zu widerstehen und brachen in ein homerisches Gelächter aus. Mit assenartiger Geschwindigkeit hatte der tatarische Obstverkäufer seinen Apfelkorb vor dem über demselben schwebenden Unheil gerettet; jedoch, ohne Zweifel bereits vorher darüber aufgebracht, daß wir seinen Früchten keine silberklingende Aufmerksamkeit bewiesen, überfiel er den unschuldigen Saïd, dem von der Ursache unserer Heiterkeit, sowie des Zorns des Äpfelbesizers nicht die geringste Ahnung dämmerte, mit den heftigsten von wildem Tone und leidenschaftlichem Geberdenpiel begleiteten Vorwürfen in den harten Gurgeltönen seiner Mutterprache.

Erst später wußte ich, daß Saïd von vielen seiner Landsleute wegen der Gunst, mit welcher russische Badegäste ihn auszeichneten, wie auch wegen seiner Mißachtung manchen koranischen Gesetzes gescheut und angefeindet, der Abtrünnigkeit und Untreue und des Gemeine-Sache-Machens mit den christlichen Unterdrückern angeklagt wurde.

Die wilden Worte des Obstverkäufers enthielten derartige Vorwürfe. Andererseits argwöhnte Saïd vielleicht, selbst der Gegenstand unserer Heiterkeit zu sein; jedenfalls erregte diese sein bereits tief verletztes Gemüt noch mehr und all' die wirkliche und vermeintliche Ungerechtigkeit übermannen seine Selbstbeherrschung. Heftige Wechselreden folgten und schon sah ich die mit dem massiven, silbernen Griff der Reitpeitsche bewaffnete Faust Saïds sich erheben — aber auch die zarte, behandschuhte Hand Raïssa Pawlownas sich sachte auf seine linke Schulter legen. (Er hielt mit derselben Hand noch den Zügel der Grille).

Wie durch einen Zauberbann stand er einen Augenblick regungslos, während sie in sanftem, doch willensfestem Tone sprach: „Saïd, reiten wir!“ — Ein räthselhafter Blitz schoß unter dem dunklen Gewölk seiner Brauen hervor auf meine junge Freundin, und lautlos schwang sich Saïd mit langgewohnter Leichtigkeit und Anmuth auf sein Pferd.

Schon senkten sich die Schatten der Dämmerung über die Berge herab, als ich an dem aus steinernem Löwentopfe sprudelnden Brunnen auf halbem Wege zwischen Gursuff und Talta, wo unsere Pferde getränkt und die Reiter erwartet wurden, mit Raïssa Pawlowna abermals den Platz tauschte.

Den hohen steilen Berg herab, welchen die Straße überschreitet, mußten wir im Schritte reiten, und der Wagen gewann einen bedeutenden Vorsprung. Es fuhren mir so manche hämische Bemerkungen durch den Kopf, die man sich über einzelne, von jungen Tataren begleitete Reiterinnen ins Ohr zischelte, und um Jalta mit meiner Gesellschaft zugleich zu erreichen, trieb ich meine Grille an. „Im Schritt, Sudarynja! Der Weg ist steil und dunkel, die Grille müde geritten; sie könnte stürzen“, — rief mir Saïd zu und begann mir zu erklären, wie er nicht gewußt, daß zwei Amazonen sein Pferd reiten würden, in welchem Falle er sein kräftigstes gewählt hätte, statt diesem, welches er uns vorgeführt, weil es sein bestgeschultes und sicherstes. Aergerlich aufgeregt über den erfahrenen Widerstand und meine unangenehme Situation und unterrichtet von der Schlaueit und Gewinnsucht der Einwohner im allgemeinen, muthete ich diesen Aeußerungen eine schiefe Absicht zu und unterbrach Saïd ungeduldig: „Gut, gut! wir vergaßen dies zu erwähnen. Ihr wünscht, daß wir dem übereingekommenen Preise einige Rubel zulegen, und ohne viele Worte zu machen, sagt nur gleich, wie viel?“ — Kaum aber war diese müüberlegte Rede über meine Lippen, so bereute ich sie.

Im Nu ritt Saïd so dicht an mich heran, daß sein Knie den Hals meiner Grille streifte. Seine mich durchbohrenden Augen sprühten Entrüstung und Stolz; die gewöhnlich von kindlich heiterem Uebermuth unspielten Lippen zuckten, und sein kräftiger, gegen mich zurückgebeugter Körper schien zu bebren. Einige Minuten lang starrte er mich lautlos an. Endlich stieß er mit tonloser Stimme, langsam und mehrmals abgehend, hervor: „Sie irren sich, Sudarynja! Ich handle nicht aus schnöder Gewinnsucht, wie vielleicht mancher meiner Gefährten. — Ehrgefühl und Selbstbewußtsein lebt in meiner Brust. — Ich habe alles aufgeboten, die, welche ich als meine alten Freunde betrachtete, zufrieden zu stellen. — Es ist mir nicht gelungen. Naïssa Pawlowna hat mein Pferd getadelt! Was liegt mir an allem übrigen!“

Ich muß gestehen, daß mich geheimes Grauen erfüllte, mich mit dem erzürnten Sohne eines halbwilden Volkes mitten in Nacht und Wald allein zu sehen. Indeß mehr noch als Furcht trieben mich Scham über meine niedrige Voraussetzung und Bedauern, wehegethan zu haben, ihn mit allen Mitteln meiner Beredsamkeit zu beschwichtigen. Vielleicht hatte auch er in meinen Zügen das Stammen gesehen, welches er mir einflößte und mochte somit keinen Zweifel in meine Worte setzen, da ich unser gegenseitiges Mißverständnis bedauerte und ihn versicherte, daß wir seine Pferde als die vorzüglichsten schätzten und daß meine Freundin nur ihr Mitleid mit dem von mir zu scharf gerittenen Thiere äußern wollte.

In der Folge, als wir über die in den letzten Jahren bedeutend gestiegenen Tagespreise unterrichtet wurden, stellte sich heraus, daß Saïds erste, uns zu hoch gedünkten Forderungen sehr mäßig gewesen.

Wir wagten es nicht, ihm eine Entschädigung anzubieten, aber da es an uns war, begangenes Unrecht gut zu machen, so betrauten wir ferner nur ihn mit unsern Aufträgen und gab es keine Diskussion mehr des Preises wegen.

Auf allen unseren Ausflügen wußte unser wackerer Führer die Dienstfertigkeit eines geschulten Dieners mit der zarten Aufmerksamkeit eines Galantuomo zu verbinden, welche treue, keine Mühe scheuende Ergebenheit wir mit freundlichen Dankesworten und einer vertraulichen Unterhaltung zu belohnen suchten, die ihn zu beglücken schienen und uns den Reiz der Plaudereien eines begabten, aber nur bruchstückweise unterrichteten Kindes bot. Ueberraschte er uns oftmals mit seinen treffenden Bemerkungen, so mußten wir doch ebenso oft über die Naivetät seiner Fragen lächeln.

Er wußte uns viel interessantes über Sitte und Lebensweise seines Volkes, über die Eigenthümlichkeiten der Umgebung, deren Schönheiten und Vorzüge er kannte und schätzte, mitzutheilen. Er schwärmte über die Theater in Moskau und Petersburg und noch mehr über den Circus Suhr und Salamonsky. Und als Naïssa Pawlowna im Laufe des Gespräches den Wunsch äußerte, bei Frau Salamonsky — welche bekanntlich eine Reitschule hält — Unterricht zu nehmen, jauchzte Saïd freudig auf: „O, dann werden Sie Ihre Kunst im Circus zeigen! Nicht wahr?“

Aus der Art und Weise, wie er uns so manche Episode seines Lebens erzählte, leuchtete die in allen Befennern des Islams wurzelnde Verehrung des Mächtigen, des Herrschenden, welche das unterworfen Volk der Tataren in jedem Russen sehen muß.

Von uns gelegentlich befragt, wieso einer der Wagenverleiher — aus früherer Zeit uns als trefflicher Reiter bekannt — hinkend geworden, erzählte er, wie derselbe nach einer Auktion in Anapa von Rossen, Wagen und Pferdegeschirr des Fürsten Woronzow, auf dem Heimwege die eben erstandene, von Tataren nie gebrauchte, lange Weißel schwingend, ausrief: „Jetzt bin ich selbst der Fürst!“ — „Diese frevelhafte Rede“, fügte Saïd mit heiliger Scheu hinzu, „hörte Gott: die Pferde wurden scheu, warfen den Wagen um und er zerschmetterte seinen Fuß.“

Aber gerade diese Hochachtung für den Höhergestellten, welche in seinen Augen auch dessen Laster verklärte, verbunden mit jugendlichem Leichtsinne, führte Saïd dahin, den Vorschriften seiner Religion, seines Volkes zuwider, sich von russischen Adligen und Reichen zu deren Zechgelagen und Kartenspielen verleiten zu lassen.

Eines Tages erwähnte ich, nicht ohne Absicht, mit ehrfurchtvoller Anerkennung der Gesetze des Korans. — „Ach was, Gesetz“, war seine lachende Antwort — „beobachten doch nicht einmal Christen ihre eigenen!“ — Ich konnte ihm nicht widersprechen.

Welch schwerem Konflikte sein Gemüt preisgegeben war durch den Antagonismus seiner ihm durch Stand und Nation zugewiesenen Stellung in steter Berührung mit einer sozialen Sphäre, der er

nicht zugehört, und seines reizbaren Ehrgefühls und leidenschaftlichen Temperamentes, hiervon giebt folgendes Beispiel Zeugniß:

Eines Tages fuhren und ritten wir in größerer Gesellschaft, unter welcher sich eine Baronin B . . . und ihr Cousin, Dragoner-Lieutenant Dmitrii Petrowitsch T . . . befanden, dem Ni-Nikolo zu. Durch herrliche Waldungen führt der Weg hoch über Orianda auf diese Bergkuppe, welche weiten Ausblick bis an die ferne, im Nebel verschwimmende Küste von Sudak im Norden der Halbinsel gewährt.

Die volle, nicht mehr ganz jugendliche Gestalt in das fürsäß-ähnliche, die schwellenden Formen zur Schau stellende Leibchen ihres eleganten Spizenkleides gezwängt, lehnte Baronin B. neben mir im Wagen, bald, bei scharfen Wendungen der Straße, einen gekünstelten Schreckensschrei ausstoßend, bald dem Kutscher fein zu langsamem Fahren verweisend und ihm befehlend, die schweißtriefenden, den steilen Berg hinaufsteuenden Pferde noch mehr anzutreiben. Dazwischen unterhielt sie sich neckisch mit Dmitrii Petrowitsch, welcher reitend unsern Wagen, wie eine Bremse die Pferde, umschwärmte und seiner schönen Cousine galante Schmeicheleien und feurige Blicke zuwarf.

Einige hundert Schritte unter dem Gipfel müssen die Wagen zurückbleiben, da derselbe nur zu Fuß oder zu Pferde erreicht werden kann. Einer plötzlichen Laune nachgebend, lehnte die Baronin den dargebotenen Arm des vom Pferde gesprungenen Lieutenants ab und erklärte, mit den übrigen Fußgängern allein gehen zu wollen; worauf Dmitrii trotzig sein Pferd wieder bestieg und mit den andern Reitern und Reiterinnen vorausritt. Kaum aber hatte die Baronin einen kleinen Theil des unbeschwerlichen Saumweges zurückgelegt, als sie erklärte, erschöpft zu sein und Saïd befahl, sein mit Plaid und einigen Erfrischungen beladenes Thier dem zweiten Führer zu überlassen und ihr Hilfe zu leisten. Gehorsam unterzog sich Saïd auch diesem Theil seiner Führerpflcht und die Baronin legte, sich knapp an seine Schulter herandrängend, ihren weichen, vollen Arm tief in den seinen, so ihn zwingend, einen nicht unbedeutenden Gewichtstheil ihres üppigen Körpers die noch übrige Strecke hinaufzuschleppen. Auf dem kurzen Wege blieb sie, wie um Kräfte zu sammeln, wiederholt stehen und versuchte durch verschiedentliche Fragestellungen mit Saïd ein Gespräch anzuknüpfen.

Ihr jugendlicher Führer ließ sie mit passiver Gleichgiltigkeit gewähren. Kein Seitenblick fiel auf sie aus seinen sonst so feurigen, jetzt wie schläfrig halb geschlossenen Augen; kein Wort, das sein Führerdienst nicht dringend erheischte, drang aus seinen regungslosen Lippen.

Seiner ihr so wenig Verständniß entgegenbringenden Blödigkeit müde, stellte sie nachgerade die erfolglosen Angriffe ihrer Zunge ein, aber seinen Arm hielt sie fest, bis sie, auf dem kleinen Plateau des Ni-Nikolo angekommen, sich an den Wuth und Verachtung paarenden Blicken weiden konnte, mit welcher ihr Cousin Saïd maß. Dann ließ sie sich nachlässig auf einem über weichen Rasen gebreiteten

Plaid nieder und rief Dmitrii Petrowitsch mit schmeichlerisch verführender Miene an ihre Seite. Ich achtete jedoch ihrer Unterhaltung mit dem Lieutenant nicht weiter, da ich mich mit Raiſſa und den andern Geschmacksgenossen damit vergnügte, die von diesem Punkte prachtvolle Aussicht zu bewundern.

Schon bereiteten wir uns wieder zur Heimkehr, als Saïd, mit dem zweiten Führer damit beschäftigt, die Ehgeräthe und sonstigen Gepäcksstücke zu sammeln und ihren Pferden aufzuladen, in die Nähe dieses Paares kam und Dmitrii Petrowitsch, über die Aehsel nach ihm schielelend, seine bisher leise geführte Konversation mit erhobener Stimme fortsetzte: „Diesem Hund von einem Tataren, der sich unterfangen hatte, die Frau meines Freundes unanständig anzustarren, gab letzterer seine Reitpeitsche in sein freches Gesicht zu kosten. — He, Saïd!“ wandte er sich nun plötzlich an diesen, „was würdest Du wohl thun, wenn man Dich so traktirte?“

In diesem Augenblicke sprang Raiſſa, welche wenige Schritte von Saïd entfernt am Abhange saß, hastig empor und riß den Shawl, auf welchem sie geruht, in die Höhe. Bleich bis in die zusammengebissenen Lippen trat unser junger Führer, dem Lieutenant den Rücken wendend, auf sie zu, neigte sich gegen sie, um ihr den Shawl abzunehmen und, ihrem voll Entrüstung und Mitgefühl auf ihm ruhenden Blick belegend, zeigte er ihr als Antwort auf jene empörende Frage mit raschem Griffe — einen in seinem Gürtel verborgenen Dolch. Wer den diese Bewegung begleitenden, wilden Bornesblig seines Auges sah, konnte, aller muselmanischen Schicksalsergebung zum Troß, an der allfälligen Ausführung seines blutigen Gedankens nicht zweifeln.

## X.

### Abschied.

In den ersten Tagen des November trat selbst in unserer schönen Krim kühles, wechselwendisches Wetter ein. Windstöße fuhren aus der Schlucht von Derekoje hervor und trieben häufige Regenschauer von den Bergen bis an die Küste herunter. Die Abkühlung der Luft ließ es uns rätzlich erscheinen, die Seebäder aufzugeben, wengleich so manche sie bis Mitte des Monats fortsetzten, da das Wasser noch immer 14°—15° R. behielt.

Zaltas Straßen lagen bereits still und einsam. Die vornehme, elegante Welt hat einigen wenigen, meist den mittleren Klassen angehörigen und ernster leidenden Patienten, welche kommen, die so rauhen Wintermonate des übrigen Rußlands unter mildem Himmel zu verbringen, Platz gemacht.

Die Armenier packten ihre kostspieligen Waaren zusammen, schlossen einer nach dem andern ihre Kaufläden und zogen den andern Zugvögeln, besonders den beliebten Goldfinken nach, in die Zentren des Reiches. Hier und da nur passirte noch ein Reiter die Straße;

die abgehetzten Köhlein konnten nun von den großen Strapazen der letzten Monate in den Ställen ausruhen, und die wenigen Pferde inhaber, welche sich blicken ließen, saßen oder schlenderten am Quat umher.

Auch unseres Bleibens war nicht länger in diesem freundlichen Seejüdtchen. Für den letzten Tag unserer Anwesenheit hatten wir unsere Pferde für einen Tagesritt nach dem höchsten Rampe des Zaila bestellt. Aber der Morgen brachte Regen bis gegen Mittag, und als es sich aufhellte, hatte der Rücken des Gebirges ein blendend weißes Silbergewand angelegt, funkelnd und glitzernd im Sonnenstrahl wie Millionen Diamanten.

Da erschien Sard und schlug uns statt des unthunlich gewordenen Ausfluges zu Pferde eine Spazierfahrt vor. So fuhren wir über Livadia und Orianda an den Bergen hin, noch einmal den herrlichen Eindruck der von der durch Wolken brechenden Sonne beleuchteten reizenden Bilder in uns aufnehmend, um uns im öden Winter des frostigen Nordens ihrer Erinnerung zu freuen.

Bei der Rückkehr fanden wir Sard unser harrend, um Abschied zu nehmen. Für die letzte Fahrt jede Bezahlung ablehnend, bat er dies gleich einer bei seinem Volke Freunden gegenüber übliche Ehrenbewirthung anzunehmen. Wir äußerten ihm dankend unsere Zufriedenheit mit seinen geleisteten Diensten. Da legte er die Hand auf die Brust und neigte den Kopf indem er betheuerte: „Dieses Wort gilt mir mehr als alle Schätze der Welt!“

In ähnlich feuriger Redeweise drückte er seine Freude über den glücklichen Verlauf all unserer Exkursionen aus und die Hoffnung, Kaïssa Pawlowna, da sie einmal erwähnt hatte, Petersburg besuchen zu wollen, im Winter dort zu treffen. Endlich that er die Bitte, bis zu unserm Wiederkommen seiner nicht zu vergessen, was wir, ihm freundlich die Hand schüttelnd, gern versprachen.

Dies alles hatte er in seiner kindlich treuherzigen, harmlosen Weise, der jedes Sich-Übernehmen, jedes Zunahetretzen ferne lag, vorgebracht. Kaum jedoch schloß sich die Thür hinter unserm armen Sard, dem das Herz schwer genug sein mochte, als Kaïssa, sich lachend in ihren Armstuhl zurücklehrend, mit bitterer Ironie mir das Bild ausmalte, wie sie, allenfalls im Foyer des Opernhaujes, in ausgewähltester reicher Toilette am Arm ihres Bruders, des Oberlandesgerichtspräsidenten von N . . . , begleitet von dessen Freund, Sr. Excellenz dem Staatsrathe W . . . , plötzlich von diesem tatarischen Rossvermiether als alte gute Bekannte vertraulich begrüßt werde. Doch wie lautes Lachen auch ihre Schilderung begleitete — es klang nicht hell und froh.

Ich aber lehnte mich über die Fensterbrüstung, in die tiefe Abenddämmerung hinausblickend, durch welche das regelmäßige Brausen der Brandung vom Meere heraufstunte, und das Lied vom Asra und der „wunderschönen Königstochter“ wollte mir nicht aus dem Sinn . . . .

Des andern Tages mit dem Frühlicht geweckt, hatten wir, wie es jede Abreise mit sich bringt, noch mancherlei zu besorgen und einzupacken und vollauf zu thun, um den uns nach der Dampfschiff-Agentur führenden Wagen um sieben Uhr zu besteigen. Saïd, den wir nicht mehr zu sehen dachten, ward mit keinem Worte erwähnt.

Der November-Morgen war bewölkt und düster angebrochen, aber, zum Glück für unsere bevorstehende Seefahrt, ruhig und still. Als wir den zum Landungs-Pavillon führenden Steg betraten, da stand still und traurig Saïd auf demselben. Nach artigem Gruße bahnte er uns einen Weg durch das Gedränge der Packträger und Matrosen und harrete ehrerbietig unserer Anrede.

Nach ein paar flüchtigen letzten Abschiedsworten bestiegen wir das kleine, schwanke Boot, das uns über die sanft schaukelnden Wellen dem Dampfschiffe zu trug.

Mit gekreuzten Armen auf der Brustwehr des Pavillons lehnend, die runde Mütze, deren schwarze Wolle sich mit seinem schwarzen Lockenhaar vermengte, tief über die düster blitzenden Augen gedrückt, stand Saïd stumm und unverwandt uns nachblickend.

Und so sah ich ihn, umrahmt von dem unvergleichlich schönen Panorama, gleich einer Statue noch regungslos stehen, bis ich seine schlanke Gestalt — den dunkeln Punkt im hellen Bilde — der zunehmenden Entfernung wegen selbst durch mein Fernglas nicht mehr zu unterscheiden vermochte.





## Ein Genosse und Maler der Genies.

Von Dr. Adolph Kohut.

**E**in einsamer, unbekannter, verlassener Mann war es, den sie vor 20 Jahren zur letzten Ruhestätte in Altona begleiteten. Er starb wie ein armer Poet aus der „alten, guten Zeit“, ohne daß sich ein größerer Kreis der Leidtragenden um sein Begräbniß bekümmert hätte; nur einige gefühlvolle Leute aus der ärmsten Volksklasse weiheten ihm eine stille Zähre des Mitleids und beteten für die arme Seele des unglücklichen, tauben Malers und Dichters J. P. Vyser!

Und doch gab es eine Zeit in den dreißiger und vierziger Jahren unseres Jahrhunderts, als der Name J. P. Vyser oft und ehrenvoll genannt wurde! Gehörte er ja einst zu den Davidsbündlern, die mit Robert Schumann, Carl Bandt, Louis Schunke und andere ein lustiges Leben in Pleiße-Athen führten und die Aufmerksamkeit aller Gebildeten auf sich lenkten! War er ja einst einer der intimsten Freunde Heinrich Heines, Ludwig Börnes, Heinrich Laubes und Karl Gukfow's! Genoß er ja einst als Porträtist und Karikaturenzeichner einen über die Grenzen Deutschlands hinausgehenden Ruf! Haben doch einst seine, von ihm mit köstlichen Illustrationen versehenen, Märchen hunderttausende von Kinderherzen höher schlagen lassen und ihn beliebt gemacht im Palast wie in der Hütte!

Vergessen und verschollen — ruht er in holsteiniſcher Erde, seiner Heimath. Niemand kennt sein Grab! Keine Fremdeshände haben einen, wenn auch nur bescheidenen, Kranz auf seine Gruft gelegt, obſchon sein ganzes Leben seinen Freunden gewidmet war und obzwar er in Wort, Schrift und Stift den eifrigsten Apostel eines jeden Genies abgab. Für den Ruhm des Sohnes Mozarts, Heinrich Heines, Robert Schumanns, Nicolo Paganinis, Emil Devrients, Franz Liszts, Jenny Linds und anderer Ritter vom Genieland war er unentwegt

thätig, — aber ach! er gehörte zu den beklagenswerthen Menschen, die, gleich dem Schillerschen Poeten, bei der Theilung der Welt zu kurz kamen. Er hatte neben seinen vielseitigen und glänzenden Gaben nur die eine nicht — den Sinn für das Praktische und Geschäftliche; hierzu gesellten sich noch schwere Schicksalsschläge, häusliche Misären — eine unglückliche Ehe mit einer bekannten Dichterin und einst gefeierten Improvisatorin — und Jahrzehnte lange völlige Taubheit. — Alles verließ ihn, nur ein guter Freund blieb ihm bis zu seinem letzten Athemzuge treu: der Humor, jener goldene Humor, der unter Thränen lächelt.

J. P. Vyser hat es aber wohl verdient, daß er der Vergessenheit entrißen werde. Er war eine so interessante Persönlichkeit und hat so zahlreiche leuchtende Spuren seiner Thätigkeit hienieden hinterlassen, daß ein Porträt des Mannes gewiß die weitesten Kreise interessiren dürfte. Wenn auch die Heine- und Schumann-Biographen auf ihn hingewiesen und erst neuerdings Frimmel in seinen „Beethoveniana“ mit Recht betont hat, daß die Zeichnung des größten Tonheros aller Zeiten, Ludwig van Beethovens, seitens Vyser's die beste und treueste ist, welche wir besitzen, so genügt eine derartige flüchtige Andeutung nicht. Ich bin nun in der glücklichen Lage, über das Leben und Wirken, namentlich aber über die Beziehungen Vyser's zu unseren Geistesheroen, ein zuverlässiges Bild entwerfen zu können.

J. P. Vyser wurde am 3. Oktober 1803 zu Flensburg geboren. Er hatte ursprünglich Musik und alte Sprachen studirt und ist als blutjunger Mensch in vielen Konzerten als Pianist erfolgreich aufgetreten, doch wurde seine geistige Entwicklung vielfach dadurch gehemmt, daß er in seinem 16. Jahre schwerhörig wurde. Als Zeichner, namentlich als Karaturenzeichner, und musikalischer Schriftsteller erregte er bald so großes Aufsehen, daß der Buchhändler Julius Campe, der bekannte Verleger Heinrich Heines und Ludwig Börnes, ihn nach Hamburg zog, wo er für jenen literarisch thätig war.

Wir wissen aus den Mittheilungen Strodtmann's, daß zwischen Heinrich Heine und Vyser sich bald eine intime Freundschaft entwickelte. Dem ungezogenen Liebling der Grazien gefielen die sarkastischen Bemerkungen und der schlagende Witz, namentlich aber die drastischen und drolligen Karaturenzeichnungen des schönen, jungen Mannes, dessen Zeichenstift mit ungläublicher Schnelligkeit und Geschicklichkeit über das Papier fuhr. Vyser war eigentlich der Vater der Schnellmalerei, ein Vorläufer Wilhelm Busch's und all der Humoristen des Stifts, die später diesen Zweig der Zeichnkunst zu so hoher Blüte gebracht haben. Ueberdies verfügte Vyser über ein sehr schneidiges Urtheil und erkannte den Genius Heines bereits zu einer Zeit, als dieser noch schwer um Anerkennung ringen mußte.

In den Jahren von 1828 bis 1830 war der Verkehr zwischen den beiden wahlverwandten Geistern ein besonders reger und herzlicher. Fast jeden Tag besuchte Heine in der engen Mattentwiete seinen Freund und verbrachte überdies bei ihm so manche Nacht.

Dieser mußte ihm dann starken Thee vorsetzen, in den er weder Milch noch Rum, wohl aber viel Zucker schüttete. Auf dem Sopha ausgestreckt, über dessen Härte Harry Heine sich oft beklagte, dichtete er zahlreiche Lieder, die er Nyjer lesen ließ. Auf das Urtheil desselben gab der Dichter sehr viel und fast immer fügte er sich seinem Verdikt und acceptirte die Einwendungen und Ausstellungen des schonungslosen Kritikers.

Die meisten dieser im kleinen Studirstübchen entstandenen Lieder hat Heine in seinen Reisebriefen, im „Buch der Lieder“ u. s. w. veröffentlicht, doch hat er auch gar manche an Nyjer verschenkt und nur diesem verdanken wir das Bekanntwerden derselben. Mag aus der Fülle derartiger Gedichte nur das 1867 von Nyjer mitgetheilte Poem Heines hier einen Platz finden. Dasselbe lautet:

Im Mondenglanze ruht das Meer,  
Die Wegen murmeln leise;  
Mir ward das Herz so bang und schwer,  
Ich denk' der alten Weise,

Der alten Weise, die uns singt  
Von den verlor'nen Städten,  
Wo aus dem Meeresgrunde klingt  
Gledengeläut' und Beten —

Das Püten und das Beten, wißt,  
Wird nicht den Städten frommen,  
Denn was einmal begraben ist,  
Das kann nicht wiederkommen.

Der begeisterte Nyjer verkündete in den „Freimüthigen“ und anderen Zeitschriften das Lob Heinrich Heines bereits zu einer Zeit, als dieser erst von einer nur kleinen Gemeinde anerkannt wurde, und der Poet war für diese wohlwollenden Besprechungen sehr dankbar. Auf seine Anregung verfertigte Nyjer zu mehreren Humoresken des Dichters groteske Illustrationen, in denen Thier- und Menschenformen originell mit einander verbunden sind. Ebenso illustrierte er Karl Zimmermanns „Tulifäntchen“. Eine reizende Zeichnung Nyjers aus Heines Harzreise muß sich im Besitze der Gattin August Lewalds befinden, welche diese von dem Poeten bei seiner Abreise aus Hamburg zum Geschenk erhielt. Der Dichter sagt, wie Strodtmann berichtet, der die Zeichnung gesehen, auf dem Bilde in lustiger Wandertracht, nachlässig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit seinem spinnenden Weibe halb abgewendet am Fenster hockt und Zither spielt. Der Mond scheint herein. Vor dem Wanderer liegt das junge Mädchen, auf dem Fußschemel knieend, und spricht die Worte, die er selbst unter die Zeichnung geschrieben:

Daß Du gar zu oft gebetet,  
Das zu glauben wird mir schwer;  
Jenes Jucken Deiner Lippen  
Kommt wohl nicht vom Beten her.



**Männertren.**

Nach einem Originalgemälde von Jac. Leiffen.

1/10  
S. C. 1/10

1830 zeichnete Nyser in gelungenster Weise seinen Freund Heine. Wie frappant Nyser die charakteristischen Züge der von ihm gezeichneten Personen zu treffen verstand, beweisen unter anderem die Porträtskizzen, welche er auch von Beethoven, Carl Maria von Weber, Paganini, E. T. N. Hoffmann, Emil Devrient, Franz Lijst u. s. w. entworfen hat. Eine flüchtige Begegnung genügte ihm schon, um mit bewundernswerther Treue und Wahrheit das Bild eines Menschen wiederzuspiegeln.

Aus zahlreichen Aeußerungen Heines wissen wir, wie sehr der Dichter gerade diese außerordentliche Begabung des Porträtisten schätzte. So behauptet er in den „florentinischen Nächten“, daß von allen bekannten Porträts Paganinis keines der wirklichen Charakter des Geigerkönigs wiedergebe. „Ich glaube, es ist nur einem einzigen Menschen gelungen, die wahre Physiognomie Paganinis aufs Papier zu bringen; es ist ein tauber Maler, namens Nyser, der in seiner geistreichen Tollheit mit wenigen Kreidestrichen den Kopf Paganinis so gut getroffen hat, daß man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erschrickt. Es ist mir leid, daß ich diese kleine Zeichnung nicht mehr besitze. Nur in grell schwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfaßt werden, die mehr dem schwefelichen Schattenreich als der sonnigen Lebenswelt zu gehören scheinen. ‚Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt,‘ sagte mir der taube Maler, geheimnißvoll lichernd und gutmüthig ironisch mit dem Kopfe nickend, wie er bei seinen genialen Eulenspiegelereien zu thun pflegte. Dieser Maler war immer ein wunderlicher Kauz; trotz seiner Taubheit liebte er enthusiastisch die Musik, und er soll es verstanden haben, wenn er sich nahe genug am Orchester befand, den Musikern die Musik auf dem Gesichte zu lesen und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder weniger gelungene Exekution zu beobachten. Auch schrieb er die Opernkritiken in einem schätzbaren Journale zu Hamburg. Was ist eigentlich da zu verwundern? In der sichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne sehen.“

Heine war bis an sein Lebensende mit Nyser in Freundschaft verbunden; es schmerzte ihn sehr, daß der „taube Maler“ so wenig Protektion genoß und oft hart genug um das tägliche Brod ringen mußte. „Daß für solche Menschen in Deutschland nichts geschieht, ist empörend“, schreibt er einmal an Campe.

Mit rührendem Eifer vertheidigte der „taube Maler“ stets seinen Freund gegen alle Angriffe. Auch in Gedichten besang er ihn; von dem Charakter derselben mag hier das nachstehende Sonett aus dem Jahre 1833 ein Zeugniß ablegen:

Heinrich Heine.

Ein zweiter Knabe mit dem Wunderhorn  
Ist er durchs deutsche Vaterland gezogen,  
Und mächtig rauschten des Gesanges Regen  
Aus seines Herzens tiefstem, heil'gen Born.

Doch uns're Esel reckten ihre Ohr'n  
 Und die Singvöglein kamen angefliegen,  
 Und waren der Manier gar sehr gewogen,  
 Weil sie gemüthlich — da ersah't ihn Zorn!

Das Horn zerbrach er, winkte dem Le Grand:  
 „Heran, Gespenster-Tambour, komm heran!  
 Das klöbe Volk, es hat uns nie verstanden.“

Der Tambour mächtig seine Trommel rührt!  
 Gemüthlich Hell\*) in Deutschland musizirt,  
 Und Deutschlands Säng'er klagt in fernem Landen.

Die Verehrung für alles Große und Schöne, namentlich aber für das Genie, und das Bestreben, zu allen Zeiten dessen Ruhm zu verkünden, zog sich durch das ganze Leben Uysers als bestimmendes Moment, gleich einem rothen Faden. So war es seine heißeste Sehnsucht, den Olympier, für den damals auch Heine noch schwärmte. Goethe, kennen zu lernen. Er reiste zu diejem Behufe 1831 direkt nach Weimar, mit einem warmen Empfehlungsbriefe Heines an Riemer, den Sekretär des Dichtersfürsten, ausgestattet. Mit klopfendem Herzen trat Uys'er in das Heiligthum Goethes. Der Dichter war abwesend, und nur dessen vierjähriger Enkel, Wolfgang, im Zimmer. Das Kind sah den Fremden mit seinen großen Augen fragend an; der taube Maler verstand diese stumme Sprache und er erzählte ihm ein gar wunderbares Märchen vom „Fiedelhänschen“. O, wie das Bübchen lauschte! Wie es sich an den Hals des Märchendichters, der so herrliche Geschichten zu berichten wußte, anschmiegte! Beide bemerkten nicht, wie Goethe leise die Thür aufmachte. Dieser blieb stehen und rührte sich nicht, bis das Märchen zu Ende war. Mit Rührung blickte dieser auf die idyllische Gruppe. Dann klopfte er Uys'er auf die Schulter, reichte ihm die Hand und sah ihn freundlich an. Da der „taube Maler“ sich nur schwer unterhalten konnte, ging die Konversation mühsam vonstatten. Goethe erlaubte ihm, ihn zu zeichnen; die Porträtskizze fand den lebhaften Beifall des Dichtergreises; man ersieht dies aus den Worten, die er an den Maler richtete. Sie lauten:

„An den tauben Maler J. P. Uys'er:

Was Du kannst, das sollst Du treiben,  
 Was Du nicht kannst, lasse bleiben.

Weimar, 11. Aug. 1831.

Goethe.“

Diese Zeilen müssen sich im Nachlaß des 1870 in Leipzig verstorbenen Dichters und Uebersetzers Adolf Böttger vorfinden, der dieselben von Uys'er zum Geschenk erhielt.

Da sich im „Fiedelhänschen“ bereits die Eigenart des späteren vortrefflichen Märchendichters Uys'ers kundgibt, mag der Anfang des

\*) Der bekannte Dichter Th. Winkler, der unter dem Namen Theodor Hell schrieb und die „Abendzeitung“ in Dresden herausgab.

allerliebsten Märchens\*) hier abgedruckt werden, wobei ich bemerke, daß dasselbe auf Anregung Heines entstanden ist. Dieser erwähnte dem Verfasser gegenüber einst des Grimmschen Märchens: „Klein Fiedel mit der Geige“ und die Idee gefiel Ujter so sehr, daß er sofort das Nachstehende dichtete:

„Es ist schon viele Jahre her, da saß einjam am Wege ein kleiner zerlumpter Junge und dachte daran, daß er schon seit gestern früh nichts gegessen habe, und wo er wohl heute etwas herbekomme, um seinen Hunger zu stillen.

Der arme Junge hatte keine Mutter mehr und sein Vater war schlimmer als keiner, denn er war vom frühen Morgen bis zum späten Abend betrunken und wenn er betrunken war, dann tobte, schalt und fluchte er gotteslästerlich und prügelte das arme Hänschen, wie er früher die Mutter geprügelt hatte.

Die Mutter hatte so viel geweint und sich gegrämt, daß sie denn auch bald starb. Hänschen weinte auch, aber nur so lange, als der Vater auf ihn loszuschlug; hielt der Vater mit Schlägen ein, so hörte Hänschen gleich mit Weinen auf und war zufrieden und guter Dinge, wenn er auch manchmal tüchtig fasten mußte, denn der Vater hatte kein Geld für Brod, sondern nur für Bier und Branntwein. Warum Hänschen bei all' diesem Jammer so zufrieden war, das lag erstens darin, daß er ein herzenguter Junge war, mit einem ehrlichen Sinn und einem reinen Gewissen — dann hat es aber auch eine andere Bewandniß und davon will ich jetzt erzählen.

Hänschens Vater war Dorfmusikant und spielte die Geige in den Schänken und auf dem Tanzplatz unter der Linde. Früher hatte er recht gut gespielt, sodaß selbst der alte verstorbene Pfarrer ihm mit Vergnügen zugehört hatte; aber seitdem er sich das abscheuliche Trinken angewöhnt hat, fidelte und kratzte er so heillos, daß die Ratten und Mäuse davon liefen und Hunde und Katzen sich darüber ärgerten. Dem Hänschen ging es durch die Seele, denn er hatte die Violine immer so lieb und er wußte, wie schön sie singen konnte, wenn der Vater nur gewollt hätte.

Er nahm sich einmal die Freiheit, zum Vater zu sagen: „Ach, Vater, Du behandelst die liebe Violine jetzt noch schlechter, wie die selige Mutter und mich, gieb acht! sie wird auch bald sterben!“

Der Vater stand erst ganz verwundert da und wußte nicht, was er antworten sollte — endlich aber lief ihm die Galle über; er jagte gar nichts, sondern prügelte Hänschen grausamer denn je und ging davon.

O Wunder! als Hänschen weinte und schluchzte, stimmte die Violine an der Wand leise mit ein. Als Hänschen dies hörte, wurde es ihm immer wehmüthiger ums Herz, und er und die Violine weinten wohl eine ganze Stunde zusammen, sodaß Hänschen schon

\*) Bei dem großen Umfang des Märchens verbietet sich leider eine Wiebergabe desselben in seinem vollen Umfange.

glaubte, sie würden ihr Lebelang nicht mehr aufhören. Was aber Hänschen nun für eine Liebe für die Violine empfand, das ist gar nicht mit Worten zu sagen: Er rückte sich einen Stuhl an die Wand, langte die Violine herab und begann sie von Staub und Schmutz zu reinigen, brachte auch die vierte Saite, welche am feinsten singt und die Quinte heißt, und die der Vater in Gottes Namen hängen lassen, wie sie gesprungen war, wieder in Ordnung, zog sie auf und stimmte sie so lange, bis sie den rechten Ton angab. Dann küßte er die Violine und wollte sie wieder an ihren Platz hängen. Violine aber flüsterte leise und traulich: „Hänschen, Du guter Junge, will bei Dir bleiben, sollst mich behalten, will Dir schöne Lieder vorsingen und mit Dir lachen und weinen in Freud und Leid.“

„Beileibe nicht!“ versetzte Hänschen. „Wenn der Vater uns zusammen hörte, schläg er mich todt und würfe Dich vielleicht an die Wand, daß Du auseinander gingst.“

„Vater soll uns nicht hören“, sprach Violine, „Du weißt wohl, daß er von jezt an bis Sonnenuntergang im Wirthshause sitzt und trinkt, komm, nimm mich und den Bogen und geh' mit uns in den Wald. Am Bach, wo die Erlen flüstern und die Nachtigall singt, da will ich Dich lehren, was Du thun mußt, damit ich auch singe.“

„In Gottes Namen denn!“ rief Hänschen entschlossen, „ich will alles thun, was Du verlangst.“

„Und ich, was Du willst“, sprach Violine.

„Topp“, rief Hänschen, langte nach dem Bogen hinunter und lief in den Wald, an den Bach.

„Willkommen! willkommen!“ murmelte der Bach. „Willkommen, willkommen!“ rauschten die Erlen und flüsterten die Blumen. „Kuckuck!“ rief der Kuckuck. „Ein neuer Musikant! — willkommen! Kuckuck! Kuckuck! Kuckuck!“ Und die Stieglitz und Zeisige und Grasmücken, die Zinken und Sprosser zwitscherten und saugen: „Willkommen! willkommen!“

„Ach, wie schön ist es hier“, rief Hänschen, setzte sich an den Rand des Baches, nahm die Violine in den Arm und bat sie: „Nun, Liebchen, sag' mir, wie mach' ich's, daß Du einstimmt in die schönen Lieder rings um uns her?“

Da sagte ihm Violine alles, was er zu thun habe, und rief alle Vögel herbei, daß sie dem Hänschen lehren möchten und die Vögel kamen und setzten sich rund umher und gaben jeder erst die einzelnen Töne an: „g, a, h, e, d, e, f — f, e, d, e, h, a, g.“ Hänschen suchte sie auf der Violine nachzumachen, und das gelang ihm so gut, daß alle Vögel: „Bravo, Hänschen, Bravo!“ riefen.

Nun kam die Nachtigall herbei und sagte: „Ich will singen; Hänschen soll Musikdirektor sein und mich begleiten; der Bach soll den Baß murmeln; Ihr anderen aber bildet den Chor.“

„Höre, Nachtigall“, sagte Hänschen, „die Blumenglöckchen müssen auch mit dabei sein, sie müssen aber etwas lauter läuten, wie gewöhnlich.“

„Du hast recht“, sprach die Nachtigall, „und Blumenglöckchen sollen thun, was der Herr Musikdirektor befiehlt.“

Da gab Hänschen den Takt an, und der ganze Vögelschor begann in tutti das Konzert. Nun sang die Nachtigall. O, wie die singen konnte! — Hänschen begleitete sie auf der Violine und Blumenglöckchen mußten dazu klingen. Alle anderen Stimmen aber schwiegen und der Bach sumnte nur ganz leise.

Da kamen die Rehe und Hirsche aus dem Waldesdunkel herbeigehüpft, und die niedlichen Eichkätzchen sprangen Baum auf, Baum ab, und die Häschen saßen ganz manierlich auf den Hinterläufen und spitzten die Ohren. Die Tannen aber ließen Harz fallen, damit Hänschen den Bogen immer frisch streichen konnte; so spielte Hänschen bis die Sonne sank, da mußte er nach Hause.

„Ade, Ihr meine lieben Sänger!“ rief er.

„Ade, Herr Musikdirektor!“ schriegen alle. „Komm bald wieder!“ Und die Nachtigall flötete:

„Bald — o bald  
Zum grünen Wald  
Kebr zurück, Du holder Knabe!  
Alles, alles, was ich habe,  
Geb' ich Dir im grünen Wald;  
Kebr zurück! bald, o bald,  
Bald, o bald —  
Du holder Knabe!“

Und Hänschen kehrte richtig alle Tage wieder und lernte immer mehr und mehr die Stimmen des Waldes verstehen und sie nachsingen mit seiner lieben Violine . . .“

\* \* \*

Wie an Heine, so schloß sich Uhser auch an Ludwig Börne, Heinrich Laube, Karl Gutzkow und Gustav Kühne an. Bei all seiner Liebe und Verehrung für Heinrich Heine, billigte er nicht die maßlosen Angriffe desselben auf Börne in seinem bekannten Buche; im Kampfe Börnes gegen Wolfgang Menzel sekundirte er jenem wacker und in den Zeitungen und Zeitschriften jener Zeit versetzte er dem „Franzosenfresser“ und heftigen Gegner des „jungen Deutschland“ manch' wuchtigen Hieb. Den Feinden Börnes widmete er einst das nachstehende, drastische Sonett:

„Schreit nur: „Ans Kreuz!“ und kreuzigt ihn sogar;  
Was er Euch sagte, könnt Ihr nicht vergessen!  
Und mögt Ihr hoch und theuer Euch vermessen:  
Was er Euch schuldigte, sei nicht wahr!“

Es glaubt Euch keiner, denn nur allzullar  
Geb'n wir den Krebs an Euren Seelen fressen!  
Räudige Hunde! macht Euch nur Caressen,  
Die Schand' wird um so früher offenbar.

Er sündet Wahrheit, sündet Freiheit, Recht,  
Und jeder Jud- und jeder Christenknecht  
Demüht sich d'reb, ihn in den Staub zu zerr'n.

Umsonst, ihr Thoren, stark schwingt er sich auf,  
Vollendet seinen läbnen Siegeslauf!  
Kriecht, faule Knechte, Ihr, vor Eurem Herrn!

Seine Ausfälle auf Wolfgang Menzel sind für unseren heutigen Geschmack so stark, daß ich auf eine Wiedergabe derselben verzichten muß.

Auch mit den übrigen Führern des „jungen Deutschland“, mit Heinrich Laube, Karl Gutzkow, Ludolf Wienbarg und anderen, verband ihn innige Freundschaft und Seelenverwandtschaft. Nach seiner Gewohnheit feierte er dieselben durch Stift und Wort. Es würde mich zu weit führen, wollte ich alle seine Auslassungen über die Genannten hier anführen. Nur zwei Fresko-Sonette an Laube und Gutzkow sei mir gestattet abzudrucken. Bezüglich des Ersteren singt er:

Recht lähn, ja led bist Du empor gestiegen,  
Und stimmst jetzt am literar'schen Himmel  
Und schaust berab und lachst ob dem Gewimmel  
Tief unter Dir, denn leicht wird Dir's zu fliegen.

Allein, mein Freund! wir woll'n uns selbst nicht trügen!  
Denn auch Sternschnuppen flimmern oft am Himmel,  
Auch die Kälte hebt sich mit Getümmel,  
Doch auf wie lang? — Das Wahre nur kann siegen.

Freund, stimm're nicht! Laß leuchtend Dich uns schau'n.  
Sonn', Mond und Sterne lernten uns Vertrau'n,  
Sie leuchten uns in einfach, großer Pracht.

Wenn einst Europa wirklich sich verjüngt,  
O, daß Dein Lied vollendet dann erklingt,  
Das Deine beste Stunde uns gebracht!

Und an Gutzkow richtete er die nachstehenden Verse, als jener seine Schrift „Briefe eines Narren an eine Närrin“ veröffentlicht hatte:

Im Aug' die Thräne, lächelst Du uns an,  
Und singest seuzend uns ein fröhlich Lied,  
Von Lust und Liebe, die Dein Herz durchglüht,  
Doch ach, kein andres so empfinden kann!

Du wandelst einsam auf der lichten Bahn!  
Im Sphärentanz das Weltall Dich umsprüht,  
Doch wie sich auch Dein treues Herz müht,  
Kein gleichgesinntes es erringen kann.

Muß denn der wahre Dichter einsam sein?  
Entströmt das Lied nur aller Lust und Fein?  
Bleibt nur der Unerkannte rein und wahr?

Fast glaub' ich es! Mir geht es oftmals so:  
Wenn alles um mich her recht wußt und rob,  
Wird Muse meine Närrin, ich — ihr Narr!

Lyser war durch und durch eine humoristische Natur und erheiterte stets die Gesellschaft durch seine köstlichen Zeichnungen und witzigen Impromptus. Hatte dieser wunderliche Kauz seinen tollen Tag, schonte er mit seinen Neckereien und Anspielungen auch seine besten Freunde nicht. Als Gutzkow einst in einem intimen Zirkel, dem auch Lyser beivohute, auf Heinrich Heine räsonnirte, ärgerte das den „tauben Maler“ sehr. Ohne sich in eine Debatte einzulassen, verfiel er auf folgenden Einfall. Er ließ sich von der Herrin des Hauses einen — Rettig geben, schälte ihn ab, zeichnete Gutzkows Kopf sichtlich darauf und überreichte ihn jedem Einzelnen in der Gesellschaft. Unter allgemeinem Gelächter wurde Gutzkow erkannt, und selbst dieser mußte sich sagen, daß er meisterhaft — getroffen sei. Die Anspielung auf die Bissigkeit des Rettigs und — Gutzkows verstand jeder. Gutzkow aber hütete sich, in Lysers Gegenwart auf Heine weiter zu schmähen.

In den Jahren von 1832—1835 lebte J. P. Lyser in Leipzig als einer der „Davidsbündler“. Mit Robert Schumann begründete er die „Neue Zeitschrift für Musik“ und war einer der eifrigsten Mitarbeiter derselben. Aus den Briefen Robert Schumanns wissen wir, wie hoch ihn dieser schätzte. Er nennt ihn stets „seinen Freund“. Im „Humorist“ brach Lyser wiederholt eine Lanze für den genialen Komponisten.

Wie mit Schumann, so wurde er auch mit Mendelssohn-Bartholdy und Giacomo Meyerbeer intim befreundet. Schon frühzeitig wies er auf die außerordentliche Bedeutung dieser großen Meister hin. Als „die Hugenotten“ von Meyerbeer in Dresden zum ersten Male gegeben wurden, schrieb er über dieselben eine Broschüre und der Komponist war ihm stets für die ihm gezollte Anerkennung freundschaftlich ergeben.

Bereits vor 5 Jahrzehnten hat er das große musikalische und dichterische Genie Richard Wagners bewundert und preist in seinen Schriften Franz Liszt, daß dieser Mann für den Genius des Dichter-Komponisten schon zu einer Zeit in die Schranken getreten, als fast alle Welt noch gegen ihn Partei genommen hatte.

Mit Eifer widmete er sich, wie in Leipzig, so auch später in Dresden, wo er ein Jahrzehnt lebte und sich zu seinem Unglück verheiratete, der kritischen und musikgeschichtlichen Thätigkeit. Er war an den namhaftesten Blättern seinerzeit ein viel gesuchter und geschätzter Mitarbeiter. Mit der Schröder-Devrient, Johanna Wagner, Joseph Eichatschek, Jenny Lind und anderen berühmten Sängern und Sängerinnen stand er in regem Verkehr. Mit einem wohlwollenden Urtheil verband er immer die größte Unparteilichkeit.

Von seinen zahlreichen Schriften sind am bemerkenswertheften die „Künstlernovellen“, welche ursprünglich in der Schumannschen Zeitschrift erschienen sind und „Abendländische tausend und eine Nacht“ — eine Fülle der sinnigsten und poetischsten Märchen enthaltend. In allen seinen Werken vereinigt sich glückliche Erfindungsgabe mit

tiefer Empfindung und innigem Gefühl. All die reichen Erlebnisse und Beziehungen seines Lebens schilderte er in einem Anfang der dreißiger Jahre erschienenen, längst vergriffenen Buche: „Aus der Mappe eines wandernden Malers“. Fast alle seine Bücher schmückte er mit zahlreichen Zeichnungen und Bignetten.

Als blutjunger Mann lernte er in Wien Ludwig van Beethoven, der gleich ihm taub war, und Wolfgang Amadeus Mozart, den Sohn des unsterblichen Mozart, kennen. Ich habe schon erwähnt, daß er ersteren in meisterhafter Weise zeichnete. Mit letzterem hatte er einmal eine interessante Unterredung, worin sich der Sohn des unsterblichen Meisters darüber beklagte, daß der Ruhm seines Vaters schwer auf ihm laste. „Die, die mir wohlwollen“, sagte Mozart junior, „erwarten das Ungeheuerste von mir — das macht mir Angst, wie ich ihren hochgepannten Erwartungen entsprechen sollte; die Gleichgiltigen zuckten die Achseln und sagten: er heißt zwar Mozart, aber ein Mozart wie sein Vater kommt nicht zum zweiten Male auf die Erde . . . Wenn ich meinen Vater nicht so innig liebte und verehrte, wenn ich ihn nicht vergötterte — ich hätte ihn hassen können, weil er mir ein Leben gegeben, das ein verfluchtes werden mußte umsomehr, als es mir nicht an Talent, vielleicht sogar nicht an bedeutendem Talent fehlte . . .“

Es war Nyser ein Bedürfniß, junge Talente zu fördern. Sein scharfes Auge erkannte sofort die bedeutende Begabung; so wies er z. B. zuerst auf das malerische Genie des später so berühmten Historienmalers Professor Grosse in Dresden hin, als dieser noch blutjung war.

Von den Kindern Nyser's sei hier nur Gustav Nyser's Erwähnung gethan. Derselbe lebt in den Vereinigten Staaten — in Milwaukee — als geachteter Journalist und Redner. Er hat sich auch durch treffliche Uebersetzungen aus dem Englischen bekannt gemacht. Treu steht er jenseits des Ozeans zu Kaiser und Reich.

Seit 1852 lebte Nyser in Altona, bis zu seinem letzten Athemzuge schriftstellerisch beschäftigt. Wie schon erwähnt, starb er vor zwei Jahrzehnten einsam und verlassen.





## Mummenchanz.

Von Richard George.

**K**einen König weit und breit  
Heut' ich um die Kron' beneid',  
Sei sie auch von Golde!  
Denn im neck'schen Mummenchanz,  
Schwenke ich beim Walzertanz  
Liebchen Dich, Du Holde.  
Hast ein Zeichen mir gewährt,  
Wie's mein Brief von Dir begehrt;  
Rothe Schlei' am Wieder.  
Hätt' auch so Dich gleich erkannt,  
Denn wer hat so zarte Hand,  
Solche schlanke Glieder?

Deines Augenpaares Pracht  
Durch die Maske fröhlich lacht,  
Wöcht' sie von Dir reißen!  
Birgt sie doch die Wangen Dein,  
Hüllt sie doch das Grübchen ein  
Auf dem Sinn, dem weisen.

Leise raunst Du: „Lofer Wicht,  
Mütterlein, sie sieht es nicht,  
Darfst die Hand mir drücken!“  
Einmal hast es nur gesagt,  
Einmal hab' ich's auch gewagt,  
Sprachlos vor Entzücken!

Ber hat mir dies Glück gebracht?  
Mummenchanz, der Dich erdacht,  
Ihm hab' ich's zu danken.  
Meiner Maske schelm'icher Schein,  
Hat getäuscht das Mütterlein,  
's kann nicht mit mir zanken.

Darum ich dem Mummenchanz  
Mitten in des Festes Glanz  
Dieses Gläslein spende;  
Seh' im Geist mein Mägdelein,  
Seh' der Locken gold'nen Schein,  
Fühl' den Druck der Hände!



## Der Vater des modernen Klavierspiels.

Ein Gedenkblatt zu Ph. Em. Bachs hundertstem Todestage.

Von A. von Winterfeld.

**W**enn der alte Joseph Haydn gefragt wurde, wer dem Höheren seiner Kunst, in der Entwicklung seiner ihm eigenthümlichen Kunstrichtung seine Lehrer und Vorbilder gewesen, so pflegte er zu antworten: „Eigentliche Lehrer habe ich nicht gehabt. Sollte ich aber angeben, welche von den vorzüglichen Meistern in meinen Lehrjahren mich ganz besonders eingenommen hatten und daher von großem Einfluß auf mich gewesen sind, so müßte ich in der Instrumentalmusik vor allen Philipp Emanuel Bach mit seinen Klavierwerken aller Art nennen. Diese spielte ich mir selbst zu meinem Vergnügen unzählige Mal vor, besonders auch, wenn ich mich von Sorgen gedrückt und muthlos fühlte und immer bin ich da erheitert und in guter Stimmung vom Klavier aufgestanden.

Diese Tonschöpfungen also, deren wohlthuedenden Eindruck Haydn, und mit ihm viele seiner Zeitgenossen — Laien wie Künstler — so lebhaft empfand, waren die Vorbilder gewesen, denen er nachstrebte, und in der That zeigt sich in seinen Klavierwerken ein dem Philipp Emanuel sehr nahe verwandter Geist liebenswürdiger Heiterkeit, schalkhafter Laune und graziösen Humors, wie denn auch in der Form, namentlich der Sonaten, ein erheblicher Unterschied zwischen beiden Meistern nicht erkennbar ist. Mit Recht durfte daher Philipp Emanuel Bach, Haydn aus dessen Werken als seinen Schüler erkennen, und er ist es, der jene wichtige musikalische Epoche, welche wir die Haydn'sche nennen, verbreitet und eingeleitet hat.

Auch Mozart hat mit seiner Anerkennung der hohen Verdienste Bachs nicht zurückgehalten, wenn er zu Dolcs in Leipzig in seiner treuherzigen Weise von ihm sagte: „Er ist der Vater, wir sind die Bub'n. Wer von uns was Recht's kann, der hat's von ihm gelernt, und wer das nicht eingesteht, der ist ein Hundsfott.“

So klassischen Zeugen gegenüber darf die Bedeutung eines Meisters nicht angezweifelt werden, dessen Name zwar in der Geschichte musikalischer Kunst mit fortläuft, um den und seine Werke sich aber die Welt lange Zeit hindurch sehr wenig bekümmert hat, bis erst in der jüngsten Periode die Forschungen Bitters, Reiskmanns und anderer ihn in das ihm gebührende Licht gestellt haben.

In dem äußeren, wenig wechselvollen Leben Philipp Emanuels lassen sich drei Perioden sehr genau unterscheiden: die der Jugend, die Berliner und die Hamburger Periode, von welcher die mittlere, als dem Umfang und der Wirksamkeit nach die bedeutendste, ihm den Namen „Berliner Bach“ gegeben hat.

Unseres Meisters Jugendschicksale sind bald erzählt. In der Geburtsstadt Lucas Cranachs, in Weimar, wo sein Vater damals herzoglicher Musikdirektor an der Schloßkirche war, am 14. März 1714 geboren, kam er neun Jahre später nach Leipzig, als Johann Sebastian zum Musikdirektor an den beiden Hauptkirchen und zugleich zum Kantor an der Thomasschule erwählt wurde.

Diese letztere wurde die Pflanzstätte seiner allgemeinen Bildung, und der zwar fleißige, aber zur Neckerei geneigte Zögling brachte durch seine muthwilligen Streiche nicht selten den strengen Direktor, den berühmten Ernesti, ebenso in Harnisch, wie den unter demselben stehenden eigenen Vater in Verlegenheit.

Daneben wurde die musikalische Ausbildung um so weniger vernachlässigt, als der Knabe von früh auf eine ungewöhnliche Begabung und Liebe zur Tonkunst bekundete. Schon mit zehn Jahren spielte er die schwierigen Klavierstücke des Vaters vom Blatt, der ihn nicht bloß auf dem Klavier und auf der Orgel, sondern auch in der Theorie der Musik gründlich unterrichtete und ihn an den Gesangsübungen der Thomaner theil nehmen ließ.

Trotz dieser Anlagen, dieser Ausbildung, dieser vorherrschenden Neigung zur Musik, sollte Philipp Emanuel nicht Tonkünstler, sondern — Jurist werden. So bestimmte es wenigstens der väterliche Wille, der den gehorsamen Sohn nach wohlhabend geleiteter Thomasschule aus dem musikalisch verführerischen Leipzig in das kunstarme Frankfurt an der Oder verbannte, um an dessen Universität der Rechtsgelahrtheit mit allem Fleiß obzuliegen. Ob und mit welchem Erfolge dies geschehen, wissen wir nicht, wohl aber, daß der junge Student aus dem kunstdürren Boden der alten Meßstadt bald einen artigen Musengarten hervorzuzaubern wußte. Unter den Studiosen gab es manche mit guten Stimmen, andere mit sonstigen musikalischen Anlagen, Vorkenntnissen und Fertigkeiten. Alle diese zerstreuten Kräfte vereinigte Bach zu einer „musikalischen Akademie“, deren Leistungen den Umständen nach nicht unerheblich gewesen sein müssen. Wenigstens sagt der Meister in seiner, in späteren Jahren mit lakonischer Kürze niedergeschriebenen eigenen Lebensbeschreibung darüber; daß er „alle damals vorkommenden öffentlichen Musiken bei Feierlichkeiten dirigirt und komponirt habe.“ So wurde der Besuch

König Friedrich Wilhelm I. in Frankfurt zur Martinimesse 1737 durch Aufführung einer Kantate gefeiert, welche mit den Worten begann:

„Entdeckt durch tausend frohe Töne  
Was, Museu, euch vor Lust entzückt,  
Da ihr den größten Held erklickt,  
Den Held so vieler Siegesfabnen,  
Den Vater seiner Untertanen . . . . .“

Außerdem „insecurirte“ der junge Dirigent und Komponist „fleißig auf dem Klavier.“

Im Jahre 1738 war der akademische Kursus beendet, und Bach sollte nun die juristische Laufbahn praktisch weiter verfolgen, was ihm als ein keineswegs süßes Los erschien. Wie ein Ruf vom Himmel drang daher die Aufforderung des damaligen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich des Großen, zu ihm, als Cembalist in die Kapelle zu treten, welche er in seiner Residenz Rheinsberg bei Ruppin hielt und deren eigenes thätiges Mitglied er als Flöten-Virtuose war. Als solchen hatte ihn Bach, der den ehrenvollen Antrag mit tausend Freuden angenommen, auf dem Klavier bei seinen Vorträgen zu begleiten, wozu nicht geringe Geschicklichkeit und Gewandtheit gehörte, da Friedrich, sich sehr seiner Empfindung überlassend, es mit dem Takt nicht eben genau nahm und namentlich die schnellen Passagen zu überhasteten pflegte. Gewiß ist, daß der Begleiter seine nicht leichte Aufgabe zu voller Zufriedenheit des hohen Künstlers und Kunstfreundes löste.

Nachdem daher Friedrich 1740 den Thron bestiegen, wurde der junge Meister als „erster Cembalist“ in der königlichen Kapelle angestellt, ein sehr wichtiger Posten, auch insofern, als damals durch das Klavier das ganze Orchester zusammengehalten wurde.

Mit welchem Eifer und mit welchem Erfolge der junge König das bis dahin in seiner Hauptstadt fast gänzlich darniedergelegene musikalische Leben erweckte und auf alle Weise beförderte, ist bekannt. In seiner neu geschaffenen Oper, wie in seiner Kapelle befand sich eine große Anzahl ausgezeichneteter Künstler ihrer Zeit, wie Quantz, des Königs Lehrer und musikalischer Beirath, Graun, die beiden Wenda, Agricola und andere, während als Theoretiker Marzurg und Kirnberger eines hohen Rufes genossen. Wieviel Gelegenheit für einen strebsamen jungen Künstler, sich in jeder Weise auszubilden! Dies ist auch von Bach anerkannt worden, der in seiner biographischen Skizze darüber sagt:

„Meine preussischen Dienste haben mir nie so viel Zeit übrig gelassen, in fremde Länder zu reisen. Dieser Mangel an auswärtigen Reisen würde mir bei meinem Metier mehr schädlich gewesen sein, wenn ich nicht das besondere Glück gehabt hätte, in der Nähe das Vortrefflichste von aller Art von Musik zu hören und ich glaube nicht, daß ein Artikel in der Musik übrig sei, wovon ich nicht einige der größten Meister gehört habe.“

Mit welchem Erfolg diese vielfache Gelegenheit zur Weiterbil-

dung von Bach benutzt worden ist, davon giebt sein aufs höchste vervollkommnetes Klavierspiel, davon geben seine zahlreichen in Berlin entstandenen Tonschöpfungen den überzeugenden Beweis.

Bach galt schon früh als der bedeutendste Klavierspieler, oder, wie man damals sagte — Cembalist — seiner Zeit, und es darf daher nicht befremden, daß der weitaus größte Theil seiner Kompositionen diesem seinen Lieblingsinstrument gewidmet war, welches sich freilich in seiner damaligen Verfassung von unsern heutigen Tasteninstrumenten in Bauart und Toncharakter erheblich unterschied. Bach bediente sich zum Spielen des Klavichords, und für dieses Instrument mit seinem schwebenden Ton sind auch seine Klavierwerke geschrieben, weßhalb sie auf unsern heutigen Instrumenten, trotz deren viel größeren Vollkommenheit, nicht recht zur Geltung kommen.

Wie Sebastian Bach und Händel für den kirchlichen Stil und Gluck für die Oper, so eröffnete Philipp Emanuel für die Klaviermusik eine neue Epoche, indem er mit kühnem und freiem Geist erkannte, daß ein Fortschreiten auf dem bis zu seinem Gipfelpunkt von seinem großen Vater geführten Wege nicht mehr möglich sei, ohne zur Stagnation zu gelangen, wovon sein Bruder, der hochbegabte Friedemann, den traurigen Beweis liefern sollte. Die alten überlieferten Formen mußten verändert, vermehrt, erneuert werden für einen neuen, vielseitigeren, reicheren Inhalt. Das, was den großen Meister der Fuge schon in den Jugendschöpfungen seines Sohnes überrascht, befremdet, ja, da er dem Reiz sich nicht ganz verschließen konnte, fast zu einem Zwiespalt mit sich selbst gebracht hatte, sollte nunmehr der gesammten musikalischen Welt offenbart werden. Philipp Emanuel scheute sich nicht, sein ureigenes, frohmüthiges, heiteres Naturell in seine Tondichtungen zu ergießen, er scheute sich nicht, populär — im besten Sinne dieses Wortes — zu schreiben, ohne doch die künstlerische Form, die Gediegenheit des Satzes aufzugeben, er wagte es endlich — eine geringe That —, den Humor in die Klaviermusik einzuführen.

Die Wirkung war eine überraschende, denn die Welt liebt es mehr, erheitert als ernst gestimmt zu werden. Sie athmete froh auf, und es widerfuhr ihr, was Haydn widerfahren war, als er in Bachs Tondichtungen sich versenkt hatte — sie fühlte sich durch diese, bisher unbekannt gewesene Musik, erleichtert und des Druckes der Sorgen enthoben. Künstler wie Dilettanten — natürlich auch die Verleger — konnten nicht genug von diesen bezaubernden Schöpfungen bekommen, und es gehörte Bachs unererschöpfliche Phantasie und sein nie ruhender Fleiß dazu, um dem steten Verlangen nach neuem und immer neuem — denn er wiederholte sich nie — zu entsprechen. So sind denn in Berlin gegen dreihundert Klavierkompositionen, Sonaten, Phantasien, Suiten, Rondos, Konzerte, Fugen zc. mit und ohne Instrumentalbegleitung entstanden. Selbstverständlich haben nicht alle diese Sachen einen gleichen Werth, und es bedarf einer sorgfältigen Auslese, um das Bessere vom minder Guten, um das unvergänglich

Schöne vom Vergänglichen zu sondern. Viele dieser Werke, namentlich solche, welche auf Bestellung von Verlegern geschrieben worden sind, tragen zu sehr das Gepräge ihrer Zeit, um heute nicht veraltet zu erscheinen, in anderen aus innerem künstlerischen Drange entstandenen Schöpfungen aber zeigt sich der Meister von unererschöpflicher Einbildungskraft, geistvoller, den Spieler zum Denken und Empfinden nöthigenden Behandlung, von genialer Kühnheit in der Harmonie. Zu diesen ewig schönen Werken gehören namentlich die „Sonaten und Phantasien für Kenner und Liebhaber“ die großen Rondos und einiges andere. Sein Bestreben war, immer gesangreich zu schreiben und zu vermeiden, daß die Melodie durch allzugehäufte Tonkombinationen in der Begleitung verdunkelt und erstickt würde. In der Vorrede zu seinem großen Lehrwerk: „Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen“ sagt Bach bezeichnend für seine Auffassung: „Ein Musikus kann nicht anders rühren, er sei denn selbst gerührt, und dahin bringt es ein Klavierspieler nie durch bloßes Poltern, Trommeln und Harpeggiere; wenigstens bei mir nicht.“

Es ist keine übertriebene Behauptung, wenn man Philipp Emanuel Bach den Begründer des modernen Klavierspiels nennt. Alle seine Nachfolger haben sich auf ihn gestützt und dies auch oft willig anerkannt.

Doch auch auf anderen Gebieten der Tonkunst, namentlich auf dem der Kirchenmusik ist Bach in Berlin schöpferisch thätig gewesen. Hervorzuheben unter diesen Arbeiten ist ein herrliches „Magnifikat“, welches sich der gleichnamigen Schöpfung seines Vaters würdig anreicht, sich aber dadurch von derselben unterscheidet, daß den Solo-geängen mehr Bedeutung als den Chören eingeräumt worden ist, wie denn überhaupt Bach sich mit Vorliebe dem Einzelgesang und daher auch dem deutschen Liede zuwendete.

Das Lied war bisher von den großen deutschen Tonkünstlern gering geachtet und fast gänzlich vernachlässigt worden. Bach war es, der dem Liede zuerst Farbe und Leben gab, der die Schranke, welche die gewohnte strophenmäßige Komposition dem Lieddichter auferlegte, nicht selten kühn durchbrach und dadurch, sowie durch eine ausdrucksvoll sich dem Texte anschmiegende Begleitung recht eigentlich der Schöpfer des durchkomponirten Liedes wurde. Zu nennen sind hier Bachs „Deutsche Lieder“ nach Texten von Gleim, Kleist und anderen, vornehmlich aber die geistlichen Lieder Gellerts, die in ihrer tiefen Innerlichkeit dem Empfinden des Meisters ganz besonders zusagten und ihn wahrhaft begeisterten.

Inzwischen war in den Berliner Musikverhältnissen allmählich eine Veränderung eingetreten, das frische Streben durch eine gewisse Einseitigkeit, die man den „Berliner Geschmack“ nannte und die zum Stillstand, der zugleich ein Rückschritt ist, führen mußte, ersetzt worden. Der alternde, von Sorgen abgezogene König schenkte der Musik nicht mehr die frühere Theilnahme, und wies, mit großer Treue an den Idealen seiner Jugend festhaltend, alles neue von sich. Man-

gelder Athem hatte ihn genöthigt, das Flötenspiel aufzugeben — „ich habe meinen besten Freund begraben“ sagte er, nachdem er die Flöte für immer in ihren Kasten eingeschlossen — und in den Kammerkonzerten war er ein zerstreuter Zuhörer.

Dies alles wollte Bach nicht recht behagen; er fand sich überflüssig, und es war ihm daher nicht unlieb, als er 1768 einen Ruf als Musikdirektor an den fünf Hauptkirchen Hamburgs und zugleich als Kantor am Johanneum an Stelle des berühmten Telemann erhielt.

Ungern und zögernd gewährte der König die erbetene Entlassung, und auch Bach mochte das Scheiden aus dessen Diensten und überhaupt von Berlin schwer genug werden, der eigentlichen Wiege seines Ruhmes, wo er fast ein Menschenalter gewirkt, geheiratet und eine Familie gegründet hatte und wo vielfache freundschaftliche Verbindungen, vorzüglich mit Kunstgenossen, ihm theuer sein mußten.

An dem Orte seines neuen Wirkens fand Bach vielleicht auch nicht alles so, wie er es erwartet hatte. Hamburg war nicht mehr, wie ein Jahrhundert zuvor und noch später, eine hervorragende Stätte der Pflege für die deutsche Tonkunst, wo Keinte, Keiser und Händel gewirkt, Sebastian Bach gelernt und Mattheson das kritische Richtschwert geschwungen hatte. Mit dem wachsenden Reichthum der großen Handelsstadt war der Sinn und die Theilnahme für die Kunst im allgemeinen und die Musik im besondern gesunken und durch die Neigung zu mehr materiellen und äußerlichen Genüssen verdrängt worden. Daher konnte auch Bach zu Burney, als dieser ihn in Hamburg besuchte, in Bezug auf das musikalische Leben daselbst mit Recht sagen: „Sie hätten fünfzig Jahre früher hierher kommen sollen.“

Indessen fand sich der joviale Meister mit den gegebenen Verhältnissen im Sinne seiner ebenfalls Burney gegenüber gethanenen Aeußerung ab: „Sind auch die Hamburger nicht gerade große Kenner und Liebhaber der Musik, so sind sie dagegen meistens sehr gut-herzige und umgängliche Personen, mit denen man ein angenehmes und vergnügtes Leben führen kann.“

Als Künstler zwar ziemlich vereinsamt, gewann Bach doch vermöge seiner allgemeinen Bildung, seines geistig regiamen und frischen Wesens die Freundschaft bedeutender Männer, wie Bück, Reimarus, Bode, Unzer. Ja selbst der unmusikalische und ungesellige Klopstock schloß sich ihm innig an.

Auch in Hamburg ist Bach schöpferisch sehr thätig gewesen, und wenn die Berliner Periode die reichere war und den Höhepunkt seiner künstlerischen Entwicklung bezeichnete, so ist doch während der Hamburger weder eine Erschöpfung der Phantasie noch ein Nachlassen der sonstigen Kraft wahrzunehmen.

Zwar entstanden auch hier wieder viele Klavierwerke, allein es ist ersichtlich, daß sich der Meister in seiner letzten Periode mit Vorliebe der kirchlichen Musik und dem Oratorium zugewendet hat.

Obgleich Bach auf diesem Gebiet manches Schöne von unvergänglichem Werth geschaffen, wie den herrlichen großen Doppelchor „Heilig“ und das Oratorium: „Israel in der Wüste“, so reichen doch im Allgemeinen diese Arbeiten an die tiefinnerliche Erhabenheit der Schöpfungen Johann Sebastian's nicht hinan. Hervorzuheben ist noch die weisevolle Komposition der Cramerschen Psalmendichtungen.

Wie das Leben Bach's äußerlich überhaupt wenig außerordentliches bietet, so verfloßen auch die Hamburger Jahre in glücklichem Familienleben, in gesundem Wechsel von ernster Arbeit und froher Erholung sehr ruhig. Nicht selten suchten auswärtige Kunstgenossen den berühmten Mann auf. So kamen Burney, Reichardt und Mozart — der letztere wenige Jahre vor seinem und kaum ein Jahr vor Bach's Ableben — seinetwegen nach Hamburg, und alle können nicht genug Worte finden, um die Lebenswürdigkeit des Altmeisters und den überwältigenden Eindruck zu schildern, den sein Klavierspiel auf sie gemacht. Besonders bemerkenswerth ist Mozarts Aeußerung hierüber zu Doles in Leipzig: „Mit dem, was er macht, kommen wir heute nicht mehr aus; aber wie er's macht, darin thut's ihm keiner von uns gleich.“

Wir aber können diese Rückschau nicht besser schließen, als mit den Worten, welche ein Verehrer unseres Meisters kurz nach seinem Tode in ein ihm damals zugehöriges, jetzt in der Kgl. Bibliothek in Berlin befindliches Exemplar der „Wahren Art des Klavierspiels“ geschrieben hat:

„Am 14. Dezember 1788, abends um acht Uhr, starb der sehr berühmte und vortreffliche Kapellmeister und Musikdirektor, Herr Karl Philipp Emanuel Bach in Hamburg, im fünfundsiebenzigsten Jahre seines Alters. Deutschland hat an ihm einen der größten Musiker und Klavierspieler verloren, und ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß er wohl in seiner Art der größte Klavierspieler und der größte Komponist für dies Instrument in der Welt war. Er war der wahre Vater aller guten Klavierspieler und hat sich durch seinen Versuch über die wahre Art das Klavier zu spielen und durch seine vortrefflichen Kompositionen, welche wahre Meisterstücke sind und gewiß so lange die Welt steht, bei Kennern schön bleiben und zu Mustern dienen können, ganz unsterblich gemacht. O, welch' ein großer Mann war Bach! An seinen Klaviersachen kann man sich nicht satt spielen und ohne ihn würden alle Klavierspieler noch im Finstern tappen, denn nur er hat gezeigt, wie dies Instrument mit Geschmack behandelt werden muß.“

So urtheilten Philipp Emanuel's Zeitgenossen über ihn, und wenn wir, von unserem heutigen Standpunkt aus, nicht ganz so über ihn urtheilen können, so bleibt es doch fraglich, ob ohne ihn dieser Standpunkt erreicht worden wäre, und in diesem Sinne dürfen wir ihn den Vater des modernen Klavierspiels nennen.





## Marianela.

Novelle von Perez Galdós. Dem Spanischen nachgezählt von Emil Jonas.

### I.

#### Verirrt.

**D**ie Sonne ging unter. Auf die kurze Abenddämmerung folgte schnell die Nacht, in deren Schatten der letzte Laut der sich nach Ruhe sehnenden Natur bald verklang. Der Wanderer eilte ängstlich vorwärts, bis er auf einen Berg gelangte, der mit dichten Gruppen von Fichtenbäumen, Buchen und Eichen bewachsen war. Wir befinden uns im nördlichen Spanien.

Er war ein Mann in mittleren Jahren, mit frischer Gesichtsfarbe, schlankem Wuchse, breiten Schultern, festen Schritten, männlichen Zügen, mit lebhaftem, entschlossenem Blick, elastischem Gange, obgleich er Anlage zur Corpulenz zeigte, und machte im ganzen genommen, um es kurz zu sagen, einen vortheilhaften Eindruck auf jeden, der ihn betrachtete. Er trug die gewöhnliche Sommerreisefleidung, mit dem dazu gehörenden, runden Filzhut. An einem Riemen über der Schulter trug er ein Futteral mit einem Krimstecher und schlug mit seinem groben Stock hin und wieder die Köpfe der Disteln ab, die ihm im Wege standen.

Auf den Berg hinaufgelangt, blieb er stehen und sah sich ungeduldig nach allen Seiten um. Er fürchtete offenbar, irre gegangen zu sein und hoffte, daß jemand kommen werde, der ihm den rechten Weg zeige.

„Nein, ich kann nicht irre gegangen sein“, murmelte er vor sich hin, „ich sollte ja mit der Fährte über den Fluß setzen, und das habe ich gethan. Dann sollte ich geradeaus gehen, bis ich an die Gruben von Socartes käme, und das habe ich auch gethan. Und dennoch mußt Du Dich im Wege geirrt haben, Theodoro Wolfiu! Es hat Dir nichts genützt, daß Du die ganze Zeit geradeaus gegangen bist.“

Die Bauern schwagen oft, ohne zu denken, entweder haben sie mich zum besten gehabt, oder sie wissen ebenfalls durchaus nicht, wo die Gruben liegen. Ein so großes Etablissement wie das in Socartes müßte man doch in weiter Entfernung sehen oder hören können, und hierher gelangt nicht ein einziger Laut, ebenso wenig gewahre ich einen Menschen auf dem Wege. Dabei dauert es wohl noch eine ganze halbe Stunde, bevor der Mond aufgeht. Wenn ich nur wenigstens sehen könnte, wo ich mich befinde! Was thun, Golsin, Du, der die ganze Welt durchreist hat? Ich glaube fast, ich beginne ängstlich zu werden. O nein, die Bauern haben doch wohl recht: also den Weg geradeaus, vorwärts!“

Er folgte dem Stege aufs geradewohl, soweit er ihn zu unterscheiden vermochte, aber schließlich mußte er stehen bleiben, denn das Terrain wurde so abschüssig, daß er fürchtete, in einen Abgrund hinabzustürzen.

„Das ist eine angenehme Lage!“ rief er. „Wo bist Du, Golsin? Siehst Du etwas in der Tiefe? Nein, nichts, absolut nichts! Auch die Grasmatten gehen hier zu Ende, ich fühle nur Gestein unter meinen Füßen, jede Spur von Vegetation ist geschwunden. Wahrscheinlich bin ich in die Gruben selbst hineingelangt. Kein menschliches Wesen ist zu erschauen, kein Laut zu vernehmen! Was soll ich thun? Hier ist ein Weg, der emporzuführen scheint.“

Raum hatte er einige Schritte auf diesem Wege gemacht, als er in der weichen Erde einzusinken begann und daher zur Einsicht gelangte, daß er nicht weiter gehen konnte. Er setzte sich auf einen Stein, der mitten in dem losen, der Vulkanasche gleichenden Sande lag. Ganz gelassen steckte er sich eine Cigarre an und versank in Gedanken. Plötzlich hörte er den Gesang einer Menschenstimme, der in melancholischem Tonfall langsam in der Ferne fortzog.

„Es giebt also wirklich menschliche Wesen hier in der Nähe“, sprach der Reisende vor sich hin, „das scheint mir eine Mädchenstimme zu sein. Nun beginnt der Gesang wieder. Ich höre zwei Stimmen. Welch' ergreifende Melodie! Man sollte glauben, daß die Töne aus der Tiefe der Erde kommen, — aber jetzt entfernen sie sich wieder. Hallo, Mädchen, Mädchen! Warte ein wenig!“

Schließlich schwieg der geheimnißvolle Gesang ganz, und Golsins Ruf verklang ohne Wirkung.

„Das ist wirklich schade“, sagte er, „aber kein Unglück dauert hundert Jahre! Wer kann es abändern? Ich werde rauchen und die Zeit abwarten. Es war übrigens eine ziemlich dumme Dummheit von mir, daß ich meine Bagage vorausschickte und allein zu Fuß meinen Bruder in Socartes aufsuchen wollte.“

Er fühlte einen schwachen Wind aus der Tiefe des Abgrundes, unter seinen Füßen glaubte der Verirrte Schritte zu hören. Schnell erhob er sich und rief:

„Mädchen, Mann, oder wer Du auch bist, kann man von hier nach den Gruben von Socartes gelangen?“

Raum hatte er seine Frage gestellt, als ein Hund zu bellen begann und eine Stimme sagte:

„Zei, Choto!“

„Mein Freund“, sagte der Reisende, „ich will Dir nichts böses thun, rufe also Deinen Hund zurück.“

Der große, schwarze Hund gehorchte der Stimme seines Herrn und verließ den Reisenden, dem er bereits ziemlich nahe gekommen war.

Der Mond war aufgegangen, und Golsin sah in einem Abstände von ungefähr dreißig Fuß vor sich oder richtiger gesagt unter sich eine männliche Gestalt gerade an der Stelle stehen, wo die abschüssigen Seiten des Berges von dem Wege durchschnitten wurden.

„Gott sei Dank“, rief er, „ich konnte nicht glauben, daß ich dem Wege so nahe war. Guter Freund, können Sie mir sagen, ob ich mich in den Gruben von Socartes befinde?“

„Ja, aber die Häuser in Socartes liegen ein gutes Stück Weges von hier ab.“

Die Stimme des Sprechenden klang frisch und angenehm, man fühlte, daß sie einer dienstbereiten Person angehörte. Der Reisende hörte sie ebenso gern, wie er den Mondschein sah, der mit seinem milden Schein die öde Gegend erhellte.

„Es wird Licht“, sagte er, „es kommt mir vor, als ob ich geraden Wegs aus einem Chaos emporgestiegen sei. — Ich danke für Ihre gütige Nachricht. Beim Sonnenuntergang verließ ich Willamojada, und die Leute sagten, daß ich nur nöthig hätte, geradeaus zu gehen . . .“

„Gedenken Sie nach Socartes zu gehen?“ fragte der junge Mann, ohne sich von der Stelle zu rühren und den Reisenden zu betrachten, obgleich derselbe ihm ganz nahe gekommen war.

„Ja, aber ich muß mich verirrt haben.“

„Dies ist nicht der Eingang zu den Gruben. Sie haben sich wirklich verirrt. Hätten Sie den rechten Weg eingeschlagen, so wären Sie bereits in zehn Minuten in Socartes gewesen, jetzt dauert es etwas länger, denn wir müssen einige Galerien passiren und mehrere Treppen auf- und absteigen, die sich durch die ganze Ausdehnung der Gruben hindurchziehen.“

„Nun, dann bin ich doch nicht gar viel vom Wege abgegangen“, sagte lächelnd Golsin.

Ich werde Sie mit Vergnügen begleiten, ich kenne die Gruben aus- und inwendig.“

Halb hinabgleitend näherte sich der Reisende dem jungen Manne. Als er dicht bei ihm war, sagte er erstaunt:

„Sie sind — — —“

„Blind, ja! Aber dennoch kenne ich die Gruben vollkommen, der Stoc schützt mich vor dem Fallen, und Choto folgt mir. Sie können sich mit voller Beruhigung von mir führen lassen.“

## II.

## Die Führung.

„Blind von der Geburt an?“ fragte der Reisende mit einem Interesse, das nicht allein dem Mitleid zu entspringen schien.

„Ja, von der Geburt an. Ich kenne die Welt nur durch die Gedanken, durch das Gefühl und das Gehör. Soviel habe ich einsehen gelernt, daß der bewundernswürtheste Theil der Welt mir verschlossen ist; ich weiß, daß die Augen aller anderen Menschen anders sind als die meinigen. Die Anderen schauen die Dinge selbst, ich vernehme sie nur auf Umwegen. Dieser Vorzug der anderen Menschen erscheint mir so wunderbar, daß ich nicht einmal die Möglichkeit zu fassen vermag, ihn selbst zu besitzen.“

„Wer weiß, ob — — — Aber sagen Sie mir, was ist das für ein merkwürdiges Schauspiel?“

Sie befanden sich in einem Kessel, der ausah wie der Krater eines Vulkans mit unebenem Boden und noch unregelmäßigeren Wegen. Ueberall erhoben sich phantastische Gestalten, die man nur mit den Figuren, welche von den am Himmel dahinziehenden Wolken gebildet werden, vergleichen konnte. Durch den Mondschein wurde der Raum in der Einbildung des Beschauers mächtig vergrößert. Die Farbe dieser in verschiedenen Stellungen ausgestreckten, obgleich in Todesruhe verbleibenden Riesen verlieh ihnen das Aussehen von Mumien. Schwarz gefärbt und in Roth schimmernd, sahen sie aus, als ob der Tod sie in fieberhafter Unruhe überrascht und zu ewigem Schlafe verurtheilt hätte. Das tiefe Schweigen, das hier herrschte, war unheimlich.

„Wo befinden wir uns, mein Freund?“ fragte Golsfin, „ich gestehe, es ist mir zu Muth, als ob ein Alp mich drückte.“

„Dieser Theil der Gruben wird la terrible genannt“, erwiderte der Blinde, auf den die Gemüthsstimmung des zufälligen Reisefamraden ohne Einfluß war. „Er wurde bis vor zwei Jahren bearbeitet, als die Galmeigänge aufhörten. Jetzt arbeitet man in anderen Gruben. Das, was Ihr Erstaunen erweckt, sind Blöcke von eisenhaltigem Thon, der übrig geblieben ist, nachdem das Metall, um dessen willen man die Gruben bearbeitete, gewonnen worden war. Der Anblick soll besonders im Mondschein unbeschreiblich großartig sein, ich kann natürlich nicht darüber urtheilen.“

„Ein großartiger Anblick“, bestätigte Golsfin, „obgleich er bei mir mehr Furcht als Vergnügen erweckt, weil er mich an meine Neuralgie erinnert. Es kommt mir vor, als ob ich mich im Inneren eines Gehirnes befände, das von entsetzlichen Kopfschmerzen heimgesucht ist.“

„Choto, Choto, ici!“ rief der Blinde. „Nehmen Sie sich in acht, mein Herr, wir gelangen jetzt in einen Gang hinein.“

Golsfin sah, wie der Blinde nach einer kleinen Oeffnung ging,

wobei er mit seinem Stocke voranföhlte. Der Hund sprang voraus, in dem schwarzen Gange umherschnüffelnd. Der Blinde folgte ihm mit der Sorglosigkeit, die einen Menschen, der in ewigem Dunkel lebt, auszuzeichnen pflegt. Golsin schritt hinter ihm her, ohne ein gewisses Gefühl des Unbehagens unterdrücken zu können.

„Es ist erstaunlich“, bemerkte er, „daß Sie sich, ohne irgendwo anzustoßen, hier vorwärts bewegen können.“

„Ich bin hier aufgewachsen und kenne die Gruben von Schritt zu Schritt. Hier wird es kalt, hüllen Sie sich gut ein, wenn Sie einen Mantel haben. Wir kommen bald ins Freie hinaus.“

Er berührte mit der rechten Hand die Wand, die mit senkrecht stehenden Balken verzimmert war. Dann sagte er:

„Sehen Sie sich gut vor, daß Sie nicht über die Weichen, welche hier im Gange ausgelegt sind, stolpern! Das oben gewonnene Metall wird hier hinab und durch diesen Gang ins Freie geschafft. Friert's Sie?“

„Sagen Sie mir, mein Freund, sind Sie sicher, daß uns nicht die Erde verschlingt? Es kommt mir vor, als befände ich mich im Wagen eines Ungeheuers. Pflegen Sie oft in dieser schönen Gegend zu promeniren?“

„Ja, zu allen Zeiten des Tages. Ich befinde mich hier außerordentlich wohl. Nun kommen wir aufs Trockene, hier ist reiner Sand, — und jetzt gehen wir wieder auf Stein, — hier träufelt schwefelhaltiges Wasser durch das Gestein, — jetzt gehen wir über einen Boden, in welchem man zahlreich versteinerte Muscheln findet, — wo wir uns in diesem Moment befinden, ist Schiefer. — Hören Sie, wie der Frosch quakt? Jetzt sind wir nahe beim Ausgange. Ich kenne die Stimme, ihre Besitzerin sitzt hier jeden Abend.“

„Wer? Der Frosch?“

„Ja, wie Sie wollen. — Jetzt sind wir gleich draußen im Freien.“

„Mich dünkt, daß ich aus der Ferne ein paar Augen uns betrachten sehe.“

Als sie ins Freie gelangt waren, hörte der Reisende denselben wehmüthigen Gesang wie vorhin. Der Blinde blieb stehen und fragte mit einem Lächeln, das sowohl Freude als auch Stolz auszudrücken schien: „Hören Sie?“

„Ja, ich habe diese Stimme schon einmal früher gehört, und sie gefiel mir sehr. Wer ist denn dort, der da singt?“

Anstatt zu antworten, rief der Blinde mit der ganzen Kraft seiner Lungen: „Nela! „Nela!“

Das Echo wiederholte diesen Ruf in der Nähe und in der Ferne.

„Komme nicht hierher, ich komme zu Dir, erwarte mich beim Eisenhammer!“

Darauf wandte er sich an den Reisenden und sagte: „Nela ist meine Führerin. Wenn es finster und kühl zu werden beginnt, kehren wir zusammen von der großen Wiese zurück. Mein Vater

will nicht, daß ich mich unvorsichtig der Abendluft aussetzen soll, deßhalb wartete ich in einer Hütte am Wege, als Nela nach Hause lief, um meinen Mantel zu holen. Aber da erinnerte ich mich daran, daß ein Freund mich zu Hause erwartete, ich wurde ungeduldig und ging mit meinem Hunde die Gruben hinab, wo ich Sie traf. Am Eisenhammer werden wir uns trennen, denn mein Vater wird unzufrieden sein, wenn ich länger ausbleibe. Nela wird Sie dann weiter führen."

"Hier muß sich irgendwo Wasser befinden", bemerkte der Reisende.

"Das Geräusch, das Sie hören, und das gleich einem Strudel tönt, verliert sich in einem Abgrund links von uns. Niemand weiß, wie tief er ist, und ebenso wenig weiß man, wohin das Wasser geht. Viele glauben, daß es bei Ficoßbriza ins Meer fällt, andere meinen, es sei ein Fluß, der ins Innere der Erde wie ein Rad fließt, ohne jemals wieder ans Tageslicht zu kommen."

"Und niemand ist in diesen Abgrund hinabgestiegen?"

"Man kann nur auf eine einzige Weise dorthin gelangen."

"Wie meinen Sie das?"

"Indem man sich hinabstürzt. Aber niemand ist von dort wieder zurückgekehrt."

"Das ist schade, denn sonst würde man erfahren haben, was sich im Abgrunde befindet."

"Die Oeffnung zu demselben ist ziemlich weit von hier gelegen, aber vor zwei Jahren fanden die Grubenarbeiter einen Riß in der Schieferwand, an welchem man denselben kochenden, gurgelnden Laut wie an der Oeffnung hörte. Diese neu entdeckte Oeffnung muß daher mit den Gängen im Inneren zusammenhängen, durch welche die Luft von oben hineinströmt. Am Tage können Sie diesen Riß deutlich sehen, man kann sich auch bequem dicht daneben niederlassen, aber vielen wird bange vor dem Getöse, das man dort hört. Doch Nela und ich sitzen gerne dort. Man glaubt, Stimmen dicht neben dem Ohr zu hören. Nela behauptet, daß sie Worte unterscheiden könne, aber ich habe nie solche gehört. Das Getöse erscheint mir stets gleich einem Gemurmeln oder eher, als ob jemand vor sich selbst hinspräche. Manchmal erklingt es wie betrübt, manchmal wieder fröhlich, aber viel öfter scheint es böse oder höhnißlich zu klingen."

"Was mich betrifft", sagte der Reisende lächelnd, "so scheint es mir, als ob jemand gurgle."

"Ja, von hier tönt es wirklich so, aber wir können uns nicht länger aufhalten, wir müssen noch einen Gang durchschreiten."

"Was? Noch einen Gang?"

"Ja. In der Mitte theilt er sich, und dann folgt ein Labyrinth von engen Gängen. Das sind Stollen, die früher bearbeitet, aber später verlassen worden sind. Es ist ein vollkommenes Chaos. Vorwärts, Choto!"

Der Hund drang durch eine schmale Oeffnung gleich einem

Wieviel, das ein Kaninchen verfolgt. Der Blinde fühlte mit seinem Stocke auf dem engen und schlüpfrigen Wege vor sich hin und schritt dem Reisenden voran. Nie zuvor hatte dieser einen in so hohem Grade entwickelten Tastsinn gesehen. Der Stock schien die Eigenschaften der Hand angenommen und gleichsam Leben erhalten zu haben.

„Wissen Sie, wie es mir hier vorkommt?“ sagte der Reisende, der bemerkt zu haben schien, daß der Blinde Vergleiche liebte. — „Dieser Wirrwarr von Gängen erscheint mir wie die Gedanken eines schlechten Menschen; ich selbst glaube hier der böse Gedanke zu sein, der in das Gewissen des Menschen eindringt und sich selbst in aller seiner Widerwärtigkeit erkennt.“

Golfin glaubte einen Moment, daß sein Begleiter ihn vielleicht nicht verstanden hätte, aber dieser antwortete: „Für denjenigen, der das mir unbekanntes Reich des Lichtes kennt, dürften wohl diese Gänge traurig erscheinen, aber ich, der in der Finsterniß lebt, finde hier etwas, das mit meinem eigenen Wesen übereinstimmt. Ich gehe hier ebenso bequem einher wie auf der breitesten Straße. Wenn nicht manchmal die Luft so schlecht und die Feuchtigkeit so groß wäre, würde ich diesen unterirdischen Ort allen anderen, die ich kenne, vorziehen. In meinem Gehirn fühlte ich etwas ähnliches wie Sie vorhin beim Durchschreiten des Ganges bemerkten, und in diesem Gange, wo wir uns jetzt befinden, schweben meine Gedanken frei umher.“

„Ach, wie entsetzlich muß es doch sein, nie das Blau des Himmelsgewölbes sehen zu können! Hören Sie, mein Freund, nimmt denn dieser Gang gar kein Ende?“

„Ja, wir sind bald draußen . . . Sie sprachen von dem Himmelsgewölbe. Ich stelle es mir wie eine große, runde Kuppel vor, die man stets mit den Händen zu ergreifen glaubt, ohne sie doch jemals zu erreichen.“

Sie waren aus dem Gange hinausgetreten. Golfin athmete die frische Luft in vollen Zügen ein. Wie jemand, der von einer großen Bürde befreit worden ist, blickte er zum Himmel empor und rief: „Gott sei Dank, daß ich euch, Sterne des Himmels, wiedersehe! Niemals seid ihr mir so schön vorgekommen wie in diesem Augenblicke.“

„Im vorbeigehen“, sagte der Blinde, indem er einen Stein, den er in der Hand trug, zeigte, „habe ich diesen Kristall mitgenommen. Können Sie behaupten, daß dieser Stein, dessen feine Form mir mein Gefühl anzeigt, nicht schön ist?“

„Lieber Freund“, sagte Golfin gerührt und voll Mitleid, „es ist traurig, daß Sie nicht begreifen können, daß dieser Stein nichts bedeutet im Vergleich mit dem Firmament, das mit seinem wunderbaren Licht über uns ausgepannt ist.“

Der Blinde erhob betrübt den Kopf und sagte in dem Tone der tiefsten Niedergeschlagenheit: „Ist es wahr, daß sich dort Sterne befinden?“

„Gott ist groß und barmherzig“, sagte Golsin, die Hände auf die Schulter seines Begleiters legend, „wer weiß . . . wer weiß . . . ? Man muß täglich die wunderbarsten Dinge erleben.“

Mit diesen Worten fixirte er scharf den Blinden, indem er das spärliche Licht benutzte, um die Pupille desselben zu betrachten.

Mit einem traurigen Lächeln sagte der Blinde, da er verstand, was der Fremde meinte: „Ach, ich habe keine Hoffnung!“

Sie waren indessen auf einen offenen Platz gelangt. Im Mondschein sah man weit ausgedehnte Wiesen und eine Gruppe von weißen Häusern.

„Dort links wohne ich; hier oben stehen drei Häuser, das ist alles, was man von der Stadt Aldeacorba noch vorfindet. Alles andere ist verschwunden, weil die Hausbesitzer ein Haus nach dem anderen verkauft haben, als sie erfuhren, daß sie auf einem reichen Lager von Galmei wohnten. Unsere Vorfahren saßen auf Millionen, ohne daß sie es wußten.“

Ein Mädchen, schnellfüßig und mager, kam ihnen schnell entgegengeprungen.

„Nela“, sagte der Blinde, „hast Du mir meinen Mantel mitgebracht?“

Das Mädchen hing den Mantel um seine Schulter.

„Hast Du vorhin gesungen?“ fragte der Reisende. „Weißt Du, daß Du eine schöne Stimme hast?“

„Ja“, sagte der Blinde, „sie singt sehr schön. Nela, führe diesen Herrn jetzt weiter. Ich bleibe hier, ich höre bereits meinen Vater herabkommen. Er wird mich sicherlich schelten, — — ich komme, ich komme!“

„Eilen Sie nun nach Hause, die Luft ist kalt und könnte Ihnen schaden. Ich danke Ihnen für Ihre Führung und ich hoffe, daß wir Freunde werden. Ich werde einige Zeit hier verweilen, ich bin ein Bruder des Ingenieurs Karlos Golsin.“

„O, Don Karlos ist mein und meines Vaters Freund, er erwartete Sie bereits gestern.“

„Ich kam erst gegen Abend nach Villamojada, man sagte mir, daß Socartes nicht fern sei und daß ich zu Fuß dahin gehen könnte. Da mir die Gegend gefiel und ich mir auch Bewegung machen wollte, ging ich, wie die Leute mir jagten, geradeaus und schickte meine Bagage mit dem Wagen auf dem Landwege nach Socartes. Leben Sie wohl, die kleine Nela wird mich führen.“

### III.

#### Das Zwiesgespräch.

„Halt, Mädchen“, sagte Golsin, „geh' nicht so schnell! Laß mich erst eine Cigarre anzünden.“

Es war so still und ruhig in der Luft, daß Golsin seine Cigarre anzünden konnte, ohne jene Vorsichtsmaßregeln zu treffen, die die

Raucher in der freien Luft anzuwenden pflegen. Als er das Streichholz entzündet hatte, beleuchtete er damit Nelas Figur und sagte in gutmüthigem Tone: „Komm hierher und laß mich Dein Gesicht sehen!“

Das Mädchen betrachtete ihn mit Erstaunen. Während des kurzen Augenblickes, in dem das Streichholz noch brannte, leuchteten ihre schwarzen Augen wie glühende Kohlen. Sie sah wie ein Kind aus, weil sie klein und mager war, aber auch zugleich wie ein erwachsenes Mädchen, weil ihre Urtheilskraft und ihr Selbstbewußtsein in ihren Zügen zu lesen war. Ungeachtet dieses Kontrastes war sie proportionirt gewachsen und trug ihren kleinen Kopf mit einem gewissen Behagen. Viele meinten, daß sie einer großen Dame gleiche, durch ein umgekehrtes Vergrößerungsglas gesehen. Andere meinten, daß sie wie ein Kind aussähe mit vollen, ausgewachsenen Frauenaugen. Wenn man sie zum erstenmal sah, wußte man nicht, ob man ihre frühe Reife bewundern oder vielmehr das Stillstehen ihrer Entwicklung beklagen sollte.

„Wie alt bist Du?“ fragte Golsin, der das Streichholz, da es seine Finger zu verbrennen begann, fallen ließ.

„Sie sagen, daß ich sechzehn Jahre alt bin“, antwortete das Mädchen, das auch seinerseits ihn aufmerksam betrachtete.

„Sechzehn Jahre! Aber dann bist Du ja im Wachsen zurückgeblieben, Du siehst aus, als ob Du höchstens zwölf Jahre alt wärest.“

„Heilige Mutter Gottes!“ rief das Mädchen mit einem Tone der höchsten Betrübniß aus, „sie sagen auch, daß ich eine Mißgeburt bin.“

„Eine Mißgeburt?“ wiederholte Golsin, indem er seine Hände auf ihren Kopf legte. „So, sagen sie das? Komm, laß uns weiter gehen!“

Nela ging, ohne sich jedoch besonders zu beeilen; sie hielt sich fast fortwährend an der Seite des Fremden, als ob sie seine Gesellschaft für eine große Ehre hielte. Sie war barfuß, ihre kleinen, schnellen Füße zeigten die genaueste Bekanntschaft mit allen Unebenheiten des Weges. Ihre Kleidung war kurz, und von geringwerthigem Zeuge; die ganze Kleidung sowohl, wie das kurze, lose herabhängende, von Natur gekräuselte Haar — alles zeugte von einer gewissen Freiheit, einer gewissen Unabhängigkeit, die vielmehr an eine Wilde als an eine Bettlerin erinnerte. Im Gegenjate zu der Freiheit ihres Wesens stand die verschämte und zurückhaltende Art, mit der sie sprach und die auf einen bestimmten Charakter schließen ließ. In ihrer Stimme lag ein angenehmer Ton, eine natürliche, nicht beigebrachte oder durch künstliche Mittel angelebte Artigkeit, ihre Blicke waren mehr auf den Boden als auf den Himmel gerichtet, und hin und wieder warf sie dieselben verstohlen auf den Fremden.

„Sage mir“, fragte Golsin, „lebst Du in den Gruben? Ist Dein Vater dort beschäftigt?“

„Sie sagen, daß ich weder Vater noch Mutter habe.“

„Armes Kind! Dann arbeitest Du wohl selbst im Bergwerk?“

„Nein, Herr! Ich tauge zu nichts“, wiederholte das Mädchen, indem es die Augen niederschlug.

„Aber Du bist wirklich viel zu verschämter Natur, mein Kind!“

Golfin beugte sich herab, um ihr ins Gesicht zu sehen. Es war mit Pockenmarken bedeckt. Die Form des Kopfes war oval, die Stirn niedrig, die Nase dünn und spitz, aber nicht häßlich, die Augen schwarz und lebhaft, jedoch meist mit dem Ausdruck des Kummeres. Ihr ursprünglich dunkelrothes Haar hatte, ohne Pflege wie es war, seine ursprünglich dunkle Farbe durch die Sonne, die Luft und den Staub verloren, ihre Lippen waren so dünn, daß man sie kaum sehen konnte; ihr Mund lächelte fast immer, aber man sah an ihm nicht den Ausdruck der Begehrlichkeit und der Leidenschaft, die den Mund des Bettlers gewöhnlich entstellen.

Golfin streichelte ihre Wangen mit seiner feinen Hand und sagte: „Armes Kind, der liebe Gott ist nicht freigebig gegen Dich gewesen. Bei wem wohnst Du?“

„Bei Herrn Centeno, der mit den Mauljeseln hier unten die Aufsicht führt.“

„Du scheinst nicht im Ueberfluß emporgewachsen zu sein. Wer war Deine Mutter?“

„Die Leute sagen, daß meine Mutter kleine Sachen auf dem Markte in Villamojada verkaufte. Ich wurde am Allerheiligentage geboren, und dann ging meine Mutter als Amme nach Madrid.“

„Eine hübsche Mutter!“ sprach Golfin vor sich hin. „Dann weißt Du wohl nicht, wer Dein Vater war?“

„Ja“, erwiderte Nela mit einem gewissen Stolz, „mein Vater war erster Laternenansteder in Villamojada.“

„Nun, das war doch etwas!“

„Als die Behörde beschloß, daß Villamojada Straßenbeleuchtung haben sollte“, fuhr das Mädchen mit einer Wichtigkeit fort, als ob sie ein großartiges, historisches Ereigniß erzählte, „bekam mein Vater die Anstellung, die Laternen zu putzen und anzuzünden. Mein Vater wohnte mit meiner Tante, die mich erzog, zusammen. Wenn mein Vater abends ausging, um die Laternen anzuzünden, nahm er mich in einem Korbe mit, in welchem er die Lampengläser, das Del und die Dochte bewahrte. Einmal, als er die Laternen auf der Brücke anzünden sollte, fiel ich aus dem Korbe in den Fluß. Heilige Mutter Gottes, die Leute sagen, daß ich, bevor ich dort hinabfiel, recht hübsch gewesen sein soll.“

„Gewiß warst Du das, und Du bist es noch“, sagte der Fremde mit mitleidiger Freundlichkeit. „Aber sage mir, wie lange hast Du hier in den Gruben gelebt?“

„Die Leute sagen, daß ich hier dreizehn Jahre gewesen bin. Meine Mutter nahm mich zu sich, nachdem ich in den Fluß gefallen war. Dann wurde mein Vater krank, aber meine Mutter wollte ihn nicht pflegen, da er nichts besaß, um für sich zu bezahlen. Infolge

dessen kam er ins Hospital, wo er starb. Die Leute sagen auch, daß der Oberaufseher sie verabschiedete, weil sie zu viel Branntwein trank.“

„Nun, und dann? Was machte Deine Mutter dann?“

„Sie ging nach einem großen Loch dort oben und stürzte sich in dasselbe hinab.“

„Nun, und kam sie nicht wieder herauf?“

„Nein, Herr, sie ist noch dort unten“, antwortete das Mädchen in dem natürlichsten Tone der Welt.

„Und seitdem hast Du hier arbeiten müssen? Die Arbeit ist schwer. Du hast dieselbe Farbe wie das Metall bekommen, das man hier bricht. Du siehst mager und abgezehrt aus, Du bekommst gewiß schlechtes Essen. Dieses Leben kann auch den kräftigsten Körper zerstören.“

„Nein, Herr, ich arbeite nicht, die Leute sagen, daß ich durchaus zu nichts taue.“

„Ach, Du Thörin, Du bist ein Juwel.“

„Nein, nein, ich kann nicht arbeiten. Wenn ich einmal etwas tragen soll, dann fühle ich mich so schwach, daß ich umfalle.“

„Das kann wieder gut werden, wenn Du zu Leuten kommst, die Dich zu behandeln verstehen, dann wirst Du auch arbeiten können.“

„Nein, Herr, mich zur Arbeit benutzen wollen, hieße nur andere behindern und beschweren.“

„Bist Du denn eine Herumtreiberin?“

„Nein, ich führe Pablo.“

„Wer ist Pablo?“

„Der blinde, junge Mann, den Sie in der Grube trafen. Seit anderthalb Jahren bin ich seine Führerin, ich begleite ihn überall, wir spazieren viel im Freien.“

„Pablo scheint ein angenehmer, junger Mann zu sein?“

Bei diesen Worten blieb Nela stehen, sah dem Fremden mit vollem Ernste ins Auge und sagte mit einem Blicke, der vor Entzücken strahlte: „Heilige Mutter Gottes, er ist der beste Mensch auf Erden! Mein armer Herr hat, obgleich er blind ist, mehr Verstand als alle, die sehen können.“

„Mir gefällt Dein Herr. Ist er nicht hier aus dem Orte?“

„Ja, Herr, er ist der einzige Sohn des Don Francesco Benáguilas, eines sehr guten und reichen Herrn, der in Aldeacorba wohnt.“

„Nun, mag Dein Herr Dich leiden?“

„Ja, er ist sehr gut zu mir. Er sagt, er sehe mit meinen Augen, weil ich ihn überall hin führe und ihm alles beschreibe. Er fragt mich, wie ein Stern aussieht, und ich sage es ihm so genau, daß er ihn fast selbst zu sehen glaubt. Auf dieselbe Weise mache ich es mit den Gewächsen, den Wolken, dem Himmel, dem Wasser, den Blitzen, mit einem Worte mit allem, was man sich denken kann. Ich sage ihm, was häßlich und was schön ist, und auf diese Weise wird ihm alles klar.“

„Ich sehe wohl, daß Du nicht geringe Mühe mit ihm haben

mußt. Was häßlich und was schön ist — also Du beschäftigst Dich mit solchen Sachen. Kannst Du lesen?"

„Nein, Herr, ich sagte Ihnen ja bereits, daß ich zu nichts taue.“

Diese Worte sprach das Mädchen in einem Tone der tiefsten Ueberzeugung und mit einer Geberde, als ob es sagen wollte: „Wie können Sie so dumm sein sich einzubilden, daß ich etwas könnte?"

„Würde es Dich nicht freuen, wenn Dein Herr von seiner Blindheit geheilt würde?"

Das Mädchen antwortete anfangs nichts, dann schließlich rief es: „Heilige Mutter Gottes, das ist unmöglich!"

„Unmöglich ist es nicht, obgleich es sehr schwer ist.“

„Der Ingenieur, der dem Bergwerk vorsteht, hat dem Vater meines Herrn Hoffnung gemacht.“

„Don Carlos Golfín?"

„Ja, Herr! Don Carlos hat einen Bruder, der Augenarzt ist. Er behauptet, daß derselbe Blinden das Gesicht wiedergeben und die Augen der Schielenden gerade richten könne.“

„Das muß ein tüchtiger Mann sein!"

„Ja, Herr, und da der Arzt an seinen Bruder schrieb, daß er ihn hier zu besuchen beabsichtige, so bat ihn Don Carlos, daß er seine Instrumente mitbringe, um Pablo sehend zu machen.“

„Nun, ist der gute Mann gekommen?"

„Nein, Herr, er hat zu viel in Amerika und England zu thun, sodaß er nicht hierher kommen konnte. Aber Pablo lacht nur darüber und sagt, daß der Mann ihm schwerlich etwas geben könne, was die Heilige Jungfrau ihm bei der Geburt versagt habe.“

„Vielleicht hat er recht, aber sage mir, sind wir bald am Ziel? Ich sehe Schornsteine, aus welchen ein Rauch schwärzer als der Abgrund emporsteigt.“

„Ja, Herr, der Rauch kommt aus Oefen, die Tag und Nacht brennen.“

Alles schien gleichsam unter einer Decke von Rauch und Ruß zu liegen. Schwarze Massen zeichneten sich in phantastischen Formen in dem unsicheren Mondschein ab.

„Diese Gegend einmal zu sehen, muß angenehmer sein, als hier für immer zu wohnen“, sagte Golfín, der schneller zu gehen begann.

„Die Rauchwolken hüllen alles in Finsterniß ein, sogar die Lichter verdunkeln sie.“

Sie gingen an den Oefen vorüber, deren Hitze sie schneller zu gehen zwang. Kurz darauf befanden sich die Wanderer mitten vor dem von Rauch beschmutzten Wohnhause, aus dem die Töne eines Pianos erklangen.

„Ah, meine Frau Schwägerin spielt“, sagte er.

Das Licht in dem Zimmer leuchtete klar und freundlich durch das Fenster, die Balkonthüren standen offen. Man sah einen kleinen Lichtpunkt auf dem Balkon glimmen. Bevor der Fremde an die Hausthür gelangt war, fiel ein Cigarrenstummel von oben herab.

„Da habe ich meinen beständigen Raucher“, rief der Reisende mit einer Stimme, die vor der Freude des Wiedersehens und der Geschwisterliebe vibrirte: „Carlos, Carlos!“

„Teodoro!“ ertönte die Antwort vom Balkon.

Das Fortepiano schwieg. Man hörte schnelle Schritte im Hause, der Reisende gab seiner Führerin eine Silbermünze und eilte ins Haus.

#### IV.

##### Familienleben.

Nela eilte fort nach einem Hause, das zwischen den Hochöfen und den Ställen gelegen war, in welchen die zum Grubenbetriebe gehörigen Maulesel ihr Quartier hatten. Das Haus, in welchem die Familie Centeno wohnte, war neu, aber dennoch weder hübsch noch bequem. Es war niedrig und hatte nur drei Zimmer, sodaß es recht knapp mit dem Platze für die Familie ausah, die außer den Eltern aus vier Kindern, der Kaze und Nela bestand. Das Innere dieses Hauses konnte die Wahrheit der Behauptung Nelas beweisen, daß sie nicht bloß selbst zu nichts taugte, sondern auch anderen hinderlich war. Für alles fand man einen Platz, für die Familie Centeno, für die Werkzeuge, die im Hause gebraucht wurden, für die Guitarre des einen Sohnes, für die Materialien, aus welchen derselbe Körbe verfertigte, für ein halb Duzend alter Sattelzänne für die Maulthiere, mit einem Worte für alles, außer für die Tochter des Lampenzünders. Stets hörte man sagen: „Man kann wirklich nicht einen Schritt thun, ohne auf diese verdammte Nela zu stoßen“, oder es hieß auch: „Geh' in Deine Ecke, pfui, ein so unangenehmes Geschöpf! Sie taugt zu nichts und hindert andere, etwas zu thun!“

Das äußerste Zimmer wurde zur Schlafkammer für die Eltern benutzt und bildete gleichzeitig das Wohnzimmer. In dem anderen schliefen die beiden erwachsenen Töchter Mariuca und Pepita. Der älteste Sohn, Tomasio, schlief auf dem Boden, der jüngste, Celipe, der erst zwölf Jahre alt war, in der Küche, dem dunkelsten und eingeräuchersten Theile des ganzen Hauses.

Während der Jahre, welche Nela bei der Familie zugebracht, hatte sie ihren Platz in dem entferntesten Winkel, aus welchem sie fortwährend verjagt wurde, je nachdem die Familie den Platz zu etwas anderem gebrauchte. Tomasio, dessen Beine ebenso gekrümmt waren, wie sein Verstand beschränkt, hatte als Beschäftigung das Verfertigen großer Körbe ergriffen, von denen niemand wußte, wozu sie verwandt werden sollten. Schließlich stand ein ganzes Duzend dieser Riesenkörbe in der Küche aufgestapelt. Gerade zu derselben Zeit war Nela von dem letzten bisher ledigen Winkel verjagt worden. Ihre Blicke schweiften schnell umher, ohne daß es ihr gelang, einen Platz zu entdecken, wo sie während der Nacht schlafen konnte. Da bekam sie einen glücklichen Einfall, sie kroch in einen der Körbe und

brachte die Nacht dort in tiefem Schlafe zu. Das war zweifelsohne ein bequemer Platz, und wenn es sie froh, deckte sie einen anderen Korb über sich.

Während des Abendessens führte man gewöhnlich ein lebhaftes Gespräch über die im Laufe des Tages ausgeführten Arbeiten. Mitten in diesem allgemeinen Geplauder konnte man hin und wieder eine Aufforderung hören: „Komm her“, und Nela erhielt dann von irgend einem aus der Familie einen Teller mit etwas Essen. Ein ander Mal hörte man Vater Centeno mit seiner heiseren Stimme seine Frau daran erinnern, daß sie der armen Nela noch nichts gegeben habe, oder es konnte auch geschehen, daß Senana (so nannte man Centenos Frau statt Senora Ana) unter ihren Kindern eine magere Gestalt suchte und schließlich sagte: „Nun, da bist Du ja, ich glaube, daß Du heute auch in Abacorba bleiben würdest.“

Nach der Mahlzeit beteten sie den Rosenkranz. Gleich Bacchi Priesterinnen wannten Mariuca und Pepita, die Augen mit den groben Händen reibend, zu Bett, dann hörte man ein regelmäßiges und energisches Schnarchen bis zum Morgen. Tanasio streckte sich auf dem Boden und Celipe legte sich auf den zerrissenen Filzteppich, nicht fern von den Körben, in welchen Nela verschwand.

Wenn die Kinder dann zur Ruhe gegangen waren, blieben die Eltern noch eine Weile auf. Centeno nahm eine Zeitung und machte alle möglichen Grimassen, welche seine energische Absicht, lesen zu wollen, andeuteten. Senana nahm aus einem Koffer einen Strumpf hervor und zählte die darin befindlichen Silbermünzen, um dieselben dann wieder sorgfältig in den Strumpf zu verbergen. Dann nahm sie mehrere in Papier eingewickelte Goldmünzen hervor. Während dessen hörte man hin und wieder einige abgebrochene Aeußerungen, wie: „Ich habe 22 Real für Mariuca ausgegeben — — noch fehlen uns 11 an 500 — —“ oder auch: „Die Herren De—pu—tir—ten, welche für den Vorschlag stimmten, — gestern fand eine Sitz—sitz—zung—statt.“ Senanas Finger zählten. Centeno folgte mit Mühe den Buchstaben, durch deren Labyrinth sein Verstand einen Weg suchte. Nach und nach wurden aus den Silben Worte und Sätze; dann hörte man nur noch lautes Gähnen, und schließlich wurde alles still. Während der Nacht, von der wir hier sprechen, hörte man ein Geräusch in den Körben. Celipe, der noch nicht eingeschlafen war, gewahrte, daß die Körbe sich von einander trennten und Nela in der Oeffnung zum Vorschein kam.

„Celipe“, sagte sie, „schläfst Du?“

„Nein, Nela. Du siehst ja aus wie eine Maus, was willst Du?“

„Sieh, hier ist ein Franc, den mir der Herr heute geschenkt hat, nimm ihn! Wieviel hast Du schon gesammelt? Bisher habe ich Dir nur Kupfermünzen schenken können, aber heut kann ich Dir endlich Silber geben.“

„Gieb her, ich danke Dir! Wenn ich alle Kupfermünzen, die

Du mir gegeben hast, zusammenrechne, dann habe ich schon mehr als acht Francs bekommen.“

„Ich brauche kein Geld. Aber hüte Dich, daß Senana etwas merkt, sie glaubt sonst, daß Du das Geld zu unnützen Dingen verwenden willst, und dann bekommst Du Schläge.“

„Nein, Nela, Du weißt, daß ich das Geld gebrauche, um ein ordentlicher Kerl zu werden. Am nächsten Sonntag werde ich ein N.-B.-C.-Buch in Villamojada kaufen, um lesen zu lernen. Hier lassen sie mich ja nichts lernen. Selbst Don Carlos war der Sohn eines Mannes, der in Madrid die Straßen legte, und wieviel hat er nicht gelernt! Keiner hat ihm geholfen.“

„Nun, und Du beabsichtigst, es auf dieselbe Weise zu machen?“

„Ja, gewiß, da meine Eltern mich nicht aus dem verdammtten Bergwerk herausnehmen wollen, so muß ich mir selbst einen Weg bahnen, ich bin zu gut, um hier ewig zu bleiben. Sobald ich genügend Geld gesammelt habe, gehe ich sofort nach Madrid, um mein Glück zu versuchen.“

„Heilige Mutter Gottes! Was ist das für ein Geheimniß, womit Du Dich trägst?“

„Hältst Du mich für einen Narren, Nela? Ich sage Dir, daß ich hier nicht länger zu bleiben vermag. Ich weine die ganzen Nächte und . . . Glaube nicht, daß ich schlecht bin, aber ich muß es Dir sagen, doch Dir allein . . .“

„Was denn?“

„Ich habe meinen Vater und meine Mutter nicht so lieb, wie ich eigentlich sollte.“

„Sagst Du das, dann bekommst Du kein Geld mehr von mir. Bedenke, was Du sagst.“

„Ich vermag nicht, gegen dieses Gefühl zu kämpfen. Du siehst es ja selbst, wie schlecht wir es hier haben. Wir leben nicht wie Menschen, sondern wie Thiere. Manchmal komme ich mir selbst viel geringer als ein Maulesel vor. Einen Korb mit Erz zu nehmen, es in den Wagen zu werfen und den Wagen nach dem Ofen zu schieben . . . der, welcher viele Jahre mit dieser Arbeit zugebracht hat, der muß schließlich elend werden.“ (Hier begann der unglückliche Knabe bitterlich zu weinen.) „Wenn ich meinen Eltern sagen würde, daß sie mich von hier wegschicken und mich studiren lassen möchten, so würden sie sagen, daß ich ein Narr bin. Nun, was sagst Du dazu?“

„Was soll ich dazu sagen? Ich tauge ja zu nichts. Nur das kann ich Dir sagen, daß Du nichts übles von Deinen Eltern denken darfst.“

„Das sagst Du nur, um mich zu trösten, aber Du weißt sehr gut, daß ich recht habe, und ich glaube auch, daß Du jetzt weinst.“

„O ja, jeder hat Veranlassung zur Betrübniß. Aber es ist spät, wir müssen schlafen.“

\* \* \*

Man hat sich vielfältig über die Gewinnsucht, welche in den Städten herrscht, beklagt, aber weit schlimmer ist doch die Gewinnsucht der Landbewohner. Für einen geizigen, spanischen Bauer existirt kein göttliches oder menschliches Recht mehr, ja, nicht einmal irgendein moralischer Begriff. In seiner Seele herrscht nur Aberglaube, gepaart mit dem Verlangen, Geld zusammenzuscharren. Ein Bauer, von der Leidenschaft beherrscht, Kupfermünzen zusammenzuscharren, um sie später gegen Silber und dieses wiederum gegen Gold umzuwechseln, ist das niedrigste aller menschlichen Geschöpfe.

Senana und ihr Mann sammelten von dem Lohne ihrer vier Kinder eine tägliche Einnahme, die ihnen zu der Zeit, bevor sie sich in dem Bergwerk bei Socartes niedergelassen hatten, geradezu fürstlich vorgekommen sein würde. Die Hausfrau bereitete freilich ihrem Manne und ihren Kindern wenig Freude für den Tagelohn, den sie gewissenhaft an sie abliefern mußten. Aber da sie sich nicht beklagten, sondern geduldig das Elend trugen, in welchem sie lebten, ließ Senana ganz ruhig die Sache ihren Gang gehen. Wie lange dauerte es nicht, ehe sie Betten für sie anschaffte, und ehe sie sich schließlich veranlaßt fand, sie mit einigermaßen anständigen Kleidern zu versehen! Wie gering auch die leibliche Nahrung war, die sie den Ihrigen verabreichte, so war es noch geringer mit ihrer geistigen Nahrung bestellt. Die Eltern buchstabirten freilich allerlei Schriften und hielten sich insolge dessen für ungewöhnlich gelehrt, aber deshalb meinten sie auch, daß Schulbildung ganz überflüssig für ihre Kinder sei.

Die Mutter beherrschte die Familie vollständig, nur der kleinste zeigte mitunter Neigung zur Opposition, aber Senana verstand das nicht, weil sie glaubte, ihre Kinder hätten alles, was sie gebrauchten, um glücklich zu sein. Sie hielten auch zu ihrer Mutter — aber es giebt viele Arten zu lieben!

Da die eigenen Kinder auf diese Weise behandelt wurden, so kann man sich schon denken, wie Nela es hatte, die ohne Angehörige und außerdem ein vollkommen unnützes Geschöpf war, daher auch kein Recht hatte, das Dasein zu fristen. Da ihr Senana nichtsdestoweniger Nahrung und Herberge gab, so war sie in ihrem Herzen fest davon überzeugt, daß ihr Edelmuth an Heroismus grenze. Wenn sie Nelas Teller füllte, sagte sie oft zu sich selbst: Wie sehr habe ich meinen Platz im Himmel verdient!

Sie begriff nicht, daß ein liebevolles Wort und eine freundliche Behandlung manchmal viel verdienstvoller ist, als ein Almosen. Nie hörte Nela irgend etwas von ihr, das sie veranlassen konnte, ihr Elend und ihre Niedrigkeit zu vergessen. Da hatte es die Skaze besser. Denn sie wurde wenigstens täglich gestreichelt.

Freilich strafte man das Mädchen nie, aber sie sah nur zu deutlich ein, daß dieser Vorzug nur daher kam, daß man ein gewisses, verächtliches Mitleiden mit ihrer körperlichen Schwäche hatte, gerade als hätte man zu einem der armen Hausthiere gesagt: „Armes Geschöpf, es wäre besser, Du wärest nie geboren worden.“



**Neuigkeiten.**

Nach einem Originalgemälde von Heint. Lessow.

Handwritten marks or scribbles in the top left corner.

## V.

## Penáguilas.

Der in Ringen emporsteigende Rauch der Hochöfen, welche die ganze Nacht hindurch gearbeitet hatten, begann nach und nach eine hellere Farbe anzunehmen. Die Sonne erhob sich über die Berge, und nach und nach wurde ganz Socartes mit seinen röthlichen Sandsteinhügeln und seinen vom Rauch geschwärzten Gebäuden sichtbar. Die Glocke rief zur Arbeit, und hunderte von Menschen kamen, noch mit dem Schlaf in den Augen, aus ihren Wohnungen heraus. Langsam verließen die Maulesel ihren Stall und begaben sich allein nach der Tränke. Dann wurden sie vor die langen Wagenreihen gespannt, um das Erz in die Hochöfen zu bringen. Alles hatte eine rothe Farbe, sogar der Bach, der Socartes durchfloß, hatte Rosenwasser.

Nela trat aus dem Hause der Familie Centeno. In der Hand trug sie ein Stück Brod, das Senana ihr zum Frühstück gegeben hatte. Essend ging sie schnell durch Socartes nach dem Hause in Aldeacorba.

Aus einem neu angestrichenen, freundlichen Hause kam ein hochgewachsener, junger Mann heraus. Er hatte eine gerade Haltung und schritt, ohne den Kopf zu bewegen, vorwärts. Auch seine Augen blickten unbeweglich, sein Gesicht war wie von Elfenbein, seine Züge so edel, als ob sie von Phidias gemeißelt wären.

Er schien ungefähr zwanzig Jahre alt zu sein. Sein ganzes Aussehen war ein solches, daß die Blindheit, die ihn daran verhinderte, seine eigene Schönheit zu begreifen, ein unerhörter Irrthum des Schöpfers zu sein schien.

Sein Vater, Don Francesco Penáguilas, war der geachtetste aller reichen Grundbesitzer der Gegend. Er war redlich, gutmüthig, freigebig und nicht ohne Bildung. Er hatte keine Feinde, und mehr als ein Streit war durch seine Vermittelung beigelegt worden.

Seine Frau war früh gestorben und hatte ihm nur einen blindgeborenen Sohn hinterlassen. Diese Blindheit war der größte Kummer des Vaters. Wozu nützte ihm all' sein Reichthum? Was hatte er für Freude daran, daß alle seine Unternehmungen gelangen? Er würde gern seinem Sohne seine eigenen Augen gegeben haben und während seiner übrigen Lebenszeit selbst blind gewesen sein, wenn ein solches Opfer möglich gewesen wäre. Alles erdenkliche wurde indessen gethan, um dem jungen Manne das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Keiner seiner Wünsche wurde ihm abgeschlagen, keine Mittel gespart, um ihm eine gute Erziehung zu geben und seine natürlichen Anlagen zu vervollkommen.

## VI.

## Chorheiten.

Pablo und Marianela gingen ins Freie hinaus. Choto sprang fröhlich vor ihnen her.

„Nela“, sagte Pablo, „heut muß es ein schöner Tag sein; die Luft ist mild und frisch, die Sonne wärmt, ohne zu brennen. Wohin wollen wir gehen?“

„Auf die Wiese hier vor uns. Hast Du etwas heut für mich mitgenommen?“

„Sieh nach! Vielleicht findest Du etwas in der Tasche meines Oberrockes!“

„Heilige Mutter Gottes, Schokolade! Und Nüsse! Und hier Stücken in einem Papier! Ach, wie schön das schmeckt! Daheim bei uns gibt es kein Gebäck.“

„Aber sollen wir wirklich heute auf die Wiese gehen?“

„Wohin Du willst, mein Liebling“, rief Nela, deren schwarze Augen vor Vergnügen strahlten.

„Nun, dann werden wir nach dem Hain hinter Saldeoro gehen, aber nur, wenn Du es selbst willst.“

„Gewiß will ich das, und wenn wir müde werden, setzen wir uns bei der Mühle nieder, die, wie Du behauptetest, wie ein Trunkener spricht und nur halbe Worte hervorbringt.“

„Scheint die Sonne heute klar? Nun ja, wenn Du auch sagst, daß sie es thut, so kann ich es doch nicht begreifen, da ich nicht weiß, was Licht ist.“

„Ja, heute scheint sie sehr klar, aber das kann Dir gleich sein. Denn weißt Du, die Sonne ist sehr häßlich, man kann ihr nicht einmal ins Gesicht sehen.“

„Weßhalb nicht?“

„Weil es wehthut.“

„Wo denn?“

„Im Auge. Was fühlst Du denn, wenn Du vergnügt bist?“

„Du meinst, wenn wir beide allein im Freien sind?“

„Ja.“

„Dann kommt es mir vor, als ob eine gewisse Frische, eine angenehme Weichheit sich in meinem Inneren verbreite.“

„Siehst Du, das war es gerade, was ich hören wollte. Du liebe Mutter Gottes, dann weißt Du ja, wie die Sonne strahlt!“

„Mit Frische?“

„Nein.“

„Womit denn?“

„Mit dem andern.“

„Ich merke, daß es Sachen giebt, die man nicht erklären kann. Früher suchte ich mir eine Vorstellung von Tag und Nacht zu machen und dachte: Wenn die Leute sprechen, ist es Tag, aber wenn alles in Schweigen verharrt und nur der Hahn kräht, ist es Nacht. Jetzt dagegen sage ich: Wenn wir beide zusammen sind, dann ist es Tag, und wenn wir von einander getrennt sind, ist es Nacht.“

„Ganz dasselbe meine ich, obgleich ich sehen kann.“

„Ich werde meinen Vater bitten, Dich bei uns wohnen zu lassen, so daß wir stets beisammen sein können.“

Marianela klatschte in die Hände, hob die Röcke etwas empor und begann zu tanzen.

„Was thust Du, Nela?“

„Ich tanze. Ich bin so fröhlich, daß ich nicht stillstehen kann.“

Sie waren in den Wald gelangt und ließen sich unter einem Baume nieder. Das Mädchen pflückte ein paar Blumen und gab sie dem Blinden.

„Ich kann sie nicht sehen und dennoch halte ich sie gern in der Hand. Mir scheint, als ob etwas in mir ist, was den Blumen gleicht, als ob ich in mein Inneres sehen könnte.“

„Ja, ich verstehe. Die Sonne, die Sterne, die Blumen und den blauen Himmel haben wir auch in uns; mir ist es, als ob sie auch sehen könnte, wenn ich die Augen schließe.“

„Nela, Du mußt etwas lernen, was ich selbst nicht kann: Du mußt lesen lernen.“

„Und wer soll mich das lehren?“

„Mein Vater. Du weißt, daß er mir nichts abschlägt, Du darfst nicht länger so wie bisher leben. Während der achtzehn Monate, die Du meine Führerin gewesen bist, habe ich Dich kennen gelernt; ich weiß alles, was Du denkst, wie gut Du bist, und welche lebhafteste Vorstellung Du Dir von allem machst.“

„Ich glaube, daß ich nur geboren bin, um Deine Führerin zu sein, und daß ich meine Augen nur deshalb bekommen habe, damit Du alles Schöne, was die Erde trägt, sehen mögest.“

„Sage mir, Nela, wie siehst Du aus?“

Das Mädchen antwortete nicht. Es kam ihm vor, als habe es einen Schlag ins Gesicht bekommen.

(Schluß folgt.)





## Henriette Herz.

Von Richard George.

**G**egen das Ende der vierziger Jahre verschieden in Paris und Berlin zwei Frauen, welche eine ganz eigenartige Rolle in dem geistigen Leben dieser beiden Hauptstädte gespielt hatten, und welche wegen ihres hervorragenden Geistes und wegen ihrer Schönheit würdig sind, in dem Andenken der spätesten Geschlechter fortzuleben: Madame Récamier und Henriette Herz.

Beide Frauen vereinigten in seltener Weise strahlendste Schönheit mit den edelsten Eigenschaften der Seele; beide waren die treuesten Freundinnen, die hilfreichsten Samariterinnen, die Vorbilder schönster, idealster Weiblichkeit; beide glichen sich auch darin, daß sie an Männer verheiratet waren, die ihre Väter sein konnten und folglich nur väterliche Empfindungen für sie hegten; vor allem aber liegt das Gemeinsame beider Frauen darin, daß sowohl die reiche Pariser Bankiersgattin als auch die Gattin des hoch angesehenen Berliner Arztes gleichsam die Brennpunkte der Geistes-Aristokratie ihrer Zeit waren, daß ihre Salons die Vereinigungspunkte aller hervorragenden Männer und Frauen ihrer Zeit bildeten.

Henriette Herz, mit der wir uns im Nachstehenden vom psychologischen und kulturhistorischen Standpunkte aus beschäftigen wollen, wurde am 5. September 1764 zu Berlin geboren; ihr Vater war ein jüdischer Arzt portugiesischer Abkunft, namens de Lemos; er war ein weicher, milder Charakter, zu welchem der Mutter herbe Strenge in einem gewissen Gegenjate stand. Henriette hatte das große Glück, inmitten eines schönen Familienlebens aufzuwachsen — ein Glück, das nur der so recht zu würdigen versteht, der es entbehren mußte. Sie war schon als Kind sehr schön und körperlich frühreif; die Erziehung, die sie genoß, war für die damalige Zeit eine sorgfältige, wengleich sie nach unsern Begriffen eine planlose zu nennen ist. Als Henriette zwölf Jahre alt war, warb Marcus Herz, ein viel

beschäftigter, vorzüglicher Arzt, der auch als Schriftsteller einen bedeutenden Ruf genoß, um sie; er war siebenzehn Jahre älter als Henriette; dennoch gaben ihm die Eltern das Jawort, da er ein Mann von Charakter und im Besitz einer gesicherten Lebensstellung war.

Drei Jahre darauf heiratete Henriette den kleinen, häßlichen Mann; sie that es, weil die Eltern es wünschten, und weil sie sich der Tragweite ihres Schrittes nicht bewußt war; und doch beging sie, wie jeder der eine Konvenienzehe schließt, eine Sünde wider den heiligen Geist der Menschheit und der Natur, eine Sünde, in der gemeine Naturen elend untergehen, während Edle zur Strafe für sie bis zum letzten Athemzuge ein unbefriedigtes Sehnen nach einem süßen Etwas in sich tragen.

Dieses Etwas ist die Liebe; sie ist ein unumstößliches, ewiges Naturgesetz, das von Ewigkeit zu Ewigkeit bestehen wird. Wie der Erdball seit Jahrtausenden um die Sonne kreist, wie von Urbeginn an der Wechsel zwischen Tag und Nacht stattfindet, so uralt und ewig ist die Liebe zwischen Mann und Weib, die in der Ehe ihre heilige Verklärung findet, die dem Weibe als liebende Gattin, als liebende Mutter seinen Platz anweist. Diesen Platz hat Henriette nie einnehmen können, da sie eben eine Konvenienzehe geschlossen, in der beide Theile über gegenseitige Hochachtung nicht hinaus kamen, der die höchste Weihe fehlte. Henriette Herz sagt selbst darüber: „Meine Ehe darf ich ein glückliches Verhältniß nennen, wenn vielleicht nicht eigentlich eine glückliche Ehe. Die Ehe bildete für meinen Mann nicht einen Mittelpunkt seines Seins, und nächstdem war die unsere nicht durch Kinder gesegnet. Wäre mir dies Glück vergönnt gewesen, ich weiß, ich wäre eine gute Mutter geworden, wie ich eine gute Gattin war: denn das Zeugniß darf ich mir geben: Mein Mann wurde durch mich so glücklich, als er überhaupt durch eine Frau werden konnte.“ In diesen Worten spricht sich ihre Sehnsucht nur verschleiert aus: es ist Resignation in das unerbittliche Schicksal. „Man hat mich nicht genug benutzt, als ich noch fähig war, zu nützen“, klagt sie an anderer Stelle in ihren Erinnerungen. Einmal war sie bei der Herzogin Dorothea von Surland zum Diner; Prinz Louis Ferdinand saßte sie bei der Hand und führte sie vor die edle Gastgeberin mit den Worten: „Betrachten Sie diese Frau! Und diese Frau ist nie geliebt worden, wie sie es verdiente!“ — ein Ausspruch, den Henriette Herz bestätigt, indem sie sagt: „Recht hat er freilich. So unendlich gut mein Mann gegen mich war, so liebend er sich die Bildung meines Geistes angelegen sein ließ, so vertrauensvoll er mir alle Freiheit gewährte, die mir das Leben verschönen konnte, eine Liebe, wie ich sie im Herzen trug, kannte er nicht, ja, wenn ich sie äußerte, wies er sie gleich einer Kinderei zurück.“

Dieser letzte Passus klingt wie der Angstschrei einer gequälten Frauenseele, die nach Liebe stöhnt, nach der erquickenden Labfal, die die gültige Gottheit als köstlichstes Kleinod in das Herz des Men-

schen legte. „Und ob ihr redet mit Engelszungen und hättet der Liebe nicht, es wäre nur tönend Erz und eine klingende Schelle“, sagt die Schrift, und auch Henriette Herz empfand die beseligende und doch für sie so bittere Wahrheit der Worte des Apostels in vollstem Umfange, und wenn sie ihr Leben auch ein reiches und schönes nennt, so fehlte demselben doch die höchste Seligkeit.

Nichts ist natürlicher, als daß sie Ersatz für dieselbe suchte und denselben in ihrer gesellschaftlichen Rolle fand, soweit es eben für Ehe- und Mutterglück ein Surrogat giebt, so daß ihre Konvenienzehe gewissermaßen die psychologische Ursache ist, daß sie Jahrzehnte hindurch der Brennpunkt des Berliner gesellschaftlichen Lebens war. Zu dieser Rolle befähigte sie in erster Linie ihre strahlende, unvergleichliche Schönheit: ihr Wuchs war hoch und edel; eine gefällige Fülle der Formen verhinderte nicht, daß sie den Eindruck des schlanken machte; sie war eine reine, milde, echt weibliche Schönheit mit einem klassischen Profil. Ihre Nase setzte sich in fast lothrechtlicher Linie an die Stirn; ihr kleiner Mund zeigte eine Reihe perlenartiger Zähne; ihre dunkeln, leuchtenden Augen wurden von schwarzen Brauen beschattet, welche wunderbar mit der Fülle des reichen dunkeln Haares harmonirten.

Zu diesen berücksichtigenden Eigenschaften der äußeren Erscheinung gesellte sich, nachdem sie einige Jahre verheiratet war, ein gediegenes Wissen, um sie zum Anziehungspunkte zu machen und die Notabilitäten des Geistes um sie zu sammeln. Mit recht durfte sie später von sich sagen: „Es giebt kaum eine Wissenschaft, in welcher ich mich nicht einigermaßen wenigstens umgesehen hätte und einige trieb ich ernst, so Physik und späterhin mehrere Sprachen.“ Ihre Kenntniß der Letzteren namentlich war bedeutend und erhob sich weit über das gewöhnliche Niveau; sie verstand hebräisch, griechisch, lateinisch, französisch, englisch, italienisch, spanisch und schwedisch und überlegte unter Beihilfe Schleiermachers zwei englische Reiseverke: Mungo Parks Reise in das Innere von Afrika (Berlin 1799) und Wald des Jüngerer Reise in die Vereinigten Staaten von Amerika (Berlin 1800). Dieser mühevollen Aufgabe unterzog sie sich, um zur Aussteuer einer armen Verwandtin beizutragen — ein Werk, das so recht bezeichnend für ihre aufopfernde Herzengüte ist.

Diese und ihr tiefes Gemüt, ihr stark ausgeprägtes Freundschaftsgefühl müssen wir als drittes Moment zur Erklärung der Stellung anführen, die Henriette Herz damals in der Gesellschaft einnahm. Ganz erklärlich und verständlich wird uns dieselbe jedoch erst, wenn wir einen Blick auf die damaligen gesellschaftlichen Verhältnisse Berlins werfen. Henriette verheiratete sich sieben Jahre vor dem Tode Friedrichs des Großen. Zur damaligen Zeit lag der gesellschaftliche Schwerpunkt, soweit es sich um höhere, geistige Geseßlichkeit handelt, entschieden in den Händen der Juden. Die Gebildeten derselben trieben, angeregt durch Moses Mendelssohn, Philosophie und waren den geistigen Interessen überhaupt zugethan. Die

jüdischen Damen warfen sich auf die Literatur, nicht allein auf die neu erwachende deutsche, sondern auch auf die französische, die in Voltaire soeben den letzten Vertreter ihrer Glanzperiode hatte hinscheiden sehen (1778). Es gehörte damals zum guten Ton, daß in den reichen jüdischen Häusern jedermann fließend französisch sprechen konnte; einzelne besonders Eifrige lasen sogar Shakespeare im Original und die großen italienischen Klassiker in der Ursprache.

Hierzu stand der christliche Mittelstand in einem stark ausgeprägten Gegensatz; seine Vertreter waren beschränkt; die Frauen kannten keine geistigen Interessen, die Männer waren pedantisch und fanden ihr würdigstes Beispiel in dem gelehrten Buchhändler Nicolai. Boten so die christlichen Häuser wenig Anziehendes für die Geistes-Aristokratie, so war auch der Hof nicht der Sitz höheren geistigen Lebens; Friedrich der Große war ganz in französischer Bildung befangen und lieferte in seiner Schrift über die deutsche Literatur den eklatantesten Beweis, daß er auf diesem Gebiete um Jahrzehnte zurückgeblieben sei; sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm II., wurde zu sehr von den Reizen seiner Maitressen, von seiner Neigung zu mystischer Frömmelci in Anspruch genommen, als daß er seinen Hof zu einem Sitze höheren geistigen Lebens hätte machen können. So gähnte überall Langeweile und Geistlosigkeit, und der jüdische Kreis, der sich in den letzten Jahren der Friedericianischen Epoche gebildet, nahm alles geistig bedeutende, ohne Rücksicht auf Religion und Rang, in sich auf. In diesen Kreis trat Henriette Herz durch ihre Verheirathung, und da ihr Mann mit allen damaligen Trägern der Intelligenz befreundet war, so muß es bei ihrer Schönheit, ihrem Geist, ihrem Gemüt ganz natürlich erscheinen, daß sie zu der großartigen Stellung im gesellschaftlichen Leben gelangte, die sie Jahrzehnte hindurch einnahm, daß ihr Haus der Mittelpunkt desselben wurde, daß sich bei ihr Diplomaten, Künstler, Dichter und Schriftsteller einfanden.

Der Ton, welcher in dem Hause von Marcus Herz herrschte, war ein von edelster Begeisterung für Kunst, Literatur und Wissenschaft durchglüheter. Marcus Herz, der Schüler Kants, hielt bei sich philosophische Vorlesungen und solche über Experimentalphysik; zu seinen Zuhörern gehörten u. a. Delbrück, der Erzieher des späteren Friedrich Wilhelm IV. und die Gebrüder Humboldt. Der gelehrte Hausherr war ein großer Lessing-Verehrer, während seine kühle Verstandesrichtung von Goethe und Schiller nicht begeistert werden konnte. Diese Heroen unserer Literatur fanden dagegen in seiner feinsinnigen Gattin die glühendste Verehrerin, wie sie auch später eine der Romantiker ward.

Charakteristisch für den Kreis, zu dessen Mittelpunkt sich Henriette Herz nach ihrer Verheirathung alsbald erhob, ist der allgemeine Trieb, nach gegenseitiger Belehrung und Veredelung. Dieses so anerkennenswerthe Streben fand seinen Ausdruck in den Lesegesellschaften, welche sich zu Ende des vorigen Jahrhunderts bildeten; so

kam eine solche allwöchentlich zusammen bei Dorothea Weit, der Tochter Moses Mendelssohns, auf welche wir später noch zu sprechen kommen. Später vereinigte man sich beim Hofrath Bauer, dem Kastellan des königl. Schlosses, bis sich in noch späterer Zeit die Mittwochsgesellschaft konstituirte, die zu dauerndem Bestehen und zu hohem Ruhme gelangen sollte. Eine Gesellschaft, welcher Henriette Herz so recht das Gepräge ihres Geistes ausdrückte, war der Tugendbund; er hatte Statuten und verfolgte den Zweck gegenseitiger geistiger, wissenschaftlicher Heranbildung, aber auch den werththätiger Liebe. Diesem Tugendbunde gehörten u. a. an: W. v. Humboldt, der sich im siebzehnten Jahre an Henriette Herz anschloß; Karl von Laroche, Dorothea Weit und Henriette Mendelssohn. Brieflich stand dieser Bund mit Karoline von Wolzogen und Karoline von Dachroeden in Verbindung. Durch diesen brieflichen Verkehr lernte W. v. Humboldt in der Letzteren seine spätere Gattin kennen.

Unter den Männern, welche den Salons der Henriette Herz im ersten Jahrzehnt nach ihrer Verheirathung zur Zierde gereichten, sind hervorzuheben: Karl Wilhelm Ramler, einer der vorzüglichsten Uebersetzer, hochberühmt wegen seines poetisch-technischen Feingefühls; Joh. Jakob Engel, der letzte bedeutende Vertreter der moralisirenden, rationalistischen Richtung; Karl Philipp Moriz, ein trefflicher Schriftsteller der Sturm- und Drangperiode, ein „guter Kopf“, doch ein „exzentrisches Original“, wie ihn die Zeitgenossen mit Recht charakterisirten; der bekannte Theologe und Probst der St. Nicolaiskirche Johann Joachim Spalding; der politische und historische Schriftsteller von Dohm; Johann Friedrich Reichardt, Kgl. Kapellmeister, bekannt als Komponist von Opern und Liedern, namentlich zu Goethe'schen Gedichten; der große Bildhauer Johann Gottfried Schadow, der Schöpfer der Quadriga auf dem Brandenburger Thor zu Berlin; der Buchhändler und Schriftsteller Fr. Nicolai, der in der Geschichte unserer Literatur eine so eigenartige Stellung einnimmt. Auch Friedrich von Geng verkehrte bis zu seinem Uebertritt in den österreichischen Staatsdienst in dem Herz'schen Kreise; in ihren Erinnerungen fällt sie das denkbar ungünstigste Urtheil über ihn; sie leitet das Schwinden seines Freiinns von einer österreichischen Pension her, die ihn mundtot gemacht habe und nennt ihn frivol und leichtsinnig — Bezeichnungen, die der große Publizist auch wohl verdient. Die Diplomatie wurde in dem Salon der Henriette Herz nicht allein durch diesen Ränkeschmied vertreten. War doch der Graf Alexander von Dohna-Schlobitten, der sich zur Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens so große Verdienste erwarb, einer ihrer aufrichtigsten Verehrer, welcher ihr nach dem Tode ihres Mannes seine Hand anbot und auch auf sie einen tieferen Eindruck gemacht zu haben scheint, weungleich sie ihm auch einen Korb ertheilte. Von sonstigen Diplomaten verdient noch der schwedische Gesandte Karl Gustav von Brinkmann, der sich auch als Dichter einen ehrenvollen Namen erworben, Hervorhebung.

Vorzugsweise waren es jedoch Männer der Dichtkunst, die sich um die schöne Frau scharten. Zu ihren intimern Freunden gehörte auch Friedrich von Schlegel. Er lernte durch sie während seines Berliner Aufenthaltes die Gattin des Kaufmanns Weit, die Tochter Moses Mendelssohns, die Mutter der Maler Moriz und Philipp Weit, kennen, zu der er bald in ein sehr vertrautes Verhältniß trat, was deren Scheidung von ihrem Gatten zur Folge hatte. In dieser Angelegenheit spielte Henriette Herz die Vermittlerin neben Schleiermacher, der auch der Scheidung der unglücklichen Ehe das Wort redete. Als dann 1799 Schlegels Roman „Lucinde“ erschien, in welchem der Verfasser eine Apothekose der sinnlichen Liebe versucht, erregte das Verhalten Henriettes und Schleiermachers in dieser Sache vielfachen Anstoß, und vergeblich war des letzteren Bemühen, diesen Anstoß durch seine „Vertrauten Briefe über Lucinde“ zu beseitigen.

Den großen Schleiermacher, den Bahnbrecher der neuen protestantischen Theologie, hatte Henriette Herz schon 1794 flüchtig kennen gelernt. Diese Bekanntschaft wurde 1796 erneuert und vertieft, als er Prediger am Charitékrankenhaus zu Berlin wurde. Schleiermacher war damals noch ganz unbekannt, und Henriette Herz gebührt das Verdienst, ihn zu literarischem Schaffen ermuntert zu haben; er fühlte sich ungemein hingezogen zu der wunderbaren Frau, mit der er eins jener idealen Freundschaftsbündnisse schloß, an denen die damalige Zeit reich ist. Es war ein Verhältniß, das stets ungetrübt und fleckenlos blieb, und in das sich nichts mischte, was irgendwie nach Leidenschaft und Liebe ausjah. Schon am 6. September 1798 schrieb Schleiermacher aus Landsberg an Henriette: „O Sie Fruchtbare, Sie viel Wirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur!“ Am 25. Februar 1799 richtet er die Worte edler Selbst-Charakteristik an die Freundin: „Ich strecke alle meine Wurzeln und Blätter aus nach Liebe, ich muß sie unmittelbar berühren, und wenn ich sie nicht in vollen Zügen in mich schlürfen kann, bin ich gleich trocken und welk.“ Als er dann 1802 Berlin verließ und als Hofprediger nach Stolpe ging, hatten sie das steife „Sie“ mit dem vertraulichen „Du“ vertauscht und am 16. September des genannten Jahres charakterisirt Schleiermacher die Freundin mit den Worten: „Vereinigt sich in Dir nicht vieles, was Du sonst nur getrennt oder wenigstens ganz anders modifizirt siehst? Soll ich Dir etwa alles vorrechnen? Deine Berufstreue, Deine Liebe, Deine passive Wissenschaftlichkeit, Deinen Weltsin u. s. w.? Deine unendliche Mimik, aus der sowohl Deine Philologie als Deine Menschenkenntniß entspringt, Dein praktisches Talent, das bis zur Unerfättlichkeit geht.“ So stand Henriette Herz mit Schleiermacher in einem ideal-schönen, rein platonischen Verhältniß, mochte dasselbe auch das Kopfschütteln bedächtiger Sittenrichter erregen und den Berliner Volkswitz zu einer Karikatur herausfordern: Man stellte Henriette Herz dar, wie sie mit dem kleinen, unansehnlichen Schleiermacher spazieren ging, indem sie ihn als Knicker (Sonnenschirm) in der Hand trug, während

ihm selbst ein solcher Ruicker kleinsten Formates aus seiner Tasche sah.

Neben ihren Beziehungen zu Schleiermacher zogen namentlich die zu dem jugendlichen Ludwig Börne die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich. Dieser, damals noch Lion Baruch genannt, weilte als 16—17jähriger junger Mann im Hause von Marcus Herz, der seine Studien überwachen sollte. Obwohl Henriette bereits 38 Jahr alt war und folglich die Mutter des jungen Menschen hätte sein können, verliebte sich der Letztere in die noch immer sehr schöne Frau und gerieth in eine so leidenschaftliche Ekstase, daß er sich zweimal ihretwegen das Leben nehmen wollte. Unter diesen Umständen war sein Bleiben in dem Herzschen Hause nicht länger möglich; man schickte den feurigen Jüngling nach Halle, wohin Schleiermacher inzwischen ebenfalls verjagt worden war, dem Henriette den jungen Heißsporn aufs wärmste empfahl. Nachdem Börne bereits der berühmte Publizist geworden, sah sie ihn 1819 in Frankfurt a. M. wieder; „von seiner tollen Leidenschaft“ war er geheilt, wie sie sich in ihren Erinnerungen ausdrückt. Später sah sie ihn noch einmal in Berlin (1827).

Mit diesen klangvollen Namen ist unsere Blütenlese von großen Geistern aus dem Herzschen Salon noch lange nicht erschöpft. Zu ihren besten Freunden zählte der namhafte Liederkomponist Karl Friedrich Zelter, der Direktor der Singakademie war. Während seines Berliner Aufenthaltes (1796—1806) verkehrte auch der als Geistlicher und Freimaurer bekannte Ignaz Aurelius Fessler in ihrem Hause; ferner der um die Einrichtung des Berliner Museums hoch verdiente Archäolog und Kunsthistoriker Alois Hirt. Des Erziehers von Friedrich Wilhelm IV., Johann Friedrich Delbrück, gedachten wir schon weiter oben, der Dichter der „Lieder zweier Liebenden“, L. F. G. v. Gödingk, den Henriette auf einer Reise nach Leipzig kennen gelernt, verfehlte ebenfalls nicht, bei seiner Anwesenheit in Berlin (1793—1807) in ihrem Salon zu erscheinen. Ziemlich kühl stand A. W. Schlegel der so allgemein verehrten Frau gegenüber. Umso mehr schätzte sie, wie wir schon anzudeuten Gelegenheit hatten, der geniale Neffe Friedrich des Großen, Prinz Louis Ferdinand von Preußen, ein Fürst, in welchem Tapferkeit, Exzentricität, ungezügelte Sinnlichkeit und Kunstsinne um die Oberhand stritten, und welcher als tollkühner Held bei Saalfeld 1806 seinen Tod finden sollte. Der Epoche vor dem Befreiungskampfe gehört unter den Freunden der Henriette Herz auch der große Historiker Johannes von Müller an, der von 1804—1806 in Berlin weilte und sich dann leider von Napoleon dazu bestimmen ließ, in westfälische Dienste zu treten. Durch Schleiermacher kam Henriette Herz mit den geistigen Rorpphären des Befreiungskampfes in Berührung und lernte Männer wie Ernst Moriz Arndt, den späteren Schwager Schleiermachers, den Historiker Niebuhr und den verdienstvollen Buchhändler Georg Reimer kennen. Auch mit Alexander von der Marwitz, der in der Schlacht von Montmirail den Heldentod fand,

war Henriette bekannt. Unter ihren hervorragenden Freunden und Bekannten nach der Zeit der Freiheitskriege sind Warnhagen von Enje und Adalbert von Chamisso zu nennen.

Die hervorragende Stellung, welche Henriette Herz in der Berliner Gesellschaft einnahm, brachte es mit sich, daß auch die geistigen Größen, welche Berlin nur besuchsweise berührten, der Ersteren ihre Aufmerksamkeit machten. So wurde auch Schiller 1804 in ihren Kreis hineingezogen. In ihren Erinnerungen giebt uns Henriette sehr interessante Einzelheiten über Schillers damalige Erscheinung, die wir hier im Wortlaute folgen lassen:

„Er war von hohem Wuchse, das Profil des oberen Theiles des Gesichtes war sehr edel; man hat das seine, wenn man das seiner Tochter, der Frau von Gleichen, ins männliche übersezt. Aber seine bleiche Farbe und das röthliche Haar störten einigermassen den Eindruck. Belebten sich jedoch im Laufe der Unterhaltung seine Züge, überflog dann ein leichtes Roth seine Wangen, und erhöheten sich der Glanz seines blauen Auges, so war es unmöglich, irgend etwas störendes in seiner äußeren Erscheinung zu finden.“

Henriette Herz hatte sich Schiller nach seinen Werken als einen Mann mit feuriger Phantasie, lebhafter Ausdrucksweise gedacht, der in seinen Reden rückhaltlos seine Ueberzeugung ausspricht. Sie sah sich jedoch in dieser Erwartung getäuscht, was aus folgendem Citat aus ihren Erinnerungen hervorgeht:

„Ich meinte, er müsse im Laufe eines Gespräches etwa wie sein Rosa in der berühmten Scene mit König Philipp sprechen. Zu meinem Erstaunen nun stellte er sich in seiner Unterhaltung als ein sehr lebenskluger Mann dar, der namentlich höchst vorsichtig in seinen Aeußerungen über Personen war, wenn er durch sie irgend Anstoß zu erregen glaubte. Doch half ihm in Berlin die Zurückhaltung nicht viel. Die schlauen Hauptstädter wußten bald, daß seine Frau durch ihre fein gesponnenen Fragen weniger gewappnet war wie er; und so erfuhr man denn von der Frau, was der Mann zu verschweigen für gut erachtete.“

Vier Jahre früher hatte Henriette Herz den größten Humoristen Deutschlands, Jean Paul bei sich empfangen, wie sie wenigstens in ihren nicht immer ganz zuverlässigen Erinnerungen berichtet, während H. W. Schlegel in einem böshaften Briefe an Ludwig Tieck, das Gegentheil schreibt: „Die Herz hatte neulich eine ganze Gesellschaft auf diesen großen Mann gebeten; ich wollte ihn doch gern sprechen hören und war auch von der Partie, aber denke Dir die Kränkung, die die Herz erdulden mußte: er geht mit Bernhard vor ihrem Fenster vorüber, ohne zu ihr herauf zu kommen und sein Versprechen zu erfüllen. Die Herz verlor beinahe die Fassung.“

Es bleibt uns nun noch übrig, über die Beziehungen zu berichten, welche die Letztere zu berühmten Geschlechtsgenössinnen hatte. Sehr nahe stand ihr vor allem Dorothea Veit, wie wir bereits erwähnt; freundschaftliche Beziehungen unterhielt sie auch mit der

Herzogin Dorothea von Kurland und deren Schwester, der Dichterin Elisa von der Recke. Auf einem Diner bei der Ersteren lernte sie Frau von Staël kennen, mit der sie ebenfalls freundschaftliche Beziehungen anknüpfte. Ganz kühl stand sie sich dagegen mit Rachel Levin, der späteren Gattin Barnhagens; so schreibt diese am 29. November 1808 an den Letzteren:

„Schleiermacher heiratet ganz bestimmt die Wittve des Predigers von Willich. Und friert Madame Herz diesen Winter, so ist es, *parce qu'elle lui fait grâce du Koppelpelz!*“ ebenso am 12. November 1810: „Madame Herz lebt gepulzt, ohne zu wissen, daß man sich ausziehen kann, und wie einem dann ist“; endlich aus Dresden am 28. September 1811: „Die Hofrätthin Herz ist seit gestern hier; ich habe sie heute Abend in Körners Vorzimmer mit Meier gesprochen. Sterile, affectirt.“

Das äußere Leben Henriette's verließ im Vergleich zu ihrem reichen Innenleben und den zahllosen Eindrücken, die sie bei ihrer Empfänglichkeit durch den Verkehr mit so vielen hervorragenden Männern und Frauen erhalten mußte, sehr schlicht und einfach. Im Jahre 1803 starb der Hofrath Herz; sie war ihm eine treue, dankbare Freundin gewesen und achtete ihn nach seinem Tode hoch. Leider gestalteten sich nach demselben ihre pekuniären Verhältnisse drückend, da ihr nur eine kleine Wittwenpension blieb. 1806 wurde ihr der ehrenvolle Antrag gestellt, die Erziehung der Prinzessin Charlotte, der späteren Kaiserin von Rußland, zu übernehmen, den sie jedoch ablehnte, da sie aus Rücksicht auf ihre noch lebende Mutter nicht zum Christenthum übertreten wollte. Nach Einbruch der Katastrophe von 1806 gerieth sie in große pekuniäre Noth, da ihr keine Pension und auch keine Zinsen gezahlt wurden. Sie wandte sich in derselben an W. von Humboldt in Rom, der ihr Rath und Hilfe schaffte, und suchte mit Schleiermacher, der, wie schon der Brief der Rachel andeutet, in jenem Jahre in den Stand der heiligen Ehe trat, eine Zuflucht auf der Insel Rügen. Von sonstigen Reisen aus jener Zeit sind die nach Dresden (1810), wo sie auch Goethe kennen lernte, und die nach Wien (1811) hervorzuheben.

Nach dem Frieden von Tilsit, welcher Henriette Herz wieder in den Besitz ihrer Revenuen brachte, kehrte auch in ihren Kreis der Ernst der Zeit ein. Die Poesie und Kunst trat in den Vordergrund, alles drehte sich um das wiedererstehende Vaterland, dem auch Henriette von ganzem Herzen ergeben war. Als echt deutsche Frau betheiligte sie sich 1813 in der rührendsten Weise an der Fürsorge für die Verwundeten und stimmte mit ein in den allgemeinen Jubel über die Befreiung vom Joch Napoleons.

Der Tod ihrer Mutter (1817) ermöglichte Henriette die Ausföhrung eines Schrittes, den Schleiermacher schon längst gewünscht: sie trat zum Christenthum über, dem sie ihrem Geiste, ihrer Gesinnung nach schon längst angehörte. Gleich darauf entfernte sie eine Reise nach Rom zwei Jahre (1817—1819) aus Berlin; sie nahm

in der dortigen Gesellschaft bald ebenfalls eine hervorragende Stellung ein. Als sie von Rom abreiste, schreibt die wenig bekannte Malerin Luise Seidler: „Die edle schöne Herz war der allgemeine Liebling geworden, viele Thränen flossen ihr nach.“

Auf ihrer Rückreise besuchte sie Arndt in Bonn und wurde dort Zeugin der polizeilichen Konfiszirung seiner Schriften und Papiere. In Berlin nahm sie ihre alte Geselligkeit wieder auf, las daneben viel und ertheilte jungen Mädchen unentgeltlichen Sprachunterricht. Die Gabe, der Liebling der Menschen zu sein, blieb ihr bis ins höchste Greisenalter erhalten, als die Schönheit der Form geschwunden war. Der Schmerz des hohen Alters, der im Verlust der Freunde besteht, blieb ihr nicht erspart: v. Göttingk, A. v. Dohna, Niebuhr, Karoline v. Humboldt, Schleiermacher, Karl v. Laroche, W. v. Humboldt starben vor ihr; auch wurde ihr Alter von schweren Krankheiten heimgesucht. Als der Rest ihres Lebens von pekuniären Sorgen bedroht schien, verwandte sich Alexander von Humboldt für sie bei König Friedrich Wilhelm IV., der ihr eine einmalige Unterstützung und eine Pension von 500 Thalern jährlich bewilligte. Der letzte Lichtpunkt ihres Lebens war der Besuch, welchen ihr der großmüthige, königliche Geber am 6. Juli 1847 abstattete; am 22. Oktober desselben Jahres entschlummerte die edle Greisin und ging hinüber ins Jenseits, von welchem ihr irdisches Dasein und Wirken ein Abbild gewesen; denn wenn je ein Menschenleben eine Verkörperung des schönen Goetheschen Ausspruches: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut“ dargestellt hat, so war es das der Henriette Herz — sie war die beste Freundin Schleiermachers, und schon darin liegt das Urtheil über sie. Der Zauber echter, edelster Weiblichkeit, reinsten Herzensgüte, aufrichtigster Bescheidenheit strömt von ihr aus. Sie war mit einem Worte ein ganzes Weib, und mit Wehmuth muß es uns erfüllen, daß sie den höchsten Beruf des Weibes, den als Gattin und Mutter nicht ausüben konnte.





## Aus alter Zeit der Fischerei.

**W**ährend die Bedürfnisbefriedigung der Thierwelt, so kunstvoll dieser Trieb auch manchmal ist, keine fortschreitende Vervollkommnung zeigt, offenbart sich der Mensch, im Gegensatz dazu, in seiner Wirthschaftsgestaltung fortgesetzter Entwicklung fähig. Der Kunstleiß der Biene, der Ameise, des Webervogels ist von Anbeginn an so gewesen, wie er heute ist. Die individuelle und die gesellschaftliche Schaffenskraft unseres Geschlechtes dagegen stellt sich seit Jahrtausenden in stufenweiser Entwicklung dar, vom rohen Naturzustande bis zur intellektuellen Arbeitsleistung der Jetztzeit. Dieser Bildungsprozeß ist freilich nach Rassen und Völkern immer ein sehr verschiedenartiger gewesen. Es giebt Völker, die trotz einer tausendjährigen Geschichte bis auf den heutigen Tag nicht über die niedrigste wirthschaftliche Stufe hinausgekommen und deshalb Naturvölker geblieben sind, während andere Völker von natürlichen und geistigen Anlagen begünstigt und auch durch das Land bevorzugt, auf welchem sie wohnen und wirthschaften, zu immer höheren Wirthschaftsstufen und Kulturzuständen gelangt sind.

In der Geschichte der Menschheit unterscheidet die historische Volkswirthschaftslehre bei diesem wirthschaftlichen Bildungsprozeß große allgemeine Wirthschaftsstufen und zwar im Hinblick auf den Zustand der volkwirthschaftlichen Produktion; sie unterscheidet die Stufen des Jägervolkes, respektive des Fischervolkes, des Hirten- oder Nomadenvolkes, des jeshaft gewordenen reinen Ackerbauvolkes, des Gewerbe- und Handelsvolkes und des Industrievolkes. Ohne daß diese Formen irgendwie etwa alle Formen der Völkervirthschaften erschöpfen sollten, vielmehr der individuell verschiedenen wirthschaftlichen Entwicklung der Völker, hinsichtlich verschiedener Uebergangs- und Mischformen auch hinsichtlich anderer Merkmale, z. B. der Art des Güteraustausches also der Stufe der Naturalwirthschaft, der Geldwirthschaft und der unser modernes Zeitalter umfassenden Kreditwirthschaft zc. freien Raum lassen, so sind jene

Wirthschaftsstufen doch typische Grundformen, welche wohl für alle Völker soweit unsere kulturhistorische Forschung reicht, zutreffend sein dürften. Als der Urzustand, aus welchem sich die menschlichen Wirthschaftsleistungen entwickelt haben, ist die Stufe des Jäger- und Fischervolkes anzusehen, auf welchem der Mensch schon hinsichtlich seiner Bedürfnisbefriedigung noch eine gewisse Verwandtschaft mit dem Thiere gezeigt haben muß. Ein halber Sklave der Natur richtete der Mensch damals sein Augenmerk noch ausschließlich auf den Erwerb von Lebensmitteln, die er in der äußeren ihn umgebenden Natur zu finden gewohnt war. Es waren die menschlichen Lebensverrichtungen zu dieser Zeit also noch eine reine Occupation der Naturstoffe. Jede Familie occupirte für sich die Naturprodukte, welche sie für ihre Bedürfnisse gebrauchen konnte und selbst in der vorgeschritteneren Zeit des Jägervolkes wird man sich nicht um die Entstehung der Lebensgüter gekümmert, geschweige an eine Produktion von Gütern durch künstlichen Stoffumsatz gedacht haben. Freilich mag es wie wir noch sehen werden, eine Art gewerblicher Arbeit gegeben haben; aber der Intellekt wird schwerlich viel über solche Leistungen hinausgekommen sein, welche nicht ausschließlich diesem täglichen Raub aus dem Naturreiche dienten resp. erleichtern halfen. Wenn man als ein wesentliches Merkmal des Kulturgrades einer jeden Volkswirthschaft das Verhältniß annimmt, in welchem Maße jeder der drei Produktionsfaktoren: Arbeit, Natur und Geld (womit hier das von dem Menschen hergestellte materielle Produktionsmittel zu verstehen ist) bei der Gewinnung von Gütern oder Lebensmitteln thätig ist, so kann man sagen, daß die Natur bei dem Jägervolk der Hauptfaktor jeder Produktion war. Bei dem Fischereivolk, wo eine Verschiebung dieses Verhältnisses zuerst zugunsten eines kulturellen oder wirthschaftlichen Fortschritts eingetreten ist, ist die Natur zwar auch noch ein Hauptfaktor geblieben; wir sehen aber, daß sich daneben der Faktor Arbeit erhöhte Bedeutung erworben hat und wohl läßt sich deshalb auch sagen, daß unbeschadet der großen Wahrscheinlichkeit, daß Jägervölker und Fischervölker schon in einer annehmbar ältesten Zeit neben einander existirt haben, daß die Keime der Kulturentwicklung bei dem Fischervolke einen ungleich günstigeren Boden als bei dem Jägervolke gefunden haben. Der Fischer hatte zum Unterschiede vom Jäger den Kampf nicht bloß gegen ein Einzelwesen, sondern gegen eine allgemeine Naturmacht aufzunehmen und wenn auch Meere und Flüsse in ältester Zeit ungleich ergiebiger für den Fischfang gewesen sein werden, so wird der Fischer doch immer zur Befriedigung seiner Lebensbedürfnisse ein beträchtlich größeres Maß von Ueberlegung und Intelligenz nöthig gehabt haben, als der Jäger. Die Form der Bergesellschaftung tritt auch zuerst bei dem Fischervolke auf. Die Art des Broderwerbs nöthigte zum gemeinsamen Handeln und eine sich daraus geltend machende Summe von Einzelintelligenzen wird zum Zweck einer bestmöglichen Ueberwindung des Naturwiderstandes, Wind, Wasser u. auch die ersten Anfänge der Schifffahrt gefördert haben.

Ist es doch bekannt, daß die Urform des heutigen Schiffes, eine getreue Nachbildung des Fischkörpers gewesen sein soll. Unsere Kenntnisse von Fischerei treibenden Urvölkern sind dank vieler Alterthümer, welche uns die Geologie aus unfaßbar fernliegenden Zeitepochen der Erde erschlossen hat, nicht so mangelhaft geblieben, wie noch häufig angenommen wird.

Die Geologie unterscheidet bekanntlich eine Reihe von Perioden der Erdbildung, deren letzte (vom Alluvium, dem heutigen Zeitalter der Erde, abgesehen) das Diluvium war, jene Formation der Erdoberfläche, in welcher der Mensch zum ersten Male auftrat. Der europäische Kontinent charakterisirte sich in dieser diluvialen Zeit der Erdoberfläche durch große Gletscheransammlungen, welche sich von den Gebirgen herab in die Ebenen ausbreiteten und dem Klima und Boden Europas einen fast arktischen Charakter gaben. Die von den Eismassen der Hochgebirge freigebliebenen Ebenen waren von riesigen Thiergestalten belebt, die zum größeren Theile schon in vorhistorischer Zeit, wenige erst später ausgestorben sind. Das gigantische Mammuth bevölkerte noch die Wälder, das zweihornige Rhinoceros die Sümpfe, das Flußpferd die Seen und Flüsse, Moschusochsen, Bison und Auerochsen tummelten sich in den Niederungen. Infolge säkularer Hebungen hatte sich allmählich der europäische Kontinent der Diluvialzeit und mit ihm Deutschland, dessen nördliches Flachland über den Meeresspiegel tauchte, vergrößert; Schweden und Finnland stiegen als Schutzwälle zwischen der Ostsee und den arktischen Meeren, nebst seinen kalten Strömungen und Eisbergen empor, ein wärmeres Kontinentalklima und wärmere und namentlich trockenere Winde hatten sich eingestellt; vor ihnen waren die Gletscher zurückgewichen, ihre Schmelzlinie war besonders bergaufwärts gerückt und hatte sich endlich bis in das Hochgebirge hinaufgezogen. Deutschland hatte damals im allgemeinen die Konfiguration gewonnen, welche es heute besitzt.

Der Mensch hatte sich allmählich ausgebreitet. Er hatte in der ersten Zeit des Diluviums als ein Höhlenbewohner auf der denkbar niedrigsten Stufe der Kultur gelebt. Die Benutzung der Metalle waren ihm unbekannt. Werkzeuge und Waffen waren einzig roh behauene Feuersteine und grobbearbeitete Knochen, an Stelle der späteren aus Thon gefertigten Kochgeschirre hatte er sich Schiefer- und Sandsteinplatten bedient. Es ist bekannt, daß diese ältere Zeit des Diluviums nach diesen steinernen Kulturattributen deshalb auch die „Steinzeit“ genannt wird. Dieser älteren Steinzeit war dann nach tausenden von Jahren die jüngere Steinzeit gefolgt mit ihren Pfahlbauten und Hühnengräbern. Wie in der älteren, so war in dessen auch in dieser jüngeren Steinzeit dem Menschengeschlecht der Ackerbau noch so gut wie fremd geblieben. Allein Jagd und dann Fischerei waren die einzigen wirthschaftlichen Leistungen. Die gewaltigen unregelmäßigen Wasserströme des älteren Diluviums hatten sich ihre Betten ausgegraben und ungeheure Binnenseen waren übrig geblieben. Ein großer Fischreichthum, an den uns heute noch die

großen Wasserläufe an der Grenzscheide Europas, Wolga und Don erinnern, zeichneten die Wassergebiete aus und es kann nicht zweifelhaft sein, daß sich Beruf und Lebensneigung des diluvialen Menschen besonders auf die Occupirung der reichen Wasserstände gerichtet haben.

\* \* \*

Zu den ehrwürdigsten Zeugen der Lebensverrichtungen des unserm geschichtlichen Zeitalter unzählig viele Jahrtausende zurückliegenden Menschengeschlechts, können die auf den Inseln Sardinien und Sicilien, Elba und Pianosa, einem kleinen zwischen der italienischen Küste und Korsika liegenden Eilande, vorgefundenen Ueberreste von Fischereigeräthen aus Knochen und Stein (Quarsiten und Obsidian) gerechnet werden, nicht zum wenigsten auch deshalb, weil schon in dieser Zeit den Bewohnern dieser Inseln, wie dies aus vielen Anzeichen mit großer Bestimmtheit zu schließen ist\*), die Schifffahrt nicht unbekannt gewesen sein kann. Die auf diesen Inseln gefundenen Fischereigeräthe stimmen der Hauptsache nach überein mit den im mittleren und nördlichen Europa gemachten und aus der gleichen Zeit stammenden Funden. Besonders bei den Fischspeeren mit und ohne Widerhaken, eine Art Harpune, und bei dünnen Spießen ist die Identität recognoscirt worden. Es scheint übrigens, daß der Europäer zu jener Zeit, da er noch mit dem Hippopotamus, dem Nashorn und dem Mammuth die Sümpfe und Flüsse bewohnte, den Fischfang in einer Art betrieben hat, wie sie selbst heute noch in manchen Landestheilen gang und gäbe ist. Die aufgefundenen Steinschäfte haben zum Theil auf beiden Seiten zum Theil aber nur auf einer Seite kleine Widerhäkchen oder Zahnreihen. Man scheint also das „Speeren“ oder „Spießen“ der Fische auf eine Art geübt zu haben, wie dies bekanntlich heute noch zur Frühlingswende eines jeden Jahres in einigen Gegenden Niederösterreichs Brauch ist. Mehrfach sind an den Knochen- und Steinharpunen bei der Basis Verstärkungen oder Einkerbungen bemerkt worden, was darauf schließen läßt, daß an dieser Stelle der Schaft mit einem Strick umschlossen gewesen, der zur Heranziehung der Beute gedient hat. Joly erzählt in seinem Buche „Der Mensch vor der Zeit der Metalle“: Die knöchernen Harpunen der heutigen Kurilen-Infulaner ähneln ungemein den Geräthen der Dordogner-Troglothyten, das sind Stämme der Höhlenbewohner, also ebenfalls der ältesten Menschen, welche die Landschaften der heutigen Garonne und Gironde (unterhalb Bourg) bewohnt haben.

Bald mit beweglicher, bald mit fester Spitze versehen, sitzen diese Harpunen an einem Holzschafte. Derselbe hat ein Loch zum Hindurchziehen eines Strickes, der theils am Schaft, theils an der beim Har-

\*) Daß zu jenen Geräthschaften verwendete Steinmaterial kann nämlich in jenem geologischen Zeitalter nicht auf den genannten Inseln existirt haben, es ist deshalb nur anzunehmen, daß es von den Bewohnern dieser Inseln von den benachbarten vulkanischen Küsten importirt worden ist.

puniren sich von selbst loslösenden Spitze befestigt ist. An das freie Ende des Strickes ist außerdem noch eine Blase gebunden, die, auf der Wasserfläche schwimmend, den Weg des flüchtigen Thieres (Fisches u.) anzeigt. Die dem Ufer der Bézère entlang liegenden Höhlen bargen eine enorme Menge Lachsgräten. Dies beweist schlagend, meint Joly, „daß die Höhlenbewohner in dem ihren Wohnungen nahe gelegenen Flüsse und den anderen, dem Ocean zufließenden Strömen des Périgord, diesen wohlschmeckenden Fisch (Lachs nämlich) angelten oder vielmehr harpunirten.“ Daß auch die Angel neben der Harpune und dem Speer dem Menschen der Steinzeit schon bekannt gewesen ist, davon legen zahlreiche Funde ebenfalls Zeugniß ab. Es scheint aber, daß der älteren Steinzeit nur die geraden und als solche nur durch große Widerhaken an der Spitze gekennzeichnete Angeln angehört haben, während die Krummangel, also der eigentliche Angelhaken der jüngeren Steinzeit, dem vorgeschritteneren Stadium dieses Zeiträume, dem der Pfahlbauten nämlich, eigen war. Wenigstens sind die Krummangeln, welche aus Knochen, Steinen und auch aus Holz gefertigt wurden, vorzugsweise bei den Ueberresten der Pfahlbauten aufgefunden worden, während an den verschiedensten Fundstätten der Höhlenbewohner die Krummangel seltener aufzutreten pflegt. Dennoch scheint diese vorgeschrittene Technik auch vereinzelt den Höhlenbewohnern schon bekannt gewesen zu sein. Sehr überraschend wird die aus prähistorischen Denkmälern hergeleitete Annahme sein, daß den älteren Steinzeitmenschen (also den Höhlenbewohnern) auch schon der Fischfang mit Netzen und ähnlichen die Kunst des Strickens und Flechtens voraussetzenden Geräthen (Neusen) bekannt gewesen sein soll. Ueberreste von Netzen hat man bei den Fundstätten der Wohnungen dieser Menschen bisher zwar noch nicht mit zweifelloser Gewißheit eruiiren können; wohl aber sind zahlreiche Funde von Nadeln aus Holz und Knochen gemacht worden, aus welchen diese Annahme hergeleitet worden ist. In den „Mittheilungen“ der Berliner Anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1872 geschieht u. a. einer in alluvialen (also der heutigen Erdoberfläche angehörenden) Dorf bei Bagow nahe Brandenburg a. d. Havel ausgegrabenen, aus Hirsch- oder Elengeweih gefertigten Netzstricknadel Erwähnung, welche Herr v. Erxleben, Mitglied des deutschen Fischerei-Vereins, der genannten Gesellschaft vorgelegt hat. Ähnliche Netzstricknadeln sind an andern Stellen und ebenfalls als aus dem Diluvium stammend recognoscirt, gefunden worden. Am zahlreichsten sind die Funde ebenfalls in Frankreich gemacht worden. Von Ueberresten von Netzen selbst scheint jedoch aus dieser geologischen Epoche bisher, wie gesagt, noch nichts bekannt geworden zu sein. Friedel erzählt zwar, daß auf Petit Anse Island, Vermilion Bay Louisiana in einem großen Steinjalzlager nahe den oberen Schichten der Ablagerung ein mattenartiges Flechtwerk gefunden worden ist, dessen Erhaltung dem Umstande zugeschrieben werden dürfte, daß es mit der präservirenden Lake des Salzes in Berührung gekommen ist und für dessen Ursprung

das Diluvium anzunehmen ist; dennoch scheint es mit diesem Funde seine besondere Verwandtniß gehabt zu haben, denn der genannte Forscher kommt bei der Bestimmung desselben nicht über eine gewisse Wahrscheinlichkeit hinaus. Die Kenntniß der Netzfischerei für den älteren Steinzeitmenschen vorweg in Zweifel zu ziehen, dazu liegt indessen umso weniger Veranlassung vor, als uns andere Zeugnisse der Kunstfertigkeit dieser ältesten Zeit überliefert worden sind, nach welchem ein gewisser Grad manueller Geschicklichkeit unseren ältesten Vorfahren wohl schon thatsächlich geläufig gewesen zu sein scheint. Es ist hierbei besonders an die in den Höhlen vorgefundenen Zeichnungen und Kunstschmuckereien zu denken und an die vielfachen Skulpturen von Thiergestalten, mit welchen die erhaltenen Wurfspere und Angeln ausgestattet sind.

In der Zeit der Pfahlbauten, und bekanntlich reichen dieselben bis in die Bronzezeit hinein, wurden die wirthschaftlichen Bedürfnisse schon mit wesentlich anderen Mitteln befriedigt. Die sogenannten „Einbäume“ (das waren Rachen aus einem Stamme gefertigt), die mit dem Feuer ausgehöhlt wurden und äußerlich eine rohe Bearbeitung mit Nerten zeigen, Harpunen und Fischspere, Netze, alle Arten Angeln, Fischkörbe, Reusen und anderes Netzwerk aus Bast und Binzen gefertigt, alle diese Utensilien sind in mehr oder weniger gut erhaltenen Ueberresten ein fast regelmäßiges Beiwerk der ausgedeckten Pfahlbauten. In der Bronzezeit, d. i. diejenige Periode, in welcher für einen großen Theil der bekannten Erde die wahrscheinlich vom Norden eingeführte Bronze, d. h. eine Legirung oder Mischung von etwa 90 Theilen Kupfer mit 10 Theilen Zinn an Stelle des Steins das leitende Arbeitsmaterial wurde, sind diese Geräthschaften der Pfahlbauten zum Unterschiede von denen der Steinzeit sämmtlich aus diesem Metall gefertigt, sodas dieselben in Folge dessen nicht bloß zierlicher und geschickter in der Konstruktion, sondern auch praktischer für den Gebrauch gearbeitet sind. Wie die Geräthschaften der Bewohner, so zeigt sich auch im Bau ihrer Wohnungen selbst der Einfluß der brauchbareren Metallwerkzeuge u. a. z. B. in einer gefälligeren Bearbeitung aller Konstruktionstheile der Wohnungen. Der Zweck der meisten Pfahlbauten war wohl der Betrieb der Fischerei und wenn er auch nicht immer allein gewerbsmäßig betrieben worden ist — zeigen sich doch bei den meisten späteren dieser Wasserburgen schon deutliche Spuren von Ackerbau — so wird er doch als wichtiges Nebengewerbe oder wenigstens als Nothbehelf gehandhabt worden sein, wenn der Verkehr mit dem Lande bei eintretenden Hochfluten in den Flüssen und Seen, an welchen diese Pfahlbauten besonders zahlreich gefunden worden sind, abgebrochen war und so dazu genöthigt hatte.





## Es war ein Traum!

Von A. Engel.



in schneller Blick des Erkennens flog von einem zum andern. Der junge Mann, welcher eben noch nachlässig die Promenade auf und nieder geschlendert war, als kümmerge ihn die ganze Welt nicht, zog ehrerbietig den Hut und behielt ihn in der Hand, als die elegante Dame, bei deren plötzlichen Anblick eine jähe Röthe über seine Stirn gezogen war, vor ihm stehen blieb und ihm freundlich die Hand reichte. Obgleich beide in der Haltung die vollendeten Formen der Gesellschaft zeigten, so schien sie doch die gewandtere. Seine Lippen bewegten sich ein paar Mal vergeblich, als wollten sie etwas sagen, was seine Vernunft, oder vielleicht auch sein Herz im Augenblick wieder verwarf.

Endlich sagte er: „Das ist ein unerwartetes Begegnen, gnädige Frau!“ Das war ehrlich und einfach.

„Und ebenso erfreulich wie unerwartet, Herr v. Meerheim, mir wenigstens“, fügte sie lächelnd hinzu. „Nun, wie geht es Ihnen, wie leben Sie, und was führt Sie hierher?“

Jetzt lächelte er, d. h. seine Lippen. Seine Augen blieben verschleiert, als hätten sie irgend ein Leid zu verbergen.

„Mit der Beantwortung dieser Fragen würde ich gleich den Inhalt meines ganzen Lebens vor Ihnen ausschütten müssen, gnädige Frau.“

„Sie haben recht. So beantworten Sie mir die letzte. Was führt Sie in die Hauptstadt? Dies Menschengewoge stimmt doch nicht mit Ihrem Hang zur Einsamkeit.“

„O, gnädige Frau, der Hang zur Einsamkeit nimmt mit den Jahren einen verschiedenen Charakter an. In der ersten Jugend will man allein sein, um zu schwärmen. Es ist die Zwischenstation der Schule, in welcher man das mensa und mensae lernt und der

Schule des Lebens. Diese kurze Ferienzeit benutzen wir, um uns mit Chimären herum zu treiben.“

„Sie auch Materialist geworden, der Ideale Chimären nennt. O, über diese Prosa des Lebens!“

„Gewiß nicht, Sie mißverstanden mich, gnädige Frau“, rief er lebhaft. „Die Ideale des Knaben und Mannes müssen ein verschiedenes Antlitz tragen. Die Erfahrung muß sie regeln. Jener will in der Welt ein Paradies sehen, und erkennt er, daß nicht alle Menschen Engel sind, so nennt er sie gleich Teufel. Ich wollte nur sagen, daß ich ein williger Schüler des Lebens geworden bin. Es hat meine Heftigkeit korrigirt und mir zum Lohn dafür eine werthvolle Gabe verliehen, die Toleranz.“

Frau von Bliffingen blickte zu ihm auf. Sein Blick zeigte trotz des tiefen Ernstes eine seltene Milde und Freundlichkeit.

„Um wieder auf mein Einsamkeitsbedürniß zu kommen, so verträgt sich das recht gut mit dem Getreibe, das mich hier umgiebt. Man fühlt sich nie welfremder, als in der sogenannten großen Welt, und nie einsamer, als wenn man sich von recht vielen Menschen umgeben sieht, von denen man sich sagen muß, daß nicht ein einziger zu einem gehört, nicht ein einziger Antheil an einem nimmt.“

„Werden Sie nicht bitter, lieber Freund.“

„Ich bin nicht bitter, gnädige Frau. Nur die Wahrheit ist es zuweilen. Sehe ich aus wie ein Pessimist?“

„Nein“ sagte sie, ihn prüfend anblickend. „Sie sehen sogar zufrieden aus“, und ein bißchen melancholisch fügte sie bei sich selbst hinzu, sagte es aber nicht laut.

„Nun wohl, das verdanke ich dem großen Korrektionshause, Welt genannt. Es lehrte mich die Erbitterung hinunterzuschlucken, wenn sich meine kühnen Wünsche nicht erfüllten, und meine eigene Kühnheit tadeln, statt ein sogenanntes Schicksal, das aller Unzufriedenheit zum Vorwurf dienen muß, kurz, es lehrte mich die Bescheidenheit des großen Mannes.“

Während dieses Gespräches hatte er die Vorübergehenden kaum beachtet. Jetzt wurde er plötzlich aufmerksam auf ein junges Mädchen, das mit zwei auffallend hübschen Kindern an der Hand näher kam.

„Da sind auch meine Kinder“, sagte Frau v. Bliffingen. Kaum hatte die Kleinste ihn einen Augenblick mit ihren großen dunkeln Augen prüfend angesehen, als sie sich eilig von der Hand ihrer Begleiterin losriß. So schnell ihre winzigen Füße sie tragen wollten, lief sie zu ihm hin, und mit ihren kleinen Armen seine Kniee umfassend, drückte sie ihr Gesicht zärtlich an ihn. Er bückte sich zu ihr nieder. „Du kennst mich wieder, Loni?“ Er zog sie an sich und küßte sie.

Als er sich wieder aufrichtete, schien sich der Schleier in seinem Auge verdichtet zu haben zu einer Perle.

Frau v. Bliffingen spielte mit ihrem Sonnenschirm und blickte

in die Ferne, als sähe sie dort etwas ihrer Aufmerksamkeit sehr würdiges.

„Sehen Sie, gnädige Frau, die Kinder bringen mich wieder auf Ihre Frage zurück“, wandte er sich mit einer gewissen Hast wieder zu ihr. „Warum ich in der Residenz bin? Das Leben hat eine der pädagogischen Hauptregeln mir gegenüber außer acht gelassen. Es gab mir zu viel Gelegenheit Egoist zu werden. Ich habe für niemand als mein eigenes Ich zu sorgen, und selbst für das brauche ich mich nicht abzumühen. Die einzige Arbeit, welcher ich mich dafür zu unterziehen habe, ist mit den leichten Werkzeugen Messer, Gabel und Löffel gethan. Das Wenigste, was ich thun kann, ist doch, daß ich hin und wieder den Schauplatz dieser Thätigkeit verändere.“

„Sie benutzen den Umstand, daß Sie niemand verpflichtet sind nur, um allen zu helfen.“

„Gnädige Frau, die Zeit der Maschinen ist nicht geeignet Heroen zu bilden.“

Er bemerkte, wie Frau v. Blissingen plötzlich die Farbe wechselte. In jähem Schrecken streckte sie die Arme aus. Sie wollte etwas rufen, aber die Stimme versagte ihr. Er wandte sich um. Sein Herz stand einen Augenblick still. Loni lag auf dem Geleise der Pferdebahn und ein Pferd hob schon den Fuß, um über sie hinwegzugehen. Das Kind hatte sich von ihnen entfernt und neugierig und arglos umhergesehen, bis ein schnell heranrollender Wagen sie aus ihren kindlichen Betrachtungen gerissen. Zudem sie diesem ausweichen wollte, stolperte sie über eine Schiene der Pferdebahnlinie und stürzte unmittelbar vor den von der anderen Seite kommenden Wagen, den sie gar nicht bemerkt hatte.

Vergebens tönte das Warnungssignal, vergebens suchte der Conductor mit aller Gewalt zu bremsen. Die Vorübergehenden blieben mit stockenden Pulsen stehen. Nur einer stürzte wie ein Wahnsinniger herbei. Mit der rechten Hand den Pferden in die Zügel fallend, daß sie hoch aufbäumten, riß er mit der Linken das Kind vom Geleise. Aber indem er sich bückte, rissen die scheuen Thiere ihn nieder. Der Wagen machte noch eine ruckende Bewegung, ehe er zum stehen gebracht wurde und ging über Meerheims Körper hinweg.

Keiner der Anwesenden wagte sich zu rühren. Ein Schutzmann eilte herbei den Verunglückten aufzurichten. Frau von Blissingen wankte. Es wurde ihr dunkel vor den Augen. Aber ein gewaltiger Wille schien sie aufrecht zu erhalten.

„Eine Droschke“ forderte sie mit fester Stimme. Der Schutzmann winkte schweigend eine solche heran, und vorsichtig wurde der Ohnmächtige hineingehoben. Frau v. Blissingen wollte selbst helfen. Aber schauernd wandte sie sich ab, als sie die blutgefärbten Steine sah. Sie nannte ihre Wohnung.

„Er ist nicht todt; es ist vielleicht nur der Arm“, meinte der Schutzmann, als müsse er etwas tröstliches sagen, indem er die kleine Loni in den Wagen hob. Frau v. Blissingen preßte sie schweigend an sich.

Es war nur der Arm. Aber der war auch verloren.

Es war eine lange, bange Nacht, welche Frau v. Blißingen am Lager des Retters ihres Kindes zubrachte. Sie hatte sich nicht um ihre Kinder bekümmert, hatte selbst nichts genossen. Regungslos überwachte sie das todesblasse edle Gesicht des noch immer Ohnmächtigen. Ob sie betete, daß er noch einmal die Augen aufschlagen möge, ob sie bangte nach dem Augenblick, da er ein Zeichen geben würde, daß er lebe? Kein Gedanke und kein Gefühl stand auf dem starren Gesicht geschrieben. Die Aerzte hatten ihr Hoffnung gemacht. Aber der Arm war fort. Der blasser Schimmer der Nachtlampe fiel grausam gerade auf die Stelle, wo die treue, hilfreiche Hand hätte liegen müssen. Frau v. Blißingen strich manchmal leise die dunkeln welligen Haare aus der Stirne, öfter und öfter, mit nervöser Hast. Dabei zitterte ihr die Hand, und es begann um die krampfhaft zusammengepreßten Lippen zu zuden.

Ihre Berührung schien eine magnetische Gewalt auf ihn zu üben. Ein leises Stöhnen entrang sich seiner Brust.

„Heiß“, flüsterte er, „heiß.“

Sie erhob sich unhörbar, löschte die Lampe, und öffnete die Gardinen. Der Tag graute. Sie fröstelte. Als sie dem Kranken die kühle Hand auf die Stirn legte, athmete er ruhig weiter.

Ein rother Streifen umsäumte den Horizont. Die Vögel begannen ein leises Gezwitscher unter dem Fenster. Der Morgenwind spielte mit den thauglänzenden Blättern. Ueber Frau v. Blißingens Augenlider legte sich eine schwere Müdigkeit, und ihre Hand sank schlaff auf das Kopfkissen des Kranken nieder.

Plötzlich schrak sie auf. Sie wußte nicht, ob sie schon geschlafen hatte. Aber sie hatte deutlich einen tiefen Seufzer gehört.

Mit angstvollen Augen sah sie Meerheims Blick auf sich gerichtet, einen Blick, der aus einer andern fernen Welt zu kommen schien.

„Eleonore“, sagte er leise. Wie viel Glück und Zärtlichkeit lag in diesem einen Wort. „Eleonore, ich hatte einen schrecklichen Traum. Mir träumte, es lägen Jahre dazwischen, seit wir uns zuletzt gesehen — und geliebt“, er lächelte matt. „Verzeihe dem lügenhaften Traumgott, Eleonore, mir träumte, Du wärst treulos — es war entsetzlich. Du treulos — wiederholte er mit einem gläubigen Kinderlächeln — Du großes, warmes Herz —“

Er schwieg einen Augenblick. Sie starrte ihn an, als trete eine plötzliche Geistererscheinung vor sie hin.

„Es war so einsam um mich — in mir. Die Welt war so öde — wie man schrecklich träumen kann — Du treulos —. Ich bin bei Dir, Eleonore! Küsse mich auf die Stirn!“

Sie beugte sich über ihn, ihre Hand fest auf die Brust pressend, als wolle sie den Aufschrei unterdrücken, der sich daraus emporrang. Die kalten zitternden Lippen senkten sich auf seine bleiche Stirn. „So ist es gut“, flüsterte er. Seine Augen hatten sich wieder ge-

schlossen, und über seinem Gesicht lag ein friedliches, glückliches Lächeln. Eleonore rang die gefalteten Hände fest ineinander. Als die alte Wärterin eintrat, welche sie für die Nacht fortgeschickt hatte, sah dieselbe sie kopfschüttelnd besorgt an:

„Gnädige Frau haben das Fieber! Sie sollten sich hinlegen!“  
 Sich zu dem Kranken niederbeugend fügte sie hinzu: „Das ist keine Ohnmacht mehr, das ist Schlaf.“

Eleonore blickte erschrocken auf.

„Erquickender, gesunder Schlaf, gnädige Frau“, beruhigte die Alte. „Der gute junge Herr wird Ihre Pflege entbehren müssen, wenn Sie selbst sich krank machen“, meinte sie diplomatisch. Sie kannte die Wirkung solcher Worte aus Erfahrung. Eleonore legte sich auf das Sopha im selben Zimmer, und wurde erst aus ihrem festen Schlaf geweckt, als die Aerzte kamen.

Still umstanden sie alle das Bett. Selbst diese Männer, welche Scenen des Schmerzes und Leidens genugsam gewohnt waren, konnten einen Anflug von Rührung nicht verbergen, indem sie auf das bleiche Gesicht des Kranken blickten, der ohne Ahnung von der furchtbaren Entdeckung, welche seiner beim Erwachen harrete, so friedlich schlummerte. Ein Zug stillen Leidens lag um seinen Mund, der Eleonore gestern entgangen war.

Die Fenster wurden geöffnet. Eine frische, reine Herbstluft drang herein. Ihr Hauch strich belebend über Meerheims Stirn. Er schlug die Augen auf und blickte wirr und fragend von einem zum andern. Indem er den Versuch machen wollte, sich emporzurichten, zuckte ein qualvoller Schmerz über sein Gesicht. Das erwachte Bewußtsein hatte ihm grell seine Lage beleuchtet.

Die alte Wärterin schlich leise hinaus. Die Aerzte bißten sich auf die Lippen. Nur Eleonorens Blick hing starr wie gebannt an dem elenden Schauspiel des Seelenkampfes in den zuckenden Zügen ihres Freundes. Langsam und voll schlug dieser die Augen wieder auf, und ein Blick unendlichen Mitleids traf die gequälte Frau.

„Haben Sie noch heftige Schmerzen?“ fragte einer der Aerzte.

Meerheim versuchte zu lächeln.

„Mir ist ganz wohl. Ich gehöre zu den Menschen, meine Herren, die immer denken, es hätte noch schlimmer kommen können.“ Den Gedanken empfehle ich Ihnen als Rezept für Ihre ungeduldigen Patienten.“

Der Doktor hatte bei den ersten Worten ein leichtes Stirnrunzeln bemerkt, das auf Schmerz deuten ließ. Er glaubte die Ursache von Meerheims mehr als gewöhnlicher Selbstbeherrschung errathen zu haben, und wandte sich deshalb an Eleonore:

„Gnädige Frau, wollen Sie gütigst unserem Kranken eigenhändig einen kühlenden Trank bereiten?“

Eleonore sah ihn mißtrauisch an, ging aber doch schweigend hinaus.

„Sie haben doch Schmerzen?“ begann der Arzt sein Verhör.

„Wundern Sie sich darüber?“ meinte Meerheim spöttisch, seinen verstümmelten Arm aufsehend.

„Nur dort?“ fragte jener seinem Blick folgend.

„Ich glaube, hier habe ich auch ein Andenken mitbekommen“, sagte er mit der Linken auf seine Brust deutend.

Die Aerzte sahen sich, nachdem sie ihn an der bezeichneten Stelle untersucht hatten, bedeutungsvoll an. „Ein verdamnter Pferdehuf“, murmelte der eine.

„Was kann das arme Thier dafür“ sagte Meerheim, sich erschöpft in seine Kissen zurücklehrend. Er legte kein Gewicht auf die Meinung der Aerzte, und ihre Gegenwart belästigte ihn sichtlich. Sie empfahlen sich denn auch gleich, als Frau v. Blissingen wieder eintrat, unter deren forschenden Blicken sie sich entschieden befangen fühlten.

Nachdem Meerheim begierig das Glas geleert hatte, das Eleonore ihm reichte, setzte diese sich wieder schweigend an sein Bett. Er schloß zeitweise die Augen, bald richtete er sie sinnend zur Decke empor, bald blickte er Eleonore freundlich an, ohne zu sprechen. Sie beobachtete ihn gespannt. Die Schmerzenslinie um seinen Mund schien ausgeprägter. Aber der Schleier, welcher über seinen Augen lag, war verschwunden. Sie strahlten eine Klarheit, ja Freudigkeit aus, die ihr, sie wußte selbst nicht warum das Herz zusammenkrampfte.

„Haddo, möchten Sie das Kind sehen?“ fragte sie. Er nickte. Sie schritt hinaus, und kehrte mit der kleinen Loni an der Hand zurück. Sie wollte dem Kinde sagen: „Sieh da, Dein Lebensretter“, aber sie brachte kein Wort heraus. Haddo blickte das Kind still an. Langsam löste sich eine Thräne aus seinem Auge und floß die Wange herab. Aufschluchzend barg Eleonore ihr Gesicht in ihre Hände und eilte hinaus. Endlich war der Bann gebrochen.

Als sie zurückkehrte, waren ihre Augen stark geröthet, aber sie war ruhig, fast heiter. Sie fand Loni am Bettrand sitzen, neben sich eine große schwarze Katze, die sich schnurrend und schmeichelnd an Haddos lieblosende Hand schmiegte.

Im ersten Augenblick hatte das seltsame Benehmen der beiden Erwachsenen das Kind beängstigt. Haddo aber hatte sich schnell gefaßt, und auf seine Frage, ob denn ihr Oretchen noch lebe, war sie eilig hinausgelaufen ihren Pflegling zu holen und befand sich nun schon in sehr gehobener Stimmung über die Anerkennung, welche dieselbe gefunden.

„Loni, verschone doch Onkel Haddo mit dem Thiere“, sagte Eleonore.

Loni sah ganz betreten aus. „Soll ich sie fortnehmen?“ fragte sie enttäuscht.

„Onkel Haddo sagt, die Thiere wären treu und gut, meinte sie, und er hätte sie lieb.“

„Laß sie nur, Loni“, sagte er, das Thier streichelnd, „siehst Du, sie ist gern bei mir.“

Sie behielten das Kind den ganzen Tag bei sich. Seine Gegenwart verhalf ihnen am besten zu dem Gleichgewicht der Gemüther. Als Eleonore zur Ruhe mahnte, versprach sie Loni, sie dürfe am nächsten Tage wieder kommen. „Und bringst Gretchen wieder mit,“ sagte Onkel Haddo freundlich, dem Kinde lächelnd nachsehend, wie sie stolz mit ihrer kleinen schwarzen Freundin verschwand. Des Abends, als die Mama ihr schon, nachdem sie für Onkel Haddo gebetet hatte, der liebe Gott möge ihn bald wieder gesund werden lassen, gute Nacht gesagt hatte, erzählte sie noch einmal, Onkel Haddo habe gesagt, sie müsse Gretchen gut gepflegt haben. Dieselbe sei so groß und hübsch geworden. Mit einem glücklichen Lächeln auf dem rosigen Gesichtchen schlief sie ein.

Mehrere Tage waren vergangen. Haddo hatte sich bei der unermüdblichen Pflege Eleonorens schnell erholt, d. h. er konnte das Bett verlassen. Das Wundfieber war gewichen. Aber seine Wangen waren eingefallen. Tiefe Ränder hatten sich unter seinen Augen gebildet. „Das kommt noch nach“, hatten die Aerzte auf Eleonorens angstvolle Fragen geantwortet. Sie hatte dies Orakel günstig gedeutet und meinte, es sei von den Folgen der Operation die Rede. Von den Schmerzen in der Brust des Kranken wußte sie nichts. Sie erschrak, als Haddo davon sprach nach Hause zurückzukehren.

„Eleonore, Sie wissen, wie gern ich bei Ihnen bliebe“, hatte er gesagt. „Aber die Stadtluft ist kein Element für mich. Ich muß aufs Land, und darf dort auch nicht so lange fehlen.“

„Sie können weibliche Pflege noch nicht entbehren, mein Freund“, wandte sie ein.

„Ich darf mich nicht zu sehr verwöhnen lassen, gnädige Frau. Man entbehrt doppelt, je länger man genossen hat.“

„Wer jagt Ihnen, daß Sie entbehren sollen?“

Er sah sie fragend an. Sie spielte nervös mit den Quasten der Tischdecke. In ihrem Antlitz wechselten Röthe und Blässe.

„Ich kann doch nicht bei Ihnen bleiben.“

„Aber ich — ich kann mit Ihnen gehen.“ Nun war es heraus, was sich so gesträubt hatte über die stolzen Lippen zu gehen, und was als schwerer Entschluß schon längst in ihrem Herzen entschieden war.

Ueber sein Gesicht flog es wie heller Sonnenschein.

„Das Wort von Ihnen, Eleonore, das ist eine fürstliche Belohnung für das Selbstverständliche, was ich gethan. Aber —“ er stockte, indem ein Schatten über sein Antlitz flog.

„Aber —?“ fragte sie dunkelerröthend.

„Aber ein Haddo von Meerheim nimmt nicht als Opfer von Dankbarkeit und Mitleid, was einst das Herz ihm als freie Gabe gewährt. Eleonore“, sagte er, als sie schwieg, „darf ich Ihnen eine Geschichte erzählen? Sie ist einfach, aber auch kurz.“

Sie nickte stumm.

„Es war einmal — so fangen ja die Märchen aus alten Zeiten

immer an — es war einmal ein thörichter Knabe. Er flatterte wie ein Schmetterling von Blume zu Blume. Denn er liebte das Schöne, den Duft, das Blühende. Aber er liebte es mit reinem, arglosem Herzen. Deshalb umgankelte er wohl die Blumen. Dabei träumte er aber von einer, die herrlicher, duftender, leuchtender sein müsse, als alle anderen. Er kannte sie nicht, aber er sehnte sich nach ihr, und kam endlich, je mehr er einsah, daß er ein Schwärmer sei, auf den traurigen Gedanken, die Blume, von der er träume, blühe wohl gar nicht auf Erden, vielleicht im Himmel.

Da sah er einmal ein paar dunkle Augensterne. Eine wunderbare Seligkeit überfiel ihn, denn aus denselben schien ihm seines Traumes Erfüllung entgegenzublicken. — Es waren ein paar Sterne, und so betrachtete er sie. Unerreichbar hoch standen sie für ihn wie ihre Geschwister am Himmel. Aber das ist ja das herrliche an den Sternen: man darf sie anschauen, sich berauschen an ihrer Pracht, und darf sich andächtig durch sie stimmen lassen, als wäre man in der Kirche.

Bald war dies Augenpaar für den Knaben die Leitsterne seines Lebens. Sie blickten ihn nicht mehr so kalt, so aus unerreichbarer Höhe an, sondern sie senkten sich freundlich in die seinen, und sie mußten doch wohl durchgedrungen sein, bis zum Allerheiligsten seiner unberührten Seele, denn sie verriethen ein sympathisches Leuchten. — Was soll ich sagen, gnädige Frau? Eine Frau, welche schon des Lebens Lust und Leid erfahren, der zwei blühende Kinder die Wittwencinsamkeit belebten, war dem Knaben gewogen. Sie hätschelte ihn und liebte ihn wie ein Kind, und er dachte nicht darüber nach, was er ihr war. Er fühlte sich nur als Heros, als Engel des Lichts, der zu allem Guten und Edlen fähig ist, wenn er zu ihren Füßen liegen, seine Lippen auf ihre Hand pressen durste, und ihre schlanken, weißen Finger gedankenvoll durch seine wirren Locken gleiten fühlte. — Menschenglück, Eleonore, läßt sich nicht schildern, wie Menschenleid auch nicht, wenn es am echten ist. Die Dichter haben es versucht. Bei ihren tönenden Worten klingen wohl die Saiten unseres Herzens nach, aber in die Tiefe dringt kein Schall von außen. Dahinein steigt nur das eigene Gemüt, und feiert und duldet Stunden, von denen Menschenmund und Menschenohr nichts wissen. — Der Knabe war thöricht und heftig. — Ob er die Gunst jener Frau verscherzt, ob sie anderes zu thun hatte — die Sterne standen für ihn in unerreichbarer Höhe. Ich sagte, es war ein thörichter Knabe. Die Gefühle seines Herzens tobten gegen den Himmel an. Nachdem er sich, ein zweiter Prometheus, Himmelslicht der Seligkeit von oben geholt, mußte er nun auch die Strafe des Prometheus erdulden: ein gieriger Adler, der Menschenhaß nagte an seinem Leben. Jedes edle Gefühl erschien ihm nur als Raub, auf den ein elender Raubjammmer folgte. — Das Leben nahm ihn in die Schule. Er wurde nicht der schlechteste Schüler. Er lernte die einfachste Weisheit, sich den Glauben zu bewahren durch sich selbst. Ein Engel verklärte

seine Erinnerung. Diesem Licht konnte die Bitterkeit seines Herzens nicht widerstehen. Der Knabe trägt als Mann noch dieselbe Wunde, aber nur als Ehrenzeichen, erworben im Dienste der Treue.

Die Kühnheit seiner Wünsche hatte sich gelegt. Nur ein einziger war ihm geblieben, und der schien unerreichbar. Jahr auf Jahr setzte das Leben welke Blätter auf das Grab, das er in seinem Herzen legte. In immer nebelhaftere Ferne sank sein Glück, und eine immer krankhaftere Sehnsucht ergriff ihn, es noch einmal fassen zu dürfen — nichts neues, nichts anderes, nur dasselbe ganz so wie es war. Nur einmal noch wollte er zeigen wie er lieben konnte, wie er noch liebte, mit einer That sühnen, was er im Wahnsinn seines Schmerzes an jenem Engel gesündigt. Sie sehen, das war ein Wunsch wie ihn die Helden aus Tausend und eine Nacht nicht kühner haben konnten. Und es wurde ihm erfüllt, Eleonore. — Fieberträume überwältigten das Bewußtsein des Mannes, der einst der thörichte Knabe war. Sie warfen ihren dunkeln Schatten über die letzten Jahre seines Lebens. Als er erwachte, da sah er über sich die Sterne leuchten, welche die Leitsterne seines Lebens waren. Die Vögel sangen jubelnd Lieder, welche alles Entzücken in den schlummernden Herzen wieder weckten. Die Morgenröthe überströmte den Himmel mit ihren Strahlensfuten, und warf rothgoldenen Schein über mein Haupt, feuerflammende Propheten einer leuchtenden Zukunft. In den Bäumen rauschten und flüsterten alle süßen Geheimnisse und ungelösten Räthsel eines mit glühenden Hoffnungen umfaßten Daseins. Weiche Hände ruhten lieblosend auf meiner Stirn, und von ihnen aus strömten Schauer der Borne eines wiedergehenkten Lebens durch meinen Körper, und als die Lippen, nach denen ich gelehzt, wie ein in der Wüste verschmachtender mich berührten, da — da hatte sich mein seltsamer Wunsch erfüllt, wie kein Zauberer aus Tausend und einer Nacht ihn besser erfüllen konnte.“

Er athmete tief auf. In der sich steigernden Lebhaftigkeit, mit der er gesprochen, war er aus der Rolle des objektiven Erzählers gefallen. Indem er sich mit dem Taschentuch über die Stirn fuhr, versuchte er die Spuren der Erregung aus seinen Mienen fortzuwischen. Frau v. Blissingen sah mit tief gesenktem Haupte vor ihm.

„Ja, Eleonore“, sagte Haddo aufstehend. „Das Leben hat mich das große Los ziehen lassen. Ich habe Gelegenheit gefunden, zu zeigen wie ich lieben kann, und die treue Freundeshand, welche Sie einst zurückgestoßen, ich habe sie Ihnen doch reichen dürfen — für immer.“ Er zeigte auf seinen verstümmelten Arm. Sie barg ihr Gesicht in ihre Hände. Indem er ihr seine Linke auf die Schulter legte, beugte er sich zu ihr nieder und wiederholte leise: „Eleonore — für immer.“ Lange preßte er seine Lippen an ihr volles braunes Haar. Dann schritt er schnell hinaus.

Am nächsten Morgen reiste er ab.

Eleonore hörte nichts wieder von ihm, machte auch keinen Versuch Nachricht von ihm zu erhalten.

Im nächsten Frühling, als das erste Grün aus den Knospen brach, kam die Kunde, Haddo von Meerheim sei an einem Brustleiden gestorben. — Ueber die Ursache seines Leidens sei nichts bekannt. Er selbst habe sich nicht anders darüber geäußert, als er habe sich einmal unbedeutend verlegt.

## An Adalbert Matkowsky.

Motto: O höchstes Götterziel! Aus niederem Erdbendunst  
Hinaufzuretten sich ins freie Reich der Kunst.

**W**er bis zum Sitz der Seele dringt,  
Wie Du der Schönheit Fahne schwingt  
So wundervoll heroisch kühn,  
Wer heil'ger Wahrheit Goldrubin  
Wie Du aus Dichterwerken gräbt,  
Daß ihr geheimstes Leben lebt,  
Wer so der Liebe Götterglut  
Und aller Schmerzen Todesflut  
Vor die entzückte Seele stellt,  
Das Echo einer schöner'n Welt:  
(O wonneseliger Götterschein!)  
Der nennt des Genius Krone fein!  
Begeisterung trägt ihn himmelan  
Auf seiner Künstlerdornenbahn;  
Statt feilen Lorbeers Ruhmesblatt  
In sich er höchste Wonne hat  
Und siegreich führt durch Tod und Nacht  
Ihn echter Dichtung Weihemacht!

Wilhelm Arnt.





## Die Soffioni.

Von P. Petersen.

**A**lljährlich übersteigen Tausende von Touristen, Künstlern und Naturforschern jeder Art die Alpen, um ihren Fuß auf den klassischen Boden des Alterthums zu setzen und sich an den Wundern der Natur und Kunst des sonnigen Italiens, mit seinem ewig heitern Himmel, zu weiden und ihre Kenntnisse zu mehren; und, zurückgekehrt in die Heimat, wissen sie dann viel des Wunderbaren von den Kunstwerken, der Schönheit und Pracht dieses Landes zu berichten, daß uns ein solches Besiſsthum beneidenswerth erscheinen möchte. Aber wenige von all diesen Touristen, Künstlern u. s. w. haben wohl ihre Schritte zu einer der größten Schenswürdigkeiten gelenkt, welche der italienische Boden birgt, zu jenen Soffioni oder natürlichen Gasquellen Toskanas, denen mächtige Dampf säulen von Vorsaure entsprudeln.

Im hohen Grade eigenartig und staunenerregend sind diese Soffioni, die bei Entwicklung bedeutender Wärmemengen dem Boden unter donnerartigem Getöse entsteigen und die zur Gewinnung des in ihnen enthaltenen Borax benutzt werden, eines Salzes, welches in der Industrie eine so mannigfaltige Verwendung findet. Völlig nackt und kahl zeigt sich das Erdreich um die Stellen herum, wo dieses imposante vulkanische Phänomen zutage tritt; kein Baum, kein Strauch, ja fast kein Gräschen sprießt aus dem Boden hervor; wie ein Bild des Todes, unfähig zu jeglicher Kultur, denn die Temperatur ist eine außerordentlich hohe, umfängt es uns hier. Rings umher ist der Boden von Rissen und Falten durchfurcht, aus welchen man zeitweise stärkere oder schwächere Dampfwolken sich erheben sieht, die bei feuchtem Wetter sich auf der Oberfläche der umliegenden Gegend niederschlagen. Wo dergleichen in die Augen fallende Merkmale zutage treten, erkennt man den Punkt, unter welchem die Soffioni in nie rastender Thätigkeit sind.

Stellenweise, wo die Dämpfe in solcher Mächtigkeit auftreten,

daß ihre Verwerthung sich lohnt, nimmt der Boden, emporgedrängt durch den starken unterirdischen Druck der Dämpfe, die Gestalt eines kleinen Kraters an. Das Gestein wird durch die chemische und mechanische Einwirkung der Gase zerfressen und zerstört, bis es auseinander bröckelt und in Staub zerfällt. Doch nicht nur Borazsäure findet man in diesen Kratern, sondern auch Mann und Schwefelkristalle, doch werden diese beiden letzteren Mineralien heute nicht mehr ausgebeutet, indem man die ganze Aufmerksamkeit auf die Herstellung des Boraz konzentriert, die einen weit beträchtlicheren Nutzen abwirft, als die Ausbeutung jener anderen Schätze des Mineralreiches. Unter den Gasen, die sich den aufsteigenden Dämpfen beimischen, spielt der Schwefelwasserstoff die hervorragendste Rolle. Ringsumher verbreitet er den abscheulichen Geruch faulender Eier über die Landschaft, ohne jedoch einen nachtheiligen Einfluß auf den Gesundheitszustand der in den Soffioni beschäftigten Arbeiter auszuüben, ja er hat gar noch die schätzenswerthe Eigenschaft, die benachbarten Weinberge der ganzen Umgegend vor der Traubensäule zu bewahren, die im weiteren Umkreise so häufig anstricht, sich hier aber nie zeigt!

Erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts wurde in den Soffioni von Monte-Rotonde in den toskanischen Maremmen, jenen ungesunden, fieberischwangeren Sumpfigebenden, die sich an der Meeresküste vom Ausflusse des Cecina bis nach Orbitello in einer Länge von 20 und einer Breite von  $1\frac{1}{2}$  bis 4 Meilen ausdehnen, die Borazsäure entdeckt. Bis dahin waren die allerdings bekannten Gasquellen nur als interessante Naturerscheinungen betrachtet und besucht worden, aber an eine industrielle Benutzung derselben hatte noch niemand gedacht. Schon vor Christi Geburt erwähnte der alt-römische Dichter Lucretius der Soffioni; doch mag er wohl nicht geglaubt haben, welche Bedeutung dieselben einst gewinnen würden. Erst der neueren Chemie blieb es vorbehalten, den werthvollen Stoff aufzufinden, der den wesentlichen Bestandtheil der aufsteigenden Dämpfe bildet. Ein Deutscher, namens Höpfer, der Hofapotheker des Großherzogs Leopold von Toskana, des nachmaligen deutschen Kaisers, war, wies im Jahre 1777 zuerst den reichen Schatz der Borazsäure in der Soffioni von Monte-Rotonde nach, indem er die Eigenschaft derselben, Alkoholfammen grün zu färben, kannte.

Nicht sobald war der Nachweis geliefert, daß die Soffioni Borazsäure enthielten, als man auch den Versuch anstellte, die Säure aus den Gasquellen zu gewinnen, indem man die Dämpfe durch Wasser streichen ließ, bei welchem Verfahren dieselben sich in reichlichen Mengen absetzten. Zu diesem Zwecke wurden künstliche Wasserbehälter, sogenannte Lagoni, d. h. kleine Seen angelegt, die aus mehreren Etagen bestanden, durch welche die Dämpfe nacheinander hindurchgeleitet wurden, um sich so zu Borazsäure zu kondensiren. Der Urheber dieses Verfahrens war der berühmte italienische Naturforscher Mascagni, doch hatte dasselbe nicht den gewünschten Erfolg, und so wurde das Unternehmen bald wieder eingestellt, bis im Jahre 1816

ein in Livorno angekommener französischer Kaufmann, Larderel, die Versuche wieder aufnahm und zum ausgiebigerem Betriebe derselben eine Gesellschaft zusammenbrachte. Diese Gesellschaft gründete sofort drei verschiedene Etablissements, die elf Jahre lang im Gange waren, dann aber auch wieder aufgegeben wurden, da der erzielte Gewinn kaum die Herstellungskosten deckte.

Wenn auch der Erfolg den gehegten Erwartungen nicht entsprach und die Gesellschaft sich in Folge dessen auflöste, ließ doch Larderel sich nicht entmutigen. Aus eigenen Mitteln entschädigte er die Aktionäre der Compagnie, und setzte das Geschäft nun für eigene Rechnung fort, bis seinen muthigen, energischen Anstrengungen der gehoffte Lohn endlich zutheil wurde. Es gelang ihm nämlich schließlich doch die Dämpfe der Soffioni aufzufangen und den Kondensirungskesseln zuzuführen. Da diese Dämpfe im Momente, wo sie der Erde entsteigen, fast die Temperatur des siedenden Wassers haben, so konnte begreiflicherweise die Verdunstung der Flüssigkeit und die Kristallisation der Borazsäure gewissermaßen ohne Unkosten beschafft werden. Bald stieg denn auch die Produktion der Werke, die nach wenigen Jahren in den Maremmen zu zwölf angewachsen und sämmtlich im Besitze des erwähnten Franzosen waren. Es wurden jetzt jährlich über anderthalb Millionen Kilogramm Boraz in den Handel gebracht und ein Reingewinn von 700,000 Franken erzielt. Eine englische Gesellschaft nahm kontraktlich Larderel das sämmtliche Erzeugniß seiner Borazwerke ab, bis nach seinem Tode der Vertrag gelöst worden ist.

In gewisser Beziehung noch interessanter, als die Borazquellen von Monte-Rotonde, sind die Borazgewinnungs-Etablissements eines anderen französischen Industriellen, namens Durval, die sich in der am Fuße des Monte-Rotonde ausbreitenden Ebene befinden. Hier zeigen sich die Gewässer eines Sees, eines sogenannten Schwefelsees, die, einen wahrhaft höllischen Charakter tragend, an die dunkeln Fluten des Styx gemahnen, der in neunfacher Windung die Unterwelt der altgriechischen Mythe durchsloß. Die Farbe dieses unheimlichen Sees ist ein dunkles Feuergeß, und aus den Wirbeln und Strudeln, die vielfach an dem Wasserspiegel zutage treten, lassen sich die Soffioni, welche der Tiefe entströmen, erkennen. Bis auf weite Entfernung ist das Brausen und Zischen derselben vernehmbar. Durval hatte den glücklichen Gedanken, den unterirdischen Herden dieser Gasströmungen nachzugehen, und fand, daß wie man an andern Stellen in der Tiefe auf Wasseradern stößt, so der Grund des Schwefelsees und seine Umgebung von Gasadern durchzogen ist.

Wie nun die angestellten Arbeiter auf die Gasadern der Soffioni trafen, stiegen die Dämpfe mit so wildem Ungeßtum durch den geöffneten Ausgang hervor, daß sie Steine, Wasser und Erdmassen zu beträchtlichen Höhen, zum nicht geringen Schrecken der arbeitenden Bergleute, in die Luft schleuderte, die sich vor dem Steinregen kaum zu schützen vermochten. Man hatte hier das Bild einer kleinen



**Gemsfen auf der Flucht vor dem Adler.**

Nach einem Originalgemälde von Moritz Müller.

112

vulkanischen Eruption vor Augen, nur daß die Flammen, wie auf dem Aetna oder Vesuv, fehlten. Eine vor wenigen Jahren noch erschlossene Soffioni hatte eine solche Mächtigkeit, daß man das Zischen des Dampfes mehrere Stunden weit hören konnte. Es war ein solch schreckliches Getöse, als wenn eine große Anzahl Lokomotiven auf einmal den Dampf ausströmen läßt. Der Strahl aber war so stark, daß man darauf verzichten mußte, ihn unter die Verdunstungskessel zu leiten, vielmehr sich veranlaßt sah, die Oeffnung, welcher er entsprudelte, wieder zu verstopfen, was endlich nach vielen vergeblichen Bemühungen gelang.

Ogleich die Temperatur der Gase eine so bedeutende ist, so ist doch die Tiefe, aus welcher sie der Erde entströmen, keineswegs erheblich genug, um sich diese Erscheinung erklären zu können. Bekanntlich wächst die Wärme auf je 36 Meter, die man in die Erde hinabsteigt, um ein Grad Celsius. Mithin gelangt man erst in einer Tiefe von ungefähr 3000 Metern zur Temperatur des siedenden Wassers. Nun aber erreichen die Gasquellen von Monte-Rotonde nirgends eine Tiefe von hundert Metern, woraus mit aller Wahrscheinlichkeit hervorgeht, daß sie entweder einem noch viel tieferen Herde entspringen, oder ihre Temperatur mit chemischen und elektrischen Erscheinungen zusammenhängt, die wir nicht zu erkennen vermögen.

Das Central-Etablissement der Larderelschen Boraxwerke befindet sich zu Monte-Cerboli. Aber auf der ganzen Strecke von Monte-Rotonde bis dahin kommt man überall an Gasquellen vorüber, die Veranlassung zu einer ganzen Reihe von Boraxbereitungsanstalten geworden sind. Die Etablissements gewähren einen eigenthümlichen Anblick. Die aus Mauerwerk bestehenden Kuppeln, welche die Soffioni überwölben, die zuweilen hoch über den Boden hinführenden Kanäle, welche die Dämpfe zu den Verdunstungsbassins leiten, die etagenweise sich erhebenden Behälter oder Lagons, die Anstalten unter freiem Himmel, wo das Wasser verdunstet und die Kristallisation vor sich geht, die Gefäße, in denen die Boraxsäure trocknet, der ekelhafte Geruch des Schwefelwasserstoffes und endlich die dicken Dampfswolken, die fortwährend über diesem allem lagern — dies alles macht auf den Neuling einen überaus fremdartigen Eindruck.

Nach und nach sind die Fabriken Larderels zu einer kleinen Arbeiterstadt angewachsen, welcher auch der jetzige Besitzer, Larderels Sohn und Erbe, die humanste Theilnahme angedeihen läßt. Der Ort hat eine eigene Apotheke, die auf Kosten des Fabrikherrn die Kranken gratis mit den nöthigen Medicamenten versieht. Auch den Arzt besoldet er aus seiner eigenen Tasche, und derselbe muß nicht nur den Fabrikarbeitern, sondern auch allen armen Leuten der Umgegend seine Behandlung unentgeltlich angedeihen lassen. Für die Kinder seiner Arbeiter hat er Schulen gegründet; ja er hat sogar eine Art Musikakademie ins Leben gerufen, die von großem Werth ist und schon nennenswerthe Resultate in Anbetracht der musikalischen Anlage der Bevölkerung

aufzuweisen hat. Auch die Spar- und Darlehnskassen, ein Pensionsfond für Arbeiterwittwen, eine Waisen- und Altersversorgungsanstalt fehlen nicht. Ueberhaupt ist die ganze Einrichtung des gesammten Etablissementes eine musterhafte zu nennen. So ist Larderello, dies ist der Name des Orts, mit allem versehen, was nicht bloß zur Nothdurft, sondern auch zur Annehmlichkeit des Lebens beiträgt. Selbst ein kleines Theater ist eingerichtet, wo von Zeit zu Zeit die Arbeiter, nebst Frauen und Kindern ihre dramatischen und musikalischen Talente bewundern lassen. Vom Großherzoge von Toskana wurde der Gründer dieses merkwürdigen Industrieunternehmens zum Grafen von Monte-Cerboli erhoben, und ihm als Wappen ein dem Boden entsprudelnder Gasquell, eine jener Soffioni verliehen, denen die Familie ihre nach Millionen geschätzten Reichthümer verdankt.

Die toskanische Boraxsäure erscheint in gelblichweißen Kristallen und wird besonders von den Fayence- und Porzellanfabriken zur Herstellung der Glasur verwendet: Dann verdient der Borax als Schmelzmittel zur Bereitung des sogenannten Lothes, welches Goldschmiede und Metallarbeiter zum Flüssigmachen von Gold, Silber, Kupfer, Zinn u. gebrauchen, Beachtung.

Vor der Entdeckung der toskanischen Soffioni wurde der Borax zu enormen Preisen aus Oberägypten und Ostindien bezogen. Gegenwärtig kostet derselbe nur die Hälfte dessen, was früher dafür bezahlt werden mußte. Dazu kommt noch, daß eine einst öde, unbewohnte Landschaft in eine volkreiche, belebte Gegend umgestaltet worden ist, und Toskana eine jährliche Einnahme von drei Millionen Franken sichert. In neuester Zeit sind auch in Kalifornien reiche Soffioni entdeckt worden, die, wie es scheint, schon jetzt nicht ohne Einfluß auf den Gewinn der italienischen Boraxwerke geblieben sind. — So viel bleibt aber gewiß, daß wenn auch der Borax noch weiter im Werthe sinkt, und viel wird es wohl nicht werden, da die Verwerthung desselben von Jahr zu Jahr zunimmt, das Unternehmen doch ein Segen für die Gegend bleiben wird und es für den Touristen wie für den Forscher reichlich die Mühen lohnt, die Soffioni zu besuchen, wenn ihnen ihre Pilgerfahrt durch Italiens reiche Gefilde führt.





## Bilder aus einer Wiener Maskenverleihanstalt.

Humoristische Skizze von M. v. Markovics.

— — Es nützt Ihnen nichts, Sie müssen mit mir auf die letzte große Redoute! Nach endlosen Bitten und einigen Duzend der zärtlichsten Küsse, die für ein ganzes Ehejahr ausgereicht hätten, habe ich meinen Mann endlich dazu gebracht, mit uns die Faschings-Dienstag-Redoute im Opernhause noch zu besuchen — ich war noch niemals auf einem Maskenballe! — und nun wollen Sie mir die Freude verderben!"

Frau Melanie D . . . . , das mit allen Attributen der Schönheit ausgezeichnete kleine Frauchen des Ministerialbeamten Albert D . . . . , verzieht ihr reizendes rothes Mündchen zu den niedlichsten Schmolzwinkeln, während sich unter dem üppigen schwarzen Kraushaar die weiße, etwas niedrige Stirn alle menschenmögliche Mühe giebt, um sich in Falten zu legen.

Obwohl sich das alles — besonders für einen Herrn — ganz niedlich ansieht, will ich dennoch kein Gewitter an unserem Freundschaftshimmel aufsteigen lassen. Ich leute deshalb ein:

"Aber liebste Freundin! Kaum den „Concordia“ und tags darauf den „weißen Kreuzball“ hinter uns, aus einem Arm in den anderen geflogen, die Schleppen und Atlasschuhe vertanzt, und Sie, kleines perpetuum mobile, sind nach all' den Erfolgen und Strapazen noch nicht zufrieden — —"

Frau Melanie warf das Köpschen trotzig in den Nacken.

"Sie predigen tauben Ohren, Liebste! Ich habe mirs in den Kopf gesetzt auf eine Opernredoute zu gehen, mein Mann ist gewonnen — ich hätte gar nicht von Ihnen geglaubt, daß man so blond, soüft so liebenswürdig, und doch so capriciös sein könne!"

Der Klügere giebt nach — dachte ich und schaute ergebungsvoll drein. Es war das Beste, was ich in diesem Falle thun konnte.

Meine reizende Freundin benutzte auch sofort meine friedliche Miene. Sie warf den kleinen blumengeschmückten Muff auf den Salontisch und war mit wenigen Schritten an meiner Seite, indem sie sich zu mir auf die Chaiselongue setzte und beide Arme auf meine Schultern legte.

"Nun hören Sie zu: Da ich noch nie auf einem Maskenballe war — Sie wissen, die selige Mama hätte das nie geduldet — so dachte ich es mir ganz reizend, das Kostüm einer „schönen Polin“ zu wählen, etwa so, wie die Finaly, die ich vor Jahren im „Bettelstudenten“ sah. Mein Mann ist aber eiferjüchtig, wie Verdi's „Othello“

und gestattet mir nur im Domino zu erscheinen. Durch einen Zufall erfuhr ich gestern von Emma von B . . . . . g, daß zwei gleiche, ganz neue hellblaue Atlasdomino, geschmückt mit weißem spanischen Flieder, in einer Maskenverleihanstalt der Mariahilfer Vorstadt, zu haben sind. Diese Dominos wollen wir uns ausleihen, und können, ohne erkannt zu werden, ganz nett intriguiren!"

Wie Frau Melanies Augen leuchteten im Vorgenuß des neuen Vergnügens — wie der kleine Mund süß zu lächeln verstand — beehrte sie doch mich, die geachtete Ewatochter — wie sollte sich da nicht ein Mann bestreiten lassen?

„Und nun, beste Freundin, sagen Sie „ja!“ Schlüpfen Sie aus dem Schlafrock in das Straßenkostüm; wir nehmen einen Wagen — ich muß um zwei Uhr zurück und zu Hause sein, wenn mein Männchen aus dem Bureau kommt.“

Ah! Melanie zählt achtzehn Jahre, und in dem Alter ist einem noch der Lebensweg mit Rosen und Schmetterlingsflügeln gepflastert.

Zehn Minuten später saßen wir im Wagen und fuhren der Mariahilfer Linie zu.

Unser Comfortable schien keine Eile zu haben, und ihm, sowie seinem verschlafenen Lenker sah man die „Nachtfahrten“ gewaltig schon an. Doch alles nimmt ein Ende, und auch wir langten vor einem alten Hause der R . . . . . straße an, über dessen Mezzaninfenster in prunkenden, roth und grünen Lettern, das Wort „Maskenleihanstalt“ thronte. Es hätte dieses Avijos nicht bedurft, um die karnevalsüchtige Menschheit aufmerksam zu machen, daß man sich hier in einen Narren verwandeln konnte.

Am ersten Fenster hing ein „gewesener“ Türke, dem man es ansah, daß er bei Schwender oft nach Odalisten gesucht. Er würde sich jetzt besser für einen „Lumpenball“ geeignet haben. Neben ihm machte sich eine Pompadour-Robe, in großgeblumtem Kokomuster breit, deren schmutzig rosa-gelbliche Farbe den Eindruck hervorrief, als seien Dutzenden mit Sturm und Regen über sie dahingezogen. Sie erinnerte mich an manche verwaschene und vergilbte Schönheit.

Am nächsten Fenster hing ein ungarischer „Gizkos“, und neben ihm zu weiteren Betrachtungen blieb mir nicht Zeit, denn Melanie D . . . . . war aus dem Wagen und, wie ein Eichkagel in drei Tempos die Stiege hinauf, wo sie sofort Sturm läutete und im Eingang verschwand. Während ich noch den Lenker unseres Behikels bezahlte, kam die kleine Frau mir schon wieder entgegen.

„Wir müssen uns ein halb Stündchen gedulden; die hellblauen Atlasdominos mit weißem Flieder sind zwei Damen zur Ansicht gesendet worden, die aber ausdrücklich schwarze verlangen. So bleibt uns die Hoffnung, daß sie sie nicht nehmen, was mich ungemein ärgern würde. Kommen Sie nur mit hinauf, wir werden oben warten!“

Wer „A“ sagt, muß auch „B“ sagen. Also, was hilft's? Warten wir.

Eine freundliche Kugelrunde Frau empfängt uns, fährt mit der Schürze über ein wurmstichiges und einst pfirsichfarbenes Blüschtopha und ladet uns zum Sitzen ein.

„Wollen sich die Fräul'n nur ein bißerl gedulden. Ich habe den Schanerl schon hinter dem Probirfräul'n hergeschickt. Sie wird gleich kommen.“

„Wir sitzen kaum, und Frau Melkenhuber, die Besitzerin der Maskenverleihanstalt, hat uns in ersichtlichem Stolge verrathen, daß sie einst Hilfsgarderobière im Burgtheater gewesen, da läutet es wieder. Man öffnet. Es tritt eine dicke böhmische Köchin ins „Atelier“, wie Frau Melkenhuber ihren halbjinstern Salon nennt, in dem die Kostüme an Wänden und Stellagen wie Kraut und Rüben durcheinander hängen.

Als die Babuschka uns beide sitzen sieht, will sie, verschämt, nicht mit der Sprache heraus; aber die frühere Hilfsgarderobière zieht sie in die eine Ecke und nun faßt die dicke Küchenfee Courage.

„Mc, bitt' ich Ihne, Frau Melkenhuberische, möcht' ich eine „Schneekönigin“ machen, was hab'n's geliechen Stubenmadel unfriges.“

Die Maskenverleiherin weiß recht gut, in welchem Zustande sie das weiße durchsichtige Kleid zurückbekommen würde; sie redet der Babuschka also mit aller Energie ab, und zieht aus einer Kiste ein undefinirbares Etwas.

„Seg'n's, da is a Tauben! Das is a Kostüm für Ihnen! Sie san schön mollet, und a Jedes muß a Freude hab'n, wann er Ihnen anschaut.“

Das jettglänzende Antlitz Babuschkas strahlt vor Vergnügen.

„Also meinen's, daß ich mach ein Gefliegel, Frau Melkenhuberische?“

„Natürlich! Ich garantir Ihnen, Sie san die schönste Maske im Saale!“

Noch immer zögert Babuschka und zupft verlegen am Schürzenbandel.

„Aber wird Wenzel meiniges, was ise bei Deitschmeister, mi gleich erkennen — —“

Die Garderobière packt die Maske schon in ein mitgebrachtes Tuch von der Babuschka.

„S, freili! Wo denken's denn hin? Die Flügel verstellen Ihnen ja vollständig. Wo wird Ihnen denn der Wenzel in an Tauben suchen? — ja, wann's an Hähnd'l wär oder a Gansel, aber a Tauben — wann's heim kommen, so thun's die Flügel noch a bißerl über a kochtes Wasser halten, damit sie sich noch schöner kräufeln.“

Statt der „Schneekönigin“ nimmt Babuschka richtig die Taube. Beim Anprobiren kommt es zutage, daß die holde Küchenfee ein grobes Hemd trägt, dem die Farbe der Unschuld gewichen, daß aber auch die riesigen Konturen der Böhmin sich kaum mit äußerster Gewalt in den Taubenfrack pressen lassen.

„Gehte schon“ — nicht Babuschka eifrig — „wann geb' ich Wenzel meiniges den Nachtmahl allanig.“

Während die Köchin die verlangte Leihgebühr bezahlt und mit den Taubenflügeln zur Probe sich vor dem halbblinden Spiegel schmückt, läutet es wieder.

Ein junger Mann tritt herein; einige Pakete mit Pottendorfer Wolle unter dem Arme verrathen uns den Praktikanten; wir beide thun, als hätten wir seine Ankunft gar nicht bemerkt, weßhalb er muthig auf Frau Kalkenhuber zugeht.

„Ich habe neulich im Burgtheater einen Ritter gesehen, der mit'n Schwan kommen is, und eine Menge Federn auf'm Kopf gehabt hat, o Jessas, wie heißt er denn gleich? — 's war was von „grün“ dabei.“

Frau Kalkenhuber sieht verachtungsvoll auf den Jünger Merkurs herab, dann meint sie:

„Sie werden Ihnen wohl irren! Nicht im Burgtheater, herentgegen im Opernhaus hab'n's das gesehen, und der Ritter heißt „Lohengrün!“

Des Praktikanten Züge erhellen sich freudig.

„Richtig! Lohengrün — ich hab's halt vergessen!“

Jetzt verliert sich die kugelförmige Gestalt der Garderobière fast vollständig in die Tiefe einer bunten Trugel, aus der sie einen blanken Helm mit wallendem Federbusch, Stulpstiefel, ein rasselndes Schwert und einen weißen Mantel hervorbringt. Endlich nimmt sie von der Wand einen grünen Jägerrock, wie ihn wohl der Mag im „Freischütz“ trägt und „Lohengrün“ ist fertig.

Raum ist der junge Großindustrielle verschwunden, so stürmt ein zweiter Jüngling herein. Er will auch ein solches Kostüm haben; aber alle grünen Röcke sind fort — nur ein gelber ist noch da.

„Na, ich will a an grünen — das is nix — —“

„Aber, Sie Tschapperl“ — lächelt die Garderobière überlegen — „Lohengelb is ja viel feiner.“

Der Commis stußt. Endlich scheint ihm das einzuleuchten.

„Wirklich? Lohengelb — hm! mir scheint der Reichmann hat a an gelben Rock angehabt — ? —“

„Na, da jag'n Eßs! Ich sage Ihnen, Sie machen Effekt!“

Und Lohengelb zieht befriedigt seiner Wege — wenn auch ohne Schwan.

Ein neues Bild.

Im Rahmen der Thüre erscheint ein nicht mehr ganz junges Fräulein, den goldenen Zwickel auf der Nase und auf den kurz verschnittenen Locken den in gegenwärtiger Winteraison stark verwaisten großen Rembrandthut. Das Fräulein ist sichtlich eine fleißige Romanleserin; unter ihrem Arme stecken drei in rothen Maroquin gebundene Bücher, auch verräth es die gewählte und gezierte Sprachweise. Den Augenaufschlag des Fräulein Wessely kopierend, flötet sie:

„Hätten Sie nicht das Kostüm der Maria Stuart? Ich mache nur die Maria Stuart! Etwas anderes nehme ich nicht!“

Die Maskenverleiherin kommt nicht in Verlegenheit.

„Da haben Sie ganz recht, liebes Fräulein — wenn der Mensch mal an Gusto hat, soll er sich's was kosten lassen.“

Die Romanlejerin ist befriedigt, daß man ihre Ansicht betreffs der Stuart theilt.

„Ja, sehen Sie, ich war gewiß schon in zwanzig Maskengarderoben, aber ich kann das Kostüm nirgends bekommen.“

Frau Kelfenhuber zuckt verächtlich die Achseln.

„Ich bitt' Sie, was sind denn das meist auch für Leute, die Masken verleihen wollen: Schneider, Modistinnen u., die keine Ahnung von klassischer Bildung haben. Das ist bei mir was anderes. Ich war sechzehn Jahre im Burgtheater Garderobiere“ — hier wuchs die kugelrunde Gestalt mindestens um zwei Zoll — „man hat was gelernt — Studium gemacht — Sehen's, da haben wir hier eine Maria Stuart, wie's zum Tode auf'n Schafott geht.“

Und die Garderobiere zeigt ein hochrothes Sammeteschlepptkleid, das eine große moderne Tournüre rückwärts und an den Seiten Paniers hat.

„Aber — roth —?“ wagt die Verehrerin von Schottlands unglückseliger Königin zu fragen.

„Na freilich! — Haben Sie denn die Tage nicht die Zeitungen gelesen? Da hatt's doch schwarz auf weiß gestanden, daß die Maria Stuart sich, just um die Elisabeth zu ärgern, nudelsauber herausgeputzt hat, mit hochrothem Sammetkleid und rothe Handschuhe?“

Die beredte Geschäftsfrau bringt nun für die Kundin ein Kostüm zusammen, in dem man alle Jahrhunderte vereinigt findet. Ohne zu handeln legte die „Stuart für eine Ballnacht“ eine neue Bekehrnote auf den Tisch, und schreitet im Rothurnstolz davon, während die Garderobiere ihr noch nachruft:

„Vergeßen's nicht den Schleier übers ganze Gewand zu breiten — 's ist nur, daß man den großen Fettflecken auf'm cul de Paris nicht so sieht“ — fügt sie erläuternd, zu uns gewendend, hinzu.

Endlich kommt auch das Schanerl und mit ihm das Probirfräulein. Die blauen Dominos folgen zurück, weil die beiden Damen sich entschlossen haben, als fette Fliegen zu erscheinen.

Die hellblauen Atlaschleppen mit weißem spanischem Flieder sind wirklich neu, und ganz reizend, und Frau Melanie schlüpft gleich zur Probe in einen derselben, in dem sie sich ausnimmt, wie das Tüpfel über'm „i“.

Die Dominos hätten wir nun zur letzten Opernedoute — aber wird uns das Intriguiren und das Vergnügen dort nicht fehlen?

## Tippfächer.

Die Entdeckung der Kohlensäure durch Friedrich Hoffmann (geb. 1660 in Halle, studirte 1678—1681 in Jena, gest. 1743 in Halle) und dessen Nachweis der schädlichen Wirkung derselben auf das thierische Leben, erregte bei vielen deutschen Universitäten Aufstoß, als der Religion zuwider und an Gottlosigkeit grenzend. Zu jener Zeit versuchten etliche Jenaer Studenten in einem geschlossenen Gartenbause nahe der Stadt Geisterbeschwörungen, um mit überirdischer Hilfe einen Schatz zu heben und erstickten bis auf einen an den Dämpfen von Holzgasen, die sie in der kalten Beschwörungsnacht angezündet hatten, also nicht gerade an Kohlensäure, sondern an Kohlenoxydgas, das man damals noch nicht kannte. Der eine Gerettete berichtete von erschrecklichen Geräuschen, von Spulgebilden vor Ohren und Augen, als er die Besinnung verlor und man nahm allgemein an, daß der böse Geist die Verwegenen getödtet habe. Hoffmann gab zu, daß allerdings ein sehr böser Geist die jungen Leute in Versuchung geführt habe, nämlich der Geist der Habsucht und Thorheit, und daß ein sehr böser Geist, nämlich das Kohlengas (Spiritus mineralis), die Ursache ihres Todes gewesen sei. Er behauptete, daß letzterer Geist sie auch getödtet haben würde, wenn sie statt der Geisterbeschwörungen Psalmen gesungen hätten und sprach den Teufel von aller Schuld an diesem Vorfalle frei. Die theologische Fakultät, selbst Aerzte waren entsetzt über solch' haarsträubend verwegene Behauptung.

Das deutsche Rosenöl hat in den letzten Jahren ziemlich viel von sich reden gemacht und wird, je nach dem Standpunkte der Richterflatter, entweder für eine bloße Kuriosität ohne jeden Handelswerth, oder für ein Produkt von weittragendster Bedeutung erklärt, das endlich das orientalische Rosenöl verdrängen wird. Es dürften deshalb einige Notizen über diesen neuesten heimischen Industriezweig von Interesse sein. Der Plan, in Deutschland auf wissenschaftlicher Grundlage Rosenöl zu destilliren, rührt von der Leipziger Firma Schimmel und Comp. her, die im Jahre 1884  $3\frac{1}{2}$  Kilogramm darstellte. Gegenwärtig soll dieselbe Firma damit umgeben, diesen Versuch zu wiederholen. Ferner haben die Gebrüder Schultzeiß in Steinfurth in Hessen ein Rosenöl von solcher Qualität destillirt, daß es dem orientalischen ganz nahe kommt, doch ist noch unentschieden, ob die Herstellungskosten des deutschen Rosenöls eine Konkurrenz mit dem ausländischen gestatten. Die letztgenannte Firma hat 60 Ader Land mit Centifolien nur zur Destillation bebaut und es ist ihr auch gelungen, aus dem berühmten Rosen- und Rosenöl-Bezirk von Kasanlik eine Partie der dort benutzten Damascener-Rose zu erhalten. Ihre Blätter, die gleich nach dem Einsammeln destillirt werden, sollen von  $50\frac{1}{2}$  Kilogramm gegen 30 Gramm Del ergeben. Versuche, Rosenöl aus den Blumenblättern der Thee-, Bourbon- und Remontant-Rose zu gewinnen, hatten keinen befriedigenden Erfolg, da von ihnen erst  $129\frac{1}{2}$  Kilogramm etwa 30 Gramm Del lieferten. Das deutsche Rosenöl bildet glänzende Kristalle, die bei 28 bis 32° C. schmelzen, während der Schmelzpunkt der Kristalle des türkischen Rosenöls, wie Bauer angiebt, zwischen 11 und 16° C. liegt.

## Salon-Büchertisch.

### Martin Greiß:

#### Konradin, der letzte Hohenstaufe.

Trauerspiel in fünf Akten. Stuttgart, J. G. Cotta, 1889.

Wie in den Liedern, so offenbart sich auch in den Dramen Martin Greiß eine Dichternatur von vornehmer Eigenart. Die Muse Greiß vertieft sich mit Vorliebe in die tragischen Abgründe des Lebens. In Anlage und Ausföhrung seiner Dramen huldigt der Dichter des „Corfiz Ulfeldt“, des „Nero“, des „Marino Falieri“, des „Prinz Eugen“ den Grundföhlen eines gesunden Realismus. Nie sinkt er zum Kopisten gemeiner Wirklichkeit herab, ja er macht nicht selten von dem Rechte des Dichters Gebrauch, statt des ermüdenden realistischen Details, symbolische Abbreviaturen in künstlerisch wirkfamer Weise anzuwenden. Die Dramen der letzten Jahre: „Heinrich der Föwe“ und „Die Pfalz im Rhein“ bezeichnen einen Fortschritt des Dichters, der sich nun mit Stoffen beschöftigte, die ihn schon lange gelockt hatten und zu deren Bewältigung sein Talent besonders geschaffen scheint. Diesen beiden Hohen-

stausendramen, die mit großem Beifall aufgeführt wurden, hat er jetzt sein neuestes Stück: „Konradin, der letzte Hohenstaufe“ folgen lassen. Der letzte Hohenstaufe, der im Kampfe um sein gutes Recht unterliegt und auf dem Vulturgrüste zu Neapel stirbt, ist eine der tüchtigsten Gestalten der Geschichte, und sie wächst vor den Augen unseres Dichters zu tragischer Größe empor. In Konradin, wie ihn uns der tiefblickende Dichter schildert, haben die edelsten Eigenschaften des Geistes und Herzens einen verbängnisvollen Bund geschlossen. Es ist die Tragik des jugendlichen Idealismus, die uns hier vorgeführt wird. Meisterlich und mit eindringender Deutlichkeit hat der Dichter das Historische seines Vorwurfs, die typischen Repräsentanten der Zeit Konradins dargestellt; die Porträts Karls von Anjou, des abentenerlichen Konrad von Antiochien und anderer, sind von sprechender Lebenswahrheit. Wir begreifen, warum das Unternehmen Konradins mißlingen mußte, das nüchterne Urtheil stellt sich auf die Seite seiner Mutter, die ihn von dem Zuge nach Italien zurückhalten sucht. Aber wir begleiten den muthigen Jüngling, der kühn die von seinem Vorfahren übernommene schwere Aufgabe auf seine Schultern nimmt, und seinen edlen Leidensgefährten Friedrich von Oesterreich, mit tiefem Antheil auf ihrem schicksalsvollen Wege nach Italien. Das neue Stück hat einen lebhaften Puls; Schritt für Schritt werden wir durch neue Wendungen überrascht, die unser Interesse auf das Kommende spannen. Im dritten Akte wird z. B. Violante, die Tochter des Verräthers Fraugipani, eine Gestalt von Blut und Leidenschaft, in die Handlung eingeführt und der Dichter verknüpft mit einem glücklichen Griff das Los dieses Mädchens mit dem Geschick des unglücklichen Konradin. Der vierte Akt setzt die Schlacht von Tagliacozzo und deren unmittelbare Folgen meisterhaft in Scene. Die Höhe seiner Kunst erreicht der Dichter im fünften Akt. Wie schön ist das letzte Gespräch zwischen Konradin und Friedrich! Von erschütternder Gewalt ist das Auftreten der Mutter, die vor einem Madonnenbilde ihr Leid ausströmt und die später, vom Schmerz überwältigt, an der Leiche ihres Sohnes zusammenbricht. Diese Scenen gehören zum Mächtigsten und Schönsten, was Greif gedichtet hat. — Möge dem bedeutenden Werke der seinen Vorzügen entsprechende Bühnenerfolg zutheil werden.

J. Engensteiner.

**Das Buch von der Schwiegermutter.** Eine kulturhistorisch-humoristische Untersuchung. Von Dr. Adolph Kohut. Zürich, Verlagsmagazin (Schabelitz). Genanntes Schriftchen hebt nicht etwa einen neuen Stein auf, um ihn auf die vielverleumdete Schwiegermutter zu werfen, sondern es begreift vielmehr eine eklatante Ehrenrettung der würdigen alten Dame, daher es allen Schwiegerjöhnen und solchen, die es werden wollen, zur anmerkensamen Lektüre empfohlen sein mag. In sechs Abschnitten: „Der Kampf gegen die Schwiegermutter“, „Die Schwiegermutter in Literatur und Dichtung“, „Die Schwiegermutter in der Witzpresse und Anekdoten“, „Barocke Ansichten über die Schwiegermutter“, „Eine Schwiegermutter, wie sie nicht sein soll“, „Die Rehabilitation der Schwiegermutter“, beleuchtet der beliebte Verfasser sein interessantes Thema von allen Seiten und kämpft energisch gegen die seit uralten Zeiten bestehende und in neuerer Zeit zum modernen Spott und Elix gewordenen Verspottung der Schwiegermutter, ohne indessen dem eingewurzelten Vorurtheil in allen Fällen alle und jede Berechtigung abzprechen zu können. „Vielleicht“, heißt es gegen den Schluß des ritterlichen Plaidoyers, „finden sich noch andere, welche gleich mir gegen den unwürdigen Spott eine Lanze einlegen und den Zeitgenossen die Wahrheit des Sages vor die Seele führen, daß über Franenehre und Frauenwürde nicht gespottet werden dürfe und daß der Witz sich gewisse Schranken aufzulegen müsse.“

## Bildertisch.

### Einem Gruß an deinen Herrn.

Hier auf dieser Bank im Garten,  
So verschwiegen lausch'ig, still  
Will ich des Geliebten warten,  
Falls er heute kommen will.  
Sieh', da kommt sein treues Thier,  
Caro, hier!

Schmießt dich eng an meine Glieder,  
Während meine Hand dich streicht,  
Läufst dann suchend auf und nieder,  
Ist dein Herr ganz nah vielleicht?  
Trug er einen Gruß auf dir?  
Sag' es mir!

O, ich weiß, du kannst verstehen,  
Kluges Thier, was man Dir sagt.  
Möchtest du nicht zu ihm gehen  
Und ihm sagen, wenn er fragt:  
Eben schlug die Glocke vier,  
Ich wär' hier.

Wenn des Glückes Sonn' uns scheint,  
Hast du's gut, mein kluger Hund,  
Werden wir dereinst vereinet  
In beglücktem Ehebund.  
Ah, da kommt mein Offizier!  
Wache hier!

F. S.

## Die Eifersüchtige.

Ein Drama in Schnadahüpfeln.

Personen: Franzl, der Bub. Resi, seine Herzallerliebste. Katzi, das Schänkmaß.

1. Akt. In der Schänke.

Franzl (zu Katzi):

Du schwarzaugets Diandl,  
Wie stellst denn Du's a,  
Daß der Schelm aus Dein Augen  
So nausbligen la?

Und's Diandl hat Bier a,  
Und's Diandl hat Wei  
Und dem Buaben, dens gern hat,  
Dem schantl sie brav ei.

San unser drei Brüder  
Und i bin der Kleonst,  
Hat jeder sei Schaperl  
Und i hab die Schönst.

I ka bürschen und jagen  
Und Zither a schlagen  
Und bei lustigen Brüdern,  
Da kannst mi derfragn.

's muß nit grad b' Gambs  
Und a Hirsch nit grad sei,  
Die Diandln zwar schießt ma nit,  
Doch verschießt man si drei.

Und morgen und heunt  
San nit allweil guat Freund,  
Willst a Puffert vergebte,  
Laß mi's heut no derlebe!

Katzi:

Die Küß mach'n Flecken,  
Mei Muetta hat's g'lagt,  
Drum nehm i mi gewalt  
Vorm Küffen in acht.

2. Akt. Vor der Schänke.

Resi  
(die ibren Franzl in der Schänke belauscht hat)

Geb, schau nur, Du Schlechter,  
Lumpst, pumpst durch das Land,  
Thust schön mit dem Madel,  
Pui, is das a Schand!

Franzl:

Von mei Lumpen, mei Pumpen  
Hast freilich geredt,  
Redst allweil vom Sausa,  
Vom Durst redst Du net.

Resi:

Und Dei Lieb, wenn a Farb hät,  
So bild i mi ei,  
Schau, weil gar so viel gern hast,  
Ganz gscheidet müßt's sei.

Franzl:

Treu bin i, treu bleib' i  
Und treu is mei Sinn,  
Treu bleib i mein Schay,  
Weil i a Schönere net fin.

Resi (versöhnlicher):

Und a bissala Lieb  
Und a bissala Treu  
Und a bissala Falschheit  
Is allweil dabei.

Franzl (gärtlich):

A Ringerl am Fingerl,  
A Kranzerl im Haar,  
Und so gänga ma zum Pfarra,  
Schau, so wern mer a Paar!

**Adam und Evas Erbsünde.** Eine große Neuigkeit! Das zierliche Dämchen aus der Kolonozeit trägt sie brüßwärm der Freundin zu! Da giebt's ein Zischeln und Richern. Ja, es ist eine Wonne für manches Gemüt, sich recht auszufuchswagen auch auf Kosten des lieben Nächsten. Das war so zur Zeit unserer Urgroßeltern und das wird auch noch so sein zur Zeit unserer Urenkel.

Bei den Frauen ist das Schwagen, eine Erholung, eine Übung. Man kommt zusammen, es wird ein halbes Stündchen Kaffee getrunken, dann ein halbes Stündchen musiziert, dann ein halbes Stündchen gespielt, dann ein halbes Stündchen geschwätzt und manch guter Ruf geht dabei zugrunde. Saphir schildert diese Epidemie der Weiber beiderlei Geschlechts sehr lebendig, wenn er sagt:

Da sind wir in einem Kaffeezimmer. Ein paar Frauen aus dem Mittelalter, mit altdeutschen Zungen, mit Tartischen-Zungen, ein paar Mädchen, drei, vier Töchter des Hauses, die den Zügel ihres Lebensfrühlings in die Männerwelt hineinplattern lassen wie ein Nothsignal von einer Festung, die sich auf Snab' und Ungnab' ergeben will, ein paar Freundinnen, ein paar schöne Freundinnen, die man zwar wegen ihrer Schönheit nicht leiden kann, die man aber doch an sich zieht, weil sie dieser und jener gerne sieht und man diesen und jenen gern bei sich sehen möchte — —; und ein paar Glacémänner, Ballmänner, geschmeidig, dehnbar, zähe und — am Ende stets lebem. Nun geht's los, die Frauen reden erst von allen Leuten gutes, nichts als gutes! Allein dann kommt das — „Aber!“ So ein „Aber“ ist ein kleines Wort, aber die Frauen lehren darauf um wie ein geschickter Rutscher auf einer Suppen-schüssel. „Aber“ ist der gefellige Schnappgalgen, darauf zappelt sich die ehrlichste Reputation zu Tode. „Aber“ ist der Wendepunkt des Krebses, von diesem „Aber“ an geht alles gute, was man von einem gesagt hat, zurück, und wird zu lauter Scheeren, die den lieben guten Namen zerschneiden und zerwickeln!

Auf einem „Aber“ schlagen die längsten Weiberzungen einen Kreisel. Wehe dem ehrlichen Menschen, über den ein gewisses Weiber-Aber hinfährt, er ist gerädert auf sein Lebenslang! — Aber dieses „Aber“ ist Honig und Milch gegen die „Beunns“ der Männer.

Bei gewissen Frauen ist das „Aber“ romantisch, sie reden schlechtes von dem unschuldigsten Menschen, aber sie hüllen es ins fabelhafte, sie stellen sich, als wenn sie nicht daran glaubten, sie umgeben es mit einem: „ich kann's gar nicht glauben“, — „so will die böse Welt sagen“, — „es ist gewiß übertrieben“, u. s. w. Kurz, gewisse Frauen verleumben romantisch, es ist ein Ribelungenlied, eine Tradition; aber viele Männer betreiben es historisch, sie verleumben geschichtlich, gründlich, klassisch. Sie haben alles selbst erforscht, ergründet, sie geben die Quellen an, sie haben darüber nachgedacht, sie verleumben wie die Tacituffe. Kurz, aber blüdig!

Drängen wir uns jetzt ein bißchen in ein „Verleumdungs-Picknick“, das ist ein wohlfeites, unschuldigtes Vergnügen. Es kommt einem nicht gar zu hoch! Jeder bringt eine zugerichtete, eine gut zugerichtete Verleumdung mit; und dann verzehrt man alles durcheinander. Es ist ein liebenswürdiger Spaß! Der eine bringt einen heiß-abgekochten Ehemann, gepöckelt mit erfundenen Schändlichkeiten, mit erdichteten Liebshäften; der andere bringt eine hübsche, junge Frau, recht in der Blüthe von Verleumdung, mit allen Pfefferkörnern der schändlichsten Anschuldigungen; wieder ein anderer bringt ein junges, zartes Mädchen, delikat gebraten am Spieß der Verdächtigung, mürbe gebraten auf den gelinden Kohlen, die man auf ihr schönes Haupt sammelte; der vierte bringt einen pikanten Skandal von einem seiner Busenfreunde, mit dampfenden Trüffeln aus seiner eigenen Küche.

Sie werden fragen, meine holden Leserinnen, woher jetzt das Verleumben der jungen Männer so überhand nimmt? So muß ich Ihnen erwidern, aus dem gänzlichen Mangel an Bildung! Aus dem Mangel, den der größte Theil unserer männlichen Jugend an geistiger und moralischer Nahrung bekam, aus ihrem Unvermögen, sonst eine Konversation zu führen, aus der bejammernswerthen Verlegenheit, in welche sie gerathen, wenn sie in einer gebildeten, geistreichen Gesellschaft mit an dem großen Triebrad der allgemeinen Geselligkeit treten sollen, aus der bemitleidenswerthen Aengstlichkeit, die sie befällt, wenn sie ein sittsames, wohlgezogenes, feingebildetes Mädchen nur fünf Minuten unterhalten sollen, ohne vom letzten Ball, vom vorletzten Cotillon und von ihrem eigenen Reitpferd zu sprechen; aus der totalen Un-

möglichkeit, einem Frauenzimmer gegenüber, welches Sinn hat für den geistigen Kern der Konversation, für die edlern Bestandtheile des Gesprächs, für einen heiteren und inhaltsvollen Ideenaustausch im geselligen Kreise, sich auch nur eine Viertelstunde lang interessant erhalten zu können. Aus dieser innern geistigen Hohlheit und aus dieser moralischen Wässerigkeit ihres Ichs entspringt das instinktmäßige Bedürfnis, sich doch auf irgend eine Weise geltend zu machen, auf irgend eine Weise mit beizutragen zur Gesellschaft, und da sie aus eigenem Geist- und Herz-Säckel gar nichts liefern können, so spießen sie gute Namen auf die Konversationsnadel, um sie entweder zum Späße der Gesellschaft zappeln zu lassen, oder um sich einen Werth geben zu wollen. Was soll man dagegen thun? Man schweigt und lächelt, denn: „Da müßt' es gar viel Kleister geben, wollt man aller Leute Maul verkleben!“

**Gemsen auf der Flucht vor dem Adler.** Die Gemsen, welche vom Adler erschreckt werden, nehmen so schnell Reißaus, daß selbst der einst so berühmte Schnellläufer Fritz Käpernick ihnen nicht nachkommen könnte. Da der Sprung einer Gemse 22 Fuß betragen kann, so kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie schnell die kühnen Springer die größten Hindernisse des küstereichen Alpenterrains überwinden. Ueber die steilsten Klippen läuft die Gemse mit größter Sicherheit und in wenigen Sägen erreicht sie die steilste Höhe. Der Adler ist nächst dem Jäger der schlimmste Feind der Gemsen. Er erspäht die ruhig weidenden Thiere und stürzt wie ein Blitz aus heiterem Himmel hernieder auf die erschreckte Herde. Der gewaltige Raubvogel ergreift, noch ehe die Mutter es abwehren kann, einige Zicklein und kein Berggeist schützt mit seiner Götterhand das gequälte Thier. Aber hoffentlich hat in unserm Falle das kluge Leitthier, die „Berggais“, den furchtbaren Feind bemerkt. Wenn das Leitthier Gefahr wittert, so pfeift es hell auf, stampft mit einem der Vorderläufe auf den Boden und beginnt sofort die Flucht, worauf ihm die ganze Herde im Galopp nachfolgt.

**Druckfehler-Berichtigung.** In die kleine Erzählung „Stöcken“ (Heft V, Jahrgang 1889) hat sich gleich am Anfange ein Druckfehler eingeschlichen. Es muß nicht heißen: „spielten zusammen, sondern hielten zusammen.“





## Neueste Moden.

### Nr. 1. Haartracht.

Man theilt das Haar von der Stirn bis in den Nacken in zwei Hälften, um diese keidsame Frisur herzustellen. Jede dieser Hälften wird nach innen gerollt und



Nr. 1. Haartracht.

mit einander verbunden. Die nach vorn fallenden Enden werden zu kleinen Pöckchen gekräuselt und vermittels einer Agraffe hochgesteckt. Unter diesen befinden sich die  
Der Salon 1889. Heft VI. Band I.

natürlichen oder auch künstlich angebrachten Stirnlöckchen. Unter den nach oben gedrehten Haarsträubnen ist auch noch ein nach unten herabhängender Strähn beliebt, welcher bei Haarmangel durch einen künstlichen Strähn leicht ersetzt werden kann.

### Nr. 2. Winterhut für junge Mädchen.

Der sehr breite Rand des grauen Filzhutes ist mit Vorde eingefaßt. Den



Nr. 2. Winterhut für junge Mädchen.

niedrigen Kopf umgeben schräggestellte, hochstrebende schwarze Flügel und Band-schleifen.

### Nr. 3. Winterhut.

Der helltaubalfarbene, runde Filzhut hat eine breite Krempe und flachen Kopf, um welchen als einziger Auszug eine Boa aus gekrümmelten Straußfedern geschlungen ist. Das eine Ende derselben ist am Hinterkopf, einer Feder gleich, hochstehend

befestigt. Das andere Ende ist von dort aus nach vorn genommen und um den Hals geschlungen.

Nr. 4. Anzug aus kupferfarbiger broschirter Seide und schwarzem Spitzenstoff.  
Auf einem, in gleichmäßige Falten gelegten ersten Rock aus schwarzem Spitzen-



Nr. 3. Winterhut.

stoff befinden sich von der Taille aus bis an den untern Rand des ersten Rockes reichende, glatt herabfallende, unten gefaltene Theile aus broschirtem Seidenstoff, welche dort denselben frei lassen. Die nach dem Rücktheil reichenden Theile sind in tiefe Falten gelegt. Das vorn herabgehende, unten schmaler werdende Theil ist am untern Ende etwas verkürzt und endigt mit einer schönen Seidenfranse. An den Hüften befinden sich breite Taschen, welche an der untern Querseite mit Ebenisse-

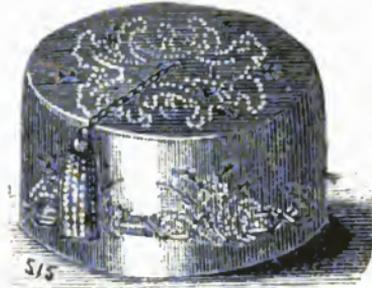
Fig. 4. Gungu aus Inverfarbiger Kreidstirer  
Gerte und schwarzen Spitzenstoff.

Fig. 5. Gungu aus Groben und Zell mit  
himmelblauen Blumen bedeckt.





fransen und Pflöcken besetzt sind. Die aufliegende Taille aus Seidenstoff ist vorn jackenartig über einem bis zur Taille herabreichenden Faltenlag aus schwarzem Spitzenstoff offen, welcher unten in einer Kofette endigt. Kurze Ellbogenärmel mit



Nr. 6. Mütze für Herren.

Spitzenfalten an der Schulter und kleine Kofette am untern Rand. Helle Handschube.

Nr. 5. Anzug aus Crêpon- und Tüll mit himmelblauen Blumen besetzt.

Der erste Rock aus Crêpon ist völlig glatt. Der auf demselben befindliche zweite Rock aus besticktem Tüll bildet an den Seiten eine vorn hochgehende Dra-



Nr. 7. Morgenjacket aus himmelblauem Surab.

perie, welche mit einem, in eine scharfe Spitze nach unten ausgehenden Theil aus besticktem Crêpon bedeckt ist. Eine schöne Ebenillequaste, die bis zum Rand des Rockes reicht, beendigt diesen Theil. Im Rücken ist der Tüllrock, in Falten gereibt,

der Taille angelegt und in der Mitte etwas emporgerafft. Eine breite gestickte Kante umgiebt denselben Anliegende Taille und Ärmel aus Crêpe. Die Vordertheile der Taille sind am Hals wenig ausgeschnitten und reichen über der Brust etwas übereinander; nach der Taille zu treten die Theile zurück und lassen ein unter denselben befindliches, auf einer ausgeschnittenen Untertaille befestigtes, in Falten gezogenes Unterhemdchen aus Tüll frei, welches am Taillen-Abschluß mit einer Ebe-



Nr. 8. Handschuh für heiße Griffe an Plätteisen etc.

nillrose bedeckt ist. Mütze am Hals und untere Ärmelverzierung sind von Tüll. Gelbe Handschuhe. Blumen im Haar.

#### Ar. 6. Mütze für Herren.

Man fertigt dieselbe aus Tuch oder Sammet und besetzt sie mit farbiger



Nr. 9. Kleid für Kinder von 4 bis 5 Jahren.

Seide im Kettenstich. Das Seidenfutter ist leicht mit Watte versehen und abgesteppt. Am untern Rand bestet man noch überdies einen Lederstreifen ein. Eine schöne Seidenquaste mit Schnur ist oben in der Mitte befestigt und hängt an der Seite herab.

#### Ar. 7. Morgenjacke aus himmelblauem Surah.

Die lose anliegende Jacke hat an den Vordertheilen einen breiten, geraden Einsatztheil aus kleinen Quersalten, die mit gesticktem Zwischenfay abwechseln. Den un-

tern Rand umgeben zwei schöne, breite, cremefarbige Spitzenfalbeln. Eine andere Falbel ist an der rechten Seite herab spiralförmig angelegt. Den kleinen Stehkragen bedeckt eine gleiche glatt aufgesetzte Spitze. Die weiten, eben in Falten gereihten Ärmel haben am Außenrand, von der Schulter herab, einen Einsatzstreifen, welcher auch unten den Ärmel begrenzt und denselben mit einer breiten Spitzenfalbel zum Abschluß bringt.

**Ar. 8. Handschuh für heiße Griffe an Plattenisen u.**

Auf einem länglichen Rund aus Krapprothem oder auch blanem Tuch werden zwei Zweige in altrosa oder stahlblauer Seide in Violet, Rosa, Grün und Bronze-farben gestickt. Ist die kleine Stickerei beendigt, so versieht man das Rund mit einem durchstüpften Wattfutter, schlägt die Ränder nach innen, zieht dieselben etwas ein, so daß eine kleine Höhlung wird und setzt zur Befestigung eine Schnur an.



Ar. 10. Anterrock.

**Ar. 9. Kleid für Kinder von 4 bis 5 Jahren.**

Ueber einem Faltenrock aus rothem Surah befindet sich eine lose, vorn offene, lange Blouse mit breitem Matrosenkragen. An diesem Kragen, sowie an den offenen Vordertheilen herab ist eine kleingefaltete, sehr kraus angelegte Falbel aus rothem Surah angebracht; auch die losen Ärmel haben unten einen gleichen Besatz. Die offenen Vordertheile werden mit einem glatten, gleich der Blouse aus weißem Wellenstoff angefertigten Lätzchen ausgefüllt. In der Taille wird dieselbe mit einem breiten, lose umgelegten und vorn mit einer silbernen Schnalle geschlossenen Gürtel zusammengehalten.

**Ar. 10. Anterrock.**

Die glatten Vordertheile des Rockes haben einen schürzenartigen Besatz aus weißem und frischgrünem Taffetrischen, welche auch den unteren Rand des Rockes umgeben. Dieser aus frischgrünem Taffet angefertigte Rock ist mit weißer Seide in Vierecken durchstüpft. Der glatte, weiße Bund ist mit gleichen Bändern versehen.



UNIVERSITY OF MICHIGAN



3 9015 06578 0572



